Wolf

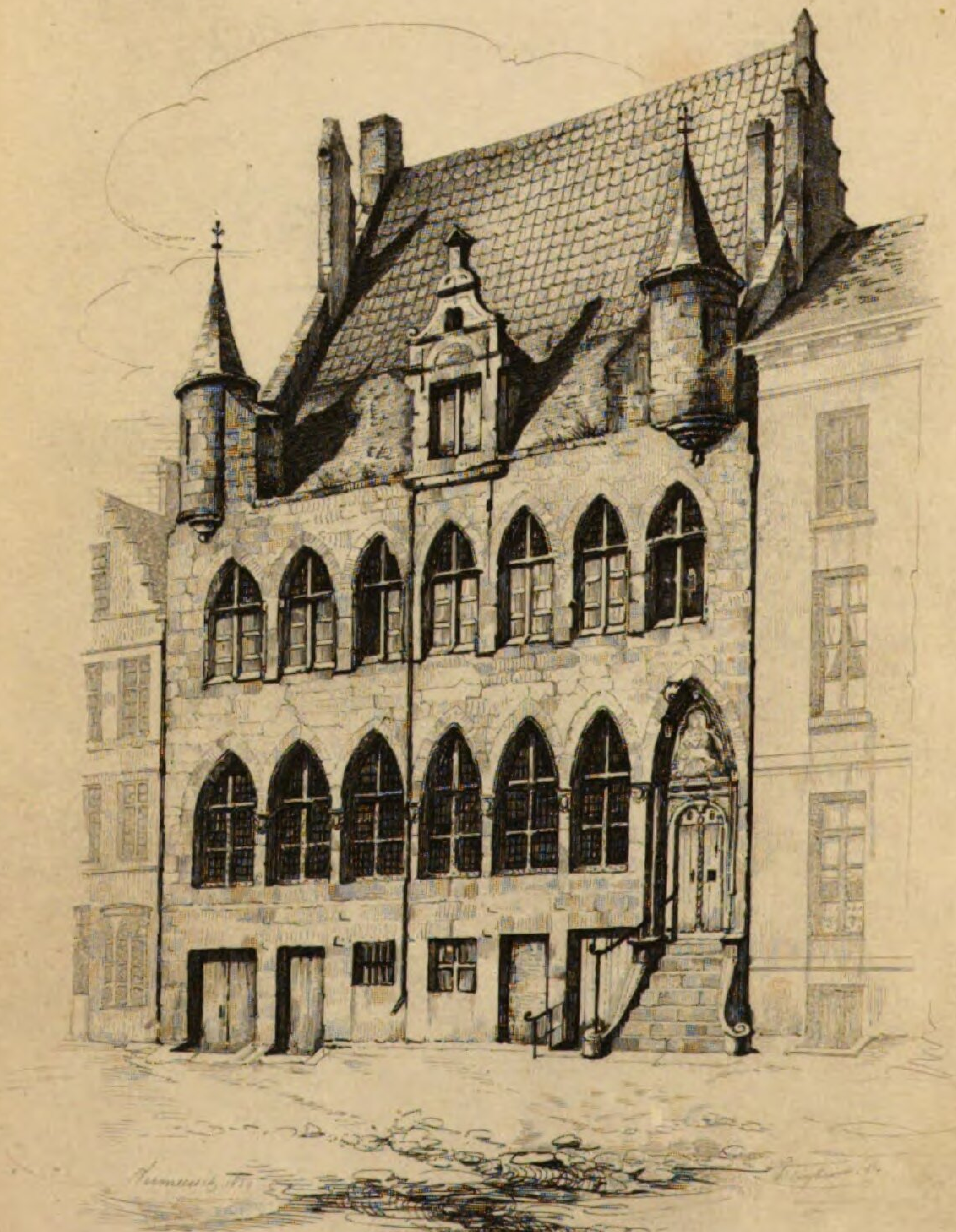
P. o. germ.
1636 h

ANSTREICHG.

<36604757340010
<36604757340010
Bayer. Staatsbibliothek

Deutſche Mårchen und Sagen.

zu Seite 198.



Deutsche
Märchen und Sagen.

Geſammelt und mit Anmerkungen begleitet

herausgegeben

von

Johannes Wilhelm Wolf.

Mit drei Kupfern.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1845.

BIBLIOTHECA MONACENSIS.
334. D.
Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

J. F. Willems

geweiht.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Meinem am Schluſſe der Vorrede der Niederländiſchen Sagen gegebenen Verſprechen gemäß, folgt hier eine kleine Sammlung deutſcher Sagen, denen ich einige Märchen voranſetzte. Ich beſchränkte mich nicht auf Deutſchland, ſondern nahm auch die Niederlande hinzu, und da lieferte vor Allem Belgien, welches ich fortwährend bewohnte, wieder reiche Ausbeute; der größte Theil der aus dem Volksmunde geſchöpften gehört dem Letztern an, der wenigen dieſer Quelle in Deutſchland entnommenen konnte ich nur mit Noth durch Correſpondenzen habhaft werden. Die aus Büchern ausgeſchriebenen ſind dagegen meiſt deutſche; dieſer würden be-

deutend mehr ſein, wenn mir deutſche Bibliotheken zu Gebote geſtanden hätten, doch ſo glücklich war ich nicht; mühſam mußte ich die ſpärlichen Aehren, welche ich als dünne Garbe biete, aus ältern Niederländern zuſammenleſen. Da kam mir beſonders Simon de Vries prächtig zu ſtatten; ſeine unter den Titeln: Hiſtoriſche Ocean, De Satan in syn weſen, aart, bedryf en gurychalſpel; Wondern en Wondergevallen op, in en omtrent de Seen u. ſ. w. erſchienenen Sammlungen von Geſchichten aller Art waren eine koſtbare Mine für mich und nur ſchmerzlich vermißte ich ſeine übrigen Werke, die ich trotz aller dafür angewandten Mühe nicht aufzutreiben vermochte. Was mir in dieſer Beziehung zu thun unmöglich war, das darf ich jedoch nun ruhig Andern überlaſſen, namentlich den beiden Ueberſetzern der Niederländiſchen Sagen, Herrn Doorenboſch und Dykſtra in Groningen und Leeuwarden. Unmöglich hätte die Arbeit in gewiſſenhaftere und ſorgſamere Hände fallen können und gern bekenne ich, daß ſie in Bezug auf die Quellenangaben bei den hiſtoriſchen Sagen das deutſche Original weit hinter ſich

läßt; ſtehen doch den Verfaſſern auch ſo reiche Mittel zu Gebote. Hoffentlich werden ſie in einer Nachleſe noch Manches bringen, was ich zu bringen nicht vermochte, und darin gewiß auch recht viel Mündliches aus Friesland.

Holland hat eine Art von Antipathie gegen das kräftige und ſeine Eigenthümlichkeiten ſo treu bewahrende Frieſenvolk; nur verachtend und über die Schultern ſchaut es dieſes an. Die Frieſen hängen mit zu warmer Liebe an dem Boden, der ſie geboren werden und reifen ſah, an ihren Rechten und Freiheiten, ſo klagt der Holländer, und allen Anſtrengungen zum Trotze laſſen ſie ſich nicht verhollandern, dieſe „freien Frieſen," wie ſie ſich nennen. Dies iſt übrigens ſehr leicht begreiflich, denn ein Frieſe würde ſich verhollandert ungefähr ſo ausnehmen, wie ein begeiſterter Kämpe aus Lützows wilder Jagd in Zopf und Allongeperücke, und zu ſolchen Caricaturen will kein Frieſe ſich hergeben. Auf die Weiſe ſtehen die Provinzen Hollands Friesland immer noch ferne und faſt in demſelben Verhältniß zu einander, wie einſt vor

der Revolution der Norden und Süden der Niederlande; nur ſind es andere Motive, welche die Kluft zwiſchen beiden bilden. Wie ſehr viel die holländiſchen Germaniſten für unſer Alterthum aus Friesland hätten holen können, ſo ſehr wenig nutzten ſie dieſe Quelle; ſie hätten ſich zu tief bücken müſſen. Trotz all dem, was in Deutſchland für frieſiſche Alterthümer durch Richthofen, Rask und Grimm geſchah, ſtehen die Holländer noch ſo theilnahmlos da, als wäre Friesland eine öde Haide und auch nicht eine Haideblume von da zu holen; nur hier und da ſtößt man in den Werken der Holländer auf ein frieſiſches Wort oder auf ein bis zum Ekel wiederholtes und ewig abgeſchriebenes Citat. Dieſer Zuſtand wird aber fortdauern, ſo lange Deutſchland ſich den Frieſen nicht enger anſchließt, ſo lange es nicht eben ſo ehrlich in die Hand ſchlägt, welche ſie uns bieten, als wie ſie uns dieſelbe bieten.

Jemehr aber Holland ſich alſo von Friesland abwendet, um ſo kräftiger wirkt dies für ſich und die Werke Magnins und anderer frieſiſchen Gelehr-

ten geben uns die gegründetſte Hoffnung, bald von dort aus unſerm Alterthume vor Allem die reichſten Beiträge zuſtrömen zu ſehen. Belege dafür gedenke ich nächſtens in einem andern Buche zu liefern.

Wie bei den Niederländiſchen Sagen, ſo war ich auch bei dieſer Sammlung aufs Thätigſte durch meine wackern flämiſchen Freunde unterſtützt. Jules de Saint Genois, nun Profeſſor, Bibliothekar an der Genter Hochſchule, überließ mir bereitwillig eine ganze Reihe von mündlichen Ueberlieferungen; der thätige H. van de Velde, ſowie ſeine Brüder, Jaek und Adolf trugen die ſchönſten der Märchen und außerdem viele Sagen bei, gleichfalls brachten Snellaert und Serrure, Dr. Coremans, Ecreviſſe, Blommaert, J. van den Boſche u. a. m. mir manches.

In Bezug auf die Ordnung, in welcher die Sagen ſich folgen, bemerke ich, daß ich die hiſtoriſchen Sagen, deren ich nur wenige hatte, zwiſchen die andern einſtreute; übrigens folgen ſie ſich, wie die Niederländiſchen, an loſem Faden.

Augenblicklich getrennt von meiner Bibliothek und meinen Collektaneen, konnte ich die Anmerkungen nur ſpärlich ausſtatten; dies war mir um ſo ſchmerzlicher, da ich juſt für ſie ſo reich geſammelt hatte, daß ſie füglich eine eigene, von der Sammlung getrennte Zugabe hätte bilden können; ich werde aber, was hier verſäumt worden, bald auf anderer Seite nachholen.

Cöln, am Oſtermontage 1845.

Johannes Wilhelm Wolf.

Inhalt.

Nummer		Seite
1.	Das goldene Schloß	1
2.	Vom dummen Peter	6
3.	Das wilde Schwein	16
4.	Das verrathene Geheimniß	21
5.	Jan der Dieb	30
6.	Klein Däumchen	37
7.	Die ſchöne Königstochter im Garten	39
8.	Vom glücklichen Schuſter	41
9.	Das kleine alte Männlein	43
10.	Von Piet Jan Clas, der den Tod ſuchte	47
11.	Die betrogenen Schelme	52
12.	Der fleißige und der faule Fiſcher	59
13.	Der Zwergenberg	66
14.	Von dem glücklichen Schäfer	68
15.	Die drei Schweſtern	73
16.	Jan im Himmel	75
17.	Von Elig dem Schmiede	77
18.	Die Eiſenkerle	79
19.	Die beiden Bräute	83
20.	Ohneſeele	87
21.	Der kühne Sergeant	93
22.	Dreizehn	105
23.	Die dankbaren Thiere	112
24.	Jack mit ſeinem Flötchen	115
25.	Von dem Schiff, das zu Waſſer und zu Lande fuhr	121
26.	Von vier Wunſchdingen	127
27.	Das Feuerſchloß	134
28.	Des Teufels drei Federn	141
29.	Herr Halewein	143
30.	Die ſchlimme Herberge	145
31.	Vom Schelfiſch	148
32.	Hühnchen mit einem Bein	149

Nummer		Seite
33.	Von den vier diebiſchen Studenten	150
34.	Die Kröte	151
35.	Die Schlange am Halſe	153
36.	Ich liege im Säckelchen	154
37.	Der trunkene Peter	—
38.	Vom guten Jandchen und dem böſen Miekchen	155
39.	Lügenmärchen	157
40.	Vom Breitöpfchen	158
41.	Wie Albertus Magnus einen Neugierigen ſtrafte	160
42.	Mutterthränen	162
43.	Heilige ſtreiten um den Lokerbach	163
44.	Die Hand im Stein zu Olsberg	164
45.	Der Teufelsſtein im kölner Dome	165
46.	Drache im Blitz zu Köln	—
47.	Das verſunkene Kloſter	166
48.	Die verſunkene Templerkirche zu Aachen	167
49.	Der Teufelspütz zu Aerſeele	168
50.	Der Teufelspütz zu Oultre	—
51.	Beſtrafte Willkür	170
52.	Der ſchwere Hund zu Lübeck	171
53.	Das weiße Kanin zu Dendermonde	172
54.	Kaninchen zeigt den Schatz	—
55.	Kaninchen auf dem Kirchhof	173
56.	Seele als Vogel	174
57.	Geiſt erlöſt	175
58.	Die baſeler Nachtigall	176
59.	Roſe wächſt aus des Todten Mund	177
60.	Goldwurz blutet	178
61.	Spinnweibchen in der Linde	—
62.	Jan Aartenboimke	179
63.	Weiße Frau zu Stammheim bei Köln	—
64.	Weiße Frau in Soeſt	180
65.	Der Elben und Zwerge Töpfe und Pfeifchen	181
66.	Zwerge auf dem Hopfenſöller	182
67.	Das Zwergloch zu Weingarten	—
68.	Der Zwerglein Hülfe	183
69.	Die Lappländer zu Langdorf	184
70.	Mützchen	187
71.	Der Hinzenthurm zu Aachen	—
72.	Nievelmännchen und Duwelmännchen	189
73.	Zwergloch bei Osnabrück	190
74.	Das ſchwarze Männchen	—
75.	Die Bergmännchen im Oberbieberſtollen	191
76.	Engel ſchauen	192
77.	Waſſerteufel im Tabakfeld	193

Nummer		Seite
78.	Kind im Waſſer	194
79.	Die Neckerſtraße zu Ypern	—
80.	Das Stroh des Nixes	195
81.	Des Nixes Füße	196
82.	Nix zu Gent	198
83.	Der Nix zu Nieupoort	—
84.	Nix zu Laibach	199
85.	Der Waſſerteufel und die ſieben weißen Geſpenſter	200
86.	Die Jungfrau auf dem Milſenberge	201
87.	Die verwünſchte Jungfrau auf der Scheibenflüh	—
88.	Waldisbalm	—
89.	Sage vom glücklichen Berge	202
90.	Sankta Drilla	—
91.	Der lange Mann bei Köln	203
92.	Rieſen zu Wetteren und Laerne	204
93.	Die weiße Rieſenfrau zu Kortryk	—
94.	Reiſſenſtein	205
95.	Todesrieſe zu Efferdingen	206
96.	Karlſtadts Tod	207
97.	Tod vorherſagender Weiher	208
98.	Felſen löſt ſich	—
99.	Sankt Severins Kaſten in Köln	—
100.	Das fromme Knäbchen zu Speier	209
101.	Biſchof Conrads von Würzburg Tod	210
102.	Die Fiſche im See zu Ulmen	—
103.	Ruf der Sterbenden	211
104.	Pilgrim ſtirbt	—
105.	Herzog Rudolf vor Gottes Richterſtuhl berufen	212
106.	Von vielen Andern, welche gleicherweiſe vor Gottes Gericht geladen werden	—
107.	Wie Graf Wilhelm von Jülich ſtarb	215
108.	Bertolf von Zähringen	216
109.	Feindſchaft auch nach dem Tode	217
110.	Die Gereonskiſte in Köln	—
111.	Korn verwandelt	218
112.	Das verzehrte Getreide	220
113.	Getreide gelobt und nicht gegeben	221
114.	Das Schloß von Vinderhouthem	222
115.	Diebe vom Galgen dienen dem Herzog	224
116.	Todter zu Tiſche geladen	225
117.	Selbſtmörder kehrt wieder	226
118.	Des todten Wucherers Speiſe	227
119.	Wie es mit der Seele des Landgrafen Ludwig erging	228
120.	Der umwandelnde Prieſter in Sankt Bavo zu Gent	229
121.	Prieſtergeiſt im kölner Dome	230
122.	Spukender Mönch	231
123.	Der verwünſchte Bürgermeiſter	233
124.	Entmann Timphut	—

Nummer		Seite
125.	Stiefel	234
126.	Die Bauern im Telterbuſch	—
127.	Spuk zu Lütkenbeck	—
128.	Die Männermörderin	235
129.	Das alte Mütterlein und die Katzen	—
130.	Verbannter Geiſt	236
131.	Spukgeiſt im Kloſter Wertet	—
132.	Gib mir meinen Kopf wieder	238
133.	Dieb will ſeine Haut wieder haben	—
134.	Doppelgänger	239
135.	Geſpenſt als Ehemann	240
136.	Zwei Geiſter	241
137.	Reiſe nach Jeruſalem	242
138.	Der Spielmann zu Sankt Gallen	245
139.	Beſchwörer in Strasburg	246
140.	Wagen mit Katzen beſpannt	248
141.	Hufeiſen auf Händen und Füßen	—
142.	Sieben Hexen	251
143.	Siebente Hand	252
144.	Hexe verarmt	—
145.	Das Zauberweib zu Aſſenede	254
146.	Dukaten verloren	255
147.	Dreikreuzmeſſer	257
148.	Hänschen Zimmermann und die Katzen	258
149.	Katzentanz um die Schützenſtange	259
150.	Lichtchen auf dem Baum	260
151.	Die Katzenlinde zu Auweghem	261
152.	Kätzchen unter der Bütte	263
153.	Das ſchwere Kätzchen zu Gent	264
154.	Klaren Mondſchein trinken	265
155.	Der Spielmann auf dem Galgen	266
156.	Zauberſchloß bei Werwick	267
157.	Die verzauberte Jagd	—
158.	Hexenpütz	268
159.	Zaubernadeln	269
160.	Zaubereier	270
161.	Zauberſchlaf	272
162.	Wie die Hexen erkannt werden	273
163.	Apfel bricht den Zauber	274
164.	Feuer verräth die Hexe	275
165.	Klagende Stimme	276
166.	Johannes Teutonicus	—
167.	Wie Albertus Magnus gelehrt und wieder dumm wurde	277
168.	Albertus Magnus rettet den Papſt	279
169.	Duns Scotus	280
170.	Doctor Fauſt	—
171.	Hecke und Alene	281
172.	Unſchuldige gehangen	282

Nummer Seite
173. Gottvertrauen belohnt 284
174. Arkenbald von Burde 285
175. Die knienden Eſel 287
176. Die Monſtranz zu Loochriſti 288
177. Das Kreuz in der Sankt Georgskirche zu Köln 289
178. Steinerner Chriſtuskopf ſchwimmt . . . . —
179. Das ſchwarze Kreuz in der Kirche Sankt Maria im Capitol zu Köln 290
180. Das Kreuz zu Wenduine . . . . —
181. Der hölzerne Gott zu Paſſchendale 291
182. Die auswandernden Heiligen 293
183. Sankt Michael fliegt vom Wudinsberge weg 296
184. Das Marienbild im Dom zu Speier 297
185. Unſere liebe Frau vom ſchiefen Halſe zu Nieupoort . . 298
186. Die Magdalena im Park zu Brüſſel . . . . —
187. Das Kreuzchen im Weißen-Frauenkloſter zu Köln . . 299
188. Das Gnadenbild in der Marie-Ablaß-Kapelle zu Köln —
189. Kurfürſt Gebhards Bildniß zu Lechenich 300
190. Das verlorne Kind 301
191. Gottes Blut 302
192. Pfeil gegen den Himmel geſchoſſen 304
193. Die Halsbrecherbrücke zu Gent . . . . —
194. Der ſchwarze Hund zu Beinen 305
195. Sankt Gudulen Grab beſtohlen 306
196. Bettlers Fluch 307
197. Der verfluchte Wald bei Hanau 308
198. Kind aus dem Knie . . . . —
199. Von Mäuſen gefreſſen 309
200. Peſt zu Trier 310
201. Der Brand von Ronſſe 311
202. Streit um die Sonne 312
203. Wagen in der Luft 314
204. Der Höllenwagen zu Zelſate . . . . —
205. Der feurige Wagen und die Nonne ohne Kopf zu Köln 315
206. Der Mann ohne Kopf in den Begynenſleyden . . . . . —
207. Jäger verſchwindet 317
208. Spukfrau in der Johannisnacht . . . . —
209. Die Jungfrau auf der Ziege 318
210. Die weiße Jungfrau zu Heivens 319
211. Weiße Jungfrau bei Düren . . . . —
212. Die weiße Frau 320
213. Die weiße Frau auf dem Schloſſe Neuhaus . . . . . . —
214. Geſpenſt erſcheint dem Attila 322
215. Das Weib im Walde 323
216. Spuk am grünen Teiche 324
217. Der Grenzpfahl . . . . —
218. Nixenweib 325
219. Der Schinken . . . . —

*

Nummer Seite
220. Feurige Landmeſſer 326
221. Die weißen Frauen necken. . . . . . . —
222. Der Kuhkopf zu Altenberge 327
223. Friedrich von Kelle . . . . —
224. Weißer Geiſt zu Nürnberg 328
225. Der Geiſt mit der Schellenkutte 329
226. Geiſt und Kind. 331
227. Kind im Keller. 332
228. Geiſt verfolgt . . . . —
229. Trappler zu Coolscamp 335
230. Klopfer. . . . . . . —
231. Der Geiſt zu Bingen 336
232. Kobolde verjagt 337
233. Der Perückenmacher und die Kaboutermännchen 339
234. Die Kaboutermännchen zu Linden 341
235. Kobold quält den Soldaten. 343
236. Noch etwas vom langen Wapper. 344
237. Der ſprechende Bock 347
238. Die rothen Zwerge zu Gyſeghem. 348
239. Rothmützchen. 349
240. Rübezahls Pferde. . . . . . . —
241. Wie die Steinkohlen entdeckt werden 350
242. Der Nicker zu Lichtervelde 351
243. Neckgeiſt zu Gent. 352
244. Der Seemann 353
245. Der neckende Nix zu Lokeren 354
246. Seebiſchof. 355
247. Das Knäbchen im Schnee. 356
248. Der Geiſt zu Schweikershauſen. 357
249. Von einem verborgenen Schatz zu Ypern 358
250. Der Schatz zu Hummelshauſen. 361
251. Schatz im Keller 362
252. Schatz zu Orbe. 364
253. Magiſter Videns . . . . —
254. Die Nonne zu Gehofen. 365
255. Das weiße Mütterchen. 367
256. Gebrochen Gelübde 368
257. Gott ſegne euch! . . . . —
258. Spukender Soldat zu Weſel. . . . . . . —
259. Geiſt an den Eichen. 369
260. Die Wundereiche zwiſchen Sichem und Dieſt 370
261. Unſere liebe Frau vom weißen Zweige zu Ronſſe . . . 371
262. Sankt Gudulen=Baum. 372
263. Wunderbare Quellen. 373
264. Gottliebenbrünnlein zu Ghiſtel. . . . . . . —
265. Seerecht. 374
266. Quell leidet keinen Zoll . . . . —
267. Muſchelfang mit Abgaben belegt. 375

Nummer		Seite
268.	Noch vom Mummelſee	375
269.	Wildſee	376
270.	Sagen vom Pilatusberg und Pilatusſee	377
271.	Karl der Große entdeckt die heißen Quellen zu Aachen	378
272.	Die Gründung der Liebfrauenkirche zu Aachen	379
273.	Karl läßt einen Brunnen graben	380
274.	Karls Handzeichen	381
275.	Biſchof Hildebold von Köln	—
276.	Biſchof Wulfhelm	382
277.	Günter von Regensburg	383
278.	Gottliebe	384
279.	Hildemarka	404
280.	Der Loosberg bei Aachen	405
281.	Bern	—
282.	Minden	406
283.	Altena	—
284.	Wimpfen	407
285.	Habdank	408
286.	Leonhardi Eſelsritt	409
287.	Kaiſer Karl und der Rübenkäs	410
288.	Recht der Beſenbinder	411
289.	Von den vier Träumen	412
290.	Der gekrönte Schuh	413
291.	Der Kauf von Flandern	414
292.	Heinrichs Spritzchen	415
293.	Berthold von Wittelsbach	417
294.	Kaiſer Friedrich und die beiden Aebte	418
295.	Der alte Schwan	419
296.	Tauben weiſen den Weg	420
297.	Kuckuk täuſcht den Mönch	422
298.	Die verjagten Schwalben	423
299.	Fröſche verjagt	—
300.	Sankt Marten und der Teufel	—
301.	Der Wolf des heil. Remaklus	424
302.	Teufelsſtein zu Cleve	—
303.	Von dem Maler und dem Teufel	425
304.	Ritter Walthers Geſicht	426
305.	Teufel kommt vom Concilium	429
306.	Glöckner vom Teufel verjagt	430
307.	Gerhard von Hanebach	431
308.	Spuk auf dem Schlachtfelde	433
309.	Spiel mit dem Teufel	434
310.	Teufel zieht die Stiefel aus	—
311.	Die verwandelten Fiſche	435
312.	Des Teufels Plagereien	—
313.	Auf des Teufels Geſundheit trinken	437
314.	Teufel entführt den Jüngling	438
315.	Herzog Arnulph von Baiern	439

Nummer		Seite
316.	Teufel in der Geliebten Geſtalt	440
317.	Den Teufel beſchwören	441
318.	Teufel holt den Ungehorſamen	443
319.	Flucher beſtraft	445
320.	Teufel in der Bierſchenke	446
321.	Die ungetaufte Glocke zu Knechtſtein	—
322.	Kind dem Teufel geopfert	447
323.	Teufel als Bär	448
324.	Teufel geleitet den Ritter	449
325.	Teufel ſonder Kopf	451
326.	Duiveljong	452
327.	Alraunen zu Wien	453
328.	Der alte Schrank	—
329.	Das Fiſchnönnchen zu Löwen	455
330.	Das Börſenſträßchen zu Ypern	—
331.	Fliegender Schilling	456
332.	Brevier verwandelt	457
333.	Geld verwandelt	—
334.	Dieb gezeichnet	—
335.	Auge ausſchlagen	459
336.	Punklers Ring	—
337.	Zauberlohn	460
338.	Nachtfahrt	461
339.	Die fliegenden Hexen an der Peter Heidens Fahrt	462
340.	Der Todten Gang zum Rheine	463
341.	Todesgeſpenſt	464
342.	Ritt zum Hexentanz	—
343.	Glocke bricht den Zauber	466
344.	Schavackenſtauen	467
345.	Aalmutter	468
346.	Prieſter zum Hexentanz entführt	469
347.	Das Paradies im Berge	470
348.	Die zwei buckligen Muſikanten zu Aachen	472
349.	Der Doppelbuckel zu Calkaer	476
350.	Der Hexenverſammlung zuſchauen	478
351.	Der Holzhacker und die drei Katzen	479
352.	Wettermachen I.	481
353.	„ „ II.	482
354.	Kurlenhorſt	—
355.	Geſicht auf dem Kreuzwege	484
356.	Die Bräutigamsſchau	—
357.	Andreasnacht	485
358.	Abrahel	486
359.	Schönes Frauenbild im Traume geſchaut	488
360.	Schwarze Mahr	489
361.	Nachtmahr	—
362.	Von der Mahr befreit	490
363.	Blutſauger	491

Nummer		Seite
364.	Schlange und Kröte	492
365.	Schlange warnt	—
366.	Frau ſäugt die Schlange	493
367.	Krötenſtein	495
368.	Drachenſtein zu Luzern	496
369.	Die böſen Spinnen	497
370.	Haſe erſchreckt ein ganzes Heer	—
371.	Die Teufelshaſen zu Magdeburg	498
372.	Der Mönch zu Dresden	—
373.	Petermännchen	—
374.	Klopfer zu Rechberg	499
375.	Vorſpuk vor der Sporenſchlacht	—
376.	Wolf und Adler vor der Schlacht	501
377.	Zeichen vor der Schlacht bei Rooſebeeke	502
378.	Todesverkündigung	503
379.	Die Geiſterſchau in Lübeck	504
380.	Das ſchwarze Schiff	505
381.	Der Todten Gebet	—
382.	Todtenlade kommt durchs Fenſter	507
383.	Die Kindesmörderin	—
384.	Doppelte Geſtalt	508
385.	Das Lichtchen	509
386.	Wie die Todten dankbar ſind	—
387.	Die weißen Reiter	510
388.	Die Kinder in der Krypta von Sankt Bavo	511
389.	Geſpenſter in der Dünenabtei	512
390.	Scheinſoldaten	513
391.	Geſchütz kehrt ſich um	514
392.	Die Rabe	—
393.	Straße geſperrt	515
394.	Reiter ſonder Haupt	516
395.	Die Kälberſtraße und die Rothe=See=Straße zu Ypern	517
396.	Das Pantoffelſträßchen zu Ypern	—
397.	Spuk zu Bouchoute und Aſſenede	518
398.	Der gebundene Teufel	—
399.	Spuk auf der Schädelſtätte	519
400.	Drei Enten	—
401.	Geiſt im Pfarrhaus	—
402.	Junker Ludwig	521
403.	Der Trogſchrapper in Zweveʒeele	522
404.	Spuk im Kloſter der Tempelherren zu Ypern	523
405.	Pferde in dem Heuſchober	525
406.	Feuriges Schiff	—
407.	Das Feuer geißeln	526
408.	Hellſeher	—
409.	Vorherſchauen	527
410.	Des römiſchen Königes Grab	—
411.	Die geizige Magd	528

Nummer		Seite
412.	Sankt Bavo's Thurm zu Gent	529
413.	Zwei Kirchen	530
414.	Wulveringhem und Vinchem	531
415.	Das unvollendete Kloſter	532
416.	Der Teufelsthurm zu Nieupoort	533
417.	Der Hochaltar zu Blaubeuern	535
418.	Der Keſſel in der Liebfrauenkirche zu Brügge	—
419.	Die Rochenſtecher von Weert	—
420.	Deren	537
421.	Karl verfolgt den Bär	538
422.	Draek=Ramillies	539
423.	Das Drachenſträßchen zu Zomergem	—
424.	Sankt Georg	541
425.	Bürgermeiſter Gryn	542
426.	Der Mann mit den Spiegeln	543
427.	Finger abgebiſſen	544
428.	Der eiſerne Ring zu Heidelberg	—
429.	Der goldene Wagen im Schloſſe Tomburg	—
430.	Waſſer im Keller	545
431.	Geld in der Kirche verborgen	—
432.	Der Hund zu Sankt Denys	547
433.	Der umwandelnde Hund zu Werden	548
434.	Stock zerbrochen	—
435.	Der Tod des Biſchofes Eberhard von Trier	549
436.	Die Königin von Egypten zu Tilly	—
437.	Die Frau von Ziegenberg	550
438.	Die beiden Brüder zu Laerne	551
439.	Die Ritterskehr zu Nukerke	552
440.	Sprung von der Brücke	—
441.	Wunderkind zu Waſeme	553
442.	Der Pferdefuß	554
443.	Teufel holt den Spieler	555
444.	Teufel ſchmuggelt	556
445.	Teufel holt den Verliebten	—
446.	In Kienruß geworfen	557
447.	Der Teufel mit dem Sandberg	—
448.	Die verſchwundenen Ferkel	559
449.	Teufelspredigt und Engelspredigt	—
450.	Die Glocke zu Haueneberſtein	560
451.	Das Sauglöckchen zu Köln	561
452.	Mithrem zu Daesdonk	—
453.	Die Eidechſen	562

Nachleſe.

454.	Wandernde Kannen	565
455.	Der Mann mit dem Briefe	—
456.	Die quakenden Fröſche zu Freienſee	566

Nummer		Seite
457.	Die Frau von Roſenberg	567
458.	Die Peſt zu Frankfurt	—
459.	Breiberg	568
460.	Der Petersſee	—
461.	Hahn beim Schatze	569
462.	Schwarzer Bock geopfert	572
463.	Blaues Licht beim Schatze	—
464.	Der Scheibenberg	574
465.	Perlenſchoten	575
466.	Der Greifenſtein	576
467.	Die Teufelsmauer, der wilde Jäger und Frau Holla	578
468.	Die wilde Jagd zu Annaberg	579
469.	Das weiße Pferd	580
470.	Sage von der Sterbeglocke zu Wiener-Neuſtadt	—
471.	Alte Weibchen bei den Hünebetten	581
472.	Das Flachs in der Kirche zu Havelte	582
473.	Schlangenrache	583
474.	Unfruchtbare Stelle	584
475.	Groote Pier	—
476.	Zauberfamilien in Drenthe	585
477.	Schiff verſchwindet	586
478.	Eelke Liaukama	587

Anmerkungen 591

1.

Das goldene Schloß.

Es war einmal ein König und eine Königin, die wohnten in einem Schloſſe von purem Gold. Die Königin war eine Zauberin; ſie hatte unter viel andern Sachen auch ein Spiegelchen; wenn der König herausging, dann ſchaute ſie dahinein und dann konnte ſie alles ſehen, wohin er ging, was er that, gerade als hätte er vor ihr geſtanden; zugleich hatte ſie alsdann die Macht, ihn überall hingehen zu laſſen, wohin ſie wollte. Es geſchah nun einmal, daß ſie den König auf die Art hin und wieder ſpazieren gehen ließ, bis er endlich an das Geſtade der See kam. Das erſte was er da fand, war ein todter Körper, den die Wellen an's Land geworfen hatten. Als er denſelben näher beſah, erkannte er, daß es ein ertrunkener Matroſe war. Die Kleider deſſelben ſchienen ihm ſo ſeltſam, daß er ſie für ſein Leben gern mitgenommen hätte; er zog ſie denn auch dem Matroſen aus und ſich an und ging alſo ſeines Weges weiter.

Während er dies gethan hatte, war die Königin in einem andern Zimmer geweſen; als ſie nun zurückkam und in ihr Spiegelchen ſchaute, ſah ſie ſtatt ihres Mannes einen Matroſen am Geſtade; man kann ſich leicht denken, wie ſehr ſie darüber muß erſchrocken ſein. Der König inzwiſchen war nicht minder in Unruhe, denn er

fürchtete, es möchte einer von den Geſellen des Matroſen kommen und ihn als einen Mörder und Dieb ergreifen. Bekümmert und ängſtlich ging er hierhin und dorthin und wußte nicht was er machen ſollte. Endlich kam ihm eine alte Frau entgegen und er frug dieſe recht freundlich: „Sagt einmal, Frauchen, wo iſt eigentlich der Weg nach dem goldenen Schloß?" — „Nach dem goldenen Schloß?" frug die Frau. „Davon habe ich noch nie gehört und es kann unmöglich hier in der Gegend liegen. Man ſieht's auch wohl an euren Kleidern, daß ihr hier nicht zu Hauſe ſeid. Kommet aber mit mir zur Königin der kriechenden Thiere, die kann euch vielleicht Beſcheid darum geben."

Da ging der König mit der Frau und ſie kamen an das Schloß der Königin der kriechenden Thiere. Sie klopften an und ein Krötchen kam und machte die Thür auf und als der König ihr ſein Verlangen zu erkennen gegeben hatte, führte es ihn vor die Königin. Dieſe ſaß auf einem prächtigen Thron und war umringt von kriechenden Thieren aller Art, als Schnecken, Schlangen, Fröſchen, Eidechſen u. ſ. w. Nachdem der König ſie freundlich gegrüßt hatte, bat er ſie, ihm zu ſagen, ob ſie nicht wiſſe, wo das goldene Schloß gelegen ſei? „Das goldene Schloß?" frug die Königin verwundert; „das iſt mir ganz und gar unbekannt und es muß weit von hier liegen. Vielleicht weiß es einer meiner Unterthanen." Nun pfiff ſie dreimal und eine zahlloſe Menge von Schlangen, Schnecken und anderm Gewürm kroch von allen Seiten herzu, aber keines von all den Thieren kannte das goldene Schloß. „Es thut mir ſehr leid," ſprach die Königin, „daß ich euch nicht beſſern Beſcheid geben kann, das macht aber nichts; ich werde euch eine Führerin geben, welche euch zu der Königin der laufenden Thiere bringen ſoll. Die ſteht einen Grad höher

als ich und kann es euch eher ſagen, wo das goldene Schloß liegt." Mit den Worten winkte ſie einem Schläng-lein und das war des Königes Geleiterin. Er bedankte ſich herzlich bei der Königin und folgte dem Schlänglein.

Nachdem ſie ſchon ſehr, ſehr weit gegangen waren, hielt das Schlänglein an einem Schloſſe ſtill und der König klopfte. Ein Hund machte die Thür auf, der König dankte dem Schlänglein, und wurde in das Schloß geführt und vor einen koſtbaren Thron, der mit den ſchönſten Pelzen bekleidet war. Darauf ſaß die Königin der laufenden Thiere und rings um ſie herum ſtand ihr Hof, Löwen, Bären, Tiger, Wölfe, Hirſche und aller-hand ander vierfüßig Gethier. Er grüßte ſie höflich und fragte ſie, ob ſie ihm nicht zu ſagen wiſſe, wo das gol-dene Schloß gelegen ſei? — „Davon habe ich nie ſpre-chen hören," antwortete die Königin, „vielleicht kennt es einer meiner Unterthanen." Darauf pfiff ſie dreimal und da kamen Hunde, Katzen, Haſen, Füchſe, Ratten und Mäuslein und Gott weiß was all für Gethier gelaufen, auch Bären, Löwen, Kamele u. a., und die Königin fragte ſie, ob ſie nicht wüßten, wo das goldene Schloß liege? Alle beſannen ſich lange, aber ſie erklärten end-lich doch, ſie wüßten es nicht. Darob war der König ſehr betrübt, aber die Königin tröſtete ihn und ſagte: „Alle Hoffnung iſt noch nicht verloren; ich will euch eine Geleitsfrau geben, die führt euch zur Königin der flie-genden Thiere, welche einen Grad höher ſteht, als ich. Wenn die es auch nicht weiß, dann kann euch Niemand auf der ganzen Welt helfen." Damit winkte ſie einem Kätzlein und gab dies dem Könige mit als Geleitsfrau. Er bedankte ſich herzlich bei der Königin und folgte dem Kätzlein.

Nachdem ſie ſchon manchen Schritt und Tritt ge-than hatten, kamen ſie endlich zum Schloſſe der Köni-

gin der fliegenden Thiere. Das Kätzlein miauzte und ein ſchöner weißer Schwan kam, öffnete das Thor und führte den König in das Schloß und vor die Königin. Dieſe ſaß auf einem prächtigen Thron, der mit ſchönen Federn von allen Farben verziert war, und eine Krone von noch ſchönern Federn prunkte auf ihrem Haupte. Rund um den Thron herum ſtand ihr Hof, den Vögel aus allen Gegenden der Welt bildeten: Adler, Pfauen, Paradiesvögel, Schwäne, Tauben und Nachtigallen, welche liebliche Weiſen ſangen. Der König neigte ſich höflich vor ihr und ſprach: „Ach, Königin, ich habe mich verirrt und weiß nicht mehr, wie ich zu dem goldnen Schloſſe kommen ſoll.“ — „Das goldne Schloß?“ frug ſie verwundert, „davon haben meine Thiere mir nie geſprochen und die fliegen doch durch die ganze Welt. Aber wartet, ich will ſie noch einmal fragen.“ Mit den Worten pfiff ſie und eine Menge Vögel aller Art erfüllte den Saal. Dann frug die Königin: „Wer von euch kennet das goldne Schloß?“ Aber keiner von all den Vögeln antwortete. Nun pfiff ſie zum zweitenmale und eine noch viel größere Zahl von Vögeln kam herbeigeflogen, aber auch von dieſen kannte keiner das goldne Schloß. Da pfiff ſie zum drittenmale und die fremdartigſten Vögel der Welt verſammelten ſich um ſie. Dreimal frug ſie dieſelben: „Wer von euch kennet das goldene Schloß?“ aber alle ſchwiegen ſtill und ſahen einander verwundert an, denn davon hatten ſie nie etwas gehört. Der arme König meinte zu verzweifeln. Da ſah einer von den Vögeln ganz, ganz weit in der Luft ein Pünktchen, welches immer näher kam und immer größer wurde und als es endlich ganz nahe war, ſah man, daß es ein Storch war. Die Königin wurde böſe, daß er nicht gleich auf ihren Ruf gekommen war, und frug ihn: „Wo biſt du denn ſo lange geblieben?“ Der

Storch antwortete: „Das müſſet ihr mir nicht übel nehmen, ich komme von ſo ferne. Ich ſaß auf dem goldenen Schloſſe, als ihr das erſtemal pfiffet.“ Da hüpfte dem Könige das Herz im Leibe vor lauter Freuden und er bedankte ſich mit viel ſchönen Worten bei der Königin. Dieſe gab ihm den Storch als Geleitsmann mit, er ſetzte ſich rittlings auf ihn und flog alſo durch die Luft dahin, ſo hoch, daß ihm die allergrößten Städte der Welt nur wie Ameiſenneſter erſchienen. Nicht weit vom goldnen Schloſſe endlich ſenkte der Storch ſich immer mehr und mehr und ließ ſich endlich an demſelben nieder.

Man kann ſich leicht denken, was die Königin für Freude hatte, als ſie den König wieder ſah, nachdem ſie ihn ſeit ſo langer Zeit für todt gehalten hatte, und der König war nicht weniger froh, endlich wieder zu Hauſe und bei ſeiner lieben Frau zu ſein. Nachdem ſie ſich nun recht ſatt geküßt und geweint hatten, ſprach der König zu dem Storche: „Wir danken dir hunderttauſendmal, liebſter Storch, daß du mich hierhingebracht haſt. Sage uns nun, wie wir dir das vergelten können. Alles was du verlangſt, will ich dir geben.“ Der Storch antwortete: „Ich verlange nichts anderes, als deinen erſtgeborenen Sohn; den hole ich mir nach Verlauf von ſieben Jahren;“ und als er das geſagt hatte, verſchwand er. Da ſtand nun der König und ſah die Königin ſtumm und ſteif an; denn obgleich ſie noch kein Kind hatten, konnten ſie doch binnen ſieben Jahren noch eins kriegen.

Und alſo geſchah es auch; es war noch kein Jahr verlaufen, als die Königin ſchon einen Sohn gebar, ein über die Maßen ſchönes Kind. Je älter es wurde, um ſo mehr nahm es an Schönheit und an Klugheit zu, doch hatte der König und die Königin wenig Freude

darob, denn ſie dachten immer nur an das ſiebente Jahr und an den Storch.

Endlich kam das ſiebente Jahr und im ganzen Schloß war Trauer; doch ließ der König alles wohl und ſchön zurichten, um den Storch auf eine geziemende Weiſe zu empfangen. Kaum hatten ſie alles bereit, als der Storch angeflogen kam. Mit Thränen in den Augen führten der König und die Königin ihr Söhnlein zu ihm und baten ihn nur, daß er es doch nicht todt machen möchte. Als der Storch das ſah, ſchlug er freudig mit den Flügeln und klapperte ihnen zu: „Behaltet euer Söhnlein nur, die Königin der fliegenden Thiere iſt zufrieden geſtellt dadurch, daß ihr euer Wort ſo treu habet wollen halten.“ Was da für ein Gejubel in dem Schloſſe war, das kann man mit keiner Feder beſchreiben. Der König ließ ein großes Gaſtmahl anrichten, wo der Storch mit am Tiſche ſaß und vor ſich eine große Schüſſel mit den ſchönſten und fetteſten Fröſchen ſtehen hatte, die man nur finden konnte. Nach dem Gaſtmahl tanzte man und der Storch tanzte zuerſt mit der Königin, blieb auch noch verſchiedene Tage in dem Schloſſe; dann aber nahm er eines Morgens vom Könige Abſchied und flog weg.

Der König und die Königin und ihr Söhnlein aber lebten von da ab in Glück und Freude und wenn das goldene Schloß nicht zuſammengefallen iſt, dann ſteht es noch. — Wo denn? — Das mußt du den Storch fragen.

2.

Vom dummen Peter.

Es war einmal eine Frau, die mit zwei Kindern in einem kleinen Häuschen wohnte: das eine von den Kin-

dern war ein Mädchen und die Frau hatte es mehr als zu lieb; das andere war ein Junge und der wurde gehalten, als gehörte er nicht zum Hauſe. Er hatte es ſchlimmer als ein Hund, denn ein Hund bekommt doch noch friſch Stroh, um darauf zu ſchlafen, der dumme Peter aber, denn ſo hießen ſie ihn, mußte ſich mit trocknen Blättern begnügen und dabei war das Dach des Ställchens, worin er ſchlief, noch ſo undicht, daß es überall tropfte, wenn ein Regen kam. Sie ſagten immer, er wäre zu nichts zu gebrauchen und doch war er es juſt, der alle grobe Arbeit thun mußte: er ſchälte die Kartoffeln, mußte Holz raffen gehn, die Kühe auf die Weide treiben, das Haus ſcheuern, die Teller ſpülen, zu Markte gehen, kurz er war für alles gut genug und trotz dem konnten ſie ihn nicht leiden und gab ſeine Mutter ihm ein Butterbrot, dann mußte er ſtets noch hören: „Du faules Thier, du Taugenichts, du Tagedieb, zur Arbeit taugſt du nie, aber beim Eſſen biſt du immer der Erſte." Endlich wurde der dumme Peter deß müde und dachte bei ſich: „Das kann doch nicht ewig ſo fort gehen, ich arbeite wie ein Pferd, und ſtatt daß ſie mich gerne dafür ſehen, kriege ich noch Schläge und werde geſcholten ſonder Aufhören; ich mach mich auf und gehe weg."

Als er nun einmal wieder die Haut voll Schläge bekam, ohne daß er es verdient gehabt hätte, ſprach er zu ſeiner Mutter: „Mutter, ich gehe weg in die Welt, denn ich ſehe doch, daß ich hier der Verſtoßene bin." — „Gut, Junge," ſprach die Mutter, „geh nur, haſt Recht darin, und ſieh, wie du deine Koſt anders gewinnſt, denn wir können nicht immer zuſammenbleiben, das geht nicht. Da haſt du ein Hämmerchen, anders kann ich dir nichts mitgeben, und nun geh." Der dumme Peter nahm das Hämmerchen und machte ſich auf den Weg.

Als er ſchon ſehr weit gegangen war, erblickte er von weitem ein ſchönes großes Schloß und als er näher darauf zu kam, ſah er drei ſchöne Mädchen durchs Speicherfenſter ſchauen. Er klopfte ans Thor und die Mädchen machten ihm auf und frugen ihn, was ſein Begehren wäre? „Ich bin von Hauſe weggegangen, weil meine Mutter kein Brot mehr für mich hatte," antwortete der dumme Peter. „Wie heißeſt du denn und was für ein Handwerk verſtehſt du?" fragten die drei Mädchen darauf und er ſprach: „Ich heiße der dumme Peter und bin eigentlich ein Kuhhirt meines Handwerks." — „Ach, das iſt ja gut," riefen die Mädchen alle drei zugleich, „wir haben gerade einen Kuhhirten nöthig und wenn du willſt, kannſt du bei uns in Dienſt kommen." Deß war der dumme Peter ſehr zufrieden und die Mädchen ſetzten ihm für den Anfang einmal recht gut Eſſen und Trinken vor; das ſchmeckte ihm ſo gewaltig gut, daß er beſchloß, ewig in dem neuen Dienſt zu bleiben. Das war nun gut. Am andern Morgen machte ſich mein dummer Peter früh aus dem Bette, bekam ein tüchtig Butterbrot und zog mit ſeinen Kühen nach der Weide. Da blieb er denn den ganzen Tag, bis es begann dunkel zu werden; da blies er die Kühe zuſammen und wollte nach Hauſe zurück. In dem Augenblicke aber ſah er von Weitem einen Herrn zu Pferde kommen, der war ganz in Silber gekleidet und kam ſpornſtreichs auf ihn zugeritten und fragte ihn mit einem Geſicht, als wenn er den Peter hätte freſſen wollen: „Was haſt du hier zu thun?" Dumme Peter ſah ihn einmal überſeits an und antwortete: „Das geht euch nichts an." Da wurde der Herr erſt blitzböſe und ſchrie: „Was ſagſt du? Das geht mich nichts an? Wart, ich will dich lehren, ſo frech ſein;" und mit den Worten zog er einen großen Säbel um Peter todt zu ſchlagen. Dumme Peter war

aber nicht links, denn kaum merkte er, daß der Reiter nach der linken Seite griff, als er ſchnell ſein Hämmerchen packte und ihm den Kopf einſchlug, daß er vom Pferde herunter fiel. „Da, nun haſt du was,“ ſprach er und lachte dabei recht herzlich, band alsdann das Pferd an ſein Hirtenhäuschen und zog dem Todten ſeine ſilbernen Kleider aus, und als er die wohl verborgen hatte, warf er den Leichnam ins Waſſer und trieb ſeine Kühe nach Hauſe. Die drei Mädchen lagen wieder im Söllerfenſter und waren höchlich verwundert, als ſie Peter mit den Kühen kommen ſahen, und das iſt auch leicht denkbar, denn bis dahin hatten ſie noch keinen Hirten halten können und wie oft ſie Morgens einen mit den Kühen auf die Weide geſchickt hatten, waren die Kühe Abends doch immer allein nach Haus gekommen. „Ah, der dumme Peter iſt da!“ riefen ſie alle drei laut auf und ſprangen die Treppen hinunter gleich Häschen und machten ihm auf. Er ſagte aber nichts und ſchwieg, daß der Schweiß ihm herunter tropfte. Nachdem er ſeine Kühe im Stalle hatte, mußte er herein kommen und bekam wieder prächtig Eſſen und Trinken. Das gefiel ihm über die Maßen und er war ſo glücklich, wie ein König, ſagte aber nichts.

Am folgenden Morgen bekam er wieder ſein Butterbrot und zog mit den Kühen nach der Weide. Die Mädchen ſtanden und ſahen ihm mit Thränen in den Augen nach, denn ſie dachten, er würde diesmal gewiß nicht wiederkommen. Er blieb den ganzen Tag auf der Weide und als es anfing dunkel zu werden, blies er ſeine Kühe wieder zuſammen und wollte nach Hauſe zurück. In dem Augenblicke aber ſah er einen Herrn zu Pferde angeritten kommen, der ganz und gar in Gold gekleidet war; der ritt recht auf ihn zu und fragte ihn mit einem grimmigen Geſichte: „Was haſt du hier zu

thun?“ Peter ſchaute ihn einmal von der Seite an und antwortete: „Das kann euch nicht kümmern.“ „Was ſagſt du da?“ ſchrie der Herr. „Wart, ich will dir lehren, frech ſein“ und mit den Worten zog er von Leder, aber Peter gab wohl acht und griff ſchnell nach ſeinem Hämmerchen und ſchlug ihm den Kopf ein. Da fiel der Herr vom Pferde und Peter zog ihm ſeine goldenen Kleider aus und verbarg die zu den andern; das Pferd band er zu dem erſten an ſein Hirtenhäuschen, warf den Leichnam ins Waſſer und zog nach Hauſe zurück. Die drei Mädchen lagen wieder im Söllerfenſter und waren ſchon unruhig; hatten aber um ſo größere Freude, als ſie Peter ſahen. „Ach, der dumme Peter iſt da!“ ſchrieen ſie alle drei und ſprangen wie Häschen die Treppe hinunter und machten ihm auf. Er brachte die Kühe zu Stalle und kam in das Schloß. Da ſtand ſchon feine Koſt für ihn bereit und die Mädchen warteten ihm auf. Er ſchwieg aber, daß der Schweiß ihm von der Naſe lief, und ſagte nichts.

Nun kam der dritte Tag. Dumme Peter erhielt wieder ſein Butterbrot und zog aus mit ſeinen Kühen nach der Weide. Die drei Mädchen ſahen ihm mit naſſen Augen nach, denn ſie dachten, diesmal ſehen wir ihn ſicherlich nicht mehr wieder. Peter blieb auf der Weide, ſo lange die Sonne drauf blieb; als die aber hinter den Bergen ſchlafen gehen wollte, blies er ſeine Kühe zuſammen und wollte auch nach Hauſe. Da ſah er, wie von ferne in einer andern Weide ſich eine Fallthüre aufthat und ein Herr aus der Erde ſtieg, der auf einem Pferde ſaß und ganz in Diamanten gekleidet war. Dumme Peter merkte wohl, wo die Fallthür lag und machte ſich dann bereit, die Kunſt des Herrn abzuwarten. Der kam gerade auf ihn zugeritten und ſchrie ihm, wie ganz wüthend, zu: „Was machſt du da?“ – „Geht

euch nichts an," ſprach dumme Peter ruhig und faßte, ehe der Herr noch weiter ſprechen und nach dem Säbel greifen konnte, ſein Hämmerchen und ſchlug ihm den Kopf ein. Dann zog er ihm die diamantenen Kleider aus und verbarg die, band das Pferd zu den zwei andern und warf den Leichnam in's Waſſer.

Das war nun gut, aber mein dummer Peter hätte doch gerne gewußt, was noch unter der Fallthür ſtecke, ließ die Kühe ſtehen und ging recht auf die Stelle zu, wo er ſie ſich öffnen geſehen hatte. Er fand ſie auch glücklich, hob ſie auf und ſah eine Treppe und die ſtieg er hinab. Da kam er in einen großen Saal, der hing ganz voll der allerprächtigſten Kleider. „Die können mir nicht dienen; ich hab auf der Weide noch drei Röcke, die ich doch nie verſchleiße," ſprach er in ſich hinein und ging durch eine Thür in einen andern Saal; da ſtand eine Tafel mit ausgeſuchten Speiſen. „Aha, das iſt, was ich haben muß," ſprach dumme Peter, ſchob ſeinen Stuhl bei und hieb wacker ein. Als er ſich nun recht rundſatt gegeſſen und getrunken hatte, ſchaute er einmal um ſich und erblickte in einer Ecke ein klein eiſern Thürchen. Da ging er drauf zu und verſuchte daſſelbe zu öffnen, aber das ging nicht, denn es war weder Schlüſſel noch Schlüſſelloch daran zu ſehen; er ſchuppte einmal mit dem Fuße dagegen, aber das wollte auch nicht helfen. Nun wurde er böſe, packte ſein Hämmerchen und ſchlug dermaßen auf die Thüre, daß ſie in Stücken auseinander flog; zugleich rollte ihm eine ſolche Menge Geld entgegen, daß er übern Haufen fiel. Schnell raffte er ſich aber wieder zuſammen und rieb ſich die Augen recht tüchtig mit beiden Händen, denn er meinte zu träumen, aber bald überzeugte er ſich, daß das nicht war, und in ſeiner Seelenfreude wälzte er ſich ein paarmal rundherum in dem Golde und ſprang dann luſtig wieder auf. „Juch-

hei, nun weiß ich genug," rief er, ſprang wieder die Treppe herauf und ließ die Fallthüre ſtill zufallen. Als er wieder auf die Weide kam, fiel er all den Kühen um den Hals und lief dann rund, als wär er ſelbſt eine tolle Kuh geweſen; er ſprang gegen die Bäume, warf ſich ins Gras, lief nun aufrecht, dann auf Händen und Füßen, und ſchrie und jauchzte dabei, daß ihn kein Chriſtenmenſch für geſcheit halten hätte können. Plötzlich fiel ihm etwas ein und er öffnete den Drehbaum und blies und ließ die Kühe allein nach Hauſe gehen.

Die drei Mädchen lagen wieder im Söllerfenſter und ſahen ſich bald die Augen aus, ob dumme Peter noch nicht käme, aber er kam nicht und kam nicht, und als es anfing dunkel zu werden, da blökten die Kühe und trampelten allein in den Hof hinein. Nun wurden die Mädchen ganz traurig und waren gar nicht zu tröſten; ſchluchzten immer: „Ach, dumme Peter iſt todt! Dumme Peter iſt todt!"

Als es nun Abend geworden war, da ſchellte es mit einemmale Klingeling, Klingeling am Schloſſe und als die drei Mädchen die Thür aufmachten, da ſtand ein Herr davor, der war ganz in Diamanten gekleidet. Sie luden ihn höflich ein, herein zu kommen und ſich ein wenig zu raſten, und ſetzten ihm fein Eſſen und Trinken vor. Sie waren ſo verwundert über ſeine koſtbaren diamantenen Kleider, daß ſie ſich bald blind an ihm geſchaut hätten. Zuletzt, als ſie ſchon viel zuſammen geſprochen hatten, erſuchten ſie den ſchönen Herrn, er möge ihnen denn nun auch einmal ſagen, wie er heiße und wo er zu Haus ſei. Da fing der Herr laut an zu lachen und rief: „Haha, kennt ihr mich denn nicht mehr? Ich bin dumme Peter." — „Gott und Herr! Dumme Peter?" riefen die Mädchen alle drei und er bekräftigte das mit einem luſtigen Sprung und ſchrie noch einmal:

„Ja, gewiß, ich bin dumme Peter," und dabei lachte er, daß ihm ſein Bäuchlein waggelte. Die drei Mädchen konnten nicht zu ſich kommen vor lauter Verwunderung und ſchlugen immerfort die Hände zuſammen und ſprachen: „Gott und Herr! Dumme Peter!" Als ſie ſich nun endlich genug verwundert hatten, fragten ſie ihn aus, wie er denn zu den ſchönen Kleidern gekommen wär, und er erzählte ihnen Alles auf ein Härchen, was er in den drei Tagen auf der Weide erlebt hatte; und als er das alles erzählt hatte, da nahm er ſich ein Herz und frug das Aelteſte von den drei Mädchen, ob es ihn nicht zum Manne haben wollte. Da dumme Peter ein ſo reicher Mann war, kann man ſich leicht denken, daß das Mädchen das nicht abſchlug und ein paar Tage darauf war die Hochzeit und als die gethan war, da holte ſich dumme Peter all das Geld aus der Erde und deß war ſo viel, daß er ſieben Nächte daran fuhr und das muß man wiſſen, er fuhr es mit einem zweiſpännigen Wagen und hatte jedesmal ſo viel geladen, als die Pferde ziehen konnten.

Nachdem nun dumme Peter eine Zeitlang mit ſeiner Frau und den zwei andern Mädchen auf dem Schloſſe gewohnt hatte, wurde er neugierig zu wiſſen, wie es eigentlich mit ſeiner Familie ſtände, ſprach alſo zu ſeiner Frau: „Frau, ich muß einmal nach Haus, will ſie aber einmal recht anführen. Ich geh' mit meinen alten ſchlechten Kleidern dahin; du kommſt hinterher in einer ſchönen Kutſche, thuſt am Hauſe, als ob etwas am Rad gebrochen wär, und fragſt dir ein Nachtlager." — „Gut," ſprach die Frau und dumme Peter zog ſeine alten ſchlechten Kleider an und ging nach Haus. Seine Mutter und Schweſter hatten ihn aber kaum geſehen, als ſie ſchon das alte Liedlein wieder anfingen und ſchrieen: „Du fauler Bengel von Junge, biſt du wieder da?

Wir haben kein Eſſen für dich, darum mach dich nur ſchnell fort, oder wir werfen dich aus der Thüre." — „Ach, nehmt mich doch um Gottes willen auf," ſprach Peter mit einem jämmerlichen Geſichte, „ich ſterbe vor Hunger und kann nirgendwo mein Brot verdienen; ich will ja gern arbeiten und alles thun." Das ging der Alten ans Herz und ſie hieß ihn herein kommen und ſtellte ihm einen Korb voll Erdäpfel hin, daß er die ſchäle, und dumme Peter nahm ein Meſſer und begann rüſtig. Indem kam eine prachtvolle Kutſche vor die Thür gerollt und daraus ſtieg eine Frau, die ſo koſtbar gekleidet war, daß man nie etwas Schöneres geſehen hat. Dumme Peters Mutter und Schweſter ſprangen alsbald an die Thür und fragten die Frau unter vielen Knixen und Bücklingen, ob ſie ihr mit nichts aufwarten könnten? Die Frau ſprach: „Ich wollte nur fragen, ob ich hier nicht ein Bischen bleiben könnte; es iſt mir ein Rad an der Kutſche zerbrochen und ich kann nicht weiter reiſen." — „Gott gewiß, gnädige Frau," ſprachen die Zwei, „kommt nur herein, gnädige Frau, und ſetzt euch was, gnädige Frau." Als die Frau nun in die Stube trat, nahm die Alte dumme Peter beim Kragen und warf ihn durch die Küchenthür, indem ſie brummte: „Weg mit deiner Sauerei, du Schmierlapp, daß die gnädige Frau dich nicht ſieht." Dumme Peter ließ ſich das alles ſtill gefallen.

„Es iſt ſchon ſpät," ſprach die Frau, „und ich glaube nicht, daß meine Kutſche heute fertig werden kann; könnt ich wohl die Nacht hier bleiben?" — „Gott gewiß, mit allem Plaiſir, gnädige Frau," ſprach die Alte, „wenn ihr nur vorlieb nehmen wollt, gnädige Frau; wir ſind arm, gnädige Frau, und haben nicht viel zum Beſten, gnädige Frau."

Das war nun gut, die gnädige Frau blieb da. Als

das Eſſen fertig war, ſetzten ſich alle zu Tiſch, ausgenommen dumme Peter, der mußte in der Küche allein hocken und bekam nur ein trocken Butterbrot und nichts dazu. Er ließ ſich das ſchon wieder gefallen; als ſie aber recht am Schmauſen waren, ſchlich er ſtille herein und packte ſich mit ſeiner bloßen, ſchmutzigen Hand einen Erdapfel von dem Teller der gnädigen Frau. Da wurde die Alte recht böſe, nahm einen großen hölzernen Schöpflöffel und wollte dumme Peter auf die Finger ſchlagen, indem ſie rief: „Hat die Welt je einen ſo unerzogenen Bengel geſehen! Packſt du dich weg von der gnädigen Frau! Ach, nehmt's doch nicht übel, gnädige Frau, ich hatt' ihn nicht geſehen, gnädige Frau.“ — „Das thut nichts,“ ſprach die Frau, aber damit war die Alte nicht zufrieden; im Gegentheil, ſie faßte dumme Peter am Aermel, gab ihm einige Püffe in den Rücken und hieß ihn zu Bett gehen. Dumme Peter ließ ſich das auch noch gefallen und legte ſich auf ſeine Blätter, die inzwiſchen halb verfault waren.

Am andern Morgen in aller Frühe rief die Schweſter ſchon an dumme Peters Ställchen: „He, he, dumme Peter! Steh auf und mahl' den Kaffee.“ Ja, wer aber da keine Antwort gab, das war dumme Peter. Die Schweſter öffnete das Thürchen von dem Ställchen ein Bischen und ſchaute einmal hinein, aber wer nicht da war, das war mein dummer Peter. Nun blieb ihr natürlich nichts anders übrig, als den Kaffee ſelbſt zu machen, und als ſie den fertig hatte, ging ſie zum Schlafzimmer der gnädigen Frau, um die aufzuwecken. Sie klopfte einmal auf die Thüre, aber die gnädige Frau gab keine Antwort. Sie klopfte noch einmal und noch einmal, und die gnädige Frau gab noch keine Antwort. Endlich machte ſie die Thüre ganz leiſe mit einem Rißchen auf, ſchrak aber alsbald zurück, lief zu ihrer Mutter

und ſchrie: „Ach Gott, Mutter! Dumme Peter hat ſich bei die gnädige Frau ins Bett gelegt.“ Nun kam die Alte mit einem großen Holzſcheit und ſie hätte ſicherlich dumme Peter todt geſchlagen, wäre die gnädige Frau nicht dazwiſchen gekommen und hätte die Mutter zurückgehalten. Als die Alte ihn dennoch wenigſtens tüchtig ausſchimpfen wollte, lachte er und ſprach: „Eh, das iſt meine Frau und ich bin ihr Mann.“

Da ſtand der Mutter und der Schweſter der Verſtand ſtill und ſie konnten vor lauter Verwunderung kein Wort herausbringen. Als nun aber dumme Peter und ſeine Frau ihnen alles erzählten, da wurden ſie alle Zwei roth bis hinter die Ohren, weil ſie dumme Peter ſo ſchlecht behandelt hatten. Der hatte aber ein gar gut Herz und lachte darüber, ſprach, das thäte nichts, er hätte doch all ſeinen Reichthum einzig dem Hämmerchen zu verdanken, und das hätte ſeine Mutter ihm ja gegeben. Er ließ ihnen alsdann ein prachtvolles Haus bauen, gab ihnen ſo viel Geld, daß ſie gut leben konnten, und zog wieder mit ſeiner Frau nach dem Schloſſe zurück und wenn ſie nicht ausgezogen ſind, dann wohnen ſie noch da.

3.

Das wilde Schwein.

Es war einmal ein König, der hatte mit ſeiner Gemahlin nur einen Sohn gewonnen, doch nicht viel Freude von demſelben, denn eine böſe Hexe hatte ihn in ein wildes Schwein verwünſcht. Der König und die Königin waren ſehr betrübt darob, aber da geſchehene Dinge nicht zu ändern ſind, tröſteten ſie ſich endlich doch in et-

was. Das wilde Schwein ließen ſie denn in dem Hofe und im Schloßgarten herumlaufen, wo es auch ganz friedlich verkehrte und keinem Menſchen etwas zu Leide that.

Nicht weit von dem Schloſſe des Königs ſtand ein anderes Schloß, worin ein reicher Herr wohnte; der hatte drei Töchter, eine ſchöner als die andere. Eines Tages war das wilde Schwein weiter als gewöhnlich gelaufen und hatte die älteſte Tochter geſehen, wie ſie auf dem Felde Blümchen pflückte. Sie hatte ihm ſo gut gefallen, daß es ſterbensverliebt in ſie wurde und ſie mit aller Gewalt heirathen wollte. Der König hatte gut ſprechen, das ginge nicht; da war Hopfen und Malz verloren und das wilde Schwein wollte von nichts hören, ſprach auch, wenn das ſeine Frau nicht würde, dann ſtürbe es vor lauter Betrübniß. Da ſchickte der König zu dem Herrn des Schloſſes und ließ ihm alles ſagen; dem gefiel der Vorſchlag Anfangs auch wenig, doch als er bedachte, daß der Königsſohn anders ſterben werde, willigte er ein; aber nun war die Tochter nicht damit zufrieden und ſagte im Gegentheil, ſie wolle lieber Gott weiß was thun, als ein ſo abſcheuliches Schwein zum Mann haben. Das alles half ihr aber wenig; als ſie nicht wollte, zwang ſie der König dazu und die Hochzeit wurde mit der größten Pracht von der Welt gefeiert. Als es nun ſchon ſpät war und ein Jeder zu Bette ging, da legte ſich auch die Braut ſchlafen; das wilde Schwein wollte ſich neben ſie legen, aber indem es in das Bett ſprang, trat es ihr unglücklicherweiſe mit einer ſeiner ſchweren Pfoten auf den Hals und — ſie war todt. Wie betrübt das wilde Schwein und der König und die Eltern der Braut waren, das läßt ſich mit keiner Feder beſchreiben.

Ein Jahr nachher hatte das wilde Schwein ſich wieder verlaufen und fand auf dem Felde die zweite

Tochter des reichen Herrn und die gefiel ihm ſo gut, daß es ſie heirathen wollte, was es auch koſten möchte. Der König machte viel Einwendungen, aber das war nur Öl ins Feuer gegoſſen und am Ende blieb nichts übrig, als dem Herrn einmal davon zu ſprechen. Der wollte aber nichts davon wiſſen und widerſetzte ſich aus allen Kräften dieſer Heirath, ſprach, er habe ſeine Töchter nicht für Schweine erzogen und dergleichen mehr. Der König meldete das ſeinem Sohne, aber der beſtand nun noch mehr darauf als zuvor und ſomit war der König genöthigt, die Eltern der Tochter zu zwingen, daß ſie das Mädchen folgen ließen. Mit Thränen und Jammern wurde die Braut aus dem Schloſſe geholt und zur Hochzeit geſchleppt. Da ging es nun gar traurig zu; es war als hätte es jedem der Gäſte vorgeſtanden, daß es der zweiten Braut nicht beſſer ergehen werde, als der erſten. So ging es denn auch wirklich, denn als der Bräutigam in das Bett ſpringen wollte, trat er wieder mit ſeinen plumpen Pfoten der Braut auf den Hals und ſie war todt.

Der Jammer, der darüber in dem Schloſſe des Königs, wie auch in dem andern Schloſſe war, iſt nicht zu beſchreiben. Das wilde Schwein war wie verzweifelt darüber und ſchlug den Kopf gegen die Mauern, als ob es ſeines Lebens müde geweſen wäre. Die Eltern der Braut konnten ſich nicht tröſten; von drei Töchtern hatten ſie nur noch eine, die noch ein zart, jung Mädchen war; und weil ſie fürchteten, dieſe auf dieſelbe Weiſe zu verlieren, wie die beiden andern, wollten ſie ihr Hab und Gut zuſammenpacken und in ein fremdes Land ziehen. Als der König das hörte, war er noch betrübter, als vorher, und noch mehr erzürnt auf ſeinen Sohn; er bat den reichen Herrn, doch nur in dem Schloſſe wohnen zu bleiben, und verſprach ihm zugleich,

das wilde Schwein alsbald wegzujagen. Dies Verſprechen hielt er aüch und der arme Königsſohn wurde ohne Gnade und Barmherzigkeit aus dem Schloſſe des Königs weggejagt und lief in den nahen Wald.

Das dritte Töchterchen des reichen Herrn war ein wunderſchönes und engelgutes Kind und bald vergaßen die Eltern bei ihm, auf welche ſchreckliche Weiſe ſie ihre beiden andern Töchter verloren hatten. Eines Tages waren alle Leute aus dem Schloſſe in den Wald ſpazieren gegangen. Die ſchönen Waldblümchen gefielen dem Mädchen ſo gut, daß es nicht genug pflücken konnte, und die luſtigen Vöglein ſangen ſo ſüß, daß es nicht genug hören konnte und immer pflückte und immer zuhorchte. Dadurch blieb es immer mehr zurück und fand ſich endlich ganz allein. Indem es nun noch ſo da ſaß und Blümchen brach, kam plötzlich ein wild Schwein gelaufen, nahm es auf den Rücken und rannte mit ihm weg. Da hatten Vater und Mutter gut rufen und die andern Leute gut ſuchen, kein Menſch konnte das Mädchen wiederfinden und Abends mußte man ohne das arme Kind in's Schloß gehen.

Das wilde Schwein hatte es aber nicht aufgefreſſen, ſondern in eine fernabgelegene, tiefe Höhle getragen, wo noch kein Menſch ſich hinein gewagt hatte. Da ſetzte es das Mädchen ſtill und ſänftlich nieder und machte ihm ein Bettchen von weichem Moos, lief alsdann in den Wald zurück und holte noch Blumen und Erdbeeren, kurzum es that alles, was es dem Mädchen nur an den Augen abſehen konnte. Ich brauch wohl nicht erſt zu ſagen, daß das wilde Schwein Niemand anders war, als der verwünſchte Königsſohn. Das Mädchen wurde auch immer kühner und zutraulicher und ſtreichelte endlich mit ſeinen kleinen Händchen den rauhen Borſtenkopf des wilden Schweins, und dies leckte ihm dafür die Händ-

2*

chen und war ſo glücklich darüber, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen. „Warum weinſt du denn?“ frug das Mädchen und das wilde Schwein ſprach: „Warum ſollt' ich nicht weinen; ich bin ſo unglücklich und du könnteſt mich erlöſen, aber das wirſt du nicht thun, das weiß ich.“ Das that dem Mädchen leid und es fing ſelbſt an zu weinen; es ſprach: „Doch das will ich gern thun, wild Schwein, aber ſag mir, wie ich das machen muß.“ Das Schwein antwortete: „Ob ich dir das ſage, du thuſt es doch nicht; aber ich will es dir nur ſagen, du mußt mich zum Mann nehmen und heirathen und meine Frau werden.“ Da lachte das Mädchen und ſprang auf und ſprach: „Iſt das Alles, dann will ich dich ſchon erlöſen;“ und als das wilde Schwein das hörte, da ſprang es dreimal um und um vor lauter Freuden. Dann lief es weg und holte ſo viel weiches, grünes Moos herbei, bis daß es ein Bett zuſammen hatte, worin ſie beide gemächlich zuſammen ſchlafen konnten.

Des Nachts hatte das Mädchen einen ſonderbaren Traum. Es dünkte ihr, als ſagte ihr Jemand, ſie müſſe Morgens früh aufſtehen und ein großes Fell nehmen, welches ſie vor dem Bette finden würde. Dann müſſe ſie aus der Höhle gehen, dieſe mit einem Steine ſchließen, und auf dem Steine das Fell zu Aſche verbrennen. Das däuchte ihr gar wunderlich. Als ſie aber beim erſten Tagesdämmern einmal aus dem Bette guckte, ſahe ſie in der That ein großes Fell wie von einem wilden Schwein da liegen. Da faßte das Mädchen Muth, ging vor die Höhle und wälzte mit allen Kräften, die ſie hatte, einen ſchweren Stein davor, der gleich neben dem Eingange lag. Dann machte es ein großes Feuer an und als das recht im Brennen war, warf es das Fell hinein; doch kaum fing daſſelbe an zu brennen, als ein

jämmerlich Schreien und Jammern aus der Höhle ertönte. Da hätte ſie nun gern die Höhle aufgemacht, aber der Stein war zu heiß geworden und das arme Mädchen hätte ſich die Händchen tüchtig daran verbrannt. Als das Feuer aber aus war und der Stein eben ein wenig abgekühlt war, da ſchob es, ſo gut es konnte, den Stein ein wenig zurück; doch da ſtand der allerſchönſte Königsſohn vor ihm, den man nur mit Augen ſehen kann, und der fiel ihm um den Hals und rief: „Siehſt du nun, daß du mich erlöſt haſt? Nun biſt du mein und ich bin dein, und wären deine Schweſtern ſo willig geweſen, wie du, dann wären ſie nun nicht todt.“

Nun ging der Königsſohn mit dem Mädchen aus der Höhle und in das Schloß des Königs und erzählte dem und der Königin alles, und dann wurden die Eltern des Mädchens von dem andern Schloſſe gerufen und denen erzählte er auch Alles. Drei Tage nachher hielt man die Hochzeit mit viel Pracht und Staat und nie hat man einen ſchönern Bräutigam geſehen, als den Königsſohn, und nie eine ſchönere Braut, als das Mädchen. Nicht lange darauf ſtarb der alte König und der Königsſohn kam auf den Thron und das Mädchen wurde ſeine Königin, und wenn ſie noch nicht vom Thron aufgeſtanden ſind, dann ſitzen ſie noch drauf.

X 4.

Das verrathene Geheimniß.

Es war einmal ein Schuhmachergeſell und ein Schneidergeſell: der Erſte hieß Peter und der hatte Geld und war reich; der Zweite hieß Hans und hatte kein Geld und war arm. Die Zwei trafen ſich einmal in

der Herberge und wie ſie denn ſo von allerhand Dingen ſich unterhielten, ſprach Peter auf einmal zu Hans: „Wollen wir nicht einmal auf Reiſen gehen?“ — „Ach Gott,“ ſprach Hans, „ich habe keinen Stüber Geld und wenn ich in der Herberge mein Glas zerbreche, dann kann ich es nicht einmal bezahlen.“ — „Was ſchiert dich das,“ antwortete Peter, „ich habe Geld und biſt du es zufrieden, dann ziehen wir Morgen ſchon zum Thore hinaus. Wir werden ſchon bald Arbeit finden und mit der Arbeit kommt das Geld, dann biſt du geborgen und kannſt leben wie ein Vögelchen im Hanfſamen.“ „Ja,“ ſprach Hans, „wenn du mir ſchwören willſt, daß wir als Brüder zuſammenhalten und alles theilen, dann bin ich es geſtändig.“ Das ſchwur ihm Peter mit einem heiligen Eide zu und am andern Morgen packten beide ihre Ränzel und zogen aus der Stadt. Vor dem Thore ſprach Peter: „Nun höre, Hans; jetzt wollen wir uns dreimal jeden Tag tüchtig ſatt eſſen und außer der Zeit nichts nehmen; damit ſparen wir viel.“ — „Gut,“ ſprach Hans und ſo wanderten ſie in die weite Welt und von einer Stadt zur andern und aßen alle Tage dreimal, aber ſie konnten nirgends Arbeit finden. Als ſie nun ſchon neun Tage alſo gewandert waren, da zog Peter ſeinen Beutel heraus und zählte ſein Geld und als er das gethan hatte, ſprach er: „Hans, mein Beutelchen wird langſam mager, was meinſt du, wenn wir nur zweimal im Tage äßen?“ — „Gut,“ ſprach Hans, „was du willſt, das will ich auch,“ und da aßen ſie alle Tage zweimal und wanderten weiter von einer Stadt in die andere und ſuchten überall Arbeit, aber nirgends konnten ſie welche finden. Das dauerte abermals neun Tage und am zehnten Tage zog Peter das Beutelchen heraus und zählte wieder ſein Geld und als er damit fertig war, ſprach er: „Hans, Hans, das Beutelchen

bekommt Magenweh und wird uns nicht lang mehr dienen, wenn wir nicht ſparſamer ſind. Was meinſt du, wenn wir nur einmal im Tage äßen?" — „Gut, in Gottes Namen," ſprach Hans und ſie aßen nur einmal im Tage und dabei wurden ſie nicht allzufett. Sie wanderten dabei immerzu und fragten überall nach Arbeit, aber es war wie verwünſcht und ſie bekamen keine und bekamen keine. Da wurde Petern ſein Verſprechen leid und er ſteckte den größten Theil des Geldes, was er noch übrig hatte, in ſeine Strümpfe und wartete bis am neunten Tag. Dann zeigte er Hans den Beutel und ſprach: „Hans, ich glaube, wir dürfen gar nicht mehr eſſen." — „Ja," ſprach Hans, „das bin ich aber nicht gewohnt und dabei kann ich nicht leben bleiben und noch weniger marſchiren." — „Es iſt aber nun einmal nicht anders," antwortete Peter, „du ſiehſt das ja ſelbſt." — „Warum mußte ich auch ſo dumm ſein, mit dir zu gehen," rief Hans da, „nun ſitzen wir in einem fremden Lande und haben kein Brot." — „Hör'," ſprach Peter, „für heute will ich dir noch zu eſſen geben, aber morgen nicht mehr," und damit ging er in einen Bäckerladen und aß da ſchnell drei große Brötchen; dann kaufte er noch eins und theilte das mit dem armen Hans und der mußte den ganzen Tag damit herumſpringen. Am andern Tage kaufte Peter nur ein Brötchen für ſich und gab Hans nichts davon; da beklagte ſich Hans gar bitterlich und erinnerte ſeinen Geſellen an die geſchworene Brüderſchaft, aber der wollte von nichts hören und gab auch keinen Biſſen her. So kamen ſie in einen großen Wald und da konnte Hans vor Mattigkeit nicht weiter kommen. Als der ſchlechte Peter das ſah, da war er gar froh und ſprach: „Nun, ich will dir denn noch eine Schnitte geben, aber dafür mußt du mir dein rechtes Auge ſchenken." Was wollte der arme

Hans da machen? Er dachte bei ſich, es wäre beſſer, das Auge verlieren, als vor Hunger ſterben, und nahm die Schnitte Brot und Peter ſtach ihm dafür das rechte Auge aus. Das war nun gut, aber mit der Schnitte Brot konnte Hans doch nicht lange auskommen, wie kleine Bröckelchen er auch davon abbrach, und ſo ſank er am folgenden Tage abermals vor Mattigkeit zuſammen und weinte und klagte, daß es ein ſteinern Herz hätte erbarmen mögen. Da jubelte Peter ſo recht falſch in ſich hinein und ſprach: „Nun, Hans, ich habe Mitleid mit dir, ich will dir noch eine Schnitte Brot geben, dafür mußt du mir aber dein linkes Auge ſchenken.“ — „Ach Gott und Herr,“ jammerte Hans, „dann kann ich ja nicht mehr ſehen, wenn ich keine Augen mehr habe.“ — „Das kann nichts helfen,“ ſprach Peter, und Hans dachte: „Ei nun, ich werde mir dann mein Brot an den Thüren erbetteln; es gibt doch noch mitleidige Herzen auf der Welt“ und nahm die Schnitte Brot und Peter ſtach ihm auch das linke Auge aus. Das war ein grundſchlechter Kerl, nicht wahr? Kaum hatte er das aber gethan, da trieb er ſeine Falſchheit noch weiter und ließ den armen Hans im Walde liegen und lief fort, was er konnte. Da wußte Hans nun nicht mehr, was er anfangen ſollte: weil er aber bang war, es möchte ein Wagen kommen und ihm über den Leib fahren, kroch er von dem Wege ab und ſo lange fort, bis er einen großen Baum vor ſich fühlte. Inzwiſchen war es dunkele Nacht geworden und Hans hörte von fern einen Bären brummen. „Dem muß ich aus dem Wege gehen,“ ſprach er und kletterte auf den Baum und legte ſich oben zwiſchen die Äſte. Es dauerte nicht lange, da kam der Bär heran und hatte noch zwei andere Thiere bei ſich, nämlich einen Fuchs und einen Wolf und die drei kamen dem Baume immer näher und legten ſich endlich

darunter nieder. „Ah, ich weiß was, ich weiß was,“ hub der Bär da an und der Fuchs ſprach: „Ja und ich weiß auch was“; und der Wolf ſprach: „Meinet ihr, ihr wüßtet alles? Ich weiß auch was.“ Da ſprach der Bär: „Höret, wollet ihr mir ſagen, was ihr wiſſet, dann will ich euch ſagen, was ich weiß, und darüber habt ihr Freude, oh, ich weiß nicht wie!“ „Ja,“ antwortete der Fuchs, „aber dann müſſen wir uns erſt untereinander verſprechen, keinem Menſchen etwas davon zu ſagen, denn wenn die Menſchen wüßten, was ich weiß, dann ſprängen ſie vor Freuden auf einem Bein herum.“ „Das iſt bei mir auch der Fall, das iſt bei mir auch der Fall“ ſprachen die beiden andern und der Fuchs ſagte: „Nun, dann fang du an, Bär, denn du haſt uns zuerſt geſagt, daß du etwas wüßteſt.“ — „Nun gut,“ ſprach der Bär, „aber wenn einer von euch es verräth, den freſſe ich mit Haut und Haar. In der Stadt London iſt große Waſſernoth und ſie fangen ſchon an, das Waſſer mit Gläschen zu verkaufen, wie ehedem den Brantwein. Wenn das noch ein Bischen ſo dauert, dann ſterben die Menſchen alle vor Durſt und dann haben wir einmal ein Leben, Juchhei! Alle Tage ſo viel wir wollen.“ — „Iſt der Noth denn nicht abzuhelfen?“ fragte der Fuchs. „Da liegt der Has im Pfeffer,“ antwortete der Bär, „und das iſt juſt, was ich weiß, aber der Deus holt euch, wenn ihr es einem ſagt, denn damit wär' unſer aller Freude verdorben. Auf dem Markte nämlich liegt ein Stein und wenn ſie den aufhüben, dann hätten ſie Waſſer, mehr als genug; denn unter dem Steine ſpringt die reichſte Quelle der ganzen Welt.“ — „Wolf, wenn du es einem ſagſt,“ ſprach der Fuchs. „Biſt du toll, Fuchs?“ antwortete der Wolf; „aber nun laß auch einmal hören, was du weißt.“ — „Nach dir“ ſprach der Fuchs und der Wolf begann:

„Ja, ja, wenn die Menſchen wüßten, was ich weiß, da könnte ſich einer guten Lohn verdienen. Da iſt des Königs von England Tochter, die liegt ſchon ſieben Jahr krank und kein Arzt in der Welt kann ihr helfen.“ — „Wie ſo?“ fragte der Bär. „Ja, da ſteckt der Knoten,“ antwortete der Wolf. „Als ſie zur erſten Communion ging, da bekam ſie ein Goldſtück, um das in den Opferkaſten zu werfen. Statt hinein, fiel es aber daneben und ſo lange das nicht darin iſt, ſo lange kann ſie nicht geneſen.“ Aber nun ſag du uns auch, Fuchs, was du weißt.“ — „Wenn die Menſchen wüßten, was ich weiß,“ ſprach der Fuchs, „dann wäre manch einem geholfen und mancher Blinde würde nicht länger blind ſein.“ „Wie ſo?“ fragte der Bär und der Fuchs antwortete: „Auf den Baum hier fällt heute Nacht ein Thau; wer ſich damit dreimal die Augen wäſcht, der wird ſehend und hätte er ſelbſt keine Augen mehr im Kopfe.“ „Das iſt ein wunderbar Ding,“ ſprachen Bär und Wolf und darauf gaben ſich alle Drei die Pfoten und verſprachen ſich nochmals, nichts von den Geheimniſſen zu verrathen und dann gingen ſie auseinander. Hans hatte ſich aber alles wohl gemerkt und er reichte alsbald nach den Blättern und wuſch ſich die Augen mit dem Thau und zur Stunde ſah er wieder ſo klar, als vorher. Dann ſtieg er ſtille nieder und eilte mit großen Schritten der Landſtraße zu und darauf immer weiter und weiter, bis er an die Stadt London kam. Da ging er auf den Markt und zu der Herberge, wo die Rathsherren jeden Morgen ein Gläschen Brantwein tranken und bat allda die Frau Wirthin um ein Glas Waſſer. „Weg, du unverſchämter Kerl,“ ſchrie die Wirthin, welche meinte, Hans hätte ihrer ſpotten wollen, „wie kannſt du dich unterſtehen, ein Glas Waſſer zu fodern, da du noch nicht einmal Geld haſt für

ein Glas Wein.“ — „Iſt das Waſſer hier ſo rar“ ſagte Hans, „das iſt die Schuld eurer Rathsherren, die könnten euch deſſen wohl ſchaffen, wenn ſie wollten.“ Das hörten die Rathsherren nicht ſobald, als einer derſelben aufſprang, Hans beim Kragen faßte und rief: „Das ſollſt du mir beweiſen, du Schurk; wenn das Volk das hörte, es hinge uns all an den Galgen.“ Darob lächelte Hans und ſprach: „Ja, es iſt eure Schuld, denn es ſpringt ein Quell in der Stadt, der ſo reichlich Waſſer giebt als einer in der Welt. Gebt mir nur zehntauſend Thaler, dann will ich euch denſelben zeigen.“ Der Rathsherr rief die andern Rathsherren zu ſich und ſie verſprachen den Hans die zehntauſend Thaler, aber Hans ſagte: „Nein, ich muß ſie erſt in der Taſche haben.“ Da gaben ſie ihm das Geld und er ging mit ihnen auf den Markt und ließ den Stein aufheben und da ſprang ſo viel Waſſer heraus, daß man auf dem Markt mit Nachen fahren konnte. Nun war Hans ein reicher Mann; er ging zu einem Schneider und ließ ſich da einen ſchönen neuen Anzug machen, wie ihn die Doctors trugen. Als der fertig war, ging er zu dem Pallaſt des Königs und ließ ſich da melden und dem König ſagen, er wolle ſeine Tochter kuriren. Als der König das hörte, ließ er Hans vor ſich kommen und ſagte zu ihm, wenn er die Prinzeſſin geſund machte, dann ſollte er ſie zur Frau haben. „Ja, das iſt kein leichtes Stück, das Geſundmachen,“ ſprach Hans, „ich muß ſie erſt ſehen und ihr den Puls fühlen.“ Da führten ſie den Hans zu der Königstochter und er fühlte ihr den Puls und ſchüttelte bedächtig den Kopf und huſtete einmal und rieb ſich die Stirn, dann ſprach er: „die Krankheit iſt übernatürlich, aber ich will ſie ſchon durch meine Kunſt vertreiben. Zuvor muß ich aber in meinen Büchern ſehen, was darüber geſchrieben ſteht.“

Ach Gott, was war der König froh, als er das hörte: er wollte dem Hans gleich hunderttauſend Thaler geben, aber Hans nahm nichts an und ging nach Hauſe. Am andern Morgen kam er wieder und ſprach, er hätte es nun gefunden, und fragte, wo die Königstochter zur erſten Communion gegangen wär? Da zeigten ſie ihm die Kirche und Hans huſtete und ſprach: „Hm, hm, ſo, ſo. Dann bringt die Königstochter alsbald einmal her in die Kirche und ſetzet ſie an die Communionbank." Das geſchah, und als ſie da ſaß, fragte Hans, wohin ſie das Goldſtück geworfen hätte? Das wies ihm die Königstochter und er ließ den Opferſtock wegräumen und holte das Goldſtück aus einer Ritze, gab es ihr und ſprach, ſie ſolle es nun in den Kaſten werfen. Das that ſie und im ſelben Augenblicke war ſie geſund. Da war nun große Freude im Schloſſe und die Hochzeit wurde alsbald gehalten und Hans war ein reicher und mächtiger Prinz und fuhr alle Tage ſpazieren. Eines Tages nun traf es ſich, daß er mit ſeiner Frau über die Landſtraße fuhr und durch ein Dorf kam, da ſah er einen Scheerenſchleifer der rief: „Scheerenſchleif! Scheerenſchleif!" Die Stimme kam Hans ganz bekannt vor und er ſah dem Mann einmal ins Geſicht und — der war der falſche Peter. Jeder andere, als Hans, hätte gleich ein paar Gendarmen kommen und den Peter arretiren laſſen; das mochte Hans aber nicht, er hatte ein zu gutes Herz dafür. „Heda, Peter, biſt du's?" rief er dem Scheerenſchleifer zu und der drehte ſich verwundert um, und als er den großen Herrn in dem Wagen ſah, da nahm er ſeine Mütze ab und ſprach demüthig: „Ach Herr, wie komm ich denn zu der hohen Ehre, daß ihr mich kennet?" — „Ei, Narr, ich bin Hans," ſprach der gute Hans und habe mir groß Glück geholt auf dem Baume, gleich bei der Landſtraße, wo du mir die Augen ausgeſtochen haſt."

Und dabei lachte Hans ſo recht herzlich und ſchenkte Peter noch eine Börſe voll Dukaten und fuhr weiter. Peter aber ſprach in ſich: „Ei, wenn der dumme Hans ſich auf dem Baume ſein Glück geholt hat, dann kann ich das auch,“ und er ging hin und als es Abend wurde, ſetzte er ſich auf den Baum. Es dauerte nicht lange, da kamen Bär, Fuchs und Wolf auch zu dem Baume und ein jeder ſchimpfte aufs Beſte, daß ſein Geheimniß verrathen wäre. Das haſt du gethan, Rothhoſe,“ ſprach der Wolf, aber der Bär nahm des Fuchſes Partei und ſprach: „Nein, der iſt zu klug dazu; aber du Wolf haſt es ſonder Zweifel gethan, du biſt ſo ein dummer Kerl.“ „Ja, ja“ fiel der Fuchs ein, „es iſt nicht anders möglich, der Wolf hat es gethan und er muß hangen darum.“ — „Ich hangen?“ ſchrie der Wolf, „ich ſage noch einmal, daß ich es nicht geweſen bin, und hat der Fuchs es nicht verrathen, dann haſt du es gethan, Bär.“ — „Was ſagſt du da!“ rief der Bär und brummte einmal tüchtig, „Fuchs, wo iſt ein Seil, marſch an den Baum mit dem Verräther.“ Da drehte der Fuchs ſchnell ein Seil aus Baſt und ſchlang es um einen Aſt des Baumes und der Bär packte den Wolf, that ihm den Strick um den Hals und zog an dem andern Ende, ſo daß der Wolf ſeine Himmelfahrt begann. Der Bär war aber nicht ſehr vertraut mit Hängemann's Kunſtgriffen und hatte den Knoten des Strickes gerade an des Wolfes Kehlkopf gemacht, ſo daß der arme Sünder die Ohren in den Nacken legte, als der Bär ihn heraufzog: indem der Wolf nun alſo unfreiwillig gen Himmel ſchaute, ſah er den falſchen Peter oben in dem Gezweig ſitzen und rief: „Ach, wie iſt das Unrecht ſo groß auf dieſer Welt; da ſitzt der Verräther auf dem Baume.“ Als Bär und Fuchs das hörten, ließen ſie den armen Wolf ſchnell nieder und holten den böſen Peter herunter. Der

vertheidigte ſich zwar aufs Beſte und ſprach immer, Hans hätte es gethan und ſie ſollten ſich erſt überzeugen; die drei Thiere hörten nicht auf ihn und riſſen ihn in Stücke und fraßen ihn auf bis zum letzten Knöchelchen.

5.

Jan der Dieb.

Es war einmal eine blutarme Frau, die hatte nur einen Sohn Namens Jan, aber der machte ihr nicht viel Freude, denn er war ſo langfingerig, daß er von allen, die ihn kannten, nicht anders geheißen wurde, als Jan der Dieb. Die Frau hielt ihm häufig vor, daß er ſein Leben ändern und ſich beſſern müſſe, wolle er nicht zuletzt mit Seilers Tochter Hochzeit halten, aber das half alles nichts und Jan blieb ſtets der Alte. Der letzte und einzige Troſt, der dem armen Weib blieb, war unſer lieber Herrgott; alle Tage ſah man ſie in der Kirche, wo ſie um nichts anders betete, als daß Gott doch ihrem Jan einen andern Sinn geben ſolle. Einmal hatte ſie auch wieder lange gebetet und geweint; endlich ſeufzte ſie wie in halber Verzweiflung: „Ach, ach, was ſoll aus meinem Jan doch noch werden!“ Der Küſter ſaß aber zufällig hinter dem Altar und als er den Seufzer hörte, antwortete er: „Dieb, großer Dieb, allzeit Dieb.“ Da erſchrak die arme Frau über die Maßen, denn ſie meinte, unſer Herrgott ſelber hätte ihr das zugerufen; doch faßte ſie ſich bald und ſprach: „Herr, dein Wille geſchehe“ und ging mit rothgeweinten Augen nach Haus. Da kam Jan ihr juſt entgegen; als er ihre Augen anſah, fragte er, warum ſie denn wieder ſo betrübt wäre? Sie erzählte ihm offenherzig, was ihr be-

gegnet war, und ſagte ihm dabei, daß ſie ihm lieber auf den Rücken ſähe, denn es thue ihr zu leid, ihn immer Dieb nennen zu hören und das ſelbſt von unſerm Herrgott. Jan war deß zufrieden, ſie gab ihm noch eine tüchtige Kruſte Brot und ein Kännchen Waſſer mit auf den Weg und ſo zog er in die weite Welt.

Nach langem Wandern und als von ſeinem Brot ſchon längſt kein Krümchen mehr übrig war, kam er eines Tages an einen Bauernhof, ging da dreiſt hinein und frug, ob ſie keinen Knecht nöthig hätten. Der Bauer ſprach, er hätte wohl einen Knecht nöthig, aber er könne ihn doch nicht ſo aufs Grathewohl nehmen und müſſe doch wiſſen, wer er wäre. „Wenn ihr das wiſſen wollt, das kann ich euch wohl ſagen," antwortete Jan, „alle, die mich kennen, heißen mich Jan den Dieb." — „Hm, hm, Dieb, Dieb," brummte der Bauer, „und du baumelſt noch nicht am Galgen?" Darob lachte Jan und ſprach: „Ihr ſprecht vom Galgen, ja davor nehme ich mich wohl in Acht, dem bin ich zu klug." — „Biſt du wirklich ſo klug," ſprach der Bauer, „dann will ich es mit dir wagen; ich nehme dich in Dienſt, aber unter drei Bedingungen; kannſt du damit fertig werden, dann gebe ich dir noch dazu meine Tochter zur Frau. Du mußt nämlich in Zeit von drei Wochen dem Paſtor all ſein Geld, meiner Frau das Hemd vom Leibe und die Pferde unter den Knechten, die drauf ſitzen, weg ſtehlen. Kannſt du das, gut, dann weißt du, was du bekommſt; bringſt du es aber nicht fertig, dann laß ich dich hängen." — „Ganz gut," antwortete Jan, ſetzte ſich zu Tiſche, aß und trank tüchtig und ging alsdann an ſeine Arbeit.

In den erſten Tagen wußte er noch nicht recht, wie er's angreifen ſollte, um hinter dem Paſtor ſein Geld zu kommen; endlich aber fiel ihm etwas ein. Er ging hin

und ſtahl dem Bauer zwei Hühner vom Hofe, machte ſie todt und rupfte ihnen die Federn aus; dann trug er ſie zu Markte und ſchlug ſie für gut Geld los; von dem Erlöſe kaufte er ſich einen Topf Sirup und ſchlenderte nach Hauſe zurück. Des Nachmittags nun ging er in die Veſper und verbarg ſich in der Kirche in einem Beichtſtuhle, wo er ſtill ſitzen blieb bis gegen Abend. Dann zog er ſeine Kleider aus, beſtrich ſich den Leib mit dem Sirup und wälzte ſich in den Federn herum, ſo daß er ausſah, wie ein Engel, that drei Züge an der Glocke und ſtellte ſich ſchnell auf den Hochaltar. Als der Paſtor die Glocke läuten hörte, ſchrak er zuſammen, denn er wußte wohl, daß es noch nicht Morgen war; weil er aber dachte, daß Diebe in der Kirche ſein könnten, zog er ſich ſchnell an und lief hin. Kaum hatte er die Thüre aufgeſchloſſen, als Jan von dem Hochaltar herab rief: „O du frommer und tugendſamer Hirte dieſer Pfarre; lange genug haſt du deines Amtes mit Sorgen und Mühen gepflegt und Gott ſendet mich, dich nach dem Himmel zu führen. Zuvor aber will er dein Herz noch prüfen, ob es nicht am Irdiſchen hange, darum gebietet er dir durch mich, daß du all dein Geld hier auf den Hochaltar bringeſt, auf daß es nach deinem Hingange unter die Armen vertheilt werde.“ Dem Paſtor hüpfte das Herz im Leibe vor Freude über ſeine bevorſtehende Himmelfahrt, doch gefiel es ihm nicht ganz, daß der Engel ihm ſein Geld abfrug. Da er aber fürchtete, durch Zweifeln oder Zögern den Zorn Gottes auf ſich zu laden, bat er den Engel nur, ſein zu warten, und lief nach Hauſe zurück, um das Geld zu holen; Jan, der ſich für jeden Fall ſicher ſtellen wollte, ſprang ſchnell vom Altar herab und folgte ihm, ſah genau zu, was er that, und eilte wieder zurück auf den Altar. Gleich darauf kam der Paſtor und ſtellte zwei Geldſäcke auf den

Altar, ſprach, da wären all ſeine Schätze, aber Jan wußte beſſer, wie es ſtand, und antwortete: „O du, deſſen Herz noch ſo ſehr am Irdiſchen hängt, wie magſt du einen Engel Gottes belügen wollen; haſt du nicht noch einen Geldſack in deiner Kiſte zurückgelaſſen?“ In ſeinem ganzen Leben hatte der Paſtor keinen größern Schreck bekommen, als in dieſem Augenblicke; roth bis hinter die Ohren lief er, auch den dritten Geldſack zu holen, denn er meinte, ſonſt gewiß und ſicherlich für ewig verloren zu ſein. Als er damit zu dem Altare kam, lobte Jan ſeine Treue und ſprach: „Nun bereite dich zu deiner Himmelfahrt. Damit ich aber gemächlicher mit dir fliegen könne, krieche in dieſen Sack, ich lade dich dann auf die Schulter.“ Der Paſtor folgte und Jan ſprang vom Hochaltar, lief mit ihm die Thurmtreppe hinauf, ließ ſich am Glockenſeil herunter und ſchritt mit großen Schritten nach dem Pfarrhauſe. „Hier wären wir an der Thüre,“ ſprach er, „aber wo mag Sankt Peter ſein? Warte einen Augenblick, ich gehe zu ihm, den Schlüſſel zu holen. Hüte dich aber zu ſprechen, oder anderes Geräuſch zu machen, denn das könnte dir übel bekommen, das Fegefeuer iſt gleich hierbei.“ Mit den Worten lief Jan weg, holte das Geld in der Kirche und trug es zu dem Bauer, der vor Verwunderung ſtumm und ſteif ſtand.

Als die Köchin des Paſtors Morgens früh die Thüre öffnete und den Sack ſah, ſtieß ſie einmal mit dem Fuße daran, um zu fühlen, was darin wäre; als ſich aber nichts darin regte noch wegte, ſchmiß ſie ihn einmal herum, und damit fiel der arme Paſtor ſo arg auf den Kopf, daß er unmuthig rief: „So laßt mich doch in Ruhe, ihr ſtoßt mir den Kopf entzwei. Ein Engel hat mich hierher gebracht und holt eben die Schlüſſel bei

Sankt Peter.“ Da lachte die Köchin laut auf und öffnete den Sack und ihr Herr kroch heraus. Man kann ſich leicht denken, was der für Augen machte, als er ſich ſtatt an der Himmelsthüre an ſeiner Hausthüre fand.

Das zweite Diebsſtückchen von Jan war viel ſchwerer, aber er verlor doch den Muth nicht. Er hatte gemerkt, daß der Bauer jeden Abend in die Schenke ging, ſein Gläschen zu trinken, und um im Wiederkommen Niemand im Schlafe zu ſtören, die Thüre ſeiner Kammer nur einklinkte und nie feſt ſchloß. Des folgenden Abends ſchlich er ein wenig vor der Zeit, wo der Bauer zurückzukehren pflegte, in die Schlafkammer und legte ſich ruhig zu der Frau ins Bette. Er lag aber noch keine fünf Minuten da, als er mit halber und heiſerer Stimme ſprach: „Frau, thu ein ander Hemd an, ich habe geſehen, es iſt gar ſchmutzig, das iſt keine Reinlichkeit und dem Dienſtvolk ein ſchlechtes Vorbild.“ Die Frau wollte noch Einreden machen, aber es half nichts; als ſie das friſche Hemd nun anhatte, nahm Jan das andere ſtille zu ſich und brummte, er müſſe noch einmal in den Hof gehen, ging aber, in ſein Fäuſtchen lachend, nach ſeiner Kammer zurück. Spät Abends erſt kam der Bauer nach Hauſe; als er in die Kammer trat, ſchaute die Frau groß auf und fragte verwundert: „Warum haſt du dich denn wieder ganz angezogen und wo biſt du ſo lange geblieben?“ — „Wieder angezogen?“ fragte der Bauer verwundert; „ich habe mich dieſen Abend noch nicht ausgezogen, wie kannſt du von wieder Anziehen ſprechen?“ — „Ei, du wirſt mir doch nicht weis machen wollen, daß ich geträumt, ſo eben biſt du im Hemde herausgegangen und nun kommſt du in deinen Kleidern wieder herein.“ Obgleich der Bauer nicht mehr nüchtern war, begriff er doch, daß da etwas anderes im Spiel ſein müſſe, fragte die Frau näher aus und erkannte, daß Jan ſein zweites

Stückchen auch fertig gebracht. Er ging zu ihm und Jan gab ihm das Hemde der Frau.

Um ſo mehr ſuchte der Bauer nun zu verhindern, daß Jan auch das dritte Stückchen gelänge, und er paßte ſo wohl auf, daß der letzte Tag vor den feſtgeſetzten drei Wochen da war, ohne daß Jan zum Ziele gelangt wäre. Des Abends rief er gar die Knechte zu ſich und befahl ihnen, nicht nur in dem Stalle zu bleiben, ſondern ſelbſt auf den Pferden ſitzend die Nacht zu durchwachen. Das gefiel Jan ſchlecht, doch verlor er den Muth nicht.

Gegen Abend begann es ſo ſchrecklich zu hageln und zu ſchneien, daß man keinen Hund vor die Thüre hätte jagen ſollen; als es dunkelte, gingen die Knechte alle zuſammen in den Stall, zündeten eine Laterne an und ſetzten ſich auf die Pferde. Sie hatten noch nicht lange da geſeſſen, als es an die Thüre klopfte. Anfangs ſchwiegen ſie und gaben keine Antwort; als das Klopfen aber kein Ende nahm, rief endlich einer von ihnen: „Wer iſt da?" — „Ach, ein armer Einſiedel," war die Antwort, „der rund geht, ſich ein Almoſen zu erbetteln. Die Nacht hat mich überfallen, nirgend ſehe ich mehr Licht, als hier, und ich bin ganz ſteif vor Näſſe und Kälte. Gebt mir doch ein Eckchen, wo ich die Nacht durchbringen kann." — „Nichts da, nichts da," riefen die Knechte, „es geht Jemand darauf aus, dieſe Nacht hier die Pferde zu ſtehlen und am Ende ſeid ihr ſelbſt der Spitzbub." — „Ach Gott, ich ein Spitzbub," antwortete der Einſiedel, „wie könnt ihr doch ſo hartherzig ſein, mich bei meinem Leid noch zu ſchimpfen; öffnet mir nur und ſehet dann zu, ob ich ein Spitzbub ſein kann. Ich will im Gegentheil euch wachen helfen und euch beiſtehen, ſo etwa ein Dieb in der Nähe ſein ſollte; laßt mich doch nur ein." Da ließen die Knechte ſich bewegen und gingen hin, zu öffnen; denn, dachten ſie, iſt

der Einſiedel wirklich auch der Dieb, er kann doch nichts gegen uns alle ausrichten." So machten ſie denn die Thüre auf und ein ſtockalter Einſiedel trat ein, grüßte ſie alle und kroch alsdann in ein Hüttchen, wo er ſich mit ein wenig Stroh deckte. Den Knechten fiel die Zeit gewaltig lang auf den Pferden; darum begannen ſie bald ein Geſpräch mit dem Einſiedel und der erzählte ihnen von allerhand, ſo daß ſie ihm endlich recht gut wurden. Als er nun aber eine Zeitlang erzählt hatte, da zog er ein Fläſchchen aus der Taſche, ſetzte es an den Mund und that einen tüchtigen Zug daraus. Das hatten die Knechte nicht ſobald geſehen, als ſie auch ſchon neugierig fragten, was das denn wäre, was er tränke? — „Ach, das iſt nicht viel" antwortete der Einſiedel; „ich ſtehe ſtets ſo viel Kälte aus auf meinen Wallfahrten, daß ich ſchon ſeit lang immer etwas mit mir trage, um mich zu erwärmen." — Das machte den Knechten den Mund wäſſern und ſie baten ihn, doch ihnen etwas davon mittheilen zu wollen. „Ich habe zwar nicht viel," antwortete der Einſiedel, „aber ich theile doch gern mit euch, weil ihr mir ſo viel Freundſchaft bewieſen habt." Mit den Worten reichte er ihnen ſein Fläſchchen und ſie tranken jeder einen tüchtigen Zug daraus; es dauerte kein Viertelſtündchen mehr und die Augen fielen ihnen langſam zu und nach einer halben Stunde ſchnarchten ſie wie Bären.

„Nun bin ich weit genug," ſprach Jan, denn wer anders konnte der Einſiedel ſein? „und mein drittes Stückchen iſt geſpielt;" und damit nahm er den Einen und ſetzte den rittlings auf die Vorderwand der Krippe; dem Andern legte er einen Sattel auf eine Miſtgabel und dem Dritten einen auf einen Rechen. Dann koppelte er die drei Pferde an einen Strick und ging mit ihnen nach dem Hauſe, wo der Bauer noch in der Küche ſaß. Als der

Bauer den Einſiedel ſah, erſchrak er gewaltig, aber Jan half ihm bald daraus, indem er ſeinen Bart abriß, die Kapuṭze hintenüber warf und lautlachend rief: „Da, da ſtehen die Pferde vor der Hausthür.“ — „Und wo ſind denn die Knechte?“ frug der Bauer erſtaunt, und Jan antwortete: „Geht nur in den Stall, da könnt ihr ſie auf wunderlichen Pferden ſehen.“ Da ging der Bauer mit Jan in den Stall; wie er da gelacht haben muß, das iſt leicht zu denken. „Heda, der Stall brennt!“ ſchrie der Bauer und alle drei Reiter fielen zugleich von Krippe, Miſtgabel und Rechen herab, rafften ſich aber bald zuſammen und liefen mit all ihren Beinen weg, ſo ſchnell ſie konnten; denn ſie ſchämten ſich in den Tod, daß ſie ſich alſo hatten anführen laſſen. Jan heirathete aber des Bauern Tochter und wurde ein reicher Mann und lebt vielleicht noch, wenn er nicht geſtorben iſt.

6.

Klein Däumchen.

Es war einmal eine blutarme Frau, die hatte nichts auf der Welt als ein klein Hüttchen und ein alt Tiſchchen und ein zerbrochen Stühlchen und ein Söhnchen, und das war ſo klein, ſo klein, daß es nicht größer war als ein Daumen; darum hatte die Mutter es auch klein Däumchen geheißen. Eines Tages wußte die arme Frau nicht, was ſie kochen ſollte, und da ſprach ſie in ſich hinein: „Ach hätt ich doch ein Pfund Mehl, ich möchte mir ſo gerne einen Kuchen backen!“ Das hatte klein Däumchen gehört, denn es ſaß zufällig in der Schürzentaſche ſeiner Mutter; und es ſprang flink heraus und ſprach: „Nichts mehr als das, liebe Mutter? das will ich ſchon

ſchaffen;“ und damit hüpfte es weg und lief in einen Laden und ſtahl ſich dort ein Pfund Mehl. Als es das nach Hauſe brachte, da war ſeine Mutter über die Maßen froh und ſprach: „Ja, das iſt wohl ſchön und gut, aber wenn ich Kuchen backen ſoll, dann muß ich auch Butter haben.“ — „Hoho, nichts mehr als das?“ fragte Däumchen, „die will ich ſchon ſchaffen,“ und es hüpfte fort und in einen andern Laden, wo es ein Pfund Butter ſtahl. Als es dies ſeiner Mutter getragen brachte, da freute ſich die arme Frau noch mehr, aber ſie ſchüttelte doch noch den Kopf und ſprach: „Mehl und Butter haben wir nun, aber um den Kuchen zu backen, muß ich auch noch eine Pfanne haben.“ — „Ei, nichts mehr als das,“ lachte Däumchen, „die will ich ſchon ſchaffen;“ und es lief eilig in Nachbars Eiſenladen und ſchnitt ritſch, ratſch eine Kordel durch, woran eine Pfanne hing, und rannte damit nach Hauſe zurück. „Nun fehlt nur noch eins,“ ſprach die Mutter da; „ich müßte auch noch Holz haben.“ — „He, nichts mehr als das,“ ſprach Däumchen, „das Holz will ich wohl ſchaffen,“ und mit den Worten ſprang es weg und in den Wald, um daſelbſt Holz zu leſen. Als es aber eben am Suchen war, da hörte es plötzlich viele Menſchen ſprechen. „Halt,“ dachte es, „das ſind Räuber und vor denen muß ich mich verſtecken; ſonſt ſind ſie im Stande und machen mich todt und dann kann ich kein Holz ſuchen und meine Mutter kann keinen Kuchen backen;“ und indem es das ſprach, verſteckte es ſich unter einem Wegerichblatte. Die Räuber hatten Däumchen auch nicht geſehen; ſie kamen aber immer näher und näher, wo der Wegerich ſtand, und als ſie endlich ganz nahe waren, da that der Eine von ihnen einen unglücklichen Tritt auf das Blatt und trat Däumchen todt, und ſo konnte es ſeiner Mutter kein

Holz bringen und die konnte keinen Kuchen backen und die ganze Geſchichte war aus.

7.

Die ſchöne Königstochter im Garten.

Eine arme Frau hatte drei Söhne und keinen Mann und auch nichts zu eſſen und das that ihr ſo weh, ſo weh, daß ſie meinte, das Herz im Leibe müßte ihr zerſpringen vor lauter Jammer und Noth, und ſie ſetzte ſich hin und weinte bittere Thränen. Als die drei Söhne das ſahen, da that es ihnen leid und der Aelteſte ſprach zu ſeiner Mutter:

Moer geef my 'ne koeck,
Lapp my myn broeck,
Ik zal uit reizen gaen.*)

Da gab ihm die Mutter einen Kuchen und flickte ihm ſeine Hoſe und er ging weg und kam in einen großen Wald; und darin ging er immer weiter und weiter, bis es ſtichdunkel geworden war. Da kletterte er auf einen hohen Baum und ſah, wie von fern ein ganz klein Lichtlein ſchimmerte; auf das Lichtlein ging er zu und wandelte die ganze Nacht, und als es Morgen geworden war, da ſtand er vor einem wunderſchönen Schloß, das glänzte, als wenn es von lauter Diamanten geweſen wäre. Weil das Thor nun offen ſtand, ging er hinein und kam in einen Garten; aber der war ſo ſchön, oh ſo ſchön, wie noch kein Menſch in der ganzen Welt einen geſehen hat. Wo er nur hinſchaute, da ſtanden Blu-

*) Mutter, gib mir einen Kuchen, flicke mir meine Hoſe, ich will auf Reiſen gehn.

men und Bäume mit Aepfeln und Birnen und goldnen Nüſſen und er hatte ſo große Freude daran, daß er immer weiter darin fortging, bis er an das Ende kam, wo er eine Königstochter ſitzen ſah, die von ſo großer Schönheit war, daß er im erſten Augenblicke glaubte, es wäre ein Englein aus dem Himmel. Er zog höflich ſein Käpplein und ſprach: „Gott grüß euch, ſchöne Jungfrau!“ „Schön Dank,“ antwortete die Königstochter. „Aber ſage mir nun auch, was dir am Beſten gefällt in meinem Garten.“ Darauf antwortete der Aelteſte: „Ach, ſchöne Jungfrau, das ſind die lieben Blümelein.“ — „Ei, du dummer Tölpel,“ ſprach da die Königstochter, „weißt du nichts Schöneres, dann marſch fort mit dir in den Keller!“ und mit dem nahm ſie ihn beim Kragen und ſetzte ihn in den Keller.

Als der Aelteſte nun nicht wiederkehrte, da ſprach der Zweite zu ſeiner Mutter:

Moer geef my 'ne koeck,
Lapp my myn broeck,
Ik zal uit reizen gaen.

Da gab ihm die Mutter einen Kuchen und lappte ihm ſeine Hoſe und er zog fort und immer weiter bis in den großen Wald und endlich auch bis an das Schloß; da ging er hinein und rund herum in dem Garten, bis er an die Laube kam, wo die ſchöne Königstochter ſaß. „Gott grüß euch, ſchöne Jungfrau,“ ſprach er. „Schön Dank,“ antwortete die Königstochter; „aber ſage mir nun auch, was dir in meinem Garten am Beſten gefällt.“ Darauf antwortete der Zweite: „Ach, ſchönſte Jungfrau, das ſind die rothen Aepfel und die gelben Birnen und die goldnen Nüſſe.“ — „Ei, du dummer Tölpel,“ ſprach da die Königstochter, „weißt du nichts Beſſeres, dann marſch fort mit dir in den Keller;“ und ſie faßte ihn am Kragen und ſetzte ihn in den Keller.

Als der Zweite nun auch nicht zurückkehrte, da beſchloß der Jüngſte, ſein Glück auch einmal zu verſuchen, und er ſprach zu ſeiner Mutter:

Moer geef my 'ne koeck,
Lapp my myn broeck,
Ik zal uit reizen gaen.

Da gab ihm die Mutter einen Kuchen und lappte ſeine Hoſe und er zog aus und kam gleichfalls in den Wald und an das ſchöne diamantene Schloß. Er verwunderte ſich über die Maßen ob der ſchönen Blümelein und der lachenden Früchte, bekam auch wohl Luſt, einmal davon zu koſten, doch bezwang er ſich und ging immer fort, bis er von ferne die Königstochter erblickte. „Nein,“ ſprach er da zu ſich ſelbſt, „ein ſo bildſchönes Mädchen habe ich doch in meinem ganzen Leben noch nicht geſehen,“ und er zog ſein Käpplein und trat ihr näher und grüßte ſie höflich: „Gott grüß euch, ſchöne Jungfrau!“ „Schön Dank,“ entgegnete die Königstochter; „aber ſage mir doch, was dir in meinem Garten am Beſten gefällt.“ — „Ach, das ſeid ihr, ſchöne Jungfrau, denn neben euch ſieht man keine Blümelein und keine Aepfel und nichts,“ ſprach der Jüngſte ſchnell. Da fiel die Königstochter ihm um den Hals und ſprach: „Du biſt mein und ich bin dein und du biſt mein lieber Mann,“ und ſie führte ihn in das Schloß und am andern Tage wurde die ſchöne Königstochter ſeine Frau und ſie lebten zufrieden und glücklich miteinander.

8.

Vom glücklichen Schuſter.

Es war einmal ein Schuſter und der ſaß auf ſeinem Dreifuß und zog luſtig ſeinen Pechdraht und pfiff

und ſang dazu. Da kam der Herr Jeſus an ſeinem Hauſe vorbei und ſah den fröhlichen Mann und ſetzte ſich zu ihm hin und ſprach: „Gott grüß euch, Schuſtermeiſter!" — „Schön Dank, Herr Wandersmann!" ſprach der Schuſter, denn er kannte den Herrn Jeſum nicht. „Ihr ſcheint mir ein recht glücklicher Mann zu ſein," fuhr Jeſus fort und der Schuſter entgegnete: „Ei, was ſollte mir auch fehlen? Geſtern habe ich ein Paar Stiefel verkauft und von dem Gelde neu Leder und friſch Brot mitgebracht und morgen ſind die Stiefel wieder fertig und da hab' ich wieder Verdienſt; iſt das kein glücklich Leben?" — „Doch," antwortete Jeſus, „aber hört einmal; ich muß heute noch fort von hier und hätte doch gern etwas, von eurer Hand gemacht; wollt ihr mir den einen fertigen Schuh verkaufen, ich will euch ſoviel dafür geben, daß ihr Leder für zwei und ein halb Paar kaufen könnt; ſeid ihr das zufrieden?" — „Ja, warum nicht?" ſprach der Schuſter, „ich bin euch viel Dank ſchuldig; aber was wollt ihr mit dem einen Schuh? Es iſt ein gar wunderlicher Einfall von euch." — „Darum kümmert euch nicht," entgegnete Jeſus und nahm den Schuh und gab dem Schuſter das Geld und ging ſeines Weges weiter.

Drei Wochen ſpäter kam der Herr Jeſus deſſelben Weges um zu ſehen, was der Schuſter mache; aber in dem Schuſterhäuschen war es ſo ſtille, ſo ſtille, wie in einem Mäuſeloche. Das wunderte den Herrn Jeſum ſehr und er trat hinein und fragte den Schuſter, warum er nicht mehr ſänge. „Ei," ſprach der Schuſter, „ich habe das Geld da liegen, was mir übrig blieb und was ich durch dich gewann, und ſehe nun, daß meine Kinder keine Schuh noch Strümpfe haben und ich möchte ſie ihnen doch ſo gerne kaufen; aber ich habe nicht genug und liegt das Geld ſo da, wie leicht könnte es mir ge-

ſtohlen werden!" — „Wenn das deine ganze Sorge iſt," ſprach Jeſus, „dann will ich dir ſchon helfen," und gab dem Schuſter Geld, um Schuh und Strümpfe für die Kinder zu kaufen, und wünſchte ihm einen guten Tag und ging ſeines Weges weiter.

Nach drei Wochen kam der Herr abermals in die Nähe des Schuſterhäusleins und freute ſich ſchon, den Schuſter nun recht luſtig wieder ſingen zu hören, aber darin betrog er ſich, denn es war noch ſtiller in dem Häuslein als vorher. Erſtaunt trat Jeſus hinein zu dem Manne und fragte, was denn nun noch fehle; er ſänge ja gar nicht mehr. „Ja, das dank dir der Gott ſei bei uns," fuhr der Schuſter auf; „dein dummes Geld hätteſt du nur behalten ſollen, das hat mir nur Mäuſeneſter in den Kopf geſetzt," und damit griff er unter das Kopfkiſſen von ſeinem Bette und nahm das Geld und warf es dem Herrn Jeſus vor die Füße und Jeſus wurde böſe darob und ging weg.

Am andern Morgen dachte der Herr, er müſſe doch einmal zuſehen, ob der Schuſter nun glücklicher wäre, und ſtieg aus dem Himmel nieder; aber er war gewiß noch ſechsmal ſo hoch als der höchſte Kirchthurm von der Erde, da hörte er den Schuſter ſchon ſingen und jauchzen: „Juchhei, Juchheiſa, Juchhei." Da dachte der Herr: „Ach, was wär es für ein gutes Leben auf der Welt, wenn alle Menſchen ſo genügſam wären wie der Schuſtermeiſter!"

9.

Das kleine alte Männlein.

Es waren einmal drei Schweſtern und davon leb= ten zwei zuſammen in einem Häuschen und die Jüngſte

wohnte in einem andern Häuschen, denn die zwei Aeltern ſprachen immer, ſie wäre zu dumm, um todtzuthun. Eines Abends nun geſchah es, daß ein klein alt Männchen kam und an dem Hauſe anklopfte, wo die zwei Schweſtern wohnten. Da legte ſich die Aelteſte ins Fenſter und fragte: „Was wollt ihr?" — „Ich hätte gern ein Unterkommen für die Nacht, dieweil es ſo kalt iſt, daß ich nicht draußen ſchlafen kann," antwortete das Männchen. „Wir haben keinen Platz im Hauſe," ſprach da die Aelteſte, „und ließ ich euch herein, dann brummte mir meine Schweſter acht Tage lang und das geht nicht, darum ſucht euch anderswo ein Unterkommen;" und mit den Worten ſchlug ſie das Fenſter zu und hörte das alte Männchen nicht mehr an, wie ſehr daſſelbe auch bat und flehte. Als nun alles nichts half, da ging das alte Männchen zu dem Häuschen, wo die Jüngſte wohnte, und klopfte da an. Da öffnete die Jüngſte das Fenſter und fragte: „Was hättet ihr gerne, lieber Freund?" „Ich hätte gern ein Unterkommen für die Nacht, dieweil es draußen ſo ſehr friert," ſprach das Männchen und alsbald ſprang die Jüngſte an die Thüre und machte ihm auf und führte es in ein warmes Kämmerlein. Sie kochte ihm Brei von Milch und Mehl und brockte das letzte Krümlein Brotes hinein, welches ſie in ihrem Schranke fand. Dann ging ſie hin und nahm ihr Stroh und ſchüttelte es recht auf, damit das Männchen weich darauf liege; ſie ſelbſt ſchlief aber auf der Erde. Am andern Morgen war das Männchen ſchon früh auf und ſprach, es müſſe nun weiter ziehen. Das litt das gute Mädchen aber nicht und ſie kochte zuvor noch einen Brei zum Frühſtück. Als das Männchen den gegeſſen hatte, bedankte es ſich freundlich und ſprach: „Es thut mir leid, daß ich euch eure Liebe und Freundlichkeit nicht vergüten kann." — „O, was macht das," ſprach das

Mädchen, „ich habe an keine Bezahlung gedacht und wenn ihr nicht wißt, wo aus, wo ein, dann kommet nur noch mehr zu mir und machet euch darum keinen Kummer.“ — „Ich danke euch vielmal von ganzem Herzen,“ entgegnete das Männchen, „und ich bitte Gott den Herrn, daß er euch immerdar ſeinen Segen ſchenke und daß das Erſte, was ihr heute beginnen werdet, ſo wohl gelinge und euch alſo zu Nutz ſei, daß ihr den ganzen Tag nichts anderes thun könnet.“ Mit den Worten verbeugte es ſich und ging weg und das gute Mädchen ſprang ins Haus zurück, um ſich an die Arbeit zu begeben; auf den Wunſch des kleinen alten Männchens hatte es gar nicht gehorcht. Es holte ſchnell ein Stückchen Linnen vom Speicher, wo daſſelbe getrocknet hatte, und wollte es fälteln, und es fältete und fältete immer fort bis zum Mittage und den ganzen Nachmittag und das Linnen nahm gar kein Ende und die ganze Stube wurde davon voll; es hörte auch nicht eher auf, bis es ſtichdunkel war, da kam das Ende erſt. Die zwei ältern Schweſtern waren aber ſehr verwundert, daß ſie die Jüngſte den ganzen Tag nicht ſahen, und gingen darum am Abende zu ihr hin. Da machten ſie aber Augen und das war ein Verwundern! „Herr Gott im Himmel,“ ſchrie die Aelteſte, „wo haſt du das Linnen her? in meinem ganzen langen Leben hab ich nicht ſo viel zuſammen geſehn.“ Da erzählte die Jüngſte, ſie hätte es von dem kleinen alten Männchen und die beiden Andern wurden ſo giftig darüber, daß ſie ſpieen, wie Schlangen. „Muß dem Dummohr da ein ſolch Glück zu Theil werden und — ich könnt mich an ihr vergreifen, der Gans,“ ſchrie die Zweite in ihrem Aerger; aber die Aelteſte ſprach: „Ereifere dich nicht, Schweſter, und komm, dann wollen wir ſehen, ob wir das Männchen noch einholen.“ Da ſtürmten Beide an der Thür heraus, um das Männ-

chen zu ſuchen, aber ſie waren kaum einige Schritte weit gegangen, als ſie es ſchon von ferne heranſchleichen ſahen. Huſch, huſch waren ſie bei dem Männchen und knixten und neigten ſich und die Zweite ſprach: „Ach, lieber Herr, ihr wollet es meiner Schweſter doch nicht übel nehmen, daß ſie euch geſtern nicht in unſer Haus gelaſſen und beherbergt hat; ich habe vor lauter Leidweſen darüber die ganze Nacht kein Auge zugethan. Ach, wollet mir doch den einzigen Gefallen thun und dieſen Abend bei uns einkehren, ihr macht uns alle Beide zu den glücklichſten Menſchen auf der Welt.“ Das kleine alte Männchen war deß zufrieden und ging mit den beiden Schweſtern, welche ihm auf das Köſtlichſte auftiſchten und am Ende ihn in ein ganz weiches Bett trugen, worin er ſchlief wie ein Prinz. Kaum hatte er ſich am andern Morgen aus den Federn gemacht, als die Schweſtern ihm ſchon Kaffee mit Bisquit brachten. Er dankte für Alles recht höflich und fein. Als er ſein Frühſtück verzehrt hatte, da ſprach er: „Es thut mir ſehr leid, daß ich eure Freundlichkeit nicht vergüten kann, aber“ — „Oho,“ fiel da die Aelteſte ein, „meint ihr denn, wir wollten etwas haben für die Bewirthung? Gott bewahre, daran haben wir nicht im Mindeſten gedacht, im Gegentheil, wir wünſchten nur, daß ihr uns recht oft die Freude machtet, bei uns einzukehren.“ „Das wird ſchwerlich möglich ſein,“ ſprach das Männchen, „aber ich danke euch doch herzlich für euern guten Willen und wünſche nur, daß das Erſte, was ihr dieſen Morgen thuet, den ganzen Tag ſich fortſetze und ihr nichts Andres thun könnt.“ Damit empfahl das Männchen ſich und die beiden Schweſtern wünſchten ihm eine glückliche Reiſe.

Kaum hatte das Männchen die Thüre gefaßt, als die Aelteſte der Magd zurief: „Geſchwind, Mieken, ge-

ſchwind, hole die Wäſche vom Boden, damit wir nur gleich anfangen können zu fälteln; wir müſſen doppelt ſo viel haben, als das Dummohr hier neben." Die Magd ſprang ſchnell auf den Boden, um die Wäſche zuſammenzuleſen; in der Zwiſchenzeit ſprach die Zweite: „Aber, Schweſter, wir wollen uns doch erſt ein Bischen ſtärken, da ſteht noch ein Krug friſchen Bieres, das wollen wir zu einem Butterbrote genießen; mache nur alles bereit, ich gehe indeß in den Garten, um zuvor ſchnell mein Waſſer noch zu laſſen." — „Gut, thue das, Schweſter," ſprach die Aelteſte, „aber eil dich;" und damit faßte ſie den Krug und ſetzte den vor den Mund.

Die Magd hatte aber die Wäſche ſchon lange zuſammengeleſen und in die Stube gebracht und ſie wartete nur auf die Schweſtern, aber die kamen nicht und kamen nicht. Da ging ſie in die Küche, um einmal zuzuſchauen, was ſie machten; doch was kriegte das Mädchen nicht für einen grauſamen Schrecken! denn, denke doch nur, da ſtand die Aelteſte und trank und trank und konnte nicht aufhören zu trinken und die Andere ſchrie aus dem Garten, ſie könne nicht aufhören, ihr Waſſer zu laſſen, und das dauerte fort, bis es ganz ſtichdunkel war, da ſtand Hof und Haus in Waſſer und ſie mußten Alle die ganze Nacht arbeiten, um nur ein trocknes Plätzchen zu gewinnen, wo ſie ihre Füße hinſetzen konnten. Die Jüngſte verkaufte aber das Leinen und wurde reich und glücklich für ihr ganzes Leben lang.

10.

Von Piet Jan Clas, der den Tod ſuchte.

Es war einmal ein Mann, der hieß Piet Jan Clas, und der war ſo neugierig, oh ſo neugierig, daß es nicht

zu ſagen iſt. Eines Tages nun hörte er zufällig von dem Tode ſprechen und die Leute ſagten, das wäre zwar ein gar häßlicher und grimmiger Kerl, aber gerecht dabei! wie kein Anderer. Als Piet Jan Clas das hörte, da dachte er bei ſich: „Ach, den Tod möchte ich doch gern einmal ſehen, das muß ein kurioſer Kauz ſein;“ und damit ging er nach Hauſe und nahm ſeinen Stock und ſetzte ſeinen dreikantigen Hut auf und machte ſich auf den Weg. Als er nun ſchon weit gegangen war, da kam er in eine Stadt und ſah da einen Schuhladen voll Schuhe und der Schuſter ſaß an der Thüre und machte immer noch neue Schuhe. „Guten Morgen, Meiſter,“ ſprach er und der Schuſter dankte, ohne jedoch von ſeiner Arbeit aufzuſehen. „Was macht ihr da Gutes?“ fragte Clas. „Wie ihr ſeht, Schuhe und immer Schuhe,“ antwortete der Meiſter und ſtach mit der Pfrieme ein Loch und zog Krrrr den Pechfaden durch. „Aber ihr habt ja ſchon ſo viel fertig da ſtehen,“ ſprach Clas hinwieder, „warum macht ihr denn noch immer neue?“ — „Ah, um ſie zu verſchleißen und zu verkaufen und meine Frau und Kinder mit dem Gelde zu ernähren, Krrrr!“ — „Und wenn ihr das denn nun gethan habt, was dann?“ fragte Clas weiter, und der Schuſter entgegnete: „Ei, dann lege ich mich aufs Ohr und dann kommt der Tod und holt mich ab, Krrrr.“ „Der Tod?“ ſchrie Clas verwundert, „ach, lieber Meiſter, thut mir doch um Gottes willen den Gefallen und ſagt mir, wo ich den finde. Habt ihr ihn nie geſehn?“ — „Nein, nein,“ lachte der Meiſter, „und dafür danke ich unſern lieben Herrgott, bin auch nicht gar neugierig darum.“ „Wo könnte ich ihn denn finden?“ fragte Clas und der Schuſter ſprach ſchmunzelnd: „Geht nur gerad aus und immer weiter eurer Naſe nach, da findet ihr ihn vielleicht.“ Clas bedankte ſich für den guten Beſcheid und ging fröhlich

weiter den ganzen Tag und die ganze Nacht und den folgenden Tag bis Mittag. Da begegnete er in einem Walde einem Bauer, der hatte ſchon einen ganzen Wagen voll Holz gehauen und hieb noch immer mehr. „Aber ſag mir doch, Bruderherz,“ ſprach Clas, nachdem er den Bauer gegrüßt und der ihn wieder gegrüßt hatte, „was willſt du denn eigentlich mit all dem Holze anfangen?“ — „Ei,“ ſprach der Bauer, „ich binde Bündel daraus, die ich im Winter brenne, und was ich für mich nicht nöthig habe, das verkaufe ich und hole mir Brot und Fleiſch von dem Gelde; ſo bring ich mein Leben hin bis zu meinem ſeligen Tode.“ „Apropos,“ fiel Clas ein, „mit dem Tode; wißt ihr nicht, wo der ſich wohl aufhält und herumtreibt, ich möchte ihn ſo gern ſehen, daß mir der Bauch weh thut.“ — „Da kann ich euch nicht dienen, Freund,“ ſprach der Bauer; „aber gehet einmal ganz gerade aus, es iſt möglich, daß ihr ihn antrefft.“ Clas dankte fein höflich für den Beſcheid und ging weiter und weiter, immer grad aus, bis er abermals in eine Stadt kam. Da ſaß ein Schneider in einem ſchönen Hauſe auf dem Tiſche und nähte und um ihn herum war alles voll Kleider, ſo daß kein Fleckchen Wand blieb, wohin auch nur eine Fliege ſich hätte ſetzen können. „Was thut ihr doch mit all den Kleidern,“ fragte Clas, nachdem er eine Zeit lang das Haus angeſtaunt hatte. „Die verkauf’ ich,“ antwortete der Schneider, „die wollnen im Winter, die linnenen im Sommer und die baumwollenen im Frühling und Herbſt.“ „Und wenn ihr die denn verkauft habt?“ frug Clas. „Nun, dann nähe ich wieder neue,“ brummte der Schneider verdrüßlich, „und die verkauf ich wieder und nähe noch einmal neue und verkauf’ ſie abermals, bis der Tod kommt.“ — „Dann könnt ihr mir gewiß auch ſagen, wo ich den Tod finden kann; nicht wahr, Meiſter?“

fuhr Clas neugierig fort, aber der Schneider ſprach, er ſolle ſich nur geſchwind aus der Thür machen, denn die Schneidermeiſter wären nicht gar gut Freund mit dem Tode, der hole ihnen zu viel Kunden weg. „Das iſt ein grober Kerl,“ dachte Piet Jan Clas und ging ſeiner Naſe nach weiter und als er wieder lange gegangen war, da kam er in einen Wald, der ſo groß war, daß man kein Ende davon ſah. Er ſchritt aber muthig hinein und fand daſelbſt einen Einſiedel mit langem, greiſem Barte, kahlem Kopfe, einer dicken groben Kutte und einem Roſenkranze in der Hand. „Ach,“ dachte Clas, „wenn das nicht der Tod iſt, dann weiß er mir doch ſicherlich Beſcheid davon zu geben,“ und ging auf den Einſiedel zu und grüßte ihn und der Einſiedel grüßte Clas wieder und Clas fragte: „Was thuet ihr denn hier allein in der Einſamkeit; da wüßte ich nichts Angenehmes dran zu finden, ſo allein zu ſein.“ „Ach,“ ſprach der Einſiedel, „ich habe mich von den Menſchen abgeſondert, um Gott beſſer dienen zu können und wohl vorbereitet zu ſein, wenn der Tod kommt, um mich —“ „Ja, wegen dem Tode wollte ich euch juſt fragen,“ fiel ihm Clas in die Rede, „den möchte ich für mein Leben gern einmal ſehen; könnt ihr mir vielleicht dazu verhelfen?“ — „Den Tod kann man nur einmal ſehen,“ antwortete der Einſiedel, „aber wollt ihr ihn ſehen, nun ſo gehet weiter, jeden Abend ſeit ihr ihm einen Tag näher.“ Das gefiel Clas und er dankte dem Einſiedel aus vollem Herzen und ſprach, als er die Klauſe eben aus den Augen verloren hatte, zu ſich ſelbſt: „Das nenn' ich mir doch einmal einen vernünftigen Beſcheid, nur wird es mir jeden Tag zu lang werden, ehe es Abend iſt; aber ich habs dem Alten gleich angeſehen, daß er es wußte.“ So ſchritt er munter fort über Berg und Thal, durch Wald und Wieſe, bis er eines Abends in

der Ferne ein großes Schloß ſah; da ging er darauf zu. Als er an das Thor gekommen war, ſtand da ein ſtein ſteinalt Mütterchen, die war ſo mager, daß man jedes Knöchelchen an ihrem Leibe zählen konnte; dabei hatte ſie feuerrothe Augen, ganz eingefallene hohle Backen und eine dicke Hängelippe; auf ihrem Rücken ſaß ein dicker Buckel und darauf ſtand ein Korb voll Fläſchchen und Salbentöpfchen; außerdem hatte ſie ein großes Meſſer an ihrer Seite hängen. „Das könnte leicht der Tod ſein," dachte Clas und trat zu ihr und zog ſeine Dreiſpitze und ſprach: „Gott grüß euch, Mütterchen." „Schön Dank, mein Söhnchen," ſprach die Alte. „Ach, liebes Mütterchen, ſeid ihr nicht der Tod?" fragte Clas alsdann. „Nein, im Gegentheil," antwortete ſie, „ich bin das Leben und heile mit meinen Salben und Medizinen alle Schäden und Wunden und Krankheiten." — „Das iſt doch Schade," ſprach da Clas, „ich hatte ſchon ſo große Freude, indem ich dachte, ihr wärt der Tod; ich reiſe nun ſchon ſo lange über Berg und Thal, durch Wald und Wieſe, um ihn zu ſuchen, und ich finde ihn nirgends; könntet ihr mir ihn nicht zeigen?" — „Doch das kann ich wohl," ſprach die Alte. „Ach, lieb, lieb Mütterchen, dann thut das doch!" rief Clas entzückt aus; „ich bitte euch um alles in der Welt, ihr könntet mir keinen größern Gefallen erweiſen." — „Ja, das will ich gern," ſprach das Mütterchen, „zieh dich nur vorerſt ganz ſplinternackt aus." Da warf Clas voller Freude Hut und Stock und Kittel hin und zog ſich alsdann auch die übrigen Kleider vom Leibe. Als das geſchehen war, da ſprach das Mütterchen: „Nun kniee dich nieder und leg deinen Kopf in meinen Schoos," und als er das auch gethan hatte, da nahm ſie ihr ſcharfes Meſſer und ſchnitt ihm den Kopf ritſch ratſch ab, drehte ihn ganz geſchwind herum und ſetzte ihn wieder ſo auf,

daß das Geſicht nach dem Rücken gekehrt war. Im ſelben Augenblicke ſprang Clas auf und ſchrie ganz jämmerlich: „O Je, o Je, o Je! o weh! Hülfe, Hülfe! O rettet mich! Helft mir aus der grauſamen Noth! O was ſeh ich für gräuliche Sachen!“ Das alte Mütterchen hörte aber nicht darauf und ließ ihn zwei Stunden lang mit dem Geſichte auf dem Rücken. „Du wollteſt ja den Tod ſehen, nun ſiehſt du ihn,“ ſprach ſie. Clas ermattete aber dermaßen von all dem Schrecken, den er ausſtand, daß er endlich ohnmächtig zuſammenfiel und kein Lebenszeichen mehr von ſich gab. Als die Alte das ſah, ſchnitt ſie ihm den Kopf wieder ab und ſetzte ihn wieder zurecht, ſtrich ein bischen Salbe aus einem ihrer Töpfchen auf die Wunde und in zwei Minuten war ſie heil und Piet Jan Clas wieder ſo geſund wie vorher. „Haſt du nun den Tod geſehen?“ fragte das Mütterchen. „Ja, das ſei Gott geklagt,“ ſprach Clas, „das iſt nicht zum Spaßen;“ und er zog ſich ſo ſchnell, wie er konnte, an und lief, was er konnte, nach Haus zurück.

11.

Die betrogenen Schelme.

Es war einmal ein Küſter, ein ſehr ehrenwerther und braver, aber dabei doch auch gar geſchliffener Mann, und ſo geliebt in der Gemeinde, daß wenige ſtarben, die ihn nicht in ihrem Teſtamente bedacht hätten. Dadurch war er langſam zu Gelde gekommen und hatte ſich hübſche Sümmlein erſpart, lebte auch ganz gemächlich davon auf ſeine alten Tage. Verheirathet war er nicht, dafür aber hatte er eine alte Haushälterin und einen alten Freund, die mit ihm zuſammen hausten. Es war

ihm aber ſeit langer Zeit ſchon ſeine liebſte Freude, wenn er an den wöchentlichen Markttagen in die Stadt gehen und dort ſein Züglein Bier ungeſtört und in guter Geſellſchaft trinken konnte; daran hinderte ihn nun ſeine immer mehr zunehmende Schwäche und deßhalb rieth man ihm von allen Seiten, er ſolle ſich ein Pferd oder doch zum Wenigſten ein Maulthier kaufen. Endlich beſchloß er denn auch, dem Rathe zu folgen und machte ſich am nächſten Markttage in aller Frühe auf den Weg. Das Glück wollte ihm auch und er erhandelte ſich ein prächtiges Thier, worauf er ſo ſtolz, wie ein Kaiſer, nach Hauſe zurückritt. Nun waren aber drei Schelme in dem Dorfe und die hatten ſich verabredet, ſie wollten dem Küſter das Maulthier abſchwatzen. Als der brave Mann ungefähr halbweg war, da kam ihm einer der Schelme entgegen und ſprach: „Ach, ſieh da unſer Herr Küſter! Wie geht es? gut gekauft?" — „Wie ihr ſehet," antwortete der Küſter, „ich habe das Maulthier gekauft." „Maulthier?" frug der Andere, „welches Maulthier?" und dabei drehte er den Kopf rund herum und guckte nach allen Seiten hin. „Ei, das worauf ich ſitze," ſprach der Küſter und der Schelm entgegnete: „Aber, lieber Herr Küſter, da ſeid ihr garſtig damit betrogen worden, denn das iſt ja ein Eſel." „Ach, ſo geht doch mit euren Narretheien!" brummte der Küſter verdrüßlich und ritt weiter bis zu einem Kreuzwege, da kam ihm der zweite von den Schelmen entgegen und grüßte ihn und fragte, was er gekauft habe? — „Nichts andres, als das Maulthier hier," antwortete der Küſter und der Andere riß die Augen ſperrweit auf und rief: „Welches Maulthier denn? Das iſt ein Eſel, Herr Küſter, und ihr ſeid damit angeführt." „Ach was Eſel! Ihr ſeid ſelbſt ein Eſel!" brummte der Küſter wieder und ritt ſeines Weges weiter. Einige Hundert Schritte vom Dorfe kam

ihm der dritte von den Schelmen entgegen und rief ſchon von fern: „Ach Herr Küſter, was habt ihr da für einen ſchönen Eſel gekauft!" — „Ihr kennt keinen Eſel," ſprach der Küſter mürriſch, „ſonſt würdet ihr wohl ſehen, daß dies ein Maulthier iſt." — „Schämt euch doch, Herr Küſter," erwiderte der Schelm, „ein Maulthier iſt doch wol ganz anders geſtaltet." Darüber wurde der Küſter böſe und erzürnte am Ende dergeſtalt, daß er ſchrie: „Und wenn es denn ein Eſel iſt, dann nehmt ihn in Gottes Namen und macht damit, was ihr wollt." Mit den Worten ſprang er von dem Maulthiere und lief nach Hauſe, wo er die ganze Geſchichte dem Nachbar erzählte. Der Nachbar war aber klüger als er und ſah den Schelmſtreich alsbald ein und ſprach: „Mein lieber Herr Küſter und Freund, die Gaudiebe haben euch zum Narren gehalten." — „Ei, mögen ſie's," rief der Küſter, „ich will ſie ſchon wieder zum Narren halten."

Am andern Morgen ging der Küſter ganz frühe aus dem Dorfe und erhandelte ſich im nächſten Orte zwei Geiſen, die waren beide weiß und glichen ſich auf ein Haar. Den folgenden Markttag zog er wieder nach der Stadt und nahm eine Geis mit ſich; die andere ließ er zu Hauſe, wo ſie im Garten luſtige Sprünglein machte; ehe er aber vom Hauſe fortging, trug er der Haushälterin noch auf, ein recht gutes Abendeſſen zu bereiten und nichts dabei zu ſparen. Auf dem Markte traf er die drei Schelme bald und ſie machten ſich an ihn und ſprachen: „Gott, Herr Küſter, was habt ihr da für eine ſchöne Geis!" „Ja," ſprach der Küſter, „und wenn ihr erſt die Tugenden kenntet, die das Thier hat, da würdet ihr Augen machen!" — Die Schelme wurden neugierig und fragten, was das denn für Tugenden wären? doch der Küſter gab keine Antwort, ſondern

ging an einen Laden und kaufte dort ein paar gerupfte Tauben und ein Hühnchen, und an einem andern Laden einen ſchönen dicken Aal und an einem dritten Laden eine koſtbare Apfeltorte. Das alles packte er zuſammen, legte es der Geis auf den Rücken und ſprach: „Nun höre, Geislein, und verſtehe mich recht; gehe nach Hauſe, aber halte dich nicht auf unterwegs, hörſt du? und beſtell zu Hauſe, daß man uns den Bündel für den Abend zurecht mache; ich brächte noch drei Freunde mit; haſt du verſtanden?“ Da ſtieß die Geis zufällig mit dem Kopfe nach vorn, wie die Thiere zu thun pflegen, und lief weg, als der Küſter ihr kaum den Strick vom Halſe gebunden hatte. Die drei Schelme ſahen ſich aber erſtaunt an und meinten, der Küſter wäre nicht recht bei Sinnen. Der ſprach aber zu ihnen: „Ich verhoffe, meine lieben Freunde, daß ihr dieſen Abend bei mir eſſet; ich kann zwar nichts andres auftiſchen, als gute Bürgerkoſt; aber es iſt doch gut gemeint.“ Deß waren die Schelme zufrieden und gingen am Abend mit dem Küſter nach Hauſe; da ſahen ſie die zweite Geis im Garten laufen und meinten, es wäre dieſelbe, welche mit dem Küſter auf dem Markte geweſen war. Als ſie nun aber auch das Abendeſſen für ſie alle bereitet fanden und Tauben und ein Hühnchen und Torte aufgetiſcht bekamen, da hatten ſie keinen Zweifel mehr an den wunderbaren Eigenſchaften der Geis und fragten den Küſter: ob ihm das Thier feil wäre? denn ſie hätten daſſelbe gar zu gern gehabt. „Ja,“ ſprach der Küſter und ſchüttelte den Kopf; „ſie iſt mir wol feil, aber ihr gebt mir doch nicht, was ich fordere, und außerdem habe ich ſie ſchon halb einem guten Freunde zugeſagt.“ Da wurden die Schelme noch begieriger nach der Geis und riefen alle drei zugleich: „Fordert nur, Herr Küſter, fordert nur, wir geben euch, was auch jeder Andere euch gibt.“ —

„Nun, wenn ihr darauf beſtehet, dann gebe ich euch als guten Freunden den Vorzug,“ entgegnete der Küſter, „aber unter funfzig Goldgulden kann ich ſie nicht laſſen.“ „Nun, die wollen wir euch geben,“ ſprachen die Schelme und zahlten ihm das Geld aus und nahmen die Geis mit ſich. Am nächſten Markttage ſagten ſie zu ihren Frauen, es wäre nicht nöthig, eher zu kochen, bis die Geis wiederkäme; die würde ſchon alles bringen, was zu einem guten Abendeſſen nöthig wäre. Dann gingen ſie alle drei zu Markte und kauften ein, was ſie nur Leckeres fanden und das luden ſie alles der Geis auf und ſprachen zu ihr: „Nun höre, Geislein, und verſtehe uns recht; gehe nach Hauſe und beſtelle dort, daß dies Alles für den Abend zubereitet werden ſoll.“ Die Geis ſtieß mit dem Kopfe nach vorne und ſprang weg und Gott weiß, wem ſie in die Hände fiel; darum fanden die Schelme auch natürlicherweiſe zu Hauſe kein Abendeſſen und ſie mußten ſich mit einem Butterbrot und einem Glas Bier zu Bett legen. Am andern Morgen packten ſie aber jeder einen tüchtigen Knüppel und liefen zu des Küſters Hauſe, um den recht tüchtig durchzuprügeln; doch der Küſter war klüger als ſie alle drei. Als ſie nämlich in ſein Haus kamen, da lief er ihnen ſchon die Treppe hinunter entgegen und ſprach: „Ach, lieben Freunde, nicht wahr? die Geis hat einen dummen Streich gemacht, aber daran iſt hier mein Nachbar allein ſchuld, der hat ihr geſtern Abend noch Branntwein zu ſaufen gegeben und davon iſt das Thier noch ganz toll; es wird aber wiederkommen, wenn's nur erſt wieder nüchtern iſt, darüber ſeid zufrieden. Aber er ſoll mir's büßen, der Gaudieb!“ und mit den Worten ſtieß er dem Nachbarn ein Meſſer in den Bauch, daß all ſeine Kleider blutroth ſich färbten und der Mann, wie todt zu Boden fiel. Das war aber wieder nur ein Schelmſtreich von dem

Küſter, denn er hatte dem Nachbar eine Blaſe voll rothen Waſſers auf den Bauch gebunden und ihm eingeſchärft, daß er ſich todt ſtellen ſollte, nachdem er den Stich empfangen hätte. Die drei Schelme meinten, der Mann wäre todt und wollten den Küſter packen und zum Richter führen, doch da lachte der Küſter laut und ſprach: „Ah, ihr wollt mich verrathen? dann iſts doch beſſer, ich wecke meinen Nachbar wieder auf;" und er zog ein klein Flötchen aus der Taſche und blies damit dem Todten dreimal in die Ohren, daß es gellte. Da erhob ſich der Mann, als wär er aus einem ſchweren Traume aufgewacht und ſprang auf und lief fort, während die drei Schelme mit offnen Mäulern gafften und auch einigermaßen in Angſt vor dem Küſter im erſten Augenblicke noch nicht wußten, was ſie machen ſollten; denn ſie glaubten, der Küſter wäre ein Hexenmeiſter. Endlich ſprach der Eine: „Das iſt ja ein wunderbar Pfeifchen, Herr Küſter; wie viel wollt ihr denn dafür haben?" „Nur funfzig Goldgülden," antwortete der Küſter, und die Schelme bezahlten ihn und gingen weg mit ihrem Pfeifchen. Ein paar Tage nachher hatte der Jüngſte von den Schelmen Streit mit ſeiner Frau und griff nach einem Meſſer und ſtach ſie todt. Kaum war das aber geſchehen, als er ſchon Angſt kriegte vor dem Gericht; er lief darum ſchnell an den Schrank und holte das Flötchen und pfiff und pfiff, ſo gut er konnte; aber die Frau war und blieb todt. Als er noch am Pfeifen war, kamen die zwei Andern nach Hauſe und der Aelteſte ſprach, als er hörte, wie das zugegangen: „Ach, du verſtehſt das Pfeifen nicht; du mußt grade ſo laut pfeifen wie der Küſter," und er faßte ein Meſſer und ſtach den Jüngſten auch todt und ſprach: „Nun will ich es einmal probiren und zwei zugleich aufwecken; das Dummohr kannte die Sache nicht," und damit nahm

er das Flötchen und pfiff und pfiff, aber er hatte gut Pfeifen, das Licht war aus. Was das für einen Schrecken gab und wie wüthend die noch übrigen beiden Schelme über den Küſter waren, das kann man ſich leicht denken; ſie beſchloſſen kurz und gut, ihn in einen Sack zu ſtecken und ſo in das Waſſer zu werfen. Somit paßten ſie ihm auf und als der gute Küſter, nichts Schlimmes ahnend, des Wegs kam, faßten ſie ihn beim Kopfe und ſteckten ihn in einen großen Sack von recht dickem ſtarken Tuche. Das war nun gut, aber wie ſie den Sack ins Waſſer tragen wollten, da kam der König derſelben Straße; ſie verbargen den Sack alſo in einem Kornfelde und da ſie beide alte Soldaten waren, folgten ſie dem Könige nach Sitte und Gebrauch bis zur Stadt. Inzwiſchen kam ein Hirte mit einer Heerde Schafe des Weges; als der Küſter hörte, daß jemand in der Nähe wäre, da rief er aus dem Sacke: „Ich will ſie nicht! Ich mag ſie nicht! Sie hinkt ja, gebt ſie doch einem Andern!" Als der Hirte die Stimme hörte, kam er näher und fragte den Küſter, was er denn nicht wolle und wer die Hinkende ſei? — „O," ſprach der Küſter, „es iſt abſcheulich, da wollen ſie, ich ſolle des Königs Tochter heirathen, aber ich will ſie nun einmal nicht; ich mag keine Frau, die hinkt." — „Des Königs Tochter?" fragte der Hirt erſtaunt, „ei, die nähme ich noch wol, wenn man mir ſie gäbe; glaubt ihr wol, daß ich ſie bekäme?" — „O, mit Vergnügen," rief der Küſter, „du brauchſt dich nur in den Sack zu ſetzen; aber du darfſt kein Wort ſprechen, bis man den Sack aufmacht." Deß war der Hirt zufrieden und der Küſter kam heraus und band ihn hinein und trieb mit ſeiner Heerde weiter. Eine halbe Stunde nachher kamen die Schelme und nahmen den Sack und warfen ihn ins Waſſer, worauf ſie mit vergnügten Geſichtern nach der Schenke gingen. Vor

der Schenke, noch auf der Straße, kam ihnen der Küſter mit der Heerde entgegen; ſie rieben ſich die Augen und ſtarrten ihn an und nachdem ſie endlich ganz ſicher erkannt hatten, daß er wirklich der Küſter war, fragten ſie ihn, wie er denn aus dem Waſſer gekommen ſei? — „Ach, laßt mich in Ruhe," rief der Küſter unwillig aus, „ihr ſeid alle Beide Eſel und nichts weiter; hättet ihr mich zehn Schritt weiter hineingeworfen, ich hätte noch zwanzigmal ſo viel Schafe mit mir aus dem Waſſer gebracht, denn es wimmelt da drunten von den Thieren." Da baten die beiden Schelme: „Ach, goldener Herr Küſter, vergeſſet doch, was wir euch zu Leide gethan und ſtecket uns in zwei Säcke und werfet uns da ins Waſſer, wo es ſo voll von Schafen iſt." — Das wollte der Küſter anfangs nicht, als ſie ihn aber ſo recht flehentlich darum baten, da that er es und ſchmiß ſie alle Beide ins Waſſer und da hatte er Ruhe vor ihnen und eine ſchöne Heerde Schafe dazu und wäre er nicht geſtorben, dann lebte er noch.

12.

Der fleißige und der faule Fiſcher.

Es war einmal ein Fiſcher und der war ſo fleißig, daß es keinem Menſchen zu ſagen iſt; er fiſchte vom frühſten Morgen bis in die tiefe Nacht, aber das Glück wollte ihm immer nicht und er blieb ein armer Mann; was noch mehr war, ſeine Frau und ſein einzig Kind ſtarben ihm in Zeit von einem Jahre und er fühlte ſich ſo allein, ach ſo allein, daß er meinte, er hätte verzweifeln müſſen. Darum ließ er aber das Vertrauen auf Gott den Herrn nicht fahren und dachte immer: „Was

Gott thut, iſt wohlgethan," und trug Alles mit Geduld und Ergebung. Am Vorabende von St. Andreas — der Heilige war nämlich ſein Patron — ging er einmal ſo ganz allein ſpazieren und dachte ſeinem argen Schickſale ſo recht nach, auch, wie er gar nichts Beſſeres noch vor Augen ſähe, und darüber wurde er ſo betrübt, daß er anfing, laut auf zu weinen. Darüber wurde es dunkler und dunkler und er war ſo verloren in ſeiner Traurigkeit, daß er das gar nicht merkte. Erſt als es recht finſter war, ſtand er auf und wollte nach Hauſe gehen; aber da ſah er plötzlich ein kleines Flämmchen, welches auf dem Meere tanzte, dann ans Land ſchnellte und an den Reſten einer alten Fiſcherhütte herumfuhr, und wieder ins Meer ſchoß, wo es an einer Stelle hell aufleuchtete und ſchnell wieder ans Land fuhr. Nun hatte der Fiſcher zwar häufig ſagen gehört, daß ſolche Flämmchen im Meer verſunkene Schätze anzeigten, aber er war doch zu furchtſam, als daß er hätte bleiben mögen; darum drehte er dem Flämmchen den Rücken und wollte nach Hauſe gehn. Da rief aber plötzlich Jemand ſeinen Namen und der Fiſcher kehrte ſich um und ſah hinter den Hüttentrümmern einen blaſſen alten Mann in ganz fremdartigen Kleidern ſtehen, der ihn mit einem ſo flehenden Auge anſah, daß es dem braven Fiſcher ganz leid that. „Habt ihr mich gerufen, Herr?" fragte er, „dann ſagt mir, was ihr wünſchet." — Da antwortete der Mann: „Andreas, du haſt dich ſo ſehr über dein Unglück beklagt; ich will dich zu einem reichen Manne machen, wenn du thun wirſt, was ich dir ſage." Nun wurde dem Fiſcher erſt recht ängſtlich zu Muthe, denn er glaubte, der Mann wäre der leibhaftige Teufel, und er ſchlug ſchnell ein Kreuz und ſprach: „Nein, ich habe eure Hülfe nicht nöthig; ich will lieber arm ſein, als Geld von euch nehmen." Deß lächelte der Mann und

ſprach: „Du meinſt, ich wär der Teufel, aber da irrſt du dich; du kannſt nur volles Vertrauen in mich haben und es wird dir gewiß zum Guten ausſchlagen. Willſt du, dann nimm den Ring hier und komm über drei Tage wieder; gehe dann um Mitternacht juſt einen Büchſenſchuß weit ins Meer, da findeſt du drei umgeſtülpte Töpfe, davon mußt du den mittlern aufheben, dann iſt die darin eingeſchloſſene Seele eines armen Ertrunkenen erlöſt; gehe aber ſchnell wieder zurück, kümmere dich auch um nichts, was du auch ſehen oder hören magſt; ich werde dich reichlich dafür belohnen und du wirſt ſo glücklich ſein wie ein Menſch in der Welt." Mit den Worten verſchwand der Mann und im ſelben Augenblicke fiel ein alter verroſteter Ring vor die Füße des Fiſchers; aber der hatte nicht Muth genug, das Abenteuer zu beſtehen, und ſprach in ſich ſelbſt: „Was kümmern mich die Seelen der Ertrunkenen und warum ſind ſie ſo närriſch, ſich unter einem Topfe fangen zu laſſen;" und er ging nach Haus und dachte gar nicht weiter an die Geſchichte. Daran that er inzwiſchen nicht Recht und das zeigte ſich auch bald; denn in den erſten Tagen nachher verlor er alles Geld, was er ſich ſeit mehren Jahren kümmerlich abgeſpart hatte, und gleich darauf wurde er krank und blieb neun ganzer Monate im Spital liegen; als er daraus kam, war er ſo arm wie ein Job und es blieb ihm faſt nichts andres übrig, als zu betteln.

Ohne daß er ſelbſt wußte wie, befand er ſich am Vorabend von Sankt Andreas wieder am Meere und an derſelben Stelle, wie im vorigen Jahr. Das Meer war aber nicht ſo ruhig wie damals, ſondern warf große Wellen und war recht wild. Nicht lange ſtand er alſo da und gedachte an die Erſcheinung und wie er hätte glücklich werden können, als er das Flämmchen wieder ſah und bald auch ſeinen Namen wieder rufen hörte;

bald darauf ſtand huſch, wie hergeblaſen, das kleine alte Männchen vor ihm und wiederholte ſeinen alten Vorſchlag. Als es verſchwunden war, guckte der Fiſcher auf die Erde und da lag der alte verroſtete Ring da und er nahm ihn ſchnell auf und ſteckte ihn in die Taſche; denn er hatte nun feſt beſchloſſen, einmal Muth zu faſſen und ins Meer zu gehen. Am dritten Tage um Mitternacht kam er wieder an die alte Hütte und ging muthig aufs Waſſer los, aber je tiefer er meinte hinabzuſteigen, deſto weniger Waſſer fand er; im Gegentheil, er kam auf die ſchönſte Wieſe, die man nur mit Augen ſehen kann; darauf waren Hunderte von Jünglingen beſchäftigt, das Gras abzumähen und in große Bündel zu binden, und dazwiſchen ſangen ſie luſtige Lieder. Der Fiſcher kehrte ſich daran aber nicht, obgleich er unter vielen derſelben ſeit lang ertrunkne Bekannte und Freunde erkannte, und ſchritt rüſtig weiter. Da kam er an ein ſchönes Haus und aus dem Hauſe ſtürzte ihm eine ſchöne Frau entgegen und rief mit einer gar ſüßen Stimme: „Ach, ſo kommſt du denn endlich und heiratheſt mich! Ach, wie lang hab ich dich erwartet!“ Da hätte der Fiſcher bald der Warnung des Männchens vergeſſen, nämlich daß er auf nichts achten ſolle, was er auch hören oder ſehen möchte; aber er faßte ſich bald wieder, lief ſchnell weiter nach den drei umgeſtülpten Töpfen, welche er einige zwanzig Schritte weiter erblickte, und faßte tapp den mittelſten und warf ihn um. Zu gleicher Zeit ſtieß die ſchöne Frau einen grauſamen Schrei aus und all die Jünglinge von der Wieſe ſtürzten über den Fiſcher her, aber er wurde von einer mächtigen Hand gefaßt und ſo ſchnell nach oben geriſſen, daß ihm Hören und Sehen verging und er ganz und gar von ſich ſelbſt kam. Als er endlich ſich wieder erholte, lag er am Geſtade im Lande und fühlte eine ſo gräßliche Müdigkeit in allen Gliedern,

als wenn er keine Knochen am Leibe mehr ganz gehabt hätte. Was ihn aber dabei tröſtete, das war ein ledernes Seckelchen voll goldner Münzen und koſtbarer Edelſteine, welches neben ihm lag; das ſteckte er voller Freude zu ſich und ging nach ſeiner Hütte zurück, die er bald niederreißen ließ und ein ſchönes Haus an ihre Stelle ſetzte. Nicht lange nachher nahm er ſich eine neue Frau und lebte mit der ſo glücklich und zufrieden wie ein Fiſch im Waſſer; alles, was er anfing, gelang ihm prächtig und in Zeit von fünf Jahren war er ein ſteinreicher Mann und zog in die Stadt, wo er von ſeinen Renten lebte.

Nun lebte in der Nachbarſchaft von Andres ein andrer Fiſcher, der hieß Peter und war eben ſo faul, als Andres fleißig war; man brauchte ihn auch nur anzuſehen, um zu erkennen, was hinter ihm ſteckte. Sein Geſicht war ſo runzlich wie eine alte Pflaume; er hatte Augen wie eine Katze und einen Bart, der einem Stoppelfelde nicht unähnlich ſah; dabei waren ſeine Beine nicht dicker wie ein Beſenſtiel und noch nicht ſo gerade als eine Sichel. Er war nur einmal im Tage betrunken, nämlich vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, ſo daß er ſelten oder gar nie arbeiten konnte und ſicher hätte betteln müſſen, wenn er nicht eine ſo ſehr fleißige und brave Frau gehabt hätte. Er hielt aber trotzdem nicht viel auf ſie, und das iſt nicht ſchwer zu begreifen; denn wenn die arme Frau den ganzen Tag gefiſcht hatte und Abends meinte, ſich etwas zugute thun zu können, dann kam ihr Mann betrunken nach Hauſe und verlangte, Gott weiß was, zu eſſen und zu trinken und hatte auch nicht eher Ruhe, bis ſie ihn zu Bette prügelte, wo er ſie dann zum Danke in die Tiefe des Meeres verwünſchte, damit er und die Fiſche Ruhe vor ihr bekämen. Das ging lange ſo fort; eines Abends aber

fand er ſeine Frau nicht zu Hauſe und bald darauf erzählten ihm heimkehrende Fiſcher, daß ſie ertrunken ſei. Da war nun keiner froher, als der faule Peter, denn nun brauchte er ſich nicht mehr zu zanken und bekam auch nicht jeden Abend Schläge; doch ſtieg bald die Sorge in ihm auf, wovon er denn künftig leben werde. Selbſt wieder fiſchen wollte er nicht und andre Arbeit kannte er nicht. Als er ſo darüber nachdachte, ging er langſam aus ſeinem Hauſe hinaus und gegen das Meer zu; da fiel ihm auf einmal bei, was ſein Nachbar Andres ihm erzählt hatte von den Seelen der Ertrunkenen, welche auf dem Boden des Meeres unter umgeſtülpten Töpfen ſäßen, und er dachte: „So gut wie der eine ſolche Seele erlöſte, kann ich es auch; auf die Weiſe bekomm' ich ein artig Sümmlein und brauche nichts mehr zu thun und kann trinken vom Morgen bis Abend, Juchhei!" und damit ſprang er ſtuhlhoch in die Luft, ſchwenkte luſtig dreimal ſeinen Hut und ging nach der alten Hütte zu, wo er ſich auf einen alten Balken niederſetzte. Er ſaß noch nicht lange da, als das kleine Flämmchen ſchon erſchien und hin und wieder lief, und bald darauf ſtand auch das alte Männchen da. „Aha, Gevatter," ſchrie Peter, „ſeid ihr da? Deß bin ich gar zufrieden, denn ich möchte auch einmal gern eine Seele erlöſen und mir die Taſchen bei der Gelegenheit mit Gold füllen. Schwind, ſchwind, Gevatter, und zeigt mir den Weg, denn ich bin ein Kerl, der Muth im Leibe hat und nicht mit ſich ſpaßen läßt!" Das Männchen gab keine Antwort, ſondern warf ihm nur den Ring vor die Füße und verſchwand. Peter nahm den Ring ſchnell auf und lief dem Meere zu und das Waſſer wich immer weiter vor ihm zurück und als er einige funfzig Schritte gethan hatte, da ſtand er auf der Wieſe, wo die Jünglinge noch immer mähten und ſangen. „Ach," dachte er, „käme nun

doch auch die ſchöne Frau, ich würde mich ganz anders gegen ſie benehmen wie der dumme Andres; ich heirathete ſie auf der Stelle." Kaum hatte er die Worte aus dem Munde, als die Thüre des nahen ſchönen Hauſes ſich öffnete und ein Weib herauskam, welches dicker war als die größte Biertonne; ſie hatte einen Mund, der ging nicht weiter als von einem Ohr zum andern, Augen ſo groß wie dicke Nadelköpfe, ganz kurze Beinchen und ganz breite und lange Füße. „Ach, gnädige Frau," ſtotterte Peter erſchrocken, „wollet ihr mir wol ſagen, wo denn eigentlich die drei Töpfe ſtehn?" „Alſo du kommſt nicht hieher, um mich zu heirathen," ſchrie die Dicke, „dann ſoll dich der Tauſend holen," und damit ſchrie ſie, ſo laut ſie konnte, und ſtürzte auf den armen faulen Peter los. Dieſer beſann ſich aber nicht lange, ſondern lief weg, bis zu den Töpfen, während die Jünglinge mit der Dicken hinter ihm drein eilten. Unglücklicher Weiſe hatte er aber nie von Andres gehört, welchen von den drei Töpfen der aufgehoben hatte; in ſeiner Haſt und Noth und Angſt griff er darum aufs Gerathewohl nach dem mittelſten und hob ihn auf; da drang aber ein ſo grauſames Gequak und Gekrähe unter dem Topf hervor, daß Peter vor Schrecken in Ohnmacht fiel. Als er wieder aufwachte, fand er ſich im Sande wieder; er raffte ſich zuſammen und ſuchte ringsum nach einem ledernen Sacke, mit Gold und Edelſteinen gefüllt, aber er mochte ſuchen, wie er wollte, er fand nichts. „Halt da," dachte er endlich, „vielleicht finde ich ihn zu Hauſe; wer kennt das Treiben der Geiſter, oder weiß Gott, wer ſie ſind, die da im Waſſer ſpuken;" und er machte ſich auf den Weg nach ſeiner Hütte. Schon von ferne merkte er, daß die kleinen Fenſterlein hell ſchimmerten, als wenn Licht in der Kammer gebrannt hätte, und das war ihm gar verdächtig; darum

ſchlich er ganz, ganz ſachte heran und guckte einmal durch eine Thürritze, aber da räth nun Keiner, was er da ſah; man kann es nicht rathen, es iſt unmöglich, drum will ich es nur ſagen: er ſah ſeine Frau, die mitten in der Kammer ſaß und ihre Fiſche zählte und auf ihren Taugenichts von Mann ſchimpfte. Es fehlte wenig und Peter wäre von Neuem in Ohnmacht gefallen; er faßte aber Muth und ſchlotterte bebend an allen Gliedern in die Kammer hinein und warf ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, aufs Bett, hörte gar auf nichts, was ſeine Frau ihm auch vorwerfen und nachrufen mochte. „Ich bin an meinem Unglück ſelbſt ſchuld," dachte er, „hätte ich den Topf zur Rechten, oder den zur Linken aufgehoben, ich wäre ſonder Zweifel ein reicher Mann; aber wer konnte auch denken, daß meine böſe Frau gerade in dem mittelſten ſaß?"

13.

Der Zwergenberg.

Ein Müller hatte drei Söhne und die konnte er in der Seele nicht ausſtehen, und eine Tochter und das war ſein Augapfel. Als die Söhne nun ſo viel von ihrem Vater leiden mußten, da ſprach der älteſte zu ſeinen Brüdern: „Ich gehe nach dem Zwergenberg und wenn ich da ein Zwergenmützchen erfaſſen kann, dann ſind wir alle glücklich und brauchen unſern Vater nicht mehr." Da ſprachen die beiden andern: „Thu das, Brüderchen" und er that es und machte ſich auf die Reiſe und ging weit, weit fort bis an den Zwergenberg, wo er ſah, wie die Zwerge eben ihre Mützchen in die Höhe warfen und ſie wieder erſchnappten. Ganz ſtill legte er ſich auf den

Bauch und ſchlich durch das Gras bis an den Berg und kaum war er da, als ein Mützchen neben ihn hinfiel; ſchnell griff er darnach, aber der Zwerg, dem das Mützchen gehörte, war noch ſchneller als er und bekam ſein Mützchen wieder und rief zugleich all die andern Zwerge herbei, welche über den Aelteſten herfielen und ihn todt machten.

Als der Aelteſte nun nicht wiederkehrte, ſprach der Mittlere zum Jüngſten: „Ich gehe nach dem Zwergenberg und wenn ich da ein Zwergenmützchen erfaſſen kann, dann ſind wir glücklich und brauchen unſern Vater nicht mehr.“ Da ſprach der Jüngſte: „Thu das, Brüderchen,“ und er that es und machte ſich auf die Reiſe und ging weit, weit fort, bis er zum Zwergenberg kam, wo die Zwerge eben wieder mit ihren Mützchen warfen. Auf Hand und Fuß kroch er durch das Gras und als er am Berge war, da fiel ein Mützchen neben ihn hin und er griff darnach; aber der Zwerg war ſchneller und bekam ſein Mützchen wieder und ſchrie die Andern zuſammen und ſie machten auch den Mittlern todt.

Als der nun auch nicht wiederkehrte, da ſprach der Jüngſte zu ſich: „Ich will nach dem Zwergenberg gehen und ſehen, ob ich ein Zwergenmützchen erfaſſen kann; dann bin ich glücklich und brauche meinen Vater nicht mehr.“ Das that er auch und ſchlich ganz, ganz leiſe zum Berge und legte ſich da ſtille hin. Kaum lag er da, als ein Mützchen neben ihn zur Erde fiel; er hütete ſich aber, darnach zu greifen, und ließ den Zwerg es wiedernehmen. Einen Augenblick nachher fiel ein zweites zu ſeiner Seite nieder, aber er ließ es wieder liegen und den Zwerg es nehmen. Gleich darauf fiel ein drittes, das faßte er ſchnell, ehe der Zwerg noch hinzugeſchoſſen war, und ſteckte es in die Taſche. Da kamen die Zwerge all bittend und jammernd zu ihm und wein-

ten und flehten: „Ach, gib uns das Mützchen wieder; ach, gib uns doch das Mützchen wieder.“ Das that er aber nicht, ſondern er befahl den Zwergen, daß ſie ihn in den Berg führten, und ſie gehorchten ihm alsbald und brachten ihn in den Berg und in einen ſchönen Saal, deſſen Wände von lauter Karfunkelſtein glänzten und in deſſen Mitte ein prächtiger Leuchter, aus einem einzigen Edelſtein gemacht, ſtand. Da ſprach er: „Wenn ihr mir den Leuchter ſchenkt und drei Karren Goldes grabt, dann will ich euch euer Mützchen wiedergeben.“ Deß mußten die Zwerge zufrieden ſein und ſie gruben ihm drei Karren Goldes und trugen den Leuchter vor den Berg und da gab er ihnen das Mützchen wieder. Das Gold und den Leuchter fuhr er mit ſich und wurde ein reicher Mann und baute ſich ein ſchönes Haus und war der glücklichſte Menſch auf der Welt.

14.

Von dem glücklichen Schäfer.

Es war einmal ein Schäfer und der hatte nur ein kleines Häuschen und eine ganz kleine Heerde und eine Katze und einen Hahn. Er hatte aber keine Ruhe im Lande und wollte durchaus reiſen; darum verkaufte er ſein Häuschen und ſeine kleine Heerde und nahm ſeine Katze und den Hahn als Geſellſchafter und begab ſich auf die Reiſe. Als er ſchon weit weg war und kein Geld mehr hatte, da kam er in ein Land, wo keine Katzen waren und man dieſe Thiere gar nicht einmal dem Namen nach kannte; es gab auch ſo viele Mäuſe dort, daß man die Wiegen mit den Kindern Abends an die Stubendecken hing, denn ſonſt hätten die Mäuſe die

Kinder gefreſſen. In der Herberge, wo der Schäfer übernachtete, wunderte ſich Jedermann über das ſonderbare Thier, welches er mit ſich führte; dies Erſtaunen ſtieg jedoch noch mehr, als man ſah, wie die Katze hinter den Mäuſen herlief und der Schäfer erzählte, daß ſie überaus gern Mäuſe fräße. Da ſchrieen die Leute alle (denn das war bald im Lande bekannt), er möge ihnen doch die Katze verkaufen, ſie wollten ihm dafür geben, was er nur haben wolle. Der Schäfer war den Handel zufrieden und forderte fünfhundert Gulden für ſeine Katze und am andern Tage hatte er das Geld ſchon und gab ihnen das Thier und zog aus dem Lande weg. Als er aber kaum einige Schritte weit gegangen war, da kamen die Oberſten des Landes ihm nachgelaufen und riefen, er möge ihnen ſagen, was die Kätze freſſe. „Alles, was Menſchen eſſen,“ antwortete der Schäfer und ſchritt ſeines Weges weiter fort; die Oberſten hatten aber verſtanden: „Sie mag nur todte Menſchen eſſen,“ und ſie waren ſehr in Verlegenheit, wo ſie einen todten Menſchen finden ſollten, denn ſeit lange war Keiner im Lande geſtorben und alle Leute ſahen ſo friſch und geſund aus, daß man nicht ſobald auf den Tod eines von ihnen rechnen konnte. Während ſie nun berathſchlagten, was in dieſem ſo wichtigen Falle anzufangen wäre, bekam die Katze Hunger und als man ihr nichts zu freſſen gab, da wurde ſie wüthend und biß und kratzte um ſich und trieb es ſo arg, daß man endlich ein Haus, in welches ſie gerade hineingelaufen war, anzündete und mit ihr verbrannte.

Der Schäfer war aber immer weiter und weiter gezogen, bis in ein Land, wo die Leute Morgens ſehr lange ſchliefen. Er ging in eine Herberge und übernachtete dort; am folgenden Morgen um vier Uhr begann der Hahn zu krähen: „Kikiriki! Kikiriki!“ und die

Leute erwachten alle und fragten, wer da alſo gerufen hätte. „Das hat mein Hahn gethan,“ ſprach der Schäfer; „er weckt mich alſo jeglichen Morgen.“ — „Ach, das Thier iſt nicht zu bezahlen,“ ſprachen die Leute, „wir haben keinen, der uns weckt, und verſchlafen uns ſtets. Wollteſt du uns den Hahn nicht verkaufen?“ — „Doch,“ antwortete der Schäfer, „aber es iſt ein rares Vieh und ihr müßt mir fünfhundert Gulden dafür geben.“ Deß waren die Leute zufrieden und brachten dem Schäfer am andern Morgen das Geld und er zog aus dem Lande weg.

Als er nun wieder weit, weit gegangen war, da kam er an einen großen Wald und in dem Walde hing an einem Baume ein Keſſelchen, welches luſtig ſchmorte. Der Schäfer hatte Hunger und ging und probirte an dem, was in dem Keſſelchen war, und das ſchmeckte ihm ſo gut, daß er alles aufaß; dann kletterte er auf den Baum, um da abzuwarten, was folgen würde, denn er glaubte, das Keſſelchen hätte Räubern zugehört. Es kamen aber keine Räuber, wie lange der Schäfer auch auf dem Baume wartete; dagegen kam eine Katze und die ſchlich zu dem Keſſelchen und ſchaute hinein und ſchüttelte den Kopf und ſchaute hinauf und als ſie den Schäfer ſah, da rief ſie: „Ei, Schäfer, ſeid ihr's; ihr habt an meinem Keſſelchen geleckt; es thut aber nichts und ihr müſſet nichts fürchten; darum kommet getroſt herunter und verſuchet, ob ihr den Buſch hier bis zum Abende niederhauen könnet, ſo daß kein einziger Baum mehr ſtehen bleibt. Bringt ihr's fertig, dann gebe ich euch zwölfhundert Gulden wohl gezählt.“ Deß war der Schäfer zufrieden und die Katze ging fort und er nahm ein Beil und begann die Bäume umzuhauen. Das ging aber ſehr ſchlecht und langſam, denn in Zeit von vier Stunden hatte er nur drei Bäume niederlegen können

und der Buſch war ſo groß, daß es nicht zu ſagen iſt. Eben wollte er ein wenig raſten, als die Katze kam und ſprach: „Ei, Schäfer, wie ſtehts; habt ihr erſt drei Bäume umgehauen; da werdet ihr ſchwerlich fertig.“ „Ja,“ ſprach der Schäfer da, „es hält ſchwer und iſt viel Arbeit.“ Da ſprach die Katze: „Ich will euch helfen, nehmt euer Beil und haut noch einmal.“ Das that der Schäfer und als er einen Schlag nur gethan hatte, da fielen die Bäume mit Hunderten; luſtig ſchlug er weiter und in einer halben Stunde lag der ganze Wald da. „Nun müſſet ihr morgen die Bäume all auf einen Haufen legen,“ fuhr die Katze alsdann fort, „und wenn ihr das gethan habt, dann gebe ich euch noch einmal zwölfhundert Gulden.“ — „Gut,“ ſprach der Schäfer, „ich will's verſuchen,“ und die Katze ging fort. Der Schäfer packte des andern Morgens einen Baum und ſchleppte und zog und arbeitete, bis er ihn auf einen andern gelegt hatte; dann packte er den zweiten und dritten; als er aber den vierten kaum zu den andern gelegt hatte, da begann die Sonne ſchon ſich zu neigen und die Katze kam wieder und fragte: „Schäfer, ſeid ihr bald fertig?“ — „Ja fertig, hätte ich gedacht,“ ſprach der Schäfer; „es iſt zu viel Arbeit für einen Menſchen.“ Da ſprach die Katze: „Schäfer, ich will euch helfen, nehmt den Rechen dort und faßt die drei erſten Bäume und zieht ſie auf den Haufen.“ Das that der Schäfer und den drei Bäumen folgten die andern alle und in einer halben Stunde lag der ganze Wald auf einem Haufen. „Nun zündet den Haufen an,“ ſprach die Katze da und der Schäfer folgte ihr, und als die Bäume recht luſtig brannten, da fuhr die Katze fort: „Nun werft mich ins Feuer und wenn ihr ſehet, daß ich bald verbrannt bin, dann zieht mich am Schwanze wieder heraus.“ — „Das thue ich nicht,“ antwortete der

Schäfer, „ihr habt mir ſo treulich geholfen und ich wäre ein ſchlechter Kerl, wenn ich euch verbrennte.“ — „Thuet es,“ ſprach die Katze, „es ſoll euer Schade nicht ſein.“ Der Schäfer ließ ſich endlich bereden und that, wie die Katze ihm befohlen; als er ſie aber am Schwanze herauszog, da ſtand die ſchönſte Königstochter vor ihm, die man nur mit Augen ſehen kann. „Du haſt mich erlöſt, Schäfer,“ ſprach ſie, „und zum Danke dafür will ich dich heirathen; komm nun und gehe mit mir auf meines Vaters Schloß.“ Darüber war der Schäfer höchlich erſtaunt; er willigte mit vergnügtem Herzen in das Anerbieten der Königstochter und ſie gingen zuſammen fort und kamen in einen großen Wald. Da ritt ihnen ein Reitersmann entgegen und als der bei ihnen war, ſtieg er ab und ſprach zu dem Schäfer: „Junge, halte mir das Pferd einmal an, bis ich wiederkomme.“ „Gut,“ ſprach der Schäfer und der Reiter ging in den Wald; als er aber fort war, da ſchwang ſich der Schäfer mit der Königstochter auf das Pferd und ſie ritten zuſammen fort bis an einen großen Fluß; da ſchnitt er dem Pferde den Schwanz ab und warf den in das Waſſer und dann ſchwammen ſie herüber an das andere Ufer und ritten weiter fort. Als der Reiter aber aus dem Walde zurückkehrte und ſein Pferd nicht fand, da lief er dem Schäfer nach und kam auch an den Fluß und als er den Schwanz ſchwimmen ſah, da dachte er, das Pferd wäre mit dem Schäfer verſunken und von den Fiſchen gefreſſen worden und er ging weiter am Ufer herauf und ſuchte die Brücke.

Dem Schäfer fiel jedoch bald ein, daß er ſeine Mütze am Fluſſe hatte liegen laſſen, darum ſprach er zu der Königstochter: „Wartet hier ein wenig mit dem Pferde, ich gehe zurück und hole meine Mütze.“ In der Zeit aber, wo er ſeine Mütze holte, kam der

Reiter zu der Königstochter und erkannte ſein Pferd, welches ſie hielt, und ſchwang ſich mit ihr darauf und ritt fort und als der Schäfer zurückkehrte, da hatte er das Nachſehen und vierundzwanzighundert Gulden, die er in ſeiner Taſche fand.

15.

Die drei Schweſtern.

Es war einmal eine Mutter und die hatte drei Töchter, die ſie nicht leiden konnte. Die Aelteſte war deß endlich müde und ſprach: „Mutter, ich ziehe aus und ſuche mein Glück.“ Da antwortete die Mutter: „Dann wünſche ich, daß es Pflaſterſteine regnete, wenn du auf dem Wege biſt.“ Das Mädchen kehrte ſich aber nicht daran und zog aus. Als es einige Zeit gegangen war, da wurde der Himmel ſchwarz und es fiel zuerſt wenig, dann aber mehr und endlich ein ganzer Regen von Pflaſterſteinen aus der Luft und das Mädchen lief und barg ſich unter einem vorſtehenden Dache an einem ſchönen, ſchönen Hauſe. Kaum ſtand es eine Weile daſelbſt, da hörte es ein Stimmchen, welches rief: „Wer ſteht da unter meinem Ticketickedächelchen?“ — „Ich bin es, Herr!“ antwortete das Mädchen, und das Stimmchen ſprach: „Komm doch herein, Kind.“ — Ich bin zu bang,“ entgegnete das Mädchen. „O, komm nur ohne Umſtände,“ ſprach das Stimmchen wieder und da ging das Mädchen hinein und kam in ein prachtvolles Zimmer und darin ſaß ein Männchen und das fragte: „Was willſt du, rothen oder weißen Wein?“ „Rothen Wein,“ antwortete das Mädchen, denn es wußte nicht, daß der rothe Wein Blut und der weiße Wein Eiter bedeute.

Da fragte das Männchen weiter: „Was willſt du, daß ich dein Köpfchen auf einem Blöckchen abhaue, oder daß ich dich zwiſchen zwei Thüren zerdrücke." „Dann will ich lieber mein Köpfchen auf einem Blöckchen abgehauen haben," entgegnete das Mädchen und das Männchen faßte ſie und kappte ihr den Kopf mit einem Beile auf einem Blocke ab.

Als das Mädchen nun nicht zurückkehrte, da ſprach das zweite Schweſterchen: „Mutter, ich ziehe heute aus und ſuche mein Glück." Darauf antwortete die Alte: „Dann wünſche ich, daß es Eimer aus der Luft regne, wenn du auf dem Wege biſt." Das kümmerte das Mädchen nicht und ſie zog aus und als ſie einige Schritte gegangen war, da fing es abermals an, Eimer zu regnen, große und kleine und leichte und ſchwere, und es lief und barg ſich auch unter dem Dache. Das Stimmchen ließ ſich wieder hören und rief: „Wer ſteht da unter meinem Ticketickedächelchen." „Das bin ich," antwortete das Mädchen. „Ei, dann komm herein, Kind," ſprach das Stimmchen. „Ich bin zu bang," entgegnete das Mädchen, aber das Stimmchen ſagte: „O, komm nur ſonder Umſtände" und da ging das Mädchen hinein und kam in das ſchöne Zimmer und fand daſelbſt das Männchen, welches alsbald frug: „Was willſt du nun, rothen Wein oder weißen Wein?" — „Rothen Wein," ſprach das Mädchen, denn es wußte nicht, daß das Blut bedeute. Da fuhr das Männchen fort: „Was willſt du nun, daß ich dein Köpfchen auf einem Blöckchen abhaue, oder daß ich dich zwiſchen zwei Thüren zerpreſſe?" „Dann will ich lieber mein Köpfchen auf einem Blöckchen abgehauen haben," antwortete das Mädchen und das Männchen ſchlug ihr Köpfchen auf dem Blöckchen mit einem Beile ab.

Als nun das zweite Schweſterchen auch nicht zurück-

kehrte, da ſprach das jüngſte: „Mutter, ich ziehe heute aus und ſuche mein Glück.“ Darauf antwortete die Alte: „Dann wünſche ich, daß es Pflaſterſteine regne, ſobald du auf dem Wege biſt.“ Da fragte das Mädchen wenig darnach und ſie zog aus und als ſie etwas gegangen war, da regnete es Pflaſterſteine und ſie barg ſich unter dem Dache des ſchönen Hauſes. Da fragte das Stimmchen wieder: „Wer ſteht da unter meinem Ticketickedächelchen?“ „Das bin ich,“ antwortete das Mädchen. Da fuhr das Stimmchen fort: „Ei, dann komm herein, Kind.“ „Ich bin zu bang,“ ſprach das Mädchen. „O komm nur ſonder Umſtände,“ ſprach das Stimmchen und das Mädchen ging hinein und kam in das Zimmer und fand das Männchen. „Was willſt du,“ frug das Männchen, „rothen oder weißen Wein?“ „Ich habe keinen Durſt,“ ſprach das Mädchen und das gefiel dem Männchen, welchem außerdem über der wunderbaren Schönheit des Mädchens der Verſtand faſt ſtill ſtand. Da fragte das Männchen weiter: „Was willſt du, dir dein Köpfchen auf einem Blöckchen abhauen laſſen, oder mich heirathen.“ „Dann will ich lieber dich heirathen,“ antwortete das Mädchen, „als mir mein Köpfchen abhauen laſſen.“ Darüber war das Männchen gar zufrieden und es heirathete das ſchöne Mädchen und dies wurde reicher, als je ein Menſch auf der Welt geweſen iſt.

16.

Jan im Himmel.

Jan ging eines Abends in ſeinen Garten und ſetzte da eine Bohne in die Erde und als er am andern Mor-

gen wiederkam, da war die Bohne bis in den Himmel hineingewachſen. Da kletterte Jan an der Bohne hinauf und kam an die Himmelsthüre und da ſtand der Apoſtel Petrus und fragte: „Jan, was willſt du?“ „Ich will in den Himmel,“ ſprach Jan. „Dafür muß ich zuvor Erlaubniß bei unſerm Herrgott holen,“ ſprach Sankt Peter; „raſte, derweil ich das thue, hier ein Bischen auf meinem Dreifuß aus.“ „Gut,“ ſprach Jan und Sankt Peter ging in den Himmel und machte die Thüre hinter ſich zu. Jan aber wurde die Zeit lang und er ſchaute von dem Dreifuß nieder auf die Erde und ſah dort drei Waſchweiber, welche wuſchen und waſchweiberten. Da nahm Jan ein Bein von dem Dreifuße und warf das unter die Weiber und eine jede meinte, die andere hätte das Bein geworfen, und ſie fingen an, ſich zu ſchimpfen und endlich ſchlugen ſie ſich gar. Jan lehnte den Dreifuß an die Wand und lachte aus Herzensluſt, denn er hatte große Freude, daß ihm der Streich ſo wohl gelungen war.

Inzwiſchen kam Sankt Peter zurück und wollte den Dreifuß wiedernehmen und ſich ſetzen, aber er fiel zu Boden, ſo lang er gewachſen war. Da ſprach er: „Jan, wo iſt das eine Bein aus meinem Dreifuß.“ „Ei, ſieh doch,“ lachte Jan, „ich habe es unter die Waſchweiber geworfen und die ſchlagen ſich gottsbärmlich.“ „Fängſt du hier ſolche Streiche an,“ rief da Sankt Peter zornig, „dann packe dich nur ſchnell fort.“

Da ging Jan und ſuchte das Ende ſeiner Bohne, aber die hatte ein Schwein zernagt und gefreſſen. Jan beſann ſich nicht lange und machte aus Nudelnteig ein langes Seil und ließ ſich daran herab. Als er aber auf Kirchthurmhöhe noch von der Erde war, da hörte ſein Seil auf und er wußte nicht, was anders zu machen, als ſich fallen zu laſſen und das that er auch und fiel

zwanzig Klafter tief in die Erde, ſo daß er nun nicht wußte, wie da herauskommen.

Während er ſich noch bedachte, wie er das anfangen ſolle, kam ein kleines Vögelchen geflogen und das fing er ſich und tödtete es und rupfte ihm die Federn aus und machte daraus ein Kopfkiſſen, worauf er bald einſchlief. Als er wieder erwachte, fiel ihm ein, daß er eine große Schaufel zu Hauſe habe und die holte er ſich und grub ein Treppchen und ſtieg ganz gemächlich herauf; und als er oben war, zündete er die Federn des Vögelchens an und das gab einen ſo erſchrecklichen Brand, daß die eiſerne Schaufel in ſeiner Hand ſchmolz, das Holz am Stiele blieb aber unverſehrt.

17.

Von Elip dem Schmiede.

Sankt Elip, das war ein Hufſchmied und er verſtand ſeine Kunſt ſo wohl, daß er ſich ein Schild machen und über ſeine Thüre ſetzen ließ, worauf geſchrieben ſtand: „Elip, ein Meiſter über alle Meiſter.“

Ein ſolcher Hochmuth ärgerte unſern lieben Herrgott und er ſandte Jeſum auf die Erde, damit der den Elip beſtrafen möge. Jeſus ritt auf einem Sonnenſtrahle nieder und nahm ein Schurzfell und band ſich das vor; auch ſchwärzte er Arme und Geſicht, ſo daß er vollſtändig wie ein Schmiedegeſelle ausſah. So kam er zum Elip und ſtellte ſich vor deſſen Thüre und las das Schild und lachte. „Was lachſt du?“ fragte Elip. „Ueber dein Schild,“ antwortete Jeſus, „und daß du dich rühmeſt, ein Meiſter über alle Meiſter zu ſein.“ — „Das bin ich auch,“ ſprach Elip, „und davon habe ich Pro-

ben gegeben.“ Da fragte Jeſus: „In wieviel Zeit kannſt du denn ein Hufeiſen fix und fertig machen?“ Elip lachte und antwortete: „Hoho, das ſtecke ich nur dreimal ins Feuer und dann bin ich fertig damit.“ „Das taugt nichts,“ ſprach Jeſus, „einmal iſt genug,“ aber Elip lachte und wollte es nicht glauben.

Da kam juſt ein Reiter herangeritten und Elip ſprach: „Da, Geſelle, dem Pferde fehlt ein Eiſen, ich ſehe es ihm an; du kannſt nun deine Kunſt zeigen.“ „Gut,“ ſprach Jeſus. Der Reiter ritt vor die Thüre der Schmiede und ſtieg ab und bat Elip, das Pferd am Hinterfuße zu beſchlagen, und Elip ſprach: „Der Geſelle da wird es thun.“ Indem kam Jeſus mit einer gewaltigen Scheere und ſchnitt dem Pferde das Bein ab. Darob erzürnte der Reiter und ſchrie: „Was verdirbſt du mir mein Pferd, du ſchlimmer Geſelle!“ aber Jeſus lächelte und ſprach: „Laßt mich nur machen, ich will das Bein ſchon wieder anſetzen;“ und mit den Worten nahm er das Bein mit ſich in die Schmiede und ſchraubte es dort im Schraubſtocke feſt, hielt das Eiſen nur einmal ins Feuer und nagelte es ganz gemächlich auf den Huf. Dann nahm er das Bein wieder auf und ſetzte es dem Pferde wieder an und dieſes lief noch einmal ſo ſchnell, als es gelaufen war, und der Reitersmann gab Elipen ein groß Stück Geld.

Das gefiel dem Elip und er ſprach zu Jeſus: „Ich ſehe, du biſt ein wackerer Geſell und kenneſt die Kunſt; willſt du bei mir in Dienſt treten?“ „Warum nicht?“ ſprach Jeſus und ſie wurden des Lohnes einig und Elip ſandte alsbald den neuen Geſellen zur Stadt, um Eiſen zu holen. In der Zwiſchenzeit kam aber ein zweiter Reiter und deſſen Pferde fehlte auch ein Eiſen, wofür Elip ein neues aufnageln ſollte. Elip lief alsbald in die Schmiede und holte die große Scheere und ſchnitt dem

Pferde das Bein ab. Darob erzürnte der Reiter und ſchrie: „Was verderbt ihr mir mein Pferd? Da ſeht nur, wie das Blut läuft;“ aber Elip lächelte und ſprach: „Laßt mich nur machen, ich wills ſchon wieder anſetzen;“ und mit den Worten ging er in die Schmiede und hielt dreimal das Eiſen ins Feuer und nagelte es auf das feſtgeſchraubte Bein. Als er damit fertig war, kam er wieder heraus und wollte das Bein wieder anſetzen, aber das ging nicht, das Bein fiel immer herunter und wollte nicht halten und der Reiter tobte und ſchrie und faßte Elip beim Halſe, um ihm den Nacken zu brechen.

Da kam juſt Jeſus mit dem Eiſen aus der Stadt zurück und Elip rief ihn um Hülfe an. Jeſus nahm das Bein und ſagte dem Reiter, er ſolle Elipen laſſen, denn der Schaden könne wieder geheilt werden und damit ſetzte er das Bein wieder an und das Pferd ſprang und wieherte vor Freude, und der Reiter bezahlte ſeine Schuld und ritt weg.

„Siehſt du nun, daß du kein Meiſter über alle Meiſter biſt?“ fragte Jeſus da den Elip und der antwortete ärgerlich: „Ja, es iſt wahr“ und ging zu ſeinem Schilde und nahm ſeinen großen Hammer und ſchlug es in Stücke.

18.

Die Eiſenkerle.

Vor langer, langer Zeit war einmal ein Königsſohn und der ging von Hauſe weg und wollte die Welt bereiſen. Als er nun ſchon zwei Tage und zwei Nächte immer weiter gegangen war, da ſah er am Morgen des dritten Tages in der Ferne ein großes ſchönes Schloß

und er ging darauf zu und kam an eine Mauer, auf der ein eiſernes Gitter ſtand. Daran ging er herum und gelangte ſo endlich zur Thüre und daran klopfte er, und auf das Klopfen kam ein ſteinalt Mütterchen und machte ihm auf; ſie führte ihn dann in das Schloß und zeigte ihm alle ihre Schätze, welche in vier großen, großen Sälen aufgehäuft lagen.

In dem erſten Saale ſah man nichts als hohe Haufen von Kupfergeld und dabei lag ein Kerl von Eiſen, der war ſieben Ellen lang; in einer Ecke aber war ein kleines eiſernes Thürchen und als der Königsſohn das ſah, fragte er das Mütterchen, was dahinter verborgen wäre: „Das iſt ein Stahl und ein Stein und ein Stück Schwamm," ſprach das Mütterchen und öffnete das Schränkchen und da fand der Königsſohn, daß ſie wahr geſagt hatte. Es wunderte ihn ſehr, daß das Mütterchen dieſe drei Dinge ſo wohl verſchloſſen hielt, und er dachte, ſie müßten wol von beſonderer Kraft ſein. Das Mütterchen zog ihn aber am Arme und führte ihn in den zweiten Saal und da lag alles voll Silbergeld und dabei ein Eiſenkerl, der war vierzehn Ellen lang. Darnach kam er in den dritten Saal, der ganz voll Gold war, und bei dem Golde lag wieder ein Eiſenkerl, und der war noch ſieben Ellen länger als der vorige und maß einundzwanzig Ellen. Als der Königsſohn das Alles nun recht lange angeſtaunt und ſich ob des Reichthums ſehr gewundert hatte, da führte das Mütterchen ihn in den vierten Saal. Da liefen ihm aber die Augen über von all dem Glanz, der daſelbſt leuchtete, denn der ganze Boden war mit Haufen von Diamanten und Karfunkeln bedeckt, einer größer als der andere und der größte war ſo groß wie ein Kinderkopf; dabei lag wieder ein Eiſenkerl und der hatte achtundzwanzig Ellen in der Länge.

Nachdem der Königsſohn nun ſeine Augen herzlich an all den Schätzen geweidet hatte, fragte das Mütterchen ihn, ob er nicht bei ihr bleiben wolle? und er war deß gar zufrieden und blieb ſieben Wochen bei ihr. Im Verlaufe der Zeit erkannte er, daß das Mütterchen eine Hexe war, und darum wollte er doch nicht mehr bleiben und ſagte, er müſſe nun weiter ziehen, aber das Mütterchen bat ihn, er möge denn nur noch drei Jahre und drei Monate und drei Wochen bei ihr bleiben, und darein willigte er und blieb auch die Zeit noch. Als dieſe aber auch zu Ende war, ſprach er, er müſſe nun durchaus fort, und da ſprach das Mütterchen: „So ohne Alles kann ich dich nicht gehen laſſen; nimm dir aus meinen vier Sälen ſo viel dir beliebt und fülle dir davon dieſe vier Säckchen." Der Königsſohn nahm die Säckchen und ging in die Säle und füllte ſie dort, und als er alle voll hatte, machte er das eiſerne Thürchen auf und nahm den Stahl und den Stein und den Schwamm und ſteckte dieſes in die Taſche. Kaum hatte er das aber gethan, als die Hexe heranſtürmte und ihn ermorden wollte, doch er faßte ſie und drehte ihr den Hals um und warf ſie in den Brunnen. Dann nahm er einen Wagen und ſpannte Pferde daran und lud ſo viel er konnte auf und fuhr damit aus dem Schloſſe weg und fort und fort, bis er in eine Stadt kam, wo ein mächtiger König wohnte. Da kehrte er in einem Wirthshauſe ein und begehrte Eſſen, und als er das hatte, begann der Wirth ihm zu erzählen, wie der König eine ſo überaus ſchöne Tochter habe, daß man auf der ganzen Welt nicht ihres Gleichen fände; und dazu wäre ſie ſo geſchickt, daß ſie alles verſtünde, was es nur ſein möchte, Malen, Singen, Tanzen, kurz Alles. Dies Alles machte auf den Königsſohn einen ſo tiefen Eindruck, daß er die ſchöne Prinzeſſin für ſein Leben gern einmal geſehen hätte; aber

er wußte kein Mittel, um dazu zu gelangen. Doch gab er die Hoffnung nicht ſo bald auf und dachte bei ſich, er wolle einmal auf ſein Zimmer allein gehen und eine Pfeife guten Tabak rauchen, dann würde ihm wohl etwas einfallen. Das that er denn auch und ſtopfte ſich ſeine Pfeife und zog den Stein aus der Taſche und legte etwas Schwamm darauf und ſchlug mit dem Stahle, um alſo Feuer zu bekommen. Beim erſten Schlage brannte der Schwamm ſchon; zugleich aber gab es ein groß Gepolter und ehe er ſich es verſah, ſtand einer von den Eiſenkerlen vor ihm und fragte: „Was willſt du, daß ich thun ſoll?". Im Anfange war der Königsſohn heftig erſchrocken, doch faßte er ſich bald und ſprach: „Ich will, daß du mir die ſchöne Königstochter bringeſt." Da verſchwand der Eiſenkerl und kam drei Minuten hernach wieder und ſtellte die ſchöne Königstochter vor ihn hin. Der Königsſohn ſank ihr alsbald zu Füßen und geſtand ihr, daß er ſie ſehr lieb habe, und fragte ſie alsdann, ob ſie ihn heirathen wolle. Das wollte die ſtolze Prinzeſſin aber nicht, obgleich er ſie bis zum hellen Morgen immer noch darum bat; als die Sonne aber aufgehen wollte, da ſchlug er ſchnell wieder Feuer und der Eiſenkerl kam und trug die Königstochter in ihr Bette zurück. Am folgenden Abende machte der Königsſohn es ebenſo und auch am dritten und vierten und fünften Abend, aber ſie wollte durchaus nichts von der Heirath wiſſen; im Gegentheil, ſie ging zu ihrem Vater und klagte dem Alles und darüber erzürnte der alte König ſo ſehr, daß er den Königsſohn gefangen nehmen ließ und hinzurichten befahl. Als ihm nun eben der Kopf abgehauen werden ſollte, da gedachte er des Steines und er zog ihn ſchnell heraus und legte den Schwamm darauf und ſchlug viermal mit dem Stahle und im ſelben Augenblicke ſtanden die vier Eiſenkerle neben ihm und ſchlugen den Hen-

ker todt und nahmen die Königstochter und führten ſie mit ihm auf das Schloß. Da verheiratheten ſie ſich und lebten ſehr glücklich zuſammen.

19.

Die beiden Bräute.

Es war einmal ein reicher und mächtiger König, dem nichts auf der Welt fehlte als eine Frau. Deren hätte er nun natürlich ſo viel haben können, als er wollte, aber er fand keine, die ihm ſchön genug geweſen wäre, wie lang er auch ſchon ſuchte. Nun trug es ſich zu, daß er einen Kammerdiener bekam, der eine ſo bildſchöne Schweſter hatte, daß kein ſchöner Weib auf Erden zu finden war. Weil ſie nun aber ſo ſehr ſchön war, hatte ihr Vater ſie malen laſſen, und das Bild nahm ihr Bruder mit, als er bei dem König in Dienſt kam, und hing es in ſeiner Schlafkammer auf und jeden Abend, ehe er ſchlafen ging, küßte er das Bild dreimal und gedachte ſeiner lieben Schweſter dabei. Eines Abends kam der König ſpät nach Hauſe; wie er an der Thüre des Kammerdieners vorbei nach ſeinem Zimmer gehen wollte, hörte er das Küſſen und machte die Thür auf. Da ſtand er aber verwundert, als er das Bild ſah; er wollte anfangs nicht glauben, daß es ein ſo ſchönes Mädchen geben könnte; endlich kam er doch von ſeinem Erſtaunen zurück und fragte den Kammerdiener, wen das Bild denn vorſtelle? — „Das iſt meine leibliche Schweſter," antwortete der Kammerdiener. „Wenn das deine Schweſter iſt, dann ſoll es in acht Tagen meine Frau ſein," ſprach der König und fertigte am andern

Morgen gleich einen Geſandten ab, der die Schweſter an ſeinen Hof holen ſollte.

Als der Geſandte in des Kammerdieners Haus ankam und ſeine Botſchaft vorbrachte, da war keiner erfreuter, als das ſchöne Mädchen mit ſeinem Vater und ſeiner Mutter, und keiner böſer darüber, als ſeine alte häßliche Erzieherin mit ihrer häßlichen ſchwarzen Tochter Margareth; doch verhehlten die Zwei ihren Zorn gar wohl, ſo daß ſie ſelbſt die Erlaubniß bekamen, die junge Königsbraut nach dem Schloß zu begleiten. Unterwegs, nun ſannen ſie, wie ſie das ſchöne Mädchen aus dem Wege ſchaffen ſollten; nachdem ſie lang darüber berathen, ſprach die Alte, das dürften ſie nicht thun, bevor ſie nicht den Geſandten weggeſchafft hätten, denn der könnte ſie am Ende noch verrathen. Wie geſagt, ſo gethan. Am nächſten Abend kamen ſie alle an ein großes Waſſer, wo ſie überfahren mußten, um nach dem Schloſſe des Königs zu kommen; da ſchlugen ſie ihre Zelte auf und blieben daſelbſt bis zum andern Morgen. Als es nun Nachts zwölf Uhr war, weckte das alte Weib ihre Tochter und ſie ſchlichen beide ſtill in das Zelt des Geſandten; da nahm die Alte ein großes Meſſer, ſchnitt ihm ritſch den Hals ab und warf dann mit Hülfe der ſchwarzen Margareth die Leiche in's Waſſer, worauf ſie ſich alle zwei wieder ſtill in's Bett legten. Des Morgens ſuchte Jedermann den Geſandten, aber keiner konnte ihn finden und ſo blieb endlich nichts anderes übrig, als ohne ihn zu Schiffe zu gehen.

Wie ſie nun ſchon zwei Tage gefahren waren, da ſtand die Alte einmal am Fenſter in dem Schiffe und rief plötzlich: „Da iſt das Schloß! da iſt das Schloß!" Das ſchöne Mädchen lief voll Freude alsbald hinzu und legte ſich in's Fenſter, um nach dem Schloſſe zu ſchauen, aber das war ſeiu Unglück, denn die Alte und die böſe

ſchwarze Grethe faßten ſie alsbald bei den Füßen und warfen ſie in's Waſſer. Dann ſetzten ſie ohne die ſchöne Braut die Reiſe fort und als ſie bald am Schloſſe waren, zog die ſchwarze Grethe die Kleider des ſchönen Mädchens an und ſteckte einen Ring an den Finger und die alte Hexe bezauberte aller Leute Augen dergeſtalt, daß jeder die häßliche Grethe für ſchön anſah. Dem Könige gefiel ſie aber trotz dem nicht und er wollte ſie auch anfangs nicht haben, doch die Alte und auch die ſchwarze Grethe ſagten, ſein Geſandter hätte ſich in ſeinem Namen mit ihr vermählt und er müſſe ſie zur Frau nehmen. Nun fiel des Königs Zorn noch mehr auf den Kammerdiener, als es ohnedies ſchon der Fall geweſen wäre, und er fragte ihn mit funkelnden Augen: „Wie konnteſt du dich unterſtehen zu ſagen, das wäre das Bild deiner Schweſter, die das grundhäßlichſte Geſchöpf der Welt iſt?" Der arme Kammerdiener verſchwur ſich hoch und theuer, die ſchwarze Grethe wäre ſeine Schweſter nicht, das konnte aber alles nichts helfen und der König ließ ihn ins Gefängniß ſetzen und ſtrenge bewachen.

Als die ſchöne Braut in das Waſſer geworfen worden war, da war ſie nicht ertrunken, wie man vielleicht denken könnte. Sie hatte nämlich ein treues Hündchen, welches nebſt allerhand andern wunderbaren Gaben auch die hatte, ſprechen zu können; und das Hündlein hatte ſie gerettet und ans Ufer gebracht, wo ſie ſich ein Hüttchen baute und ganz ſtill und einſam für ſich lebte. Eines Tages nun geſchah es, daß der König mit der ſchwarzen Grethe ſpazieren ging und zufällig in die Gegend kam, wo das ſchöne Mädchen wohnte. Da hörte er, wie eine Stimme rief, welches keine andere als die des Mädchens war:

Gille, Gille, gouwken! *)

Darauf antwortete eine andere Stimme, und das war die des Hündleins:

Wat belieft er u, ſchoone vrouwke?

Nun fragte das Mädchen:

Waer is de zwarte Margriet,
Die my in't water ſtiet?

Antwortete das Hündlein:

Zy ligt in's konings armen.

worauf das Mädchen ſeufzte

Ach armen!

„Ei was iſt das denn? fragte der König verwundert, als er das hörte, doch die ſchwarze Grethe zog ihn beim Arme weg und ſprach: „Ach, das iſt nichts, das iſt nichts." Der König aber ſprach: „Ich will wiſſen, was das iſt," und ging auf die Stimme zu und da fand er die ſchöne Braut am Ufer und ſah, daß ſie ganz dem Bilde glich, welches ſein Kammerdiener jeden Abend geküßt hatte. Er lief alsbald auf ſie zu und umarmte und küßte ſie mit vielen Thränen, fragte ſie auch um alles aus und ſie erzählte es ihm, und er nahm ſie in ſeinen Arm und führte ſie mit ſich auf das Schloß. Da wollte er nun zuerſt die ſchwarze Grethe fangen laſſen und ſie nach Gebühr beſtrafen, aber die hatte ſich mit ihrer häßlichen Mutter ſchon aus dem Staube gemacht. Alsbald ſandte er nun in das Gefängniß und ließ den Kammerdiener daſelbſt holen und bat ihn unter vielen Thränen um Verzeihung, beſchenkte ihn auch als Schwager reichlich und feierte mit großer Freude

*) Gille, Gille, Schnellchen. — Was beliebt euch, ſchön Frauchen? -- Wo iſt die ſchwarze Margareth, die mich in's Waſſer ſtieß? — Sie liegt in des Königs Armen. — O mir Armen!

die Hochzeit, nach der er noch lange und glücklich mit ſeiner ſchönen Frau lebte.

20.

Ohneſeele.

Es war einmal ein junger Burſch, der hieß Körper-ohne-Seele, oder auch ſchlechtweg Ohneſeele und das war ein Menſchenfreſſer, und er mochte anders nichts als junge Mädchen. Es war aber Brauch im Land, daß alle Mädchen um's Loos zogen, und welche es traf, die mußte ihm übergeben werden. Nun geſchah es einmal, daß das Loos auf die Königstochter fiel. Der König war darüber außermaßen betrübt, aber er konnte nichts gegen das Geſetz machen und man führte die Königstochter zu dem Schloſſe, auf welchem Ohneſeele wohnte; der ſperrte ſie in ein Kämmerchen ein und trug ihr alle Tage gut Eſſen auf, um ſie recht fett zu machen.

Obwohl ſie nun ſchon in den Händen von Ohneſeele war, verlor der König doch noch nicht alle Hoffnung, er ließ ein Gebot im Lande ausgehen und überall verkünden, wer die Königstochter erlöſen werde, der ſolle ſie zur Frau haben. Es waren aber nicht viel, die ſich zu dem Wagſtück anboten, denn ein jeder fürchtete dem Menſchenfreſſer zwiſchen die Zähne zu kommen. Endlich aber kam doch ein ganz einfacher Soldat und der ſprach, er wolle es unternehmen und die Königstochter erlöſen; da war der König froh und ſchenkte ihm einen ganzen Sack voll Geld für die Zehrung auf der Reiſe und der Soldat machte ſich auf den Weg. Indem er nun ſo dahinmarſchirte, ſah er auf einem Stücke Land zur

Seite der Heerſtraße vier Thiere ſitzen, eine Fliege, einen Adler, einen Bären und einen Löwen und die zankten ſich um ihr Antheil an einem todten Pferde. Der Soldat ging auf ſie zu und frug ſie: „Was zankt ihr euch da?“ Da ſchrieen ſie alle vier zugleich, aber der Soldat ſprach: „Ps, ps, Einer vor und der Andre nach,“ und hörte ſie alle vier einzeln an, und als er wußte, warum es ſich handle, da nahm er ſein Käsmeſſer aus der Scheide und theilte ihnen das Pferd, ſo daß ſie alle zufrieden waren. Als er darauf wieder weiter gehen wollt', riefen ſie ihm nach: „Warte doch, wir wollen dir alle etwas geben für den Gefallen, den du uns gethan.“ Da lachte der Soldat und ſprach: „Was könntet ihr mir wol geben wollen; ihr habt ja alle vier nichts.“ — „Das kannſt du nicht wiſſen,“ ſprach der Adler; „ſieh hier, da haſt du zum Beiſpiel eine Feder von mir; damit kannſt du dich, ſo oft du willſt, in einen Adler verwandeln.“ — „Das iſt nicht ſchlecht,“ ſprach der Soldat, „man kann nicht wiſſen, die könnte mir zugute kommen.“ Nun ſprach die Fliege: „Da iſt ein halb Pfötchen von mir, damit kannſt du dich, ſo oft du willſt, in eine Fliege verwandeln.“ — „Das iſt auch eine ſchöne Kunſt,“ erwiderte der Soldat. Der Löwe und der Bär wollten ihm auch was zum Lohne geben, aber er bedankte ſich und ſprach, er habe ſchon genug.

Des Abends machte er ſich zum Adler und flog auf einen hohen Baum; da ſchaute er ein bischen um ſich, aber er ſah nichts als Bäume. Des andern Morgens flog er in der Gegend umher und ſah von fern ein großes Schloß; darauf flog er zu. Am Thor fand er ein groß, ſchwarz Bret und darauf ſtand geſchrieben: „Hier wohnt Herr Ohneſeele.“ Als er das las, da war er froh und verwandelte ſich ſogleich in eine Fliege, um

das Schloß ein wenig auszuſpioniren. Er flog von einem Fenſter zum andern und ſchaute in jedes hinein, bis er endlich auch an das Fenſter kam, wo die ſchöne Königstochter gefangen ſaß. Der gab er ſich alsbald zu erkennen und ſprach: „Ich komme, um euch zu erlöſen, aber dazu muß ich wiſſen, wo eigentlich die Seele von Ohneſeele ſitzt." Da ſprach die Königstochter: „Das weiß ich nicht, aber ich will's fragen." — „Gut," ſprach der Soldat, „ich komme morgen wieder." Als nun der Menſchenfreſſer kam und ihr Eſſen brachte, da ſprach ſie: „Ach, ich möchte doch noch etwas wiſſen, bevor ich ſterbe." — „Was denn?" frug der Menſchenfreſſer. „Wo deine Seele iſt." — Da ſprach der Menſchenfreſſer: „Da werd' ich mich wol hüten, dir das zu ſagen, denn wenn du das wüßteſt, dann wäreſt du erlöſt," und damit ging er weg. Des Abends flog der Soldat wieder zu dem Fenſter und frug die Königstochter: „Wiſſet ihr nun, wo ſeine Seele iſt?" — „Ach nein," ſprach ſie, „er will es mir nicht ſagen." Da ſprach der Soldat: „Ihr müſſet ihm ein wenig ſchmeicheln und einen Fußfall thun, dann wird er es euch ſchon ſagen und dann kann ich euch erlöſen."

Am andern Tage, als Ohneſeele ihr das Eſſen wieder brachte, ſchnauzte er ſie an: „Da iſt dein Eſſen. Du haſt nun noch dreizehn Tage zu leben, dann freß ich dich." Da fiel ſie vor ihm auf die Knie und ſprach flehentlich: „Ach, ich möchte gern ſterben, wenn ich nur wüßte, wo deine Seele wär." Da ſprach er: „Nun ja, du kannſt es wiſſen, aber du darfſt es keinem wiederſagen." — „Wem ſollte ich das wol ſagen können?" frug ſie. „Ich ſehe hier ja Niemand." — „Nun ja, anders ſagte ich es dir auch nicht. Sieh, meine Seele ſitzt in einem Kiſtchen und das ſteht auf einem Felſen, mitten in der rothen See." —„Nun ſterb' ich noch ein-

mal ſo gerne," ſprach die Königstochter und er ging weg. Des Abends kam der Soldat wieder in Geſtalt einer Fliege an das Fenſter und frug wieder: „Wiſſet ihr nun, wo ſeine Seele iſt?" — „Ja wohl," ſprach ſie, „in einem Kiſtchen auf einer Klippe inmitten der rothen See." — „Nun weiß ich genug," ſprach der Soldat, „nun brauchet ihr nicht lange mehr auf eure Erlöſung zu warten." Damit flog er wieder weg, verwandelte ſich in einen Adler und ging in einem hohen Baum ſchlafen. Morgens früh ſchaute er einmal um ſich und ſah von Weitem ein ander Schloß ſtehen. Darauf flog er zu. Als er nicht weit mehr davon war, verwandelte er ſich wieder in ſeine gewöhnliche Menſchengeſtalt und ging zu dem Thore des Schloſſes. Da ſah er ein großes Schild auf dem Thore und darauf ſtand geſchrieben: „Hier wohnen die vier Winde." Er klopfte und ein ſteinalt Mütterlein machte ihm die Thür auf, das hatte nur ein Auge, nämlich auf der Stirn. „Ach, Frauchen, könnt ich nicht heute hier bleiben, um etwas auszuruhen?" frug er. „Ich bin nur ein armer Soldat und ich habe kein Geld." Das Mütterchen ſprach: „Ja wohl, ich bin's zufrieden, wenn nur meine Söhne es zufrieden ſind. Aber dafür bin ich ſehr bang, denn wenn die kommen und dich finden, dann freſſen ſie dich." — „Ach Gott, laßt mich doch ein," bat der Soldat, „ich will mich gleich ins Bett legen." Da ließ das Mütterchen ihn ein und er ging gleich auf den Speicher. Noch keine fünf Minuten war er da, als der Südwind noch Haus kam und zugleich auch ſchrie: „Mutter, ich rieche, rieche Menſchenfleiſch." — „Ja, da riechſt du gut," ſprach die Alte, „aber laß den armen Teufel nur noch leben; es liegt noch ein ganzer halber Menſch in Salz und Pfeffer." — „Nun, ich bin's zufrieden," ſprach der Südwind, „wenn meine Brüder es nur auch zufrieden

ſind.“ Ein bischen nachher kam der Nordwind und brummte: „Mutter, ich rieche, rieche Menſchenfleiſch.“ Da ſprach die Alte: „Deine Naſe iſt nicht ſchlecht, aber ’s iſt ein ganz magerer Kerl, an dem nichts als Haut und Knochen zu ſehen iſt. Darum laß ihn nur in Ruhe, es kommt wol noch ein Fetterer.“ — „Hm hm hm,“ brummte der Nordwind, „nun ja, ich will ihn leben laſſen, aber dann muß er morgen ſo ſchnell fliegen wie wir.“

Wo blieben denn die andern Winde? — Die kamen nicht, oder wenn ſie kamen, dann gaben ſie ſich doch zufrieden; denn der Soldat blieb am Leben und ſchlief ruhig fort auf dem Speicher, daß er ſchnarchte.

Am andern Tage Morgens ging die Alte ſchon ganz früh zu ihm auf den Speicher und gab ihm ein Hütchen und ſprach zu ihm: „Da nimm das Hütchen und ſetz es auf, dann haſt du Kraft, ſo ſchnell zu fliegen als meine Söhne.“ Der Soldat bedankte ſich ſchön und ſetzte das Hütchen auf und ſprach: „Ich will ein Adler ſein;“ im ſelben Augenblicke wurde er zum Adler und er flog mit den Winden aus weit über die See, und als ſie ſchon lang zuſammen geflogen waren, da hielten ſie ſtill auf einem Felſen. Da ſprachen die Winde: „Nun ſag uns, was du haben willſt und alles ſoll dir gewährt werden.“ Der Soldat wünſchte nichts beſſer und ſprach: „Ich möchte gerne ein Kiſtchen haben, das mitten in der rothen See auf einem Felſen ſteht.“ „Das ſollſt du haben,“ ſprachen die Winde und ſie beſchwuren die See, daß ſie ſtill ſtand, und riefen die Fiſche zuſammen und befahlen ihnen, daß ſie das Kiſtchen holen ſollten. Die Fiſche ſchwammen alsbald nach allen Seiten weg und ſuchten und ſuchten, aber ſie konnten es lange nicht finden. Endlich kam ein Krüppel

von Weißling ganz zufällig in die Nähe des Felſens, ſchlug einmal tüchtig mit ſeinem Schwänzlein und war in zwei Sprüngen oben; da packte er das Kiſtchen mit dem Maul, ſprang wieder ins Waſſer und ſchwamm guten Muthes zu dem Felſen, wo der Soldat mit den Winden ſtand. Der Soldat hatte Freude! Herr Gott, er wedelte mit ſeinem Adlerſchwanz und ſchlug mit den Flügeln und ſprang mit ſeinen dünnen Beinen, daß die Winde ſich halb krank lachten. Dann nahm er das Kiſtchen zwiſchen die Klauen, bedankte ſich noch aus Herzensgrund bei den Winden und dem krummen Weißling und flog, daß es rauſchte, auf das Schloß von Ohneſeele zu. Da klopfte er, als wenn es gebrannt hätte. Ohneſeele wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, und kam und machte ſelbſt die Thüre auf. Da ſtand der Soldat wieder in Menſchengeſtalt davor. Ohneſeele wurde blitzböſe, als er ihn ſah, und ſchrie: „Was haſt du hier ſo zu klopfen? Gleich freß ich dich mit Haut und Haar." Der Soldat aber lachte ihn aus und ſprach: „Das würde dir ſchlecht bekommen, denn hier habe ich deine Seele in dem Kiſtchen." Als der Menſchenfreſſer das hörte, da fiel ihm ſein ganzer Muth in die Waden und er bat und flehte den Soldaten, ihm doch die Seele zu geben, verſprach ihm auch Gott weiß was noch, aber der Soldat kehrte ſich nicht daran, ſchloß das Kiſtchen ſchnell auf, nahm die Seele und warf ſie hinterrücks über ſeinen Kopf; im ſelben Augenblicke fiel der Menſchenfreſſer hin und war ſtockmauſetodt. Der Soldat ging nun zu dem Zimmer, wo die Königstochter gefangen ſaß, und ſie fielen einander in die Arme und waren alle beide froh. Darnach verließen ſie das Schloß und gingen zu dem König und da heiratheten ſie und lebten noch ſehr lang zufrieden

und glücklich. Da kroch eine Maus in des Paſtors Haus und das Verzählchen iſt aus.

21.

Der kühne Sergeant.

Es waren einmal drei brave Soldaten, ein Tambour, ein Corporal und ein Sergeant, und die gingen aus reiſen. Nachdem ſie ſchon lange herumgezogen waren, kamen ſie eines Abends in einen großen Wald; weil ſie nun bange waren, des Nachts möchten die wilden Thiere kommen und ſie auffreſſen, während ſie ſchlieſen, kletterten ſie auf einen hohen Baum, um da zu ſchlafen. „Das iſt das beſte Mittel," ſprach der Tambour; „anders könnte es leicht geſchehen, wenn wir morgen früh aufwachten, daß wir todt wären, und davon bin ich kein Liebhaber." Der Corporal und der Tambour blieben auf den erſten Aeſten, der Sergeant aber kletterte wie ein Kätzchen bis in die Spitze des Baumes und ſchaute von da aus nach allen Seiten um ſich herum. Da war es von allen Seiten ſtichſchwarz dunkel, aber von einer Seite ſchien ihm doch ganz fern etwas zu glitzern und als er die Augen einmal zukniff und genauer zuſah, da ſah er, daß das ein Lichtchen war. Voller Freude ſchrie er ſeinen Kameraden zu: „Ein Lichtchen! Ein Lichtchen!" und huſch huſch war er bei ihnen und alle drei ließen ſich wieder auf den Boden hinab und gingen auf das Lichtchen zu. Als ſie endlich ganz nahe dabei waren, fanden ſie ein großes Schloß und da die Thür offen ſtand, gingen ſie herein und durch alle Zimmer, aber da war kein Menſch zu hören, noch zu ſehen; dennoch brannte das Herdfeuer luſtig und

war der Tiſch bedeckt mit vielen und köſtlichen Speiſen und Getränken. Das kam den drei Helden ganz willkommen; ſie ſetzten ſich um den Tiſch herum und hieben ritterlich drein, bis kein Krümchen Brot und kein Tröpflein Wein mehr blieb. Dann gingen ſie herauf und legten ſich ſchlafen. Kaum hatte es zwölf Uhr geſchlagen, als das ganze Schloß wie von einem Donnerſchlage erſchüttert wurde und in allen Zimmern ein Höllenſpektakel begann; das dauerte bis ein Uhr, dann war alles ſtill. Da ſahen die drei Soldaten, daß ſie in einem verwünſchten Schloſſe waren, machten ſich aber nicht viel daraus, denn ſie dachten, verwünſcht oder nicht, hier können wir gute Tage haben, ſo lange man uns den Hals nicht bricht.

Am andern Morgen hielten ſie Rath untereinander, wie ſie ihre Haushaltung einrichten wollten, und kamen endlich darin überein, daß immer zwei von ihnen auf die Jagd gehen ſollten, während der dritte zu Hauſe bliebe und für das Eſſen ſorgte. So machten ſie es denn auch gleich ſchon, der Tambour blieb zu Hauſe und der Corporal und der Sergeant gingen auf die Jagd. Als der Tambour nun das Eſſen ſchon fertig hatte und es eben Mittag ſchlug, da kam ein klein, alt Männchen zur Thür herein und das bat ihn: „Ach, laß mich mich doch ein wenig wärmen!“ Der Tambour hatte nichts dagegen, ſprach: „Setz dich hin und wärme dich, ſo lang du willſt.“ Nachdem das Männchen ſich nun ein wenig gewärmt hatte, ſprach es: „Dein Eſſen riecht ſo gut und ich habe ſeit drei Tagen nichts über meine Zunge gebracht. Gib mir doch etwas mit davon.“ Dem Tambour wurde das Herz weich und er bückte ſich, um dem Männchen von dem Fertigen etwas auszuſchöpfen, doch das Männchen packte ihn beim Halſe und ſchlug ihn ſo ſchwarz und blau, daß er kein Glied mehr

rühren konnte, und als es das gethan hatte, verſchwand es. Gleich darauf kamen die beiden Andern von der Jagd zurück und wurden blitzböſe, als ſie ſahen, daß der Tambour das Eſſen nicht ganz fertig hatte. „Was haſt du denn angefangen in all der Zeit?" frugen ſie, aber er antwortete anders nichts, als: „Ich weiß nicht, aber es thut mir nicht wenig weh." Weiter ſagte er nichts, denn wenn die Andern gewußt hätten, was ihm widerfahren war, dann wäre ihnen mit dem zu Hauſe Bleiben nicht gedient geweſen.

Am zweiten Tage mußte der Corporal zu Hauſe bleiben und der Tambour und der Sergeant gingen auf die Jagd. Als er das Eſſen beinahe fertig hatte, kam das kleine alte Männchen wieder und bat: „Ach, laß mich mich doch ein wenig wärmen." Der Corporal war das zufrieden und ſprach: „Thu das in Gottes Namen, ſo lang du willſt." Nachdem es nun ſich einen Augenblick gewärmt hatte, ſprach es: „Ach, was riecht deine Suppe gut, gib mir doch ein paar Löffel voll davon." Das wollte der Corporal aber nicht und ſprach: „Nein, wir müſſen warten, bis die Andern kommen." Kaum hatte er aber das Wort aus dem Munde, als das Männchen ihn beim Kragen ergriff und ihm den Rock noch beſſer ausklopfte als dem Tambour. „Aha," dachte da der Corporal, „darum that's dem Tambour nicht wenig weh." Gleich darauf kamen die beiden Andern von der Jagd und der Sergeant brummte gewaltig, daß das Eſſen nicht fertig war, und frug: „Was haſt du denn in all der Zeit gemacht?" Der Corporal krümmte ſich und ſprach: „Ei, gekocht, aber ich bekam da plötzlich Weh in den Rücken, ſo daß ich nicht fortkochen konnte." Nun kochten ſie ihr Eſſen in Ruhe fertig und Abends gingen ſie ſchlafen.

Am andern Morgen ging der Corporal mit dem

Tambour auf die Jagd und der Sergeant mußte das Eſſen kochen. Das ging auch ganz gut bis ein Viertel vor zwölf; da kam das kleine, alte Männchen wieder und bat: „Ach, laß mich doch ein wenig am Feuer ſitzen, ich bin ſo kalt.“ Der Sergeant ſprach: „Thu das nur ruhig in Gottes Namen.“ Nachdem es ſich nun ein wenig gewärmt hatte, fing es auch das alte Liedlein mit dem Eſſen an und bat: „Deine Suppe riecht ſo lecker, gib mir doch einen Teller davon.“ Der Sergeant aber rief: „Nichts da, du mußt warten, bis meine Kameraden kommen.“ Da wollte das Männchen wieder losſchlagen, doch der Sergeant war nicht links, zog und hieb dem Männchen den Bart ſammt einem Stück Kinn weg, da ſchrie es jämmerlich, denn mit dem Barte hatte es all ſeine Kraft verloren, und lief, was es laufen konnte mit all ſeinen Beinchen, und der Sergeant lief ihm nach bis an ein Loch, da ſprang es hinein und war verſchwunden. Nun ging der Sergeant zurück und kochte das Eſſen fertig. Als die andern Zwei nun um zwölf Uhr kamen, da ſtand alles fein ordentlich auf dem Tiſche und darüber wunderten ſie ſich nicht wenig. Dann fragten ſie den Sergeanten aus, ob ihm nichts begegnet wär und ob er kein Rückenweh habe. Da lachte er und erzählte ihnen alles und ſie gingen dem Blute nach, welches aus dem Kinn des Männchens gelaufen war, und kamen an das Loch. Nun war die Frage, was ſie thun ſollten; darauf beſchloſſen ſie einmüthig, einer von ihnen müſſe in das Loch hinunterſteigen und ſehen, was da unten wär. Sie zogen alſo ums Loos und das traf den Tambour. Der wand ſich ein langes Seil um den Leib und nahm eine Schelle in die Hand. „Wenn ich ſchelle,“ ſprach er, „dann müſſet ihr mich heraufziehen.“ Da ließen ſie ihn herab immer tiefer und tiefer, bis das Seil zu Ende war. Da ſchellte er und ſie zogen ihn wieder hinauf,

ohne daß er auf den Grund des Loches gekommen war. Nun war die Reihe an dem Corporal, den ließen ſie an einem Seil hinunter, welches noch zehnmal länger war als das erſte, aber der fuhr auch immer tiefer und tiefer und konnte nicht auf den Boden kommen. Da wurden ſie recht ärgerlich und kauften ſich ein Seil, das noch hundertmal länger war, und daran ließen ſie den Sergeanten hinunter, aber auch der fuhr immer tiefer und fand doch keinen Grund. Als das Seil nun ganz zu Ende war, da bedachte er ſich ein Weilchen, faßte dann Muth und rief denen oben zu: „Laßt nur los, laßt mich nur fallen!“ Da ließen ſie ihn los und er fiel und fiel, bis plumps er ganz, ganz tief in einem Zimmer niederſtürzte, in welchem ein alt Weibchen ſaß. Das ſah nicht wenig verwundert auf, als der Sergeant da ſo plötzlich ankam; der aber hatte großen Muth, denn er hatte ſeinen Säbel um den Leib hängen, und er ging ſpornſtreichs auf das alte Weibchen los und ſprach ganz rauh und wild: „Wenn ihr mir jetzt im Augenblick keinen Rath gebet, dann ſteche ich euch todt.“ Da erwiderte das Weibchen: „Nun nun, ich will euch ſchon was ſagen, ich ſehe, ihr ſeid ein braver Soldat und da könntet ihr leicht euer Glück machen, wenn ihr die drei Königstöchter erlöſtet, die hier gefangen ſind.“ „Wo ſind ſie denn?“ frug der Sergeant, und das Weibchen antwortete: „Geht nur durch die Thür da und ihr werdet die Aelteſte finden.“ Da ging er hinein und kam zu der älteſten Königstochter und die war ſo ſchön, daß man ſich nichts Schöneres in der Welt denken kann. Als die ihn ſah, da fing ſie laut an zu weinen und ſprach: „Ach, gehet doch ſchnell wieder weg, ſo euch euer Leben lieb iſt! Ach gehet, laufet doch.“ — „Nein,“ ſprach der Sergeant, „dafür bin ich gekommen und ich will euch erlöſen oder ſterben.“ Da ſprach die

Bayerische Staatsbibliothek München

Königstochter: „Wenn es denn nicht anders iſt, dann höret. Da auf dem Schrank ſtehen drei Fläſchchen, in dem einen iſt ein Trunk, der macht ſo ſtark, daß Einem nichts widerſtehen kann; in den zwei andern aber iſt Schlaftrunk. Trinket nun das grüne Gläschen aus, dann will ich ſchon ſehen, dem Rieſen die andern Gläslein beizubringen.“ Da trank er ſchnell das grüne Tränklein aus. Kaum hatte er den letzten Tropfen im Munde, als es draußen tobte wie Kanonenſchüſſe; das war der Rieſe aber, der hatte ſo einen ſchweren Tritt. „Schwind, geſchwind,“ rief die Königstochter da, „kriech unter den Schrank!“ Man kann ſich leicht denken, wie ſchnell er das that, und es war auch Zeit, denn er ſaß noch keine zwei Minuten da, als der Rieſe auch ſchon hereinpolterte und rief: „Hm, hm, hm, ich rieche, rieche Menſchenfleiſch.“ Die Königstochter ging ihm aber gleich entgegen und ſprach: „Ich glaube das, du riechſt mich, denn ich habe mich eben gebadet.“ Da ließ ſich der Rieſe genügen und legte ſich auf ſein Bett, daß der Boden erzitterte. Unterdeß war die Königstochter geſchwind nach dem Schrank gelaufen und hatte den Schlaftrunk in ein großes Glas Wein gegoſſen, das hielt wol eine halbe Ohm; das trank der Rieſe in einem Zuge aus und nicht lange nachher ſchnarchte er, daß die Scheiben klirrten. Nun rief ſie ſchnell dem Sergeanten, daß er käme, und der kam und nahm ſein Schwert und ſchlug zu aus allen Kräften; aber er hatte den Hals des Rieſen kaum halb durchgeſchlagen und der Rieſe fing nun an zu toſen und zu toben und das Blut rann, daß es in zwei Minuten dem Sergeanten bis an die Knöchel ſtand. Da faßte er noch einmal Muth und hieb noch einmal zu und diesmal ging es beſſer; denn des Rieſen Kopf fiel vom Rumpfe und ſtürzte zu Boden mit einem Schlag, als wäre eine Bombe von 1000 Pfund ins Haus geſchla-

Bayerische Staatsbibliothek München

gen. Da fiel die Königstochter dem Sergeanten um den Hals und küßte ihn und ſprach: „Nun bin ich erlöſt; aber ach Gott, ich habe noch zwei Schweſtern und die mußt du auch erlöſen und das kriegſt du gewiß nicht fertig.“ Darob lachte der Sergeant und ſprach: „Ei was, warum denn nicht? Sag mir nur, wo ſie ſind.“ Die Königstochter ſprach, das wolle ſie thun, und gab ihm zum Andenken ein ſeidenes Taſchentuch, darin war ein ſilberner Stern geſtickt. Das legte er ſorgfältig in ſeinen Ranzen und machte ſich auf den Weg zu der zweiten Königstochter.

Als die ihn ſah, ſchrie ſie: „Ach Gott, geht doch wieder, woher ihr gekommen ſeid, ſonſt iſt es euer Unglück.“ Darauf ſprach der Soldat aber: „Nein, das nicht, ich komme um euch zu erlöſen, wie ich eure Schweſter erlöſet habe.“ Sie ſprach: „Ja, das iſt aber nicht ſo leicht, denn der Rieſe, der mich gefangen hält, iſt noch hundertmal ſtärker, als der andere, den ihr getödtet habet.“ Der Sergeant erwiderte: „Das thut nichts; ich will ihm ſchon den Bart ſcheeren, daß ſein großer Kopf daran hängen bleibt. Gebt mir nur ein bischen von ſeinem Krafttrünklein.“ Das that die Königstochter und er trank das Gläslein aus und verbarg ſich hinterm Schrank. Gleich darauf kam der Rieſe hereingepoltert und machte noch hundertmal mehr Spektakel als der erſte und ſchrie: „Ich rieche, rieche Menſchenfleiſch.“ Die Königstochter ſprach: „Das glaube ich, das thut die Pomade von Menſchenfett, die du mir für meine Haare gegeben haſt; ich habe mich eben friſirt.“ Da gab der Rieſe ſich zufrieden und legte ſich in ſein Bett und die Königstochter bat ihn, einmal aus ſeinem kleinen Gläschen zu trinken, da habe ſie ſo guten Wein hinein geſchüttet. Das Gläschen hielt aber gewiß mehr als ein Fuder und ſie hatte den Schlaf-

trunk zu dem Weine gegoſſen; er trank das in einem Zuge leer und kaum hatte er's im Leibe, als er auch ſchon anfing zu ſchnarchen, daß in einer Stunde in der Runde die Blätter auf den Bäumen erbebten. Nun rief die Königstochter den Sergeanten und der that drei Hiebe mit ſeinem Schwerte, aber des Rieſen Kopf war noch lange nicht ab und der Rieſe tobte und wüthete, daß es nicht zu ſagen iſt, und ſein Blut lief dermaßen aus dem Halſe, daß es dem Sergeanten bald bis über die Knie ging. Da ermuthigte er ſich und that noch einmal drei Hiebe und da ſank des Rieſen Kopf. Niemand war froher als die Königstochter; die fiel dem Sergeanten um den Hals und zerküßte ihn bald todt und zum Danke ſchenkte ſie ihm einen goldenen Apfel. Dann ſprach ſie: „Nun haſt du die zwei Rieſen todt gemacht, aber damit iſt es noch nicht gethan. Meine jüngſte Schweſter wird von einem Drachen mit ſieben Köpfen bewacht und den mußt du morgen tödten. Ach, ich habe ſo viel Angſt, daß du das nicht fertig bringſt." Der Sergeant aber lachte und ſprach: „Das iſt nichts und wenn er noch hundert Köpfe hätte." Da wies ſie ihm den Weg und er ging zu der jüngſten Königstochter. Die hatte aber einmal Angſt, als ſie ihn ſah! Das hättet ihr ſehen ſollen. Der Sergeant ließ ſich aber nicht erſchrecken, ſondern ſprach: „Seid nur ruhig, ich will den Drachen ſchon um ſieben Köpfe kürzer machen." Da bekam ſie auch mehr Muth und ſprach: „Ja, wenn du es unternehmen willſt, dann werde ich dir ſchon mit Krafttrank beiſtehen, aber du mußt trachten, ihm all ſeine Köpfe in einem Tage herunterzuſäbeln." — „Gut," ſprach er, „wir wollen ſchon ſehen." Indem rauſchte es von fern und das war der Drache; als der den Sergeanten ſah, fing er an Feuer und Flammen zu ſpeien, aber der Sergeant hielt ihm feſten Fuß und ſchlug ihm gleich zum

Willkomm zwei Köpfe ab. Als der Drache das merkte, wurde er noch viel wüthender und ſpie noch viel mehr Feuer auf den Sergeanten; der wäre auch gewiß erlegen, wenn die Königstochter ihn nicht immer mit Krafttrank gelabt und beſpritzt hätte, doch konnte er nicht viel weiter mehr kommen und den ganzen Tag bis zum Abend hatte er nur noch einen Kopf wegſchlagen können. Als es nun dunkel wurde, ſprach der Drache: „Du biſt müde, ſehe ich, und ich bin auch müde, laß uns morgen von Neuem anfangen.“ Deß war der Sergeant zufrieden, aber die Königstochter ſprach: „Das iſt nicht gut, das hätteſt du nicht thun ſollen, denn morgen hat der Drache mit ſeinen vier Köpfen noch mehr Macht als heute mit den ſieben.“ Das half aber nichts mehr und ſie mußten ſich ſchon getröſten. Am andern Morgen kam der Drache ſchon früh wieder und der Sergeant hieb ihm zum guten Morgen gleich wieder einen Kopf ab; darüber wurde der Drache wüthend und ſpie noch viel mehr Feuer als am vorigen Tage, doch die Königstochter ſtand dem Sergeanten ſo treulich mit dem Krafttrank bei, daß der Drache ihm nicht zu Leibe konnte; er kriegte aber bis zum Abend nur noch einen Kopf weg, ſo daß der Drache nun noch zwei hatte. Da bat der Drache wieder um Aufſchub und den gab der Sergeant ihm gern, denn er war hundemüde von all dem Fechten und fühlte ſeinen Arm nicht mehr. Das war der Königstochter wieder nicht lieb, aber was konnte es helfen, der Sergeant hatte einmal ſein Wort gegeben. Am dritten Morgen that er einmal einen tüchtigen Zug aus der Flaſche mit Krafttrank und dadurch wurde er ſo gewaltig ſtark, daß er gleich dem Drachen einen ſo tüchtigen Hieb gab, daß der ſechste Kopf wackelte, dann führte er einen zweiten Hieb und der war ſo gut, daß der ſiebente Kopf hinfiel. Nun flehte der Drache um Aufſchub, aber der Sergeant ſprach:

„Nein, es iſt noch nicht Abend" und damit ſäbelte er ihm den verwundeten Kopf vollends ab. Da war die Freude groß! Die Königstochter wußte nicht, wie ſie ihm danken ſollte, gab ihm gleich auf der Stelle ihr Taſchentuch, darin waren ſieben diamantene Sterne geſtickt und dabei ſtand ihr Name und ihres Vaters Namen. Das drehte er fein zuſammen und barg es bei dem goldenen Apfel und dem andern Taſchentuch in ſeinem Ranzen. Dann ging er mit ihr zu den zwei andern Königstöchtern und nahm die mit ſich bis an das Loch, wo er hinabgeſtiegen war; da rief er den zwei andern zu: „Nun gebet Acht, jetzt kommen wir;" denn er meinte, er könne ſo gemächlich herauffliegen, wie er heruntergefallen war. Doch darin hatte er ſich verrechnet, die drei Königstöchter konnten das wohl; die wurden von unſichtbaren Händen heraufgetragen, er aber blieb unten ſitzen. Da ſollte man nun meinen, der Corporal und der Tambour hätten ihm ein Seil heruntergelaſſen und ihn herausgezogen, aber nein, die waren falſch und neidiſch und ſprachen zu den drei Königstöchtern: „Wenn ihr uns nicht verſprechet zu ſagen, daß wir euch erlöſt haben, dann machen wir euch todt. Und wir wollen euch auch heirathen, der Corporal die älteſte und der Tambour die mittelſte, und ſeid ihr damit nicht zufrieden, dann drehen wir euch den Hals um." Da mußten die armen Königstöchter wol zufrieden ſein, doch machten ſie aus, daß ſie nicht eher heiratheten als bis über ein Jahr und ſechs Wochen.

Der Sergeant meinte unterdeſſen da unten, er müßte aus der Haut fahren. In ſeiner Verzweiflung ging er zu dem alten Weibchen und ſprach: „Wenn du mir nicht ſagſt, wie ich heraufkomme, dann haue ich dir den Hals ab." Das Weibchen ſprach: „Ich kann dir nicht helfen, aber tief, tief unter uns wohnen Zwerge, die können

dir helfen.“ Da ließ ſich der Sergeant tief, tief hinunter und als er auf den Boden kam, ſtand er im Königreich der Zwerge und die kamen alle herbeigelaufen und waren ihrer mehr als dreitauſend. Einer von ihnen trat zu dem Sergeanten und ſprach: „Wie darfſt du dich erkühnen in unſer Königreich zu kommen.“ Der aber lachte und ſprach: „Mach mir nur nicht viel Wippchen und Wappchen, ſonſt ziehe ich vom Leder und haue euch alle zuſammen wie Spinat.“ Als die Zwerge ſahen, daß er ein ſo kühner Held war, gaben ſie gute Worte und wollten ihn zu ihrem König machen. Er ſprach aber: „Nichts da, ich will aus dem Loch heraus, und wenn ihr mir dazu nicht helft, dann geht es euch nicht gut.“ Da meinte der König der Zwerge, hundert Spatzen könnten ihn wol tragen; das ging aber nicht, dafür war er zu ſchwer. Da ſprach der König: „Dann wiſſen wir dir keinen andern Rath als den: du mußt zu der alten Frau zurückgehen; die hat einen großen Vogel Greif, auf den mußt du dich ſetzen und der wird dich hinauftragen. Vergiß aber nicht, hundert Pfund Fleiſch in deine Taſche zu ſtecken; ſo oft der Vogel Greif ſchreit, mußt du ihm ein Stück Fleiſch geben. Wenn du das nicht thäteſt, dann fräße er dich auf.“ Der Sergeant bedankte ſich für den Beſcheid und ging zu der alten Frau zurück. Ehe er ſich aber da auf den Vogel Greif ſetzte, ſchnitt er erſt dem Drachen die Zungen aus den Köpfen; die ſteckte er zu den andern Sachen in ſeinen Ranzen. Dann nahm er das Fleiſch, ſtieg auf den Greif und der trug ihn aus dem Loche hinaus.

Als er nun wieder auf Gottes lieber Erde war, da ſchaute er einmal um ſich, und als er von ſeinen Kameraden und den ſchönen Königstöchtern keine Spur mehr ſah, da wurde er ſo recht herzlich betrübt und ſprach: „Ach, wie viel Falſchheit iſt doch in der Welt!“ Dann

wanderte er auf gut Glück in die weite Welt und nach Jahr und Tag kam er an ein ſchönes Schloß, wo ein König wohnte, und darin war Jubel und Freude. Er frug den Erſten, Beſten, den er ſah, was das zu bedeuten habe, und der ſprach: „Zwei von des Königes drei Töchtern halten heute Hochzeit mit einem Corporal und einem Tambour." Da dachte der Sergeant: „Halt, das ſind die zwei falſchen Kerle, aber ich will es ihnen lehren." Er ließ alſo fragen, ob er den König nicht ſprechen könnte? Da hieß es: ja, er ſolle nur hereinkommen. Als er nun in das Zimmer trat, da ſaß der König da und der ſprach, er ſolle ſich an den Tiſch ſetzen und miteſſen, nachher wollten ſie ſchon zuſammen ſprechen. Er nahm ſeinen Ranzen ab und legte den unter ſeinen Stuhl und ſetzte ſich. Seine beiden Kameraden erkannten ihn nicht, die waren zu ſehr verblendet von Stolz, aber die jüngſte Königstochter hatte gleich weg, wer er war. Nachdem ſie nun Alle gegeſſen und getrunken hatten, ſprach die, nun müſſe jeder ſeine Abenteuer erzählen. Da hub der Corporal und der Tambour an zu lügen, mit wie viel Gefahren ſie die Königstöchter erlöſt hätten. Als ſie zu Ende waren, frug die jüngſte Königstochter den Sergeanten, ob er denn keine Abenteuer gehabt habe. „Doch, gewiß und nicht kleine," ſprach er und erzählte Alles, wie es zugegangen war. Da wurden die andern Zwei roth bis hinter die Ohren, daß ſie ſo gelogen hatten, ſprachen aber, um ſich zu rechtfertigen, er hätte gelogen und das wär Alles nicht wahr und ſie hätten die Königstöchter erlöſt. Um dem Streit nun ſchnell ein Ende zu machen, ſprach die jüngſte Königstochter zu ihrem Vater: „Saget mir einmal, welcher der Rechte ſein mag, der Zeichen hat von ſeinen Thaten oder der keine Zeichen hat." Der König ſprach: Wer Zeichen hat, das iſt der Rechte." Da nahm der

Sergeant ſeinen Ranzen und zog die zwei Taſchentücher und den goldenen Apfel heraus und endlich auch die ſieben Drachenzungen. Nun war alles Leugnen am Ende und der König gab ihm die jüngſte Königstochter und das ganze Reich dazu.

Wie ging es aber mit dem Corporal und dem Tambour? — Der Sergeant hatte ein gut Herz und verzieh ihnen und ließ ihnen die beiden andern Königstöchter und ſie wurden wieder brav und ehrlich und hatten alle zuſammen ein Leben wie Vöglein im Hanfſamen.

22.

Dreizehn.

Es war einmal ein Schmied und der hatte einen Knecht, der Dreizehn hieß und ſo ſtark war, daß der Amboß unter ſeinen Hammerſchlägen barſt oder brach; er that Arbeit für dreizehn, aber er aß auch für dreizehn und davon hatte er eigentlich ſeinen Namen bekommen. Der Schmied konnte das aber nicht lange aushalten, rief ihn darum eines Tages allein in ein Kämmerchen und ſprach: „Hör mal, Dreizehn, du biſt ein braver Burſch und ich war auch immer mit dir zufrieden, aber ich habe nicht Arbeit genug für dich und du mußt die meiſte Zeit müßig gehen. Das wäre aber noch das Wenigſte; du koſteſt mich zu viel an Eſſen und ſtatt für Dreizehn zu kochen, brauchte ich nur für fünf zu kochen, denn ich habe nur für fünf Knechte Arbeit. Sieh, da iſt dein Lohn und ein gut Trinkgeld dabei. Da haſt du genug, um abzuwarten, bis du anderswo Arbeit findeſt." Das that Dreizehn leid, aber es war nicht anders und er nahm betrübt Abſchied von dem Schmiede und ging in

die weite Welt. Unterwegs kam ihm ein Reiſender entgegen und der fragte ihn, ob er nicht einen recht ſtarken Burſchen kennte? „Doch,“ ſprach Dreizehn, „ich ſelbſt kann für dreizehn Mann arbeiten, aber ich kann auch für dreizehn Mann eſſen.“ — „Das iſt ganz gut,“ ſprach der Reiſende; „wenn du in meinen Dienſt treten willſt, dann ſollſt du es gut haben, aber du mußt mir auch im Walde die wilden Thiere vom Leibe halten.“ — „Anders nichts?“ frug Dreizehn. „Dann ſollt ihr mit mir zufrieden ſein, denn ich ſchlage mit meinen Fäuſten einen Bären todt, als wär's eine Fliege.“ Da reiſte Dreizehn mit dem Herrn und ſtand ihm getreu bei. Weil er aber ſo gewaltig viel aß, wurde des Reiſenden Beutel bald leer und als er aus dem Walde war, ſuchte er, wie er Dreizehn los würde. Er gab ihm alſo ſeinen Lohn und da war der arme Dreizehn aufs Neue ohne Dienſt und wanderte abermals dahin in die weite Welt. Nachdem er ſchon lange, lange gegangen war, kam er endlich zu einem Bauer, der hatte juſt einen Knecht nöthig. Des erſten Abends, wo er mit den andern Knechten zu Tiſche ſaß, aß er denen aber Alles weg, ſo daß ſie halb hungrig ſchlafen gehen mußten. Das war ihnen zwar nicht lieb, doch ſie dachten, das käme vom vielen Gehen und würde ſich ſchon ändern. Als er aber am folgenden Tage und alle Tage eben ſo viel aß und es immer daſſelbe Liedchen blieb, da berathſchlagten ſie untereinander, wie ſie ſeiner los werden könnten. Dem Bauer war Dreizehn um ſo mehr willkommen und der dachte ſchon darauf, einige von den Knechten wegzuſchicken, denn die ſtanden doch zumeiſt die Hände übereinander; als die Knechte den Braten rochen, da wurden ſie noch viel böſer auf Dreizehn. Eines Tages ſprachen ſie zu ihm: „Dreizehn, du mußt den Brunnen reinigen, wir haben auf dem Felde zu thun.“ „Gut,“

ſprach Dreizehn und ſtieg in den Brunnen nieder. Während er nun dort beſchäftigt war, den Dreck und die Steine vom Boden zu holen, wälzten die Knechte einen großen Mühlſtein herbei und warfen den in den Brunnen; nun, meinten ſie, müſſe Dreizehn gewiß todt ſein und ſie hätten nichts mehr von ihm zu fürchten, aber darin hatten ſie ſonder den Wirth gerechnet. Der Mühlſtein war mit dem Loche gerade über Dreizehns Kopf gefallen und lag auf ſeinen Schultern und Dreizehn arbeitete weiter, als hätte er von nichts gewußt, ſchaute gar nicht einmal auf. Als er fertig war, ſtieg er aus dem Brunnen wieder herauf, lachte die Knechte an und ſprach: „Da ſeht einmal, Jungen, was ich für einen ſchönen Kragen habe!“

Da ſahen die Knechte wohl ein, daß ſie ihn auf die Weiſe nicht vom Halſe kriegen würden, und ſannen auf andere Mittel. Nicht weit von dem Hofe ab ſtand eine Mühle, die war verwünſcht und es wohnten Teufel darauf. „Warte,“ ſprachen ſie unter einander, „wir wollen Dreizehn mit einem Sack Korn auf die Mühle ſenden, von da kommt er gewiß nicht wieder zurück, denn die Teufel werden ihn erwürgen.“ Sie riefen Dreizehn alſo und ſprachen: „Trag den Sack Korn nach der Mühle, wir haben kein Mehl mehr.“ — „Gut,“ ſprach Dreizehn und nahm den Sack Korn unter den Arm und ging auf die Mühle zu. Als er in die Nähe kam, ſah er wol hundert ſchwarze Teufelsköpfe mit Hörnern durch die Mühlenfenſter ſchauen und die lachten alle, als ſie ihn erblickten, denn ſie meinten, mit ihm zu Chor zu gehen wie mit allen Andern. Das ging ihnen aber daneben. Dreizehn machte große Augen, als er ſo viel Geſindel auf der Mühle ſah, dachte aber: „Das iſt nicht ſchlecht, die können meinen Sack herauftragen.“ Darum rief er ihnen auch zu: „Heda, Jungen! Holt meinen

Sack herauf!“ Die Teufel gaben ihm aber keine Antwort und rührten ſich nicht von der Stelle. Da wurde Dreizehn böſe und ſchrie: „Wollt ihr mir helfen oder nicht? Anders ſchmeiß ich euch, den einen vor, den andern nach, von der Mühle herab, ihr faulen Schurken!“ Die Teufel aber ſchauten ihn immer noch an und regten ſich nicht. Da kochte es ihm im Leibe und er warf ſeinen Sack nieder und lief die Mühle hinauf. Die Teufel ſtanden da ſchon alle bereit, um ihn zu packen, ſchauten ihn an mit glühenden Augen und lachten in ihr Fäuſtchen, aber Dreizehn war nicht links; der wußte nicht, was bang ſein hieß, griff einen der Teufel beim Schwanz und ſchlug ihn mit dem Kopfe wider einen Balken; dann warf er ihn die Mühlentreppe herab, daß der arme Schwarze eine Pfote brach und heulend weglief. Da drehte ſich das Blättchen; all die andern Teufel, die ihn erſt angegrinzt hatten, ſprangen nun hupp, hupp hinter die Räder und Säcke, bis kein einziger mehr zu ſehen war. Dreizehn wußte ſie ſchon hervorzuholen, und da hätte Einer ſehen ſollen, wie flink die waren; der eine holte den Sack, der andre richtete die Mühle, wieder andre ſchauten zu, ob das Mehl hübſch fein war, kurz Dreizehn hatte eins, zwei, drei ſein Mehl und trollte ſich nach Hauſe. Die Knechte, die machten einmal Augen! Nun blieb ihnen nichts Anderes übrig, als ſo fleißig zu ſein, daß der Bauer Dreizehns nicht mehr bedurfte; dann würde er ihn ſchon fortjagen, meinten ſie.

Eines Tages mußten die Knechte Bäume aus dem Walde nach Hauſe fahren; ſie ritten Morgens ganz früh ſchon ſtill mit dem Wagen weg und ließen Dreizehn ſchlafen und der wurde erſt wach, als ſie ſchon lange im Walde an der Arbeit waren. Er merkte alsbald, wo der Has im Pfeffer lag, und ſprach: „Ah, die Schub-

jacken, die wollen mir einen Streich ſpielen und eher mit den Bäumen zu Hauſe ſein als ich; ich werde ſie aber ſchon kriegen dafür, daß ſie ſo falſch ſind.“ Damit ſtand er auf, nahm Pferd und Karre und fuhr weg. Als er kaum halbwegs war, ſah er die Knechte ſchon aus dem Walde zurückkommen und nach Haus zu eilen; da riß er ſchnell eine große Eiche aus der Erde und legte ſie quer über den Weg. „Nun mögen ſie kommen,“ ſprach er und fuhr weiter. Als er zu den Knechten kam, da lachten die ihn aus, ſchrappten ihm Möhrchen und ſpotteten ſein; er aber ſprach kein Wort, fuhr ruhig nach dem Walde, lud ſeinen Baum auf und hatte ſie bald eingeholt. Von weitem ſchon ſah er, wie all die pfiffigen Kerle an der Eiche arbeiteten, daß ſie keinen Faden trocken am Leibe hatten, und ſie doch nicht aus dem Wege bringen konnten. Da lachte er auch einmal, daß ihm der Bauch ſchüttelte, nahm alsdann ſein Pferd und ſeinen Karren mit dem Baum, hob alles zuſammen über die Eiche hinüber und fuhr ſeines Weges weiter nach Hauſe, während die andern da ſtanden und nicht weiter konnten.

Nun erkannte der Bauer, daß Dreizehn allein wol den Hof in Gang halten könnte, und er ſchickte all die andern Knechte weg. Dreizehn pflügte auch an einem Tage ſo viel als dreizehn Knechte in einer ganzen Woche, er mähte und droſch ſo viel als dreizehn, aber er koſtete dem Bauer auch ſo viel an Eſſen als dreizehn, und ſein Magen wurde mit jedem Tage noch weniger zu füllen.

Eines Morgens ſprach der Bauer: „Dreizehn, Junge, geh und hüte die Schweine.“ — „Ja, Meiſter,“ ſprach Dreizehn und trieb die dreißig Schweine des Hofes auf die Weide. Da blieb er den ganzen Tag und litt gewaltigen Hunger, denn der Bauer hatte ihm kein

Eſſen mitgegeben und vergaß auch, ihm welches zu ſenden. Als Dreizehn nun endlich ſeinen Magen nicht mehr bändigen konnte, machte er ſich hinter die Schweine und aß ſie alle Dreißig auf. Nun war ſein Magen wol zufrieden, aber ſein Gewiſſen fing an ihn zu nagen und er wußte nicht, was er dem Bauer ſagen ſollte. Endlich fiel ihm etwas ein, er pflanzte all die Schweineſchwänzchen in die Erde, ſo daß ſie nur noch mit einem Spitzchen hervorguckten, lief nach Haus und ſchrie: „Meiſter, Meiſter, es iſt ein groß Unglück geſchehen; unſere Schweine ſind all in die Erde verſunken und man ſieht nur ihre Schwänzchen noch" Der Bauer lief ſchnell mit ihm auf die Weide und da ſtanden all die Schweineſchwänzchen; er ging auf das erſte zu und zog mit aller Gewalt daran, aber das Schwänzchen blieb in ſeiner Hand und er fiel plumps auf den Rücken nieder. „Ja, das konnt' ich auch," ſprach Dreizehn; „ihr habt dem Schwein ſeinen Schwanz ausgeriſſen." Da ging der Bauer zu einem andern Schwänzchen und zog und plumps lag er wieder da. „Dreizehn," ſprach er, „wenn du kein Geld in der Hölle kriegen kannſt, dann kann ich dir die Koſt nicht mehr geben." — „In Gottes Namen, ich will ſehen," ſprach Dreizehn, ſpannte das Pferd an den Karren und fuhr nach der Hölle. Unterwegs fand er eine arme Frau, die las Eicheln zuſammen. „Warum thut ihr das?" frug Dreizehn. „Ach," ſprach ſie, „es iſt für meinen Eſel, ich habe kein ander Futter für ihn und muß doch mit dem armen Thier mein Brot verdienen." — „Wartet," ſprach Dreizehn; „ich will euch was helfen," und er nahm den Eſel beim Schwanz und ſchmiß ihn in die Krone der Eiche, wo das Thier einige Augenblicke herumzappelte, dann fiel und ein Bein brach. „Ach Gott, was habt ihr da gethan!" rief die Frau; „nun muß ich vor Hunger ſter-

ben.“ Dreizehn ſprach: „Seid nur ſtill, ich gehe eben in die Hölle, da hole ich Geld genug;“ fuhr weiter, bis er ans Thor der Hölle kam; da ſchellte er. Es glückte grad, daß der Teufel ihm öffnen ſollte, dem er auf der Mühle ein Bein gebrochen. Als der Dreizehn durchs Schlüſſelloch ſah, fing er an zu heulen und zu ſchreien: „Dreizehn iſt da! Dreizehn iſt da!“ und lief weg. „Wollt ihr aufmachen oder nicht,“ ſprach Dreizehn, „ſonſt tret ich das Thor in Stücke.“ „Ja, wir wollen dir aufmachen, wenn du uns verſprichſt, uns nichts zu Leide zu thun,“ ſprachen die Teufel. Das gelobte Dreizehn, ſprach aber auch dabei, ſie müßten ihm dann auch einen Wagen voll Geld geben. „Weiter nichts, als das?“ ſagten die Teufel, „das ſollſt du haben,“ machten das Thor auf und trugen ihm ſo viel Säcke Geld auf ſeinen Karren, daß das Pferd ſie nur mit Mühe ziehen konnte. Da war Dreizehn zufrieden und fuhr zurück. Als er zu der Frau kam, die ihn am Wege erwartete, gab er ihr einen ganzen Schoos voll Geld, ſo daß ſie nicht mehr zu arbeiten brauchte, fuhr dann weiter nach dem Bauerhofe zu. Da lebte er mit dem Pächter eine Zeitlang von dem Gelde, aber es ging doch auf und er aß endlich gar ſo viel, daß eine Hungersnoth ins Land kam. Nun war guter Rath theuer; der Bauer wußte nicht mehr was anfangen und dachte Tag und Nacht nur, wie er Dreizehn vom Halſe kriegen könnte. Endlich ſprach er: „Dreizehn, mach mir einmal einen Keſſel, der ſo groß iſt, daß wenn hundert Mann daran arbeiten, einer den andern nicht hören kann.“ — „Gut,“ ſprach Dreizehn und er hatte den Keſſel in wenig Tagen fertig. „Setze nun eine Stadt hinein,“ ſprach der Bauer, „und trage ihn da hinten auf den hohen Berg.“ Dreizehn nahm die Stadt und ſetzte ſie hinein mit Häuſern und Kirchen und Mann und Maus. Als

er aber an den Fuß des Berges kam, ſtieß er ſich mit dem Fuß an einen Maulwurfshügel, ſtrauchelte und fiel, die Stadt fiel auf ihn und der arme Dreizehn war todt.

23.

Die dankbaren Thiere.

Es war einmal eine Mutter, die hatte nur ein Kind, war aber ſo arm, daß ſie kein Eſſen für den Jungen herbeiſchaffen konnte. Eines Morgens gab ſie ihm ein Meſſer und ſprach: „Da, du weißt, daß ich dich nicht ernähren kann; geh in die Welt und ſieh, wie du durchkommſt; ich kann dir nichts mitgeben als das Meſſer und nun fahr dahin in Gottes Namen.“ Der Junge nahm das Meſſer und ging weg und immer weiter und weiter, bis er in einen großen Wald kam. Kaum hatte er den Fuß hineingeſetzt, als er einen todten Eſel am Boden liegen ſah und drei Thiere ſaßen dabei, ein Löwe und ein Adler und eine Ameiſe. Als die Thiere ihn erblickten, riefen ſie ihm zu: „Jüngelchen, Jüngelchen, komm einmal her; wir wollen den Eſel theilen und können nicht eins werden und du mußt uns helfen.“ „Gut,“ ſprach der Junge und trat zu ihnen, ſetzte ſein Meſſer an und ſchnitt den Eſel in drei Stücke, davon gab er eins dem Löwen und eins dem Adler. Als er das dritte aber der Ameiſe geben ſollte, ſprach er: „Du biſt ſo ein kleines Thierchen und haſt doch nicht viel nöthig, darum laß mir ein Stück von deinem Theil.“ — „Nein,“ ſprach die Ameiſe, „das thu ich nicht. Du mußt rechtſchaffen ſein und mir mein Stück geben, es ſoll dein Schade nicht ſein.“ Da gab der Junge der Ameiſe das ganze Stück. Als ſie das hatte, kam der Löwe und ſprach:

„Nun hör', Jüngelchen, weil du uns ſo gut betheilt haſt, ſind wir dir Dank ſchuldig;“ und er gab ihm eine Leuenpfote und ſprach: „Wenn du einmal in Gefahr kommen ſollteſt, dann rufe die Kraft und Macht der Pfote an und du biſt ſtärker als der ſtärkſte Löwe.“ Da kam auch der Adler und ſprach: „Jüngelchen, ich bin dir auch Dank ſchuldig,“ und er gab dem Jungen einen Adlerflügel und ſprach: „Wenn du einmal in Gefahr kommen ſollteſt, dann rufe die Kraft und Macht des Flügels an und du kannſt ſo hoch fliegen als der ſtärkſte Adler.“ Nun kam die Ameiſe auch und ſprach: „Weil du ſo rechtſchaffen an mir gehandelt haſt, will ich dir auch etwas geben;“ und ſie gab ihm ein Ameiſenfüßlein und fuhr fort: „Wenn du einmal in Gefahr kommen ſollteſt, dann rufe die Kraft und Macht des Füßleins an und du wirſt ſo klein wie die kleinſte Ameiſe.“ Als die Thiere ſo geſprochen hatten, da packte der Löwe ſein Theil zwiſchen die Zähne und lief in den Wald, und der Adler packte ſein Theil zwiſchen die Klauen und flog durch die Luft dahin, und die Ameiſe rief all ihre Freunde und Magen zuſammen und die halfen ihr das dritte Theil aufeſſen.

Der Junge barg die drei Wunſchdinge in ſeine Taſchen und ſchlenderte weiter durch den Wald und pfiff, als wär er bei den Vögelein zur Schule gegangen, und als er am Ende des Waldes war, da lag die See vor ihm und er ſah nichts wie Himmel und Waſſer. Zugleich aber ſah er auch einen ungeheuern Drachen, der eine ſchöne Königstochter bewachte, welche er aus dem Schloſſe ihres Vaters geraubt hatte; der Drache wohnte nicht an der See, er ruhte nur ein wenig da aus, denn es war ſehr heiß und er hatte ſchon einen weiten Weg gemacht. Als der Junge bemerkte, daß der Drache die Augen geſchloſſen hatte, ſchlich er ganz, ganz leiſe auf

den Zehen zu der ſchönen Königstochter und frug ſie, von woher ſie käme? Doch er hatte das Wort kaum aus dem Munde, als der Drache anfing ſich zu recken und zu ſtrecken und gleich darauf ſich aufrichtete, ſo daß der Junge kaum Zeit genug hatte, die Kraft und Macht des Ameiſenfüßleins anzurufen, wodurch er augenblicklich kleiner wurde als das allerkleinſte Ameischen, was nur mit Augen zu ſehen iſt. „Mit wem haſt du da geſprochen?“ brüllte der Drache. Die Königstochter ſprach: „Mit Niemand; ſieh nur um dich herum.“ Da ſchaute der Drache ſich nach allen Seiten um, und als er Niemand ſah noch fand, packte er die ſchöne Königstochter zwiſchen die Klauen und flog mit ihr durch die Luft dahin. Der Junge aber rief ſchnell die Kraft und die Macht des Adlerflügels an; dadurch wurde er alsbald zu einem großen Adler und flog dem Drachen nach weit, weit über die See; da ließ das Ungeheuer ſich nieder und ſetzte die ſchöne Königstochter in eine Höhle gefangen. Schnell ließ der Junge ſich hinter ihm nieder, rief die Kraft und Macht der Leuenpfote an und ſprang in Geſtalt eines ſchrecklichen Löwen dem Drachen auf den Nacken, hieb ihn mit ſeinen Klauen in die Augen, biß ihn in den Hals und ſpielte ihm ſo wohl mit, daß das Ungethüm niederſtürzte und unter einem abſcheulichen Geheul ſtarb. Da war keiner froher als der Junge; der lief ſchnell zu der ſchönen Königstochter, faßte ſie in ſeine Arme und ſie waren Beide glücklich und zufrieden. Dann aber rief er die Kraft und Macht ſeines Adlerflügels wieder an, nahm ſie ſanft in ſeine Klauen und flog mit ihr zurück über die See und über Berg und Thal und Wald und Wieſe bis an das Schloß, wo ihr Vater wohnte. Da war nun großer Jubel und Freude und zum Danke bekam der Junge die ſchöne Königstochter zur Frau und ſie lebten noch lang und glücklich und als

der alte König geſtorben war, da wurde der Junge König und bekam das ganze Reich.

24.

Jack mit ſeinem Flötchen.

Es ſind nun ſchon mehr denn eins, zwei, drei Jahr verfloſſen, da lebte ein Bauersmann, der hieß Hänschen von Tichelen, der hatte mit ſeiner Frau einen Sohn, der hieß Jack. Als der Jack ungefähr ſechs Jahr alt war, ſtarb Hänschens Frau, ſeine Mutter. Hänschen gefiel der Witwerſtand aber nicht gar ſehr und er ſah ſich bald nach einer andern Frau um. Als er nun eines Tages in ein reiches Haus in der Stadt Holz brachte, ſah er daſelbſt eine Magd, die ſtand ihm an und er frug ſie: „Willſt du meine Frau werden?“ Die Magd wußte, daß Hänschen fett darin ſaß, darum zögerte ſie nicht lange mit der Antwort und ſprach: „Ei warum nicht?“ und da heiratheten die Zwei. Bis dahin ging Alles gut, als aber die neue Frau einmal im Hauſe war, da fand ſie an Allem etwas auszuſetzen; mit der Buttermilch konnte ſie keine Bekanntſchaft machen, das Kuhmelken und Miſttragen machte ihr nicht viel Freude und ſie lag Hänschen ſo lang in den Ohren, bis er neben der Bäuerei noch ein Wirthshaus einrichtete. Nun kamen die Puppen ans Tanzen; die neue Frau ſah gar nicht mehr nach dem Hofe, ſondern lag den ganzen Tag hinter den Wirthstiſchen und alle junge Gelbſchnäbel und Milchbärte der Gegend liefen ſich bald die Sohlen ab, um nur ſtets in der Schenke zu ſein. Keiner hatte es ſchlimmer dabei als der arme Jack; wie ſehr Hänschen den Jungen liebte, ſo wenig konnte die böſe Stiefmutter ihn

leiden und mit jedem Tage wurde ſie ärger gegen ihn. Endlich ſprach ſie zu Hänschen, der Junge faulenze immer im Hauſe herum und es ſei Zeit, daß er einmal zu andern Leuten käme. Hänschen aber ſprach, das wäre nicht nöthig, der Junge könnte gar wohl die Schafe hüten und der Schafhirt andere Arbeit thun. So geſchah es denn auch; aber was kriegte der arme Jack da für ſchlecht Eſſen mit! Kein Hund hätte es angerührt, er mußte es aber eſſen, weil er nichts Anderes bekam. Als er einmal nun ſo daſaß und ſeine Brotkruſten nagte, kam ein greis, alt Männchen zu ihm, das ſprach: „Ach, gib mir doch ein bischen zu eſſen, ich habe viel Hunger.“ Da gab ihm Jack das größte Stück und das Männchen ſprach: „Dafür, daß du ſo gut biſt, laß ich dir drei Dinge zu wünſchen; nun ſag mir, was du haben möchteſt.“ Jack ſprach: „Wenn ich mir was wünſchen ſollt, dann wär das erſtens ein Bogen, womit ich alles ſchießen könnte, was ich wollte.“ — „Den Bogen ſollſt du haben,“ ſprach das Männchen. „Zweitens,“ ſagte Jack, „ein Flötchen, und wenn ich darauf blaſe, dann muß jeder tanzen, der es hört.“ — „Das Flötchen ſollſt du haben,“ ſprach das Männchen. „Und drittens,“ fuhr Jack fort, „müßte meine Stiefmutter jedesmal laut krähen, wenn ſie über mich klagen wollte.“ — „Das ſoll ihr geſchehen,“ ſprach das Männchen, gab Jack den Bogen und das Flötchen und war weg, ehe Jack wußte wohin. Der Jack war froh! Er ſchoß ſich alsbald ein Dutzend Vögel aus der Luft herunter, und als die dalagen, da ſpielte er zur Probe einmal auf ſeinem Flötchen und all ſeine Schafe begannen zu hüpfen und zu ſpringen, daß es eine Luſt war. Da verging ihm der Hunger und er ſprang Abends wie ein Häschen nach Haus, ging dann ſpäter zu ſeinem Vater und ſagte ihm, daß die Stiefmutter ihm ſo ſchlechtes Eſſen gegeben hatte

„Wart,“ ſprach Hänschen, „dafür ſollſt du ein Stück gebratenen Kapaun haben“ und ſchnitt Jack einen Flügel und ein Beinchen herunter. Als die Stiefmutter das ſah, ſchrie ſie: „Der Lümmel!“ aber zugleich krähte ſie „Kikeriki! Der Faulenzer! Kikeriki! Er lügt, was er betet, Kikeriki!“ Hänschen und die Leute, die in der Wirthsſtube waren, meinten, ſie wäre toll geworden, und lachten ſie derb aus, daß ſie fortlaufen mußte.

Des andern Tages kam ein Einſiedel in die Schenke und dem ſchüttete ſie einmal ihr Herz ganz aus und flehte und bat ihn, er möge den Jungen doch einmal wichſen; es thäte nichts, wenn er ihm auch Arm und Bein kaput ſchlüge, ſie wollt es ihm gern zehndoppelt lohnen. „Gut,“ ſprach der Einſiedel, und ſie gab ihm einen Dukaten und einen tüchtigen Knüttel, und er ſprach: „Nun geh ich ihm die Näthe reiben, daß er in drei Monaten nicht vom Bette kommt.“ Damit ging er, den Knüttel unter der Kutte, zu Jack und fing ſchon gleich an zu ſchimpfen, er wär' ein gottloſer Bengel und was der Worte mehr waren. Jack ſah aber das Ende von dem Knüttel unten aus der Kutte gucken, dachte: Liegt der Has da im Pfeffer, dann wart'! und ſprach: „Warum gebt ihr euch die Müh', mich zu ſchimpfen, nehmt lieber die fette Schnepfe da in dem Dorn; ſeht, ich ſchieß ſie;“ und damit ſchoß er und die Schnepfe lag da, und der Einſiedel ſprang auf den Dorn zu. Ja, als er aber darin ſaß, da fing mein Jack an zu pfeifen und der Einſiedel fing an zu tanzen und ſprang und tanzte, daß die Fetzen von ſeiner Kutte in dem Dorn hängen blieben und der rothe Saft ihm von allen Seiten am Leibe herunterlief, ja er behielt endlich kein Zipflein Hemd mehr an und dabei ſchrie er und lamentirte Auwitſch Auwei, daß es endlich den guten Jack erbarmte und er aufhörte; der Einſiedel hatte ihm aber zuvor noch den

Vogel und den Dukaten geben müſſen. Da hätte Einer den Mann laufen ſehn ſollen! Er legte die Ferſen in den Nacken, daß es eine rechte Freude war, und blieb nicht eher ſtill ſtehen, bis er die Thür von Jacks Haus hinter dem Rücken hatte. Die Stiefmutter machte Augen, als ſie ihn ſah, und frug ihn: „Wer hat euch denn ſo zugerichtet?“ Der Einſiedel jammerte: „Niemand anders als euer liebes Söhnchen, der ich weiß nicht wer ſoll ihn holen!“ Da ſtand Hänschen da und wußte nicht, was zu ſagen, dagegen ſchrie die Stiefmutter drauf los: „Ich hab's immer geſagt, Kikeriki! an dem Jungen erleben wir noch, Kikeriki! Aerger und Verdruß, Kikeriki! zum Todtbleiben, Kikeriki!“

Indem kam Jack mit ſeinen Schäfchen von der Weide zurück und nachdem er ſie in den Stall gebracht hatte, trat er in die Kammer, wo das Weib krähte und der Einſiedel jammerte und Hänschen vor lauter Verwunderung kein Wörtlein ſprach. Nun that Hänschen aber doch den Mund auf und ſagte: „Jack, warum haſt du den frommen Mann ſo zugerichtet?“ — „Ei,“ ſprach Jack, „ich ſpielte auf meinem Flötchen und da fing er an zu tanzen, das iſt Alles.“ — „Das Flötchen möcht' ich auch einmal gern hören,“ ſprach Hänschen, doch da fiel der Einſiedel vor ihm auf die Knie, zitterte und bebte und bat: „Ach, goldener Herzensfreund, laßt ihn das doch nicht thun, ach, laßt ihn das nicht thun!“ Jack kehrte ſich aber nicht dran, zog ſein Flötchen heraus und ſetzte es an den Mund. Da jammerte der Einſiedel noch mehr und bat endlich: „Ach, dann bindet mich doch an den Bettpfoſten feſt!“ Da lachten die Leute erſt recht herzlich, die in der Wirthsſtube ſaßen, und ſie banden den Einſiedel ſo wohl, daß er kein Glied rühren konnte; als das geſchehen war, begann Jack zu ſpielen und zugleich ſprangen all die Leute von den Bän-

ken auf und tanzten und Hänsſchen tanzte mit und all die Leute auf dem Markt, die das Flötchen hörten, tanzten gleichfalls. Hänsſchen hatte ſeine Freude dran, aber das Weib ſchimpfte und da mußte ſie natürlich auch krähen und das war ein Spektakel, haſt du's nicht geſehen, dann ſiehſt du's noch. Am ſchlimmſten ſtand ſich der arme Einſiedel, der mußte trotz Stricken und Banden tanzen und die Seile rieben ihn alſo unbarmherzig, daß er kein heiles Fleckchen am ganzen Leibe behielt, und er ſtieß ſich den Kopf faſt an dem Bettpfoſten entzwei. Endlich hatte Hänsſchen doch Mitleid mit dem Einſiedel und befahl Jack, daß er aufhöre zu ſpielen; da hörte auch der Tanz auf. Der Einſiedel fiel aber in Ohnmacht, ſo ſchlecht war ihm das Tanzen bekommen, und als er wieder zu ſich ſelbſt kam, da lief er weg, was er konnte, und verklagte Jack bei dem geiſtlichen Gericht als einen Zauberer, zeigte auch ſeine Wunden und ſagte, die hätte er alle davon. Da ließen die Richter Jack und ſeine Stiefmutter kommen und frugen dieſe: „Iſt es wahr, daß euer Sohn ein Zauberer iſt?“ — „Ja, ihr Herren, Kikeriki!“ ſprach ſie; „er iſt ein, Kikeriki! Zauberer, und mir hat er's auch angethan, Kikeriki!“ Als die Richter das hörten, fingen ſie alle an zu lachen, meinten, die Frau hätte einen zu viel oder einen zu wenig; aber der Einſiedel ſprach, das Krähen hätte ſie auch dem Jack zu verdanken. Da befahlen die Richter ihr, alles zu ſagen, was ſie von Jack wüßte, und da fing ſie an zu ſchimpfen und zu kikerikien, daß kein Menſch ſich ernſt halten konnte. Als ſie nun auserzählt hatte, ſprachen die Richter, man müſſe ſich erſt überzeugen, ob das Flötchen auch die Kraft hätte, aber da hätte einer den Einſiedel ſehen müſſen; der nahm als geſchwind ſeine Beine unter den Arm und gab ſich durch die Kordel. Jack lachte, ſetzte ſein Flötchen an und pfiff und die

geiſtlichen Herren ſprangen über Tiſche und Bänke und es war gut, daß ihre Röcke ſchwarz waren, ſonſt wären dieſelben von der Dinte ſchwarz geworden, die überall herumlief. Nachdem ſie alſo ſchon eine gute Zeit getanzt hatten, ſprachen die Richter zu Jack, er ſolle nun aufhören, es wäre genug, ſie wüßten es nun. „Ja," ſprach Jack, „ich will aufhören, wenn ihr mir verſprechen wollt, mich in Frieden zu laſſen." Das wollten ſie erſt nicht, doch ſie mußten es endlich wol und da ging Jack ruhig nach Hauſe und der Einſiedel kroch auf Hand und Fuß nach ſeiner Einſiedelei.

Die Stiefmutter hatte aber keine Ruhe und ging nun zu dem weltlichen Gericht und klagte und kikerikiete ſo lang, verſprach den Richtern auch ſo manch Stück Geld, daß die Jack wollten greifen laſſen. Der hatte inzwiſchen noch manch Stückchen mit ſeinem Flötchen ausgerichtet, ging gar in einer Nacht vor das Haus des oberſten Richters und pfiff, ſo daß der Richter mit all ſeinen Nachbarn im Hemd aus dem Bett ſprang und die Treppe heruntergetanzt kam bis auf den Markt, und die Nachbarn thaten desgleichen, mußten bei allem Aerger doch lachen, denn es nahm ſich all zu gut aus, wie ſie da herumſprangen. Am andern Morgen aber machte der oberſte Richter aus dem Spaß Ernſt und ließ Jack greifen und vor ſich bringen, machte kurze Metten mit ihm und verwies ihn zum Galgen. Das war nun gut, aber als mein Jack oben auf der Leiter ſtand, da zog er ſein Flötchen heraus und begann zu pfeifen und der Henker tanzte die Leiter herab, daß er faſt Arm und Beine brach, und all die Zuſchauer tanzten mit und keiner konnte Jack greifen; der ging im Gegentheil ganz ruhig aus der Stadt und nach Hauſe.

Indem er aber durch den Garten gehen wollte, ſah er wie ſeine Stiefmutter ein Loch grub und darin einen

großen Schatz verbarg, hörte auch, wie ſie ſprach: „Hänschen ſoll den Schatz nicht finden, der ſucht ihn nicht hier.“ Nachdem ſie dann fein ſäuberlich alles wieder in Ordnung gebracht hatte, ging ſie nach Hauſe und Jack ging ihr nach. Das war ein Schrecken, als ſie Jack ſah! Erſt meinte ſie, es wäre ſein Geiſt geweſen, denn ſie dachte nicht anders, als er hinge längſt am Galgen. Als ſie aber merkte, daß es Jack doch wirklich und weſentlich war, da ſang ſie ein ander Lied und that ganz freundlich mit ihm, gab ihm gut Eſſen und Alles, bis ſie einmal ſein Flötchen erwiſchte; da verbrannte ſie es zu Pulver. Jack war untröſtlich, nahm einen Strick und wollte ſich aufknüpfen, doch indem er durch den Garten ging, fiel ſein Auge auf die Stelle, wo der Stiefmutter Schatz lag. Da ſprang er dreimal herum auf einem Bein, warf den Strick hin und lief mit dem Schatze davon. Hänschen klagte und ſchrie: „Ach, wo iſt mein Jack!“ frug überall nach ihm und drohte ſeiner Frau, er wolle ihr den Rücken mit einem eichenen Tüchlein einreiben, wofern ſie ihm Jack nicht ſchaffe. Da lief ſie in den Garten, dachte: „Jetzt nehme ich meinen Schatz und gehe meiner Wege,“ aber proſiciat, der Vogel war ausgeflogen und aus Aerger erhing ſie ſich mit dem Strick, den Jack weggeworfen hatte. Als Jack hörte, daß ſie todt war, kam er zu Hänschen zurück und die Beiden lebten recht zufrieden mit einander bis an ihr ſelig Ende.

25.

Von dem Schiff, das zu Waſſer und zu Lande fuhr.

Ein reicher und mächtiger König hatte nur eine einzige Tochter. Er ließ ein Gebot ausgehen in alle Län-

der, worin es hieß, er wolle die Tochter nur dem geben, der ein Schiff machen könnte, welches zu Waſſer und zu Lande führe. Das hörten drei Jungen und die ſprachen unter einander: „Wart, wir wollen doch einmal ſehen, ob wir das nicht fertig kriegen;“ der erſte von ihnen war aber ein Schreiner, der zweite ein Ebenholzarbeiter und der dritte machte Schuhe, zu denen man kein Leder braucht *). Als ſie nun ſo recht friſch am Werke waren, kam ein alt Weibchen vor des Schreiners Thür gegangen und frug: „Ei, was macht ihr denn da ſo Künſtliches?“ — „Da kennſt du ja doch nichts von, alte Schlore; geh nur deines Weges und bekümmere dich nicht um mich,“ ſprach der Schreiner und arbeitete fort; da ſprach das alte Weibchen: „Ja ja, ich weiß, daß ihr ein Schiff wollt machen, das zu Waſſer und zu Lande fährt, und daß ihr damit des Königs Tochter winnen wollt. Ich rath euch aber, euch weiter keine Mühe zu geben, denn ihr kriegt es doch nicht fertig;“ und damit ging ſie von dem Schreiner weg und kam zu dem Ebenholzarbeiter, der auch gar friſch und fröhlich drauf zimmerte. „Was macht ihr denn da, Freundchen?“ frug ſie; doch der Ebenholzarbeiter ſprach: „Das geht dich nichts an, ſchmierige Hexe!“ Da ſprach das alte Weibchen: „Ja, ja, ich weiß wohl, ihr wollt ein Schiff machen, das zu Waſſer und zu Lande fährt und damit des Königs Tochter winnen, aber gebt euch keine Mühe, ihr kriegt's doch nicht fertig,“ und damit ging das alte Weibchen weg und zu dem Holzſchuhmacher, der auch juſt an ſeinem Schiff arbeitete; den frug ſie auch: „Freundchen, was machet ihr denn da?“ — „Das will ich euch einmal ſagen, Mütterchen,“ ſprach der Holzſchuhmacher; „ich mach' ein Schiff, womit man zu

*) Holzſchuhe.

Waſſer und zu Lande fahren kann; wenn ich das fertig bring, dann gewinne ich des Königs Tochter." Da ſprach das alte Frauchen: „Gut, Freundchen; arbeitet nur hübſch weiter, es wird ſchon gehen und des Königs Tochter iſt dann für euch. Wenn ihr euer Schiff fertig habt, dann will ich es einmal beſehen kommen;" und damit ging ſie weg und der Holzſchuhmacher arbeitete noch einmal ſo flink und ſo rüſtig und es dauerte nicht lange, da hatte er ſein Schiff da ſtehen fix und fertig. Da kam das Frauchen wieder zu ihm und ſprach: „Hab ich's euch nicht geſagt? Das Schiff iſt ganz wohl. Nun fahrt weg zum König und nehmt Alle in euer Schiff, die euch unterwegs begegnen. Und daß ihr mir Keinen haußen laßt, hört ihr?" — „Gut," ſprach der Klumpenmacher und er zog mit ſeinem Schiffe weg zum Könige. Als er ſchon ein Endchen Wegs im Rücken hatte, fand er einen Mann, der ſtand neben einem trocknen Weiher und ſeufzte. „Was thut ihr da?" frug er und der Mann ſprach: „Da hab ich nun drei Tage lang an dem Weiher getrunken und nun iſt er leer und ich habe noch ſo großen Durſt." — „Kommt in mein Schiff und fahrt mit, es ſoll euch nicht gereuen," ſprach der Klumpenmacher, und der Mann trat in das Schiff und fuhr mit.

Als ſie wieder ein wenig weiter waren, fanden ſie Einen am Wege ſitzen, der Knochen aß. „Was macht ihr da, Freundchen?" frug der Holzſchuhmacher, und der Mann ſprach: „Ich ſitz nun ſchon drei Tage hier und hab all das Vieh gegeſſen, was hier in der Weide lief, und ich habe noch ſo großen Hunger." — „Kommt in mein Schiff und fahrt mit, es wird euch nicht gereuen," ſprach der Klumpenmacher und der Mann ſtieg ein und fuhr mit.

Ein bischen ferner noch trafen ſie auf einen Mann, der hielt mit beiden Händen ſein Knie feſt. „Was thut

ihr da, Freundchen?“ frug der Holzſchuhmacher und der Mann antwortete: „Ich muß mein Knie feſthalten, denn thät ich das nicht, ich wär in Eins — zwei — drei mehr denn zweitauſend Stunden von hier.“ — „Gut, dann kommt in mein Schiff und fahrt mit, es ſoll euch nicht gereuen,“ ſprach der Holzſchuhmacher und der trat auch ein und fuhr mit.

Abermals ein Endchen weiter ſtand Einer am Wege, der zielte mit einer Büchſe auf ſie. „Was thut ihr da, Freundchen?“ frug der Schiffsherr. „Geht aus dem Wege,“ ſprach der Mann, „denn wenn ich mit meiner Büchſe ſchieße, das gibt einen Knall, den man mehr denn zweitauſend Stunden weit hören kann.“ — „Kommt in mein Schiff und fahrt mit, es ſoll euch nicht gereuen,“ ſprach der Holzſchuhmacher und der Mann kletterte auch ein und zog mit.

Noch ein wenig weiter begegnete ihnen Einer, der ſeinen Mund ſorgfältig mit der Hand zuhielt. „Warum thut ihr das, Freund?“ — „Weg, weg,“ rief der Mann, „denn wenn ich blaſe, dann müſſen alle erſticken, die hinter mir ſind.“ — „Kommt mit in mein Schiff, es ſoll euch nicht gereuen,“ ſprach der Holzſchuhmacher und der Mann ſprang hinein und ſie fuhren weiter und immer weiter, bis ſie zum Könige kamen. Da ließ der Holzſchuhmacher ſich anmelden und ſprach: „Seht, Herr König, da ſteht das Schiff, wie ihr es gewünſcht habt.“ Der König beſah es genau von innen und von außen und er fand auch wol nichts daran auszuſetzen, doch wollte er ſeine Tochter nicht gern einem Holzſchuhmacher zur Frau geben, ſuchte darum Ausflüchte und ſprach: „Ja, das Schiff iſt gut, ehe ihr aber meine Tochter heirathen könnt, müßt ihr mir einen ganzen Keller voll Wein in Zeit von vierundzwanzig Stunden austrinken.“ Da rief der Holzſchuhmacher den, der ſo viel trinken

konnte, und frug ihn, in wieviel Zeit er wol einen Keller voll Wein austrinken könnte? „Bah, in einem halben Stündlein,“ ſprach der und der Andere ging zum König und ſprach, der Keller ſollte in Zeit von einer halben Stunde leer ſein. Da ließ der König all den Wein, der in der Stadt war, in ſeinen Keller bringen und auslaufen, ſo daß der Keller ſo voll ſtand, daß der Wein aus den Fenſtern auf die Straße lief. Der ſo ſtark trinken konnte, legte ſich mit dem Munde daran und trank immer tiefer hinunter von einer Stufe zur andern, bis er endlich auf dem Boden ſtand und kein Tröpfchen Wein mehr zu ſehen war. Da ging der Holzſchuhmacher zum König und ſprach: „Der Keller iſt leer, nun gebet mir auch eure Tochter.“ — „Ja,“ ſprach der König, „wenn ihr acht Kühe in einem Tage eſſen könntet, dann gäbe ich ſie euch gleich auf der Stelle.“ — „Wenn ich noch einen zu mir nehmen darf, der mit ißt, dann iſt es gut,“ ſprach der Andere und das bewilligte der König. Da rief der Holzſchuhmacher den, der ſo viel eſſen konnte, und der ſchnabulirte die acht Kühe in Zeit von einer Stunde und ließ weder Haut noch Knochen davon übrig. Nun ſprach der Meiſter wieder, der König ſollte ihm jetzt auch die Königstochter zur Frau geben, doch der König ſuchte wieder einen Ausweg und ſagte: „Ich muß meinem Bruder einen Brief ſenden, der hat große Eil. Wenn du mir nun den Brief binnen vier und zwanzig Stunden hin und Antwort zurückverſchaffen könnteſt, dann gäbe ich dir meine Tochter; du mußt aber wiſſen, daß mein Bruder zweitauſend Stunden weit von hier wohnt.“ — „Das thut nichts,“ ſprach der Meiſter, „ich will euch ſchon Antwort bringen,“ trug den Brief dem hin, der ſo ſchnell laufen konnte, der ließ ſeine Knie mit einer Hand los und pf, weg war er und wäre ſchon zurückgeweſen, als die vier und

zwanzig Stunden noch lange nicht um waren, hätte ihn nicht unterwegs der Schlaf überfallen; nun lag er aber unter einem Baum und ſchnarchte, daß es eine Art hatte. Als es nun ſchon mit den vier und zwanzig Stunden zu Ende ging und der Läufer immer noch nicht kommen wollt', da ſprach der Holzſchuhmacher zu dem, der ſo hart ſchießen konnte, er ſolle nun auch ſeine Kunſt mal zeigen. Der ſchoß alsbald ſeine Büchſe ab und das gab einen Schlag, als wäre die Welt zuſammengefallen; der mit dem Briefe erwachte auch augenblicks und war in zwei Sprüngen mit der Antwort zurück. Da konnte der König nun nichts mehr gegen die Heirath einwenden und die Hochzeit wurde auch mit vieler Pracht gefeiert, aber er war doch heimlich falſch, daß die Königstochter einen gemeinen Holzſchuhmacher zum Mann haben ſollte, und trachtete darum, dieſen auf die Seite zu ſchaffen.

Gerade zu der Zeit kam ein großer Krieg in's Land und der König mußte gegen ſeine Feinde zu Felde ziehen. Da ſchickte er ſeinen neuen Schwiegerſohn voraus, dachte, der würde gewiß gleich todtgeſchlagen werden; das ging aber nicht ſo. Der Tochtermann nahm den gewaltigen Bläſer an ſeine Seite, und als der Feind kam, begann der zu blaſen und das ganze Heer erſtickte von dem Geruch ſeines Athems, dann drehte er ſich um und blies auch auf des Königs Lager, daß das auch erſtickte mitſammt dem König und all ſeinen Räthen. Da war der Holzſchuhmacher ein mächtiger König geworden, hat auch lange und weiſe regiert, und die fünf wunderlichen Geſellen machte er zu ſeinen Miniſtern.

26.

Von vier Wunſchdingen.

Es war einmal ein ſehr reicher und mächtiger König, der hatte drei Söhne. Eines Tages rief er ſie alle drei vor ſich, ſchenkte jedem ein groß, ſchön Seeſchiff; dann frug er den Aelteſten: „Nun ſag mir einmal, was willſt du mit dem Schiffe machen?" Der antwortete: „Ich fahr damit in die weite Welt und komme nicht eher wieder, als bis ich es mit Schätzen gefüllt habe." — „Gut," ſprach der König, „dann zieh hin." Dann frug er den Mittelſten: „Und was willſt du denn mit dem Schiffe thun?" Der ſprach: „Ich fahre damit fort und komme nicht eher wieder, als bis ich zum Mindeſten ſo viel Schätze habe als mein Bruder." — „Gut," ſagte der König darauf, „dann fahr hin;" frug alsdann auch den Jüngſten: „Nun ſag du mir auch, was du mit dem Schiffe thun willſt." — „Ich will alles thun, um mich eurer Liebe und Güte würdig zu machen," ſprach der Jüngſte. „Hm, hm," brummte der König, „das ſoll mich wundern." Am andern Tage war ein großes Feſt in dem Schloſſe und als das zu Ende war, gingen die drei Königsſöhne zu Schiff und ſtachen in See. Als ſie nun ſchon ſehr, ſehr weit gefahren waren, kamen ſie an eine Silbergrube; da ſprach der Aelteſte: „Hier lad' ich mein Schiff voll Silber." — „Nein," ſprachen die beiden Andern, „wir wollen mehr haben, oder gar nichts." Da füllte der Aelteſte ſein Schiff mit Silber und fuhr zurück nach dem Schloſſe, die andern Zwei aber zogen weiter und immer weiter und kamen endlich an eine Goldgrube." „Aha," ſprach der Mittelſte, „hier lade ich mein Schiff voll Gold." — „Nein," ſprach der Jüngſte, „ich will mehr haben, oder gar nichts." Da füllte der

Zweite ſein Schiff mit Gold und fuhr zurück nach dem Königsſchloß, der Jüngſte aber fuhr noch weiter in die Welt hinein. Als er nun ſchon ſehr weit gekommen war, da gingen ihm ſeine Lebensmittel zu Ende und er begann Noth zu leiden; er gedachte alſo, auf das erſte beſte Land loszuſteuern, welches er zu Geſicht bekommen würde, nahm ſein Guckglas in die Hand, kletterte auf den höchſten Maſt und ſchaute ſich einmal um; aber da war nichts als Himmel und Waſſer rings um ihn her, nur auf einer Seite ganz, ganz weit ſah er ein klein, ſchwarz Pünktchen und als er näher kam, da war das eine Inſel. Er ſteuerte mit ſeinem Schiffe darauf zu und ſtieg aus, aber wie er auch ſuchen mochte, er fand kein lebendig Weſen. Nachdem er nun drei Tage alſo herumgeſucht hatte, da wurde ſeine Mattigkeit ſo groß, daß er in Schlaf fiel. Als er wieder aufwachte, ſah er mit Verwunderung ein ſchönes Mädchen vor ſich ſtehen, das beſchaute ihn von Kopf bis Fuß und frug ihn: „Wie kommſt du denn hierher?“ Er ſprach: „Ach, ich bin ein armer Königsſohn und mit meinem Schiff hier gelandet und ich habe ſo großen Hunger.“ Da ſprach das Mädchen: „Dann komm mit mir nach Haus, da ſollſt du Eſſen und Trinken haben, ſo viel wie du willſt.“ Deß war der Königsſohn nicht unfroh und er ging mit dem Mädchen und ſie kamen an ein Hüttchen und darin ſaß eine alte Frau und ſpann. „Mutter, gebt dem Jüngling doch was zu eſſen, er hat ſo großen Hunger,“ bat das Mädchen, aber die Alte brummte: „Nichts da, nichts da, ich hab unſer Tichtüchlein in den Schrank gelegt und hol es für Niemand mehr heraus.“ Da ſprach das Mädchen: „Ach, Mutter, thu's doch, ja, thu's doch“ und bat ſo lange, bis ſie aufſtand und das Tiſchtüchlein holte; ſie breitete das auf den Tiſch und ſprach: „Durch die Kraft und die Macht von meinem Tiſchtüch-

lein, daß Eſſen und Trinken darauf komme für einen Mann!“ Und kaum hatte ſie das letzte Wort aus dem Munde, da ſtand reichlich Eſſen und Trinken da und der Königsſohn hieb ein, daß es eine Luſt war, zu ſehen. Als er fertig war mit Eſſen, da bedankte er ſich bei der Alten und dem Mädchen und ging ſeines Weges weiter. Er hatte aber noch keine funfzig Schritt gethan, als er das Mädchen rufen hörte: „Wart einmal! Wart einmal!“ Da ſtand er ſtill und wartete, bis es bei ihm war; da ſprach es: „Wenn du weggehſt, dann ſterbe ich und du mußt mich mitnehmen.“ Der Königsſohn ſprach: „Mitnehmen kann ich dich nicht, denn ich weiß noch nicht, wohin und woher; wenn ich aber ein Ruhplätzlein für uns gefunden habe, dann komme ich dich holen.“ Damit war das Mädchen zufrieden, zog ein Tiſchtüchlein unter ihrer Schürze hervor und ſprach: „Da, wenn du Hunger haſt, dann wünſch nur, wie meine Mutter und du haſt Eſſen und Trinken, ſo viel du willſt.“ Daß der Königsſohn froh war, braucht man wol nicht erſt zu ſagen; er bedankte ſich aus Herzensgrund bei dem Mädchen und dann gingen ſie auseinander, jedes ſeiner Wege.

Ueber ein kleines bekam der Königsſohn großen Appetit; er ſetzte ſich alſo am Wege nieder, breitete ſein Tüchlein auf das Gras und ſprach: „Durch die Kraft und Macht von meinem Tiſchtüchlein, daß Eſſen und Trinken darauf komme für einen Mann;“ und kaum hatte er das Wort aus dem Munde, da ſtand auch ſchon alles auf dem Tüchlein, Suppe, Rindfleiſch und Bratwurſt und Gemüſe und eine Flaſche Wein dabei; da hatte er Freude und aß und trank dem Tüchlein zu Ehren, bis er bald nicht mehr konnt. Indem er aber alſo offene Tafel hielt, kam ein Mann daher gegangen, der trug einen Reiſeſtock in der Hand und war nicht wenig

verwundert, den Königsſohn bei einem ſo leckern Mahl in dem wilden Walde zu finden. Er frug ihn auch, wie er zu dem Eſſen käme? Da erzählte der Königsſohn ihm alles und that ſich nicht wenig zu gute auf ſein Wunſchding, kommandirte auch alsbald Eſſen für noch einen Mann, und ſie aßen beide und waren vergnügt. Als ſie nun gegeſſen hatten, ſprach der Mann: „Euer Tiſchtüchlein kann ſicherlich viel, aber mein Stock, der kann noch mehr," und damit zog er den Knopf von dem Stocke und rief: „Hunderttauſend Reiter zu Pferd!" und im ſelben Augenblicke ſtanden die Reiter da in Reih und Glied; dann that er den Knopf wieder auf den Stock und die Reiter waren wieder verſchwunden. „Wollen wir tauſchen?" frug der Königsſohn und der Mann ſprach: „Ja, warum nicht," gab ihm den Stock, nahm das Tiſchtüchlein und ging weg. Er hatte aber noch keine hundert Schritt gethan, da nahm der Königsſohn den Knopf vom Stock, ſprach: „Tauſend Reiter zu Pferd!" und ſandte die dem Manne nach: „Marſch, marſch, holt mir mein Tiſchtüchlein wieder!" Da rannten die Reiter weg und kamen in ein paar Minuten mit dem Tiſchtüchlein zurück.

Gegen Abend legte der Königsſohn ſich im Walde zwiſchen die Sträuche ſchlafen. Er hatte aber noch nicht lange gelegen, als er wieder geweckt wurde und zwar durch eine Geige, welche er ganz nahe bei ſich hörte. Da ſtand er auf, ſchaute ſich um und ſah endlich den Geiger auf einem Felſen ſitzen, ging auf ihn zu und ſprach: „Ach, ſpielt mir doch noch einmal ein Stückchen, ach, das war ſo ſchön." — „Ja, ja," ſprach der Geiger, „meine Violine hat eine wunderſame Kraft; wenn ich auf der letzten Saite ſpiele, dann fallen Alle, die es hören, vor Entzücken todt zu Boden; ſtreich ich aber einmal über die erſte Saite, dann ſpringen ſie wieder lebendig

auf.“ Der Königsſohn ſprach: „Kann eure Geige das, ich habe ein Tiſchtüchlein und das kann auch was; und damit breitete er ſein Tüchlein aus und wünſchte Eſſen für zwei Mann und die Beiden thaten ſich gütlich, daß es eine Luſt war. Nachdem ſie gegeſſen hatten, ſprach der Königsſohn: „Nun, was ſagt ihr zu meinem Tiſchtüchlein? Wollen wir tauſchen?“ — „Nun ja,“ ſprach der Spielmann und ſie tauſchten und ein Jeder ging ſeiner Wege. Der Spielmann war aber ſo ſehr weit noch nicht, als der Königsſohn den Knopf vom Stocke nahm und ſprach: „Tauſend Reiter zu Pferd!“ und als die da ſtanden, rief er: „Marſch, marſch, holt mir mein Tiſchtüchlein wieder!“ Da galoppirten die Reiter weg und brachten ihm in ein paar Minuten ſein Tiſchtüchlein zurück.

Da war unſer Herr Königsſohn nicht wenig zufrieden und ſchritt am andern Morgen ſtolz wie ein Pfau weiter durch den Wald dahin. Er hatte aber noch keine halbe Stunde gemacht, da begegnete ihm ein alt Frauchen, das hatte einen Mantel um, der aus mehr denn tauſend Läppchen zuſammengenäht war. Das Frauchen bot ihm einen guten Morgen und er ihr desgleichen; dann ſprach es, ob er nicht ein Stücklein Brot hätte, es habe ſo entſetzlichen Hunger. „O ja, ich hab wohl Brot und noch etwas mehr,“ ſprach der Königsſohn, zog ſein Tiſchtüchlein aus der Taſche und ſprach: „Durch die Kraft und die Macht von meinem Tiſchtüchlein; daß ein Frühſtück für zwei Mann darauf komme!“ Da ſtand Kaffee und Butter und Brot darauf und Milch und Hutzucker, und der Königsſohn und die alte Frau frühſtückten, als hätten ſie in einem halben Jahr nichts gegeſſen gehabt. Darnach wollte der Königsſohn weiter ziehen, die Frau aber zog ihn am Arm und ſprach: „Dafür, daß ihr mir die Kraft von eurem Tiſchtüchlein

gezeigt habt, will ich euch auch was zeigen, was noch ein bischen wunderbarer iſt;" und damit warf ſie ihren gelappten Mantel auseinander und jedes Läppchen wurde ein Schloß mit großen Gärten und Weihern, ſo daß alles zuſammen die allerſchönſte Stadt war, die man nur mit Augen ſehen kann. „Was meint ihr, wenn wir tauſchten?" frug der Königsſohn und ſie ſprach: „O ja, damit bin ich zufrieden," packte ihren Mantel wieder zuſammen und gab ihn dem Königsſohn, nahm das Tiſchtüchlein und ging weg. Der Königsſohn that aber den Knopf von ſeinem Stock und ſprach: „Tauſend Reiter zu Pferd!" und befahl denen: „Marſch, marſch und holt mir mein Tiſchtüchlein wieder." Als er das hatte, ging er ſeines Weges weiter, bis er an die See kam. Da lag gerade ein Schiff, das wollte fortfahren, und er frug den Schiffshauptmann, ob er ihn nicht mitnehmen wollt? „O ja," ſprach der, „aber wir haben nicht Eſſen genug bei uns." — „Darum laßt euch kein grau Haar wachſen," ſprach der Königsſohn, „ich will euch Allen ſchon Eſſen geben, ſo lang und ſo viel ihr wollt." Da nahm der Hauptmann ihn ein und ſie lebten allzuſammen luſtig drein von dem Tiſchtüchlein, bis ſie wieder ans Land kamen, und das war ganz nahe bei dem Schloſſe des Königs. Weil es aber ſchon ſpät war, wollte der Königsſohn die Leute im Schloß nicht mehr herausſchellen, ſondern legte ſich im Garten unter einen Baum und ſchlief ein.

Des Morgens wollte der König mit ſeinen zwei älteſten Söhnen auf die Jagd. Sobald die Jagdhunde aber aus ihren Ställen waren, liefen ſie in den Hof und an den Baum und da bellten ſie und wedelten mit den Schwänzen und trieben es ſo toll, daß der König auf den Baum zukam. Der König hatte den Jüngſten aber nicht ſobald geſehen, als er ihn auch erkannte und

zornig ausrief: „Haſt du dich alſo meiner Liebe würdig gemacht? Geh und pack dich aus dem Lande!“ Der Königsſohn aber ſprach: „Wartet nur ein Weilchen, Vater, dann will ich euch ſchon zeigen, was ich mitgebracht habe;“ und damit nahm er ſeine Geige und ſtrich auf der letzten Seite und plumps lag der König mit ſeinen Söhnen todt da vor lauter Entzücken. Dann ſtrich er auf der erſten Saite und ſie ſprangen wieder friſch und geſund auf. „Das wär ſchon etwas,“ ſprach der König; doch der Jüngſte lachte und ſprach: „Das iſt das Allergeringſte“ und nahm den Knopf von ſeinem Stock und rief: „Zehnmalhunderttauſend Reiter zu Pferd!“ und da ſprang die ganze Armee heraus, daß die ganze Gegend voll Soldaten wurde. Nun kriegte der König die Angſt, ſprach: „Das iſt ja entſetzlich,“ aber der Königsſohn ſprach: „Ich muß meinen Soldaten auch Quartier geben“ und warf den Mantel auseinander. Da wäre der König aber bald vor Verwunderung hinterrücks gefallen, denn ſo etwas hatte er in ſeinem Leben nicht geſehen. Da ſprach der Königsſohn: „Das iſt aber noch nicht Alles, meine Soldaten wollen auch Eſſen haben,“ und er zog ſein Tüchlein und kommandirte: „Durch die Kraft und Macht meines Tiſchtüchleins; daß Eſſen darauf komme für Zehnmalhunderttauſend Mann!“ Und im Nu reckte ſich das Tiſchtüchlein und das Eſſen ſtand darauf. Da war der König zufrieden mit ihm und führte ihn in vollem Triumph nach dem Schloſſe, doch hatte der Königsſohn nicht lange Ruhe und ſprach: „Ich muß erſt meine Liebſte holen, der ich das Alles ſchuldig bin.“ Deß war der König zufrieden und der Jüngſte fuhr wieder weg zu der Inſel und holte das Mädchen und als ſie zurückkamen, heiratheten ſie und lebten noch lange in Frieden und glücklich.

27.

Das Feuerſchloß.

Es war einmal ein Fiſcher, der ſaß am Waſſer und fiſchte und ſaß drei Tage und hatte noch nichts gefangen. Endlich am Abende des dritten Tages wollt er ſein Netz aufziehen und nach Hauſe gehen, doch das Netz war ſo ſchwer, daß er es kaum bewältigen konnte. Als er es aber endlich aus dem Waſſer hatte, da lag ein großer Fiſch darin und der that den Mund auf und ſprach: „Hör', Fiſcher, laß mich gehen." Als der Fiſcher hörte, daß der Fiſch ſprechen konnte, ſagte er: „Nun ja, dann ſpring in Gottes Namen wieder fort," und warf ihn ins Waſſer. Am andern Tage fing der Mann wieder nichts; als er Abends aber ſein Netz aufziehen wollte, da war es wieder ſo ſchwer und der große Fiſch hing wieder darin und ſprach: „Hör', Fiſcher, laß mich gehen." — „Ja," ſprach der Fiſcher, „auf die Art habe ich heute Abend wieder nichts zu eſſen als trocken Brot." — „Laß mich gehen," ſprach der Fiſch, „es wird dein Glück ſein." Da ließ der Fiſcher ihn wieder in's Waſſer ſpringen. Den Tag darauf zog der Fiſcher abermals leere Netze, des Abends aber lag der große Fiſch noch einmal darin und der ſprach: „Nun höre, Fiſcher, und verſteh mich wohl. Nimm mich mit nach Haus und laß deine Frau mich zertheilen; dann gibſt du deinem Pferde meinen Kopf, deinem Hund meinen Schwanz, die Gräten vergräbſt du in deinen Garten und das Uebrige iſſeſt du mit deiner Frau. Das iſt mein letztes Wort." Da that der Fiſcher nach des Fiſches Willen und neun Monat ſpäter bekam ſeine Frau drei Kinder, ſein Pferd drei Füllchen und ſein Hund drei junge Hündlein; aus den Gräten aber waren drei Blumen ge-

wachſen und die Wurzeln von den Blumen das waren drei Schwerter. Der Fiſcher aber fiſchte immer zu und hatte ſein Netz voll, ſo oft er aufzog, ſo daß er ein ſteinreicher Mann wurde.

Mit der Zeit aber wurden die Füllchen zu Pferden und die Hündlein zu Hunden und die Kinder zu großen und ſchönen Jünglingen, und die ſprachen eines Tages: „Vater, wir wollen die Welt beſehen." — „Das thuet," ſprach der Fiſcher und ſchenkte jedem ein Pferd und einen Hund und ein Schwert und da zogen ſie zuſammen aus und zogen ſieben Jahre herum und fanden kein Abenteuer. Da kamen ſie eines Tages gegen Abend in einen Wald und banden ihre Pferde an die Bäume und legten ſich ſchlafen; als ſie Morgens nun wieder aufwachten, ſprach der Aelteſte: „Ich habe geträumt, wir müßten uns trennen und jeder eines andern Weges ziehen." „Das hat uns auch geträumt," ſprachen die beiden Andern und ſie ſetzten ſich zu Pferd und ritten aus dem Walde und kamen an einen Dreiweg. Da ſprachen ſie: „Hier wollen wir uns über ein Jahr und ſechs Wochen wiederfinden," dann ſchieden ſie von einander.

Der Aelteſte nun ritt und ritt, bis er in eine ſchöne Stadt kam, wo ein König wohnte; da gefiel es ihm ſo gut, daß er beſchloß, da zu bleiben. Da er nun alle Tage am Schloſſe des Königs vorbeiritt, ſah ihn die Königstochter und gewann ihn ſo lieb, daß ſie ihren Vater anlag, er möchte doch den ſchönen Ritter im Schloß wohnen laſſen. Als er aber einmal im Schloß wohnte, da wurde ſie von ſo großer Liebe für ihn entzündet, daß ſie ihn eines Tages frug: „Willſt du mich nicht heirathen." Der Ritter ſprach: „Ach, allerſchönſte Königstochter, das wär das größte Glück von der Welt für mich, aber ich bin noch zu jung." „Nein," ſprach ſie, „du mußt mein lieber Mann werden." Da war er

es zufrieden und drei Tage darauf wurde die Hochzeit gehalten und das war eine Freude wie im Himmel. Als nun die Mahlzeit zu Ende war, da fing das Tanzen an und als der Jüngling und die Königstochter müde waren vom Tanzen, gingen ſie an ein Fenſter, um einmal auszuſchauen. Da ſah er von Weitem ein großes, großes Feuer und er frug die Königstochter, was das wäre? „Ach," ſprach ſie, „da hat ſchon mancher ſein Unglück gefunden, denn wer das Feuer anrührt, der muß ſterben." — „Das will ich doch wiſſen," ſprach er und ging hinunter und ſetzte ſich auf ſein Pferd, und ritt weg, wie ſehr ihn ſeine Braut auch bat, er ſolle das doch nicht thun. „Ich komme gleich wieder" ſprach er und ſprengte weg und als er an das Feuer kam, war das ein Schloß, welches golden und glühend leuchtete. Kaum aber hatte ſein Pferd noch zwei Schritt weiter gethan und er das Schloß berührt, als er mit ſeinem Pferd und ſeinem Hund hinein verwünſcht war. Was auf dem Königsſchloß für eine Trauer war, das kann man ſich wol denken.

Nicht lange nachher kam der zweite Fiſchersſohn auch in die Stadt, und dem gefiel es nicht minder gut da und er beſchloß auch da zu bleiben. Er war aber ſeinem Bruder ſo gleich wie ein Tropfen Waſſer dem andern, darum meinte die Königstochter, es ſei ihr Bräutigam und ließ ihn rufen und fiel ihm um den Hals, küßte ihn und ſprach: „Ach, wie bin ich ſo froh, daß du wieder hier biſt; ich meinte, du wäreſt an dem Feuer umgekommen." Und da wurde der König gerufen und es war ein Jubel und eine Freude daß es nicht zu beſchreiben iſt. Der Jüngling wußte erſt nicht, was er dazu ſagen ſollte, endlich aber dachte er: „Halt, es iſt gewiß einer von deinen Brüdern hier geweſen," und er hielt ſich ſo gut und entſchuldigte ſich ſo wohl, daß

es keiner merkte, daß er der Bruder des Erſten war. Als er aber Abends mit der Königstochter ſchlafen gehen wollte, ſah er durch das Fenſter von Weitem das Feuer und frug ſeine Braut, was das wäre? „Ach," ſprach ſie, „das iſt ja das Feuer, worauf du zugegangen biſt und welches jeden tödtet, der es berührt." — „Richtig," ſprach er, „ich will doch noch einmal hin, denn ich konnte nicht zu wiſſen kriegen, was es iſt," und damit eilte er fort und ſchwang ſich auf ſein Pferd, wie ſehr die arme Königstochter ihn auch bat, daß er es doch nicht thun möchte, und ritt weg. Als er aber in die Nähe des Feuers kam, erkannte er auch, daß es ein Schloß war, doch in demſelben Augenblicke trat eine Hexe auf ihn zu und ſchlug ihn mit einem Rüthchen und da war er auch verwünſcht und zu Stein geworden.

Als nun das Jahr und die ſechs Wochen um waren, da kam der dritte Bruder auf den Dreiweg zurück, aber er fand die zwei andern nicht. „Sie werden wol noch kommen," ſprach er, „und ich will einem von ihnen ein bischen entgegenreiten." Da ritt er und ritt ſo lang, bis er auch in die Stadt des Königs kam. Als die Königstochter ihn erblickte, lief ſie vor Freuden die Treppe hinunter und auf die Straße und ſchrie: „Ach, Gott ſei Dank, daß du wieder da biſt! Was hab' ich nicht für Angſt und Sorgen um dich gehabt;" ſie meinte nämlich wieder, er wäre ihr Bräutigam, weil er dem ſo ganz ähnlich ſah, daß kein Heidenkind den Einen von dem Andern hätte unterſcheiden können. Da er nun gar pfiffig war, merkte er gleich, da müſſen ſeine Brüder im Spiel geweſen ſein, that, als wäre er der Rechte, und ging mit ihr zu dem König, der auch ſo froh war, daß es nicht zu beſchreiben iſt, und gleich ein großes Gaſtmahl anrichten ließ, welches erſt ſpät Abends geendet war. Wie ſie nun alle aufſtanden, ſah er auch von

Weitem das Feuer und frug die Königstochter, was das wäre? „Ach," ſprach ſie, „das haſt du mich nun ſchon dreimal gefragt — dreimal? dachte er — und du biſt ſchon zweimal — zweimal? dachte er — dahin geritten und jedesmal ſo lang ausgeblieben." — „So lang ausgeblieben?" brummte er. „Haha, da waren alſo meine beiden Brüder ſchon hier und wo die geblieben ſind, da will ich auch bleiben." Und damit packte er ſich auf, ſprach, er müſſe mal hinuntergehen, ſetzte ſich unten ſchnell auf ſein Pferd und ſprengte auf das Feuer zu. Unterwegs ſah er eine alte Frau, die ſaß am Wege und rief ihm zu: „Gehet nicht in das Schloß; eure zwei Brüder ſind da verwünſcht, da rechts am Thore ſtehen ſie in Stein verwandelt." Da ſah er hin und erkannte ihre Geſtalt und ihre Pferde und ihre Hunde; ſprach: „Dann rath mir, wie ich ſie erlöſen kann." Sprach das Weib: „Da habt ihr ein Döschen, das haltet bei euch, dann kann euch nichts geſchehen. Steiget aber bei Leibe nicht von eurem Pferd, ſonſt ſeid ihr verloren." Das verſprach er ihr und ritt hin, ſah ſeine armen Brüder und kam durch das Thor von dem Schloß. Da trat ihm ein Weib entgegen, das ſprach: „Ei, ſchöner Herr Ritter, ſteiget doch ein wenig ab und trinket einmal, ihr ſeid gewiß müd. Thuet aber euern Hund weg, der möchte mich beißen." — „Nein," ſprach er, „ich ſteige nicht ab und trinke nicht und thue auch meinen Hund nicht weg." Da wurde das Weib böſe und ſchrie: „Jetzt ſollſt du abſteigen, oder ich verwünſche dich." Da kriegte er die Angſt und machte linksum und ritt zurück zu der alten Frau und frug die: „Sage mir, wie kann ich meine Brüder erlöſen?" — „Ja," ſprach ſie, „das wird viel Mühe koſten;" dann gab ſie ihm einen Rath, wie er ſich zu verhalten hätte, ſprach: „Nun reite wieder hin und nimm dein Schwert in die Hand und

halte dein Döschen gut feſt. Du mußt durch das Schloß hindurch reiten, dann wirſt du an einen Berg kommen, da ſprengſt du hinauf. Das koſtet dir aber viel Arbeit, denn all das Zaubergeſindel wird hinter dir ſein, doch das thut nichts, wenn du dich nur nicht umſchauſt. Oben auf dem Berg ſteht ein Baum und auf dem Baume ſitzt ein Vogel; den mußt du packen und mir bringen, dann wollen wir ſchon ſehen; es wird dein Glück ſein." Wie die Frau geſagt, ſo that er; an dem Berge kam zwar allerhand Gethier um ihn herum, aber er ließ ſich nicht irre machen, ſondern ſprengte hinauf, ohne umzuſchauen, und kam an den Baum und griff den Vogel. Kaum hatte er den aber in der Hand, als der anfing zu ſprechen und ſagte: „Nicht wahr, du willſt deine zwei Brüder erlöſen; das kannſt du durch mich, aber anders nicht. Wenn du mich der alten Frau in die Hände lieferſt, dann biſt du verloren und ich mit." Frug der Jüngling: „Was muß ich denn thun?" Sprach der Vogel: „Hau dir für's Erſte mit deinem Schwerte einen Zweig von dem Baume, mach dann ein Loch in den Baum und halt ein Fläſchchen unter, er iſt voll von Saft; was du damit thun ſollſt, das will ich dir ſpäter ſchon ſagen. Hüte dich aber, daß du den Zweig nicht auf die Erde legſt, denn ſonſt wär Alles verloren." Der Jüngling that alſo und ſtieg dann mit dem Vogel wieder den Berg hinab. Da war erſt Alles ganz ſtill, endlich aber brach von allen Seiten Feuer gegen ihn los, doch das brannte nicht. Dann kam auch die Hexe und ſprang auf ihn zu, ſchrie: „Willſt du mir den Vogel und den Zweig geben? Gleich verwünſch ich dich auf tauſend Jahr!" Der Jüngling aber lachte, ſprach: „Verwünſch nur zu, es hat gute Wege damit;" da mußte ſie wieder gehen. Da that ſie, als wollte ſie den Vogel und den Zweig packen, aber das war nur, um ihn

bang zu machen, und ſie vermocht's nicht. Endlich kam denn der Jüngling herunter, wo ſeine Brüder ſtanden. Da kam die alte Frau zu ihm gelaufen, ſprach: „Siehſt du, daß ich dir gut gerathen habe; nun gib mir den Vogel, dann erlöſe ich deine Brüder." Bat der Vogel: „Ach thu's doch nicht, ſie bringt uns Beide in's Unglück." Sprach der Jüngling: „Ja ich thu's auch nicht, laß ſie nur plaudern." Da wurde die Frau böſe, wollt auf ihn zuſpringen, aber ſie konnte es nicht wegen des Zweiges. Sprach der Vogel: „Nun nimm dein Fläſchchen und waſche deine Brüder mit dem Saft." Das that er und da waren ſie erlöſt und wachten auf, wie aus einem tiefen Schlaf, ſprachen: „So feſt haben wir noch nie geſchlafen" und waren nicht wenig verwundert, ſich alle drei zuſammen zu ſehen. „Nun waſch mich auch mit dem Saft," ſprach der Vogel und der Jüngling that es und da ſtand der Vogel da als ein ſchöner Königsſohn und er war der Bruder der Königstochter. Da zogen ſie all in Freuden nach dem Schloß und es war ein Jubel wie im neunten Himmel. Ja, nun wußte die Königstochter aber nicht, wer von den dreien ihr Mann war; nachdem ſie nun lang gerathen, ſprang der Erſte hervor und ſprach: „Ich bin es, liebe Frau!" und da ging der Jubel noch mehr los. Bald darauf heirathete der zweite Bruder die Tochter eines Königs aus der Nachbarſchaft und der dritte eine reiche Gräfin und dann zogen ſie alle drei zu ihrem Vater zurück und wenn ſie noch nicht bei ihm angekommen ſind, dann ſind ſie noch auf der Reiſe.

28.

Des Teufels drei Federn.

Vor viel hundert Jahren lebte einmal ein Mann und der hatte nur einen Sohn, den liebte er mehr denn die ganze Welt und der Sohn liebte ihn hinwieder. Es geſchah aber, daß ein Räuber in das Land kam, der nahm den Vater mit ſeinen Sohn gefangen, ſchloß den Mann in ſchwere Ketten und ſperrte ihn in einen tiefen unterirdiſchen Kerker, den Jungen aber ließ er frei herumlaufen. Der klagte nun Tag und Nacht, wollte immer zu ſeinem Vater und weinte und bat den Räuber, er möge ihm doch ſeinen Vater wiedergeben. Da ſprach der Räuber endlich: „Nun ja, das will ich thun, aber zuvor mußt du mir die drei Federn von des Teufels Kopf bringen." Der Teufel wohnte nämlich in einem Schloſſe weit, weit über der See, jedes Jahr wuchſen ihm drei neue Federn auf dem Kopf und die drei alten Federn fielen ihm aus. Es war aber nicht leicht, zu ihm zu kommen, da mußte ein beſonderes Glück im Spiel ſein, denn man konnte nur an drei beſtimmten Tagen in der Woche über die See kommen; die Tage waren jedoch nicht bekannt. Wer nun gerade an einem von den Tagen an das Geſtade kam, der wurde übergefahren, wer aber an einem andern Tage dahin kam, der wurde in See geſchmiſſen. Der Junge ging auf gut Glück zu und als er an die See kam, hielt ein Schiff am Ufer, da ſtieg er hinein und fuhr und fuhr drei Tage lang, da hielt das Schiff an einem Schloſſe an. Er ſtieg heraus und ging auf das Schloß zu, da kam ihm eine Frau entgegen, das war des Teufels Haushälterin, die frug ihn, was er wollte: „Ach," ſprach er, „ich hätte gern des Teufels drei Federn; wenn ich die

dem Räuber gäbe, dann kriegte ich meinen Vater wieder.“ Die Haushälterin hatte Mitleid mit dem Jungen, weil er die weite Reiſe ſeinem Vater zu Liebe gemacht hatte, und ſie nahm ihn mit ſich in das Schloß und wies ihm ein Kämmerchen unter der Erde, ſprach, daß er da fünf Tage bleiben ſolle, bis ſie ihn rufe, gab ihm auch gut Eſſen und Trinken, ſoviel ihn gelüſtete. Unterweilen kam der Teufel nach Haus und legte ſeinen Kopf auf den Schoos der Haushälterin und ſchlief ein; da zog ſie ihm ſchnell die drei Federn aus und es wuchſen ihm drei neue; die alten ſteckte ſie in die Taſche, und als der Teufel aufgeſtanden war, gab ſie dieſelben dem Jungen. Der war einmal froh! Er lief auch, ohne an Eſſen und Trinken weiter zu denken, aus dem Kämmerchen und nach der See zu; ja, aber da begegnete ihm unterwegs der Teufel und frug ihn: „Was haſt du in meinem Schloß gethan?“ Der Junge ließ ſich nicht bang machen und ſprach: „Ich habe Butter und Käſe gebracht und komme aus der Küche.“ — „Dann geh nur,“ ſprach der Teufel und der Junge lief, was er konnte, an das Geſtade und ſprang ſchnell in das Schiff, welches auch alsbald mit ihm auf dem Waſſer dahinflog; doch nicht für lang, denn der arme Junge hatte juſt einen von den unglücklichen Tagen getroffen, und als er mitten in der See war, da ſchlug das Schiff um und er fiel ins Waſſer. Da ſchwamm er den ganzen Tag und die ganze Nacht und konnte nicht ans Land kommen. Endlich ſah er des Morgens ganz fern ein ſchwarzes Pünktchen und als er darauf zuſchwamm, war es ein Schiff; aber da hatte er wieder Unglück, denn das Schiff gehörte einem Seeräuber und der verkaufte ihn einem reichen Herrn, bei dem er zwei ganze Jahre als Sklave dienen mußte. Weil er aber ſo brav war und alles ſo gern that, was ſein Herr ihm befahl, ſchenkte

der ihm endlich die Freiheit und da ging er hin und ging ſo lang, bis er an das Schloß des Räubers kam. Dem gab er des Teufels drei Federn und der gab ihm ſeinen Vater wieder. Was das für eine Freude war, kann man ſich wohl denken.

Er lebte nun ruhig und vergnügt mit ſeinem Vater viele Jahre lang. Da kam eines Tages der Teufel zu ihm und ſprach: „Du haſt meine drei Federn geholt, wo ſind die?“ Der Junge ſprach: „Die habe ich dem Räuber gegeben und der hat mir dafür meinen Vater zurückgegeben.“ Da lief der Teufel zu dem Räuber und zerhackte den in ganz kleine Stücke, dem Jungen gab er aber ſo viel Geld, daß er ſo reich war wie der allerreichſte König.

29.

Herr Halewein.

Es war einmal ein Herr, hieß Herr Halewein, der ſang alſo lieblich und fein, daß ein Jedermann davon bezaubert war und bei ihm ſein wollt. Nun war da auch eine ſchöne Königstochter, als die ihn ſingen hört und ihn ſah, da ging ſie vor ihren Herrn Vater ſtehen, ſprach: „Ach, Vater, laß mich zu Herrn Halewein gehn.“ Sprach der König: „Nein, mein Töchterlein, wer zu dem geht, der kehrt nicht wieder; ſchon manch Einer ließ bei ihm ſein Leben.“ Da ging ſie vor ihre Frau Mutter ſtehen, ſprach: „Frau Mutter, laß mich zu Herrn Halewein gehn.“ Sprach die Mutter: „Nein, mein Töchterlein; wer zu dem geht, der kehrt nicht um, manch Mägdlein ließ bei ihm Leben und Blut.“ Da ging ſie vor ihre Schweſter ſtehen: „Schweſter, laß mich

zu Herrn Halewein gehn.“ Sprach die Schweſter: „Nein, wer zu dem geht, der kehrt nicht um; von den Mädchen, die zu ihm gingen, hat keiner mehr was gehört.“ Da ging ſie zuletzt vor ihren Herrn Bruder ſtehen: „Bruder, laß mich zu Herrn Halewein gehn.“ Sprach der Bruder: „Wohin du gehſt, das ſchiert mich nicht, wenn du deine Ehre nur rein behältſt. Da ging ſie in ihr Kämmerlein, zog ein ſchön fein Kleid an, daß ſie war wie ein Engel; dann ſprang ſie auf des Königs Pferd, ritt hin zum Wald. Mitten im Wald fand ſie Herrn Halewein; der ſprach: „Willkomm, willkomm, ſchön Mägdelein! Nun geh mit mir auf mein groß Schloß, da geb ich dir Geld und Schätze und Edelſteine.“ Da ritten ſie ſelbander fort, ſprachen manch Liebeswort bis ſie kamen auf ein Galgenfeld; ach, da hing ſo manch ſchöne Magd! Ach, da wurd's der Königstochter ſo ſchwer um's Herz! Da ſprach Herr Halewein: „Weil du ein ſo ſchön Mägdlein biſt, ſo wähl', ob du willſt gehangen ſein, oder ob ich dir dein ſchönes Haupt mit dem Schwert abſchlagen ſoll.“ Sprach die Königstochter: „Wenn du mich wählen läßt, dann wähl ich mir das Schwert, das iſt ein ehrlicher Tod. Zieh aber zuvor deinen ſchönen Rock aus, Jungfrauenblut das ſpringt ſo ſehr, das ſpränge dir drauf.“ Da wollte Herr Halewein ſeinen Rock abwerfen, doch hatte er kaum einen Aermel aus, da lag ihm ſein Haupt ſchon zu Füßen. Da ſprach das Haupt: „Neben dem Galgengrabe, da ſteht ein Salbentöpfchen, daraus ſtreiche mir etwas an meinen Mund.“ — „Nein,“ ſprach ſie, „du ſollſt ſterben“ und that's nicht und da ſtarb er in derſelben Stunde. Das Haupt aber nahm ſie, ſchwang ſich wieder auf ihr Roß und ließ Herrn Halewein liegen in ſeinem rothen Blut. Als ſie zur Hälfte des Weges kam, da begegnete ihr Herrn Haleweins Vater, frug: „Wie ſteht es

um Herrn Halewein?“ Sie ſprach: „Der ſitzet dort im grünen Feld und ſpielt mit ſechzehn Mägdelein.“ Ein wenig weiter kam ſein Bruder gegangen, frug: „Wie ſteht es um Herrn Halewein?“ Sie ſprach: „Der hat mir ſeine Kunſt erklärt, ich ließ ihn mit ſechzehn Jungfrauen allein.“ Und abermals ein wenig weiter kam ſeine Schweſter gegangen, frug: „Wie ſteht es um meinen Bruder werth?“ Sie ſprach: „Euer Bruder iſt ein mächtiger Held, ich hab’ ihn mit ſechzehn Jungfrauen gleich geſtellt.“ Und noch ein wenig weiter kam ihr Herrn Haleweins Mutter entgegen, die frug: „Wie ſteht es um meinen lieben Sohn?“ Sie ſprach: „Euren Sohn hab’ ich ſeines Lebens beraubt, in meinem Schooß trag’ ich ſein Haupt.“ Da weinte die Mutter und rief: „Hätteſt du eher geſprochen das Wort, wir ſtänden hier nicht zuſammen.“ — „Acht dich nur glücklich, häßlich Weib, daß du deinen Leib behalten magſt!“ Da ritt ſie weiter hin bis auf des Königs Schloß und da wurde ſie mit Freude und Jubel empfangen und ein Jeder pries ſie um ihrer Heldenthat willen.

30.

Die ſchlimme Herberge.

Unſer Herr Jeſus reiſte einmal mit Petrus und als ſie ſchon lange und weit gereiſt waren, kamen ſie Abends in einen großen Wald und fanden darin ein Haus; da wollten ſie einkehren und klopften an der Thür. Eine alte Frau machte ihnen auf, hatte ſie aber kaum geſehen, als ſie jämmerlich zu weinen anfing und ſprach: „Ach, was ſeid ihr nicht für unglückliche Leute; ihr ſeid verloren, da iſt keine Hülfe mehr, denn das

Haus hier gehört einem Menſchenfreſſer.“ Darüber gerieth Petrus in gewaltige Angſt und zog Jeſus beim Aermel, um ihn weg zu haben, aber Jeſus wollte nicht von dem Hauſe weg und ſprach: „Ich bin müde und bleibe hier, gehe es, wie es wolle.“ — „Dann werden wir aber aufgefreſſen,“ entgegnete Petrus; doch Jeſus beruhigte ihn, indem er ſagte: „Dafür laß mich nur ſorgen und mach dir keine Unruhe.“ So traten ſie denn mit der alten Frau in das Haus und ſie gab ihnen zu eſſen und zu trinken und verſteckte ſie alsdann unter einer Fleiſchbütte. Nicht lange hatten ſie noch da geſeſſen, als es an die Thüre klopfte; die Frau öffnete und der Menſchenfreſſer trat in das Haus und bei jedem Tritte meinte man, das ganze Neſt wäre über den Haufen gefallen. Pluff ließ er ſich auf einen Stuhl niederfallen, begann dann aber zu ſchnauben und ſich zu ſchneuzen und brummte dazwiſchen: „Hm, hm, ich rieche, rieche Menſchenfleiſch.“ Das alte Frauchen kriegte ſchon Angſt, noch mehr Sankt Peter; ſie hätte es dem Menſchenfreſſer gern ausgeredet und ſprach: „Ach, du riechſt mein Fleiſch, du verthuſt dich;“ doch der Menſchenfreſſer fuhr immer fort: „Nichts da, nichts da; ich rieche, rieche Menſchenfleiſch,“ und dabei ging er in der Kammer rund und ſchnüffelte überall herum, in allen Schränken und Kiſten und Kaſten. So kam er endlich auch an die Fleiſchbütte und da fand er denn die zwei Gäſte und zog ſie heraus. Er hätte ſie eigentlich gerne gleich an den Spieß geſteckt und aufgefreſſen, aber die alte Frau ſprach: „Laß ſie nur laufen, es wäre nur magere Koſt.“ Da lachte er und ſprach: „Ja, ja, du haſt Recht; der Eine (Peter) iſt übrigens doch nicht ſo ſehr mager, der wäre nicht zu verſchmähen. Doch ich will ihnen das Leben ſchenken, jedenfalls kriegen ſie dann aber heut Nacht einmal tüchtig Schläge.“ Darauf gin-

gen ſie all zu Bette und Petrus legte ſich vorne und Jeſus legte ſich hinten. Gegen elf Uhr ſtand der Menſchenfreſſer auf, ging auf den Söller, wo ſie lagen, und griff Petrus und bläute den ſo durch, daß er kein Glied mehr rühren konnte. Dann ging der arge Kerl wieder in ſein Bett. Petrus lag wol eine halbe Stunde, ehe er ſich von den Schlägen erholen konnte, dann ſprach er zu Jeſus: „Ach je, hätteſt du mir gefolgt, dann wären wir hier nicht eingekehrt. Laß mich doch hinten liegen, da kann ich mich gegen die Wand drücken." Jeſus that das und tröſtete ihn, ſprach, er ſolle ſich ergeben, morgen ginge es beſſer. Gegen ein Uhr kam der Menſchenfreſſer wieder auf den Söller und ſprach: „Der vorne liegt, der hat ſein Theil, nun muß der hinten es auch bekommen" und faßte Petrus zum zweiten Male und bläute ihn noch einmal durch. Petrus ſchrie und jammerte: „Ich habe zuerſt vorn gelegen, du haſt mich ſchon geſchlagen," aber darüber wurde der Menſchenfreſſer noch viel böſer und grimmiger, ſchrie: „Du willſt noch lügen? Wart, das ſollſt du mir entgelten!" und ſchlug mit ſeinen dicken Fäuſten noch mehr auf Petrus' Rücken, bis der arme Petrus halb todt dalag; da ging er weg. Jeſus ſtand aber auf und heilte des armen Petrus Rücken und legte den Unglücklichen ins Bett. Der rief aber und ſchrie: „Nein, nein, ich bleibe hier nicht" und ſprang zum Fenſter hinaus in ein Kohlfeld und Jeſus folgte ihm nach und ſetzte ſich zu ihm zwiſchen die Kohlhäupter.

Von all der Bewegung hatte der Menſchenfreſſer aber Hunger bekommen und er ſtand noch einmal auf und ging in den Garten, um ſich ein Kohlhaupt zu ſchneiden und das zu kochen. Statt eines Kohlhauptes packte er aber des Petrus Kopf und ſchnitt; da ſchrie der arme Apoſtel Zeter und Mordio. Der Menſchenfreſ-

ſer meinte aber, ein Kohlhaupt hätte ſo geſchrien, rief: „Da iſt Zauberei im Spiel!“ und lief was er konnte auf und davon. Jeſus heilte aber des Petrus Hals wieder zu, ſo daß man nichts von der Wunde mehr ſah, dann machten ſie ſich auf und eilten auch weg aus dem verwünſchten Wald und Petrus ſprach: „In meinem Leben bleibe ich nicht mehr bei ſo einem Menſchenfreſſer über Nacht.“

31.

Vom Schelfiſch.

Es iſt jedermann bekannt, daß Sankt Peter ein gewaltiger Meiſter im Fiſchen war. Eines Tages nun hatte er lang gefiſcht und nichts gefangen bis zum letzten Zuge, da hatte er das Netz ganz hagelvoll. Er warf die Fiſche heraus, den einen vor, den andern nach und ſchmiß ſie in ſeinen Eimer; einen und zwar den letzten konnte er aber lange nicht bekommen, denn der ſprang ſo ſchnell hin und wieder, daß es faſt unmöglich war, ihn zu erwiſchen. Endlich aber gelang es Sankt Peter doch, ihn oben am Rückgrat mit Daumen und Zeigefinger zu packen. „Du biſt mir ein Schelmfiſch,“ ſprach er, „ein wahrer Schelmfiſch, den Namen verdienſt du und ſollſt ihn behalten.“ Und von der Zeit an hieß man den Fiſch Schelmfiſch oder auch Schelfiſch und zum Wahrzeichen von der Echtheit deſſen, was ich euch hier ſage, ſieht man noch heutzutage den Daumen Sankt Peters oben auf dem Rücken des Fiſches; wer es nun trotzdem nicht glauben will, der kann es bleiben laſſen.

32.

Hühnchen mit einem Bein.

Jeſus ging einmal mit Sankt Peter auf Reiſen und kam in die Nähe einer großen Stadt; er wollte aber nicht hinein, auch nicht hindurch gehen, ſandte darum Sankt Peter mit vier Stübern dahin, um etwas Eſſen zu kaufen. Peter ſchritt luſtig auf den Markt los, fand aber wenig mehr, weil es ſchon Mittag war, und mußte endlich mit einem gebratenen Hühnchen vorlieb nehmen. Das kaufte er und machte ſich auf den Rückweg nach der Stelle, wo Jeſus' ſeiner wartete. Unterwegs aber roch ihm das Hühnchen ſo gut, daß er es ein paarmal unter die Naſe hielt und am Ende ihm gar ein Beinchen abriß und aufſchmauſte.

Als er zu Jeſus zurückkam, war der gar erfreut ob des ſchönen Hühnchens, ſprach aber dabei: „Sieh doch, Peter, wie kommt das; das Hühnchen hat ja nur ein Bein." — „Natürlicherweiſe," antwortete Peter, „denn hier zu Lande haben die Hühner alle nur ein Bein, das müſſet ihr doch ſchon gemerkt haben." — „Bis jetzt noch nicht," ſprach Jeſus, ſchüttelte den Kopf ein Bischen und zertheilte das Huhn; nachdem daſſelbe verzehrt war, ſetzten Beide ihre Reiſe fort.

Es dauerte nicht lange und ſie kamen an einem Bauernhof vorbei, wo eine Menge von Hühnern auf Karren, Leitern u. a. ſaßen und ſchliefen, wie die Hühner pflegen, auf einem Bein. Alsbald zog Sankt Peter Jeſum beim Aermel und flüſterte: „Sieh da, ſieh da, Herr, die Hühner haben alle nur ein Bein." — „Das iſt in der That wahr," ſprach Jeſus, „aber wie können die mit dem einen Beine laufen?" — „O ganz gemächlich," antwortete Sankt Peter, „ſie hüpfen und

ſchlagen mit den Flügeln dazu." — „Das möchte ich gar zu gerne einmal ſehen," ſprach Jeſus darauf, „das muß ſich wunderlich ausnehmen;" und damit machte er Pſch, Pſch, Pſch! und zugleich liefen die Hühner alle mit zwei Beinen von dannen. „Da haſt du mir einmal etwas aufbinden wollen; Peter, Peter!" ſprach Jeſus mit dem Finger drohend, aber Sankt Peter ließ ſich nicht verblüffen, ſondern fiel ſchnell ein: „Ei, nein, bewahre! Das iſt mir ſchön; hätteſt du unſerm Hühnchen einmal Pſch, Pſch! zugerufen, es würde auch ſchon ſeine zwei Beine bekommen haben."

33.

Von den vier diebiſchen Studenten.

Es waren einmal vier Studenten, die thaten ſich zuſammen und gingen auf Reiſen. Nachdem ſie ſchon manch ehrlichen Mann einen Poſſen geſpielt hatten, begegneten ſie eines Tages einem Bauer, der brachte einen Eſel zu Markte und zog ihn hinter ſich her an einem langen Leitſeil. Da berathſchlagten ſie unter einander, wie ſie dem Bauer den Eſel entwenden ſollten. Endlich fanden ſie's. Einer von ihnen zog ſich nämlich ſplitterfadennackt aus, ging ſtill zu dem Eſel, ſchnitt das Leitſeil durch und drehte ſich das um den Hals, während die andern mit dem Eſel in den Wald liefen. Der Bauer ſchritt immer zu und zu und der Student ſchritt ihm nach; endlich wurde es dieſem aber zu lange und er ſeufzte einmal ſo recht aus Herzensgrunde. Da drehte der Bauer ſich erſchrocken um; als er den Studenten aber ſah und nicht ſeinen Eſel, da ſchrie er: „Ach Gott und Herr, ſteh mir bei, mein Eſel iſt zu einem Men-

ſchen geworden!“ Der Student ſprach: „Ach ja, ich hatte eine große Sünde begangen und darum wurde ich verwünſcht, ſieben Jahr Eſel zu ſein; nun iſt meine Zeit um.“ Da fiel der Bauer vor ihm auf die Knie und bat ihn um Verzeihung, daß er ihm ſo oft wider Recht und unverdient Schläge gegeben hätte, gab dem Studenten auch noch Geld, um nach Haus kommen zu können. Der bedankte ſich bei dem Bauer, lachte in ſein Fäuſtchen und lief bei ſeine Kameraden. Der Bauer aber ging nach Haus und ſprach zu ſeinem Weib: „Sieh, Mie, unſer Eſel iſt unterwegs zum Menſchen geworden, denn ſeine Zeit war um.“ — „Ja,“ ſprach die Frau, „ich habe dir's ja immer geſagt, es war ein klug Thier, das Menſchenverſtand hatte und dem nichts fehlte, als die Sprache.“

Am andern Tage ging der Bauer wieder zu Markte, um einen andern Eſel zu kaufen. Als er aber auf den Markt kam, ſiehe, da ſtand ſein Eſel und einer von den Studenten dabei, der bot ihn feil. Da ſchrie der Bauer: „Ach, ihr Leute, kaufet doch den Eſel nicht, denn es iſt ein verwünſchter Menſch. Ich hab's erfahren; er hat wahrſcheinlich wieder eine ſchwere Sünde auf ſich, ſonſt wär er nicht wieder ein Eſel.“ Da wollte Niemand den Eſel kaufen und die Studenten mußten ihn wieder mitnehmen.

34.

Die Kröte.

Ein Bauer ging einmal zu Felde, um trocknen Burzeldorn von den Aeckern zu holen. Indem er aber alſo arbeitete, traf er mit ſeiner Gabel eine große Kröte, die

unter dem Burzeldorn lag; die ſetzte ſich alsbald auf ihre Hinterbeine und ſpie ihn an, als wollte ſie ſich mit ihm meſſen; er aber nicht faul, nahm ein groß Stück Holz, ſchlug den Wurm, daß er todt hinfiel, und ging dann ruhig nach Haus. Unterwegs ſchaut er einmal um und, richtig, da iſt dieſelbe Kröte wieder hinter ihm, da ſchlug er ſie noch einmal todt und verbrannte ſie noch dazu, dachte: „Nun kommſt du mir ſicherlich nicht wieder zu nah;" ja, da war er aber ſchief gewickelt; denn kaum hatte er ſeine Thür erreicht, da ſaß die Kröte ſchon wieder da und ließ ihm auch keine Ruh, bei Tag, noch bei Nacht, zwang ihn gar, in einem Schild, den er an die Balken aufhing, ſein Bett zu machen. Ein paar Tage darauf ritt er mit einem Jäger über Feld; der ſchaute zufällig einmal hinter ſich, ſchrie Mordio: „Nimm dich in Acht! Nimm dich in Acht! Der Teufel kriecht am Schwanz von deinem Pferd herauf." Da ſah der Bauer nach und es war wieder dieſelbe Kröte; er ſprang vom Pferd und hieb ſie in hagelkleine Stücke, ſprach: „Nun wird ſie ſich wol hüten, wiederzukommen." Ja wohl, hüten, das war leicht geſagt. Ein paar Tage ſpäter ſaß er mit andern Bauern zu Tiſch; da rief plötzlich einer der Gäſte: „Sieh da! Sieh da! da ſitzt der Teufel wieder," und die Kröte ſaß wieder da neben einem Pfoſten an der Wand. Da ſprach der Bauer: „Ich werde den Wurm nicht eher los, bis er ſich gerächt hat," und damit entblößte er ſeine Hüfte und ließ die Kröte hineinbeißen, warf ſie dann aber ſchnell weg, nahm ein Raſirmeſſer und ſchnitt ſich ein gut Stück Fleiſch aus, wo ſie gebiſſen hatte, warf das in die Ecke. Es dauerte kaum drei Minuten, da ſchwoll das Stück Fleiſch fauſtdick auf von dem Gift der Kröte und zerplatzte. Seitdem ließ die Kröte ihn in Ruh.

35.

Die Schlange am Halſe.

Es war einmal eine Mutter, die hatte ihrem Sohne all ihre Güter übergeben, dachte, er wäre fromm und brav und würde wohl mit ihr handeln. Ja, man ſoll ſich aber nicht eher austhun, bis man ſchlafen geht; als der Sohn Alles hatte, nahm er ſich eine Frau und da konnte die arme Mutter laufen. Einmal ſaß er mit ſeiner Frau am Tiſch und hatte ein gebraten Hühnchen vor ſich ſtehen, da klopfte die Mutter an der Thür. Da rief er ſchnell ſeinen Knecht, ſprach: „Setz das Huhn in die Kiſte da, bis die Alte weg iſt.“ Das that der Knecht; als die arme Mutter nun hungrig hereinkam und um ein Bröcklein Brot anhielt, da wies er ſie mit manchem Schimpf- und Schmähwort vor die Thür. Wie ſie nun weg war, ſprach er zu dem Knecht: „Nun geh und hol das Hühnchen wieder.“ Der Knecht ging und machte die Kiſte auf, aber da lag kein Hühnchen mehr auf dem Teller, ſondern eine große Schlange. Man kann ſich leicht denken, wie der Knecht erſchrak und ſchrie. Der Sohn wollte das aber nicht glauben, ſchickte die Magd an die Kiſte, aber die ſchrie auch und lief davon. Da wurde er böſe und ſprach: „Und wenn der Teufel auf dem Teller liegt, dann hol ich ihn,“ ging an die Kiſte und machte ſie auf, doch da ſprang die Schlange heraus und wand ſich um ſeinen Hals, aß mit ihm und trank mit ihm und wich nicht, denn wenn man ihr kein Eſſen gab oder gar Miene machte, ſie von dem Halſe herabzunehmen, dann preßte ſie den Sohn alſo, daß er meinte zu erſticken. Da konnte er mit der Schlange am Halſe herumlaufen und das

hatte er dafür, daß er ſo mit ſeiner Mutter zu Chor gegangen war.

36.

Ich liege im Säckelchen.

Es war einmal ein Mädchen, das hatte ein kleines Kreuzbildchen, welches es oft küßte; einmal that es dasſelbe in ein Säckelchen und legte es in das Stroh ſeines Bettchens. Morgens hatte es aber vergeſſen, wo es mit dem Kreuzchen geblieben war, und es ſuchte und ſuchte und konnte es nicht finden. Da ging es in die Kirche an den Altar, worauf ein großes Kreuz ſtand, und bat das, es möchte ihm doch ſein kleines Kreuzchen wiedergeben, und dabei weinte es, daß es ein ſteinern Herz hätte erbarmen mögen. Da ſprach das große Kreuz: „Mußt nicht weinen, ich liege im Säckelchen in deinem Bettſtroh." Da lief das Mädchen an das Bett und ſuchte und fand ſein Kreuzchen, und das war einmal ein Freudchen!

37.

Der trunkene Peter.

Ein Trunkenbold, der jeden Abend ſpät in dem Wirthshauſe blieb, hatte bei all ſeinen ſchlechten Gewohnheiten doch eine gute und die war, daß er, wenn er nach Haus ging, erſt das große Chriſtusbild auf dem Markte grüßte. Eines Abends nun kam er auch wieder an dem Bilde vorbei und ſprach:

Guden Avond, lieve Heer!

Der Küſter hatte ſich aber hinter das Bild verſteckt und antwortete mit einer ganz groben Stimme:

Guden Avond, ſatte*) Peer!

Peter horchte auf, denn er meinte, er hätte ſich verhört, und ſprach noch einmal:

Guden Avond, Heerke lief!

Doch da ſchrie die Stimme noch viel härter als zuvor:

Guden Avond, ſatte Dief!

Da hätte aber einer den Peter laufen ſehen ſollen! Er war in ſeinem Leben nicht ſo ſchnell nüchtern geworden und hatte auch von da ab keinen Muth mehr, ſich je wieder zu betrinken.

38.

Vom guten Janchen und dem böſen Mieken.

Es war einmal eine arme Frau und die hatte zwei Kinder, ein Knäblein, das Janchen hieß, und ein Mägdelein, welches Miekchen hieß. Eines Morgens nun gab ſie jedem ein Butterbrot und ſchickte ſie in den Wald, Reiſig holen. Unterwegs kam ihnen die Mutter Gottes entgegen, gekleidet wie ein blutarmes Weib, und die ſprach zu Miekchen: „Ach, Kind, ich hab ſo großen Hunger, gib mir doch etwas von deinem Butterbrot;" aber Miekchen drehte den Kopf um und ſprach: „Nein, das thu ich nicht." Da ging die Mutter Gottes zu Janchen und ſprach: „Ach, Kind, ich hab ſo großen Hunger, gib mir doch etwas von deinem Butterbrot." Janchen that das ganz gern, brach ein großes Stück ab und gab es

---

*) Trunkner Peter.

der Mutter Gottes und die dankte ihm von Herzen dafür und ging des Weges weiter.

Ein paar Schritte fürder kam der Herr Jeſus in Geſtalt eines ſteinalten Männchens und ſprach zu Mieken: „Ach, Kind, ich habe ſeit drei Tagen noch nichts gegeſſen und ſterbe vor Hunger; gib mir doch was von deinem Butterbrot;" aber Mieken drehte den Kopf um und ſprach: „Nein, das thu ich nicht." Da ging der Herr Jeſus zu Janchen und ſprach: „Ach, Kind, ich habe ſeit drei Tagen nichts gegeſſen und ſterbe faſt vor Hunger; gib mir doch was von deinem Butterbrot." Janchen gab ihm alles, was er noch hatte, und ſprach: „Da haſt du, ich hab nichts mehr und das thut mir leid." — „Ich dank dir von Herzen, Janchen, ich habe genug damit," ſprach Jeſus und zog zwei Küchelchen aus ſeiner Taſche, ein ſchwarzes und ein weißes; das ſchwarze gab er Mieken und das weiße gab er Janchen und ſprach: „Nun werfet die Kügelchen auf die Erde und wo die hinlaufen, da müſſet ihr auch hinlaufen." Das thaten die Kinder und die Kügelchen liefen bis vor zwei Thore; das weiße vor ein weißes und das ſchwarze vor ein ſchwarzes. Janchen klopfte auf das weiße Thor und da kamen alsbald hunderttauſend weiße, ſchöne Englein gelaufen, machten ihm auf und trugen ihn in den Himmel. Als Miekchen aber auf das ſchwarze Thor klopfte, da kamen mehr Teufel als Tage im Jahr, und die machten auf und zogen das böſe Miekchen mit glühenden Haken in die Hölle.

39.

Lügenmärchen.

Es war einmal ein gewaltiger Herr, hieß Dummohr von der Schnauze, war klein von Geſtalt und groß von Naſe, auf welcher Naſe unlängſt ſaß ein geſtiefelter Dragoner. Dadurch geſchah es, daß Herr Dummohr nicht wohl ſehen konnte, weshalb er gegen den erſten Maitag rannte und ſeine Naſe daran tödtlich verwundete. Die Aerzte ließen durch ſein linkes Naſenloch einen feinen weißen Schornſteinfeger kriechen, der unterſuchte alles ganz wohl mit einer Laterne, wo kein Licht in war, meinte durch das rechte Naſenloch wieder herauszukommen, fand aber keine Wunde daran und ſtieg darum in Herrn Dummohrs Hintermund, der aber auch noch war geſund, wollte ihm nachſehen Gurgel und Kehl, fand alles ohne Fehl, blieb aber hangen an einem Brotkrümchen und fiel damit in Herrn Dummohrs Magen, wo er wol noch ſitzen wird, wenn er nicht unterweilen erlöſt iſt worden. Das geſchah in den Hundstagen zu der Zeit, wo das Bächlein Donau bis auf den Grund zugefroren war. Alle nüchternen Kälber des ganzen Landes Moldau waren auf den Beinen und rannten umher gleich brüllenden Schnecken, fuhren in ſchönen Schlitten aufs Eis und liefen ſo ſchnell wie ein Haſe, der auf einen Baum klimmt. All die Einwohner des ganzen Landes ſtanden da und ſtarrten es an mit geſchloſſenen Augen und lachten wie ein Schwein, welches Eſſig trinkt. Da kam eine Begine, die wollte ein Faß Wein heirathen, aber der Pfarrer verbot es, weil die Beiden zu nah verwandt waren; trotzdem trank ſie in einem Schlucke den Wein und die Tonne und den Zapfen und den Kranen und den Keller dazu; dann nahm ſie einen

Riegel und band damit ihre Strümpfe, und Herr Dummohr ſprach, daran hätte ſie wohl gethan. Indem ſtrauchelte eine Mücke, die oben auf dem Kreuze des Kirchthurms ſaß, über einen Pflaſterſtein, der ein bischen hervorguckte, purzelte und ſtürzte auf die Straße hinab, daß ſie Hals und Beine brach. Ein Schwimmer, der gerade ſplitterfadennackt auf dem Markte herumſchwamm, nahm ihre Eingeweide und band ſie in ſein Taſchentuch und ihre Beine ſteckte er in die Taſche und das Uebrige ſalzte er ein. Als er es aber in ſeinen Keller tragen wollte, fiel er die Treppe hinunter in den Mond hinein, blieb da an einem Horne hängen und die ganze Nachbarſchaft lachte ſich faſt krumm und bucklig.

40.

Vom Breitöpfchen.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die wußten eines Abends nicht, was ſie eſſen ſollten. Endlich ſprach der Mann: „Frau, laß uns Brei eſſen.“ — „Nein, ſprach die Frau, dann müßte ich morgen das Breitöpfchen ſpülen, und das thue ich nicht.“ — „Ich thue das auch nicht,“ ſprach der Mann und da zankten ſie ſich, wer das Breitöpfchen ſpülen müßte; endlich aber kamen ſie überein, der ſollt' es ſpülen, der zuerſt ſprechen würde.

Da aßen ſie den Brei und gingen ſchlafen und am andern Morgen ſprach keiner von ihnen vom Aufſtehen. Es wurde ſieben Uhr, acht Uhr und gar zwölf Uhr und ſie lagen alle zwei noch immer im Bett. Die Nachbaren fanden das wunderlich, ſprachen untereinander: „Es ſind gewiß Räuber gekommen und haben die Zwei er-

mordet," und ſie brachen die Thür auf und kamen in die Schlafkammer, ſprachen, ſie ſollten doch aufſtehen, aber ſie kriegten keine Antwort. Da ſagte einer von den Nachbarn: „Wart, wir wollen den Paſtor holen, dann können ſie beichten." Der Paſtor kam, aber die Zwei wollten nicht beichten, waren ſtill wie die Mäuschen. Da ging der Paſtor nach Haus und die Zwei blieben liegen bis zum Abend und ſprachen kein Sterbenswörtchen. Da kam der Paſtor wieder und frug: „Haben ſie noch nichts geſprochen?" — „Nein," erwiderten die Nachbarn. „Dann bleibet hier und pfleget ſie!" ſprach der Paſtor. „Ja, wer ſoll uns aber dafür bezahlen?" frugen die Nachbarn, und der Paſtor antwortete: „Ihr werdet ſchon bezahlt werden; da hängt noch ein guter Weibermantel an der Wand, nehmt den und macht euch bezahlt." Da ſchoß das Weib in Wuth und ſchrie: „Was? Ihr wollt meinen Mantel nehmen? Nehmt, was Euer iſt, aber laſſet andern Leuten ihre Sachen." — „Aha," ſprach der Mann, „nun geh und ſpüle das Breitöpfchen," und ſo mußte das Weib das Breitöpfchen ſpülen.

41.

Wie Albertus Magnus einen Neugierigen ſtrafte.

Van Velthem Spiegel hiſtoriaal I, 26. S. 36.

Ein landfahrender Schuhmacher kam einmal nach Köln. Oftmals hatte er vordem groß Wunder ſagen hören von Bruder Albrecht, dacht nun bei ſich ſelber: „Sollten all dieſe Dinge wahr ſein, wie möcht' ich ſie dann wohl erproben." Er kam mit ſeinem Schnappſack zu Bruder Albrechts Wohnung und fragte dreiſt, wo Bruder Albrecht wär'? Der Knabe frug ihn, was er wollt'? Der Andere ſprach, er müßte Herrn Albrecht ſehn und ſprechen. Da ging der Knabe zu Albrecht und meldete ihm, ein Jüngling mit einem Schnappſack wollt' ihn ſprechen. „Haſt du ihn nicht gefragt, was er wolle von mir?" ſprach Bruder Albrecht. „Ja wohl," antwortete der Knabe, „aber er will nur mit euch ſelber ſprechen, und ich glaube, er kennt euch wohl." — „Geh hin und frage ihn, was er wolle, und laß ihn dir ſeine Botſchaft künden, ich habe ſogleich mein Werk gethan." Der Knabe that alſo, aber der mit dem Schnappſack ſprach: „Ich muß nun einmal mit dem Herrn ſelber ſprechen; geht und ſaget ihm das, und ich wolle nicht von hinnen ſcheiden, ehe ich ihn ſah und ſprach. Sollte ich euch mein Geheimniß ſagen, warum ich hierher kam? Nein, ich ſag's ihm ſelber, bei Gott!" Da ging der Knabe und brachte Bruder Albrecht die Antwort und Al-

brecht ließ den Jüngling vor ſich kommen in ſeine Zelle und frug ihn, was er wollte? Der ſprach: „Meiſter, ich habe nun ſchon manch ſeltſam Wort über euch reden hören, von Gauklereien und Behendigkeit, und komme nun euch zu bitten, daß ihr mir etwas von euren Künſten zeiget, damit ich dem Gerede glauben könne.“ — „Knabe, kamſt du darum zu mir, und wollteſt du darum mich ſprechen?“ fragte Bruder Albrecht, und der Andere ſprach: „Ja ſicherlich, und heute gehe ich nicht von euch, ihr hättet mir denn etwas von eurer Kunſt ſehen laſſen.“ Bruder Albrecht ſprach freundlich: „Gib mir deinen Sack, ich will auch nicht, daß du von mir ſcheideſt, ſonder etwas von meiner Kunſt gelernt zu haben.“ Der Andre gab Albrecht den Sack und der Meiſter ſteckte ſeine Hand hinein, zog ſie wieder heraus und band den Sack feſt zu, gab ihn alsdann dem Burſchen zurück und ſprach: „Nun geh ſchnell und ſonder Weilen nach Hauſe, aber mach den Sack nicht auf, bis du zu Hauſe biſt, was auch geſchehen möge. Wenn du ihn da 'öffneſt, dann wirſt du etwas ſchauen; bind' ihn aber wieder feſt zu und komm und ſage mir, was du geſehen.“ Deß war der Andre froh und er ſchied von Bruder Albrecht. Als er eben das Stadtthor von Köln im Rücken hatte, da hätte er doch gar zu gern gewußt, was in dem Sacke war. Er ſetzte ſich denn hin und knüpfte ihn auf, doch da ſprangen zwei ſtämmige Kerle heraus, von jeder Seite einer, die trugen Leiſten in der Hand und gingen dem Burſchen brav zu Leibe, je länger, je mehr und ſchlugen ihn ſo lang, bis er nicht mehr wußte, wo er war. Zuletzt bedachte er ſich, daß Bruder Albrecht geſagt, er müſſe den Sack wieder zubinden; das that er und zugleich verſchwanden die Beiden, die ihn ſo jämmerlich geſchlagen hatten. Als er nun von ihnen erlöſt war, da wagte er nicht weiter zu gehen, ſondern kehrte

ſtracks wieder nach Köln zurück und zu Bruder Albrecht, dem er erzählte, wie es ihm ergangen, bat ihn auch mit vielen Worten, daß er den Sack doch machen möge, wie er zuvor geweſen. Da ſprach Bruder Albrecht: „Ich will dir doch noch eine Kunſt lehren, damit du noch mehr von meinen Künſten weißt;“ der Burſch rief aber in großer Angſt: „Ach, nein, edler Meiſter, ich bitte euch um nichts andres, als daß ihr dieſe eine Kunſt von mir nehmet; eure Künſte dünken mich allzu ſtark; ach, ich bitt euch, Herr, wollet ihr das, ich will nimmermehr eurer Kunſt gehren, ich bin genug geſtraft.“ Da that der Meiſter nach des Burſchen Wunſch und entließ ihn, und der war gar erfreut darob. Als er aber nach Haus kam, da wagte er noch nicht den Sack ſelbſt zu öffnen, ſondern ließ einen Andern das thun, denn die Probe von Meiſter Albrechts Kunſt hatte er noch nicht vergeſſen, vergaß ſie auch nicht ſein ganzes Leben lang.

42.

Mutterthränen.

Thom. Cantiprat. bonum universale de apibus l. II. c. 53. §. 17. p. 501. ed. Colven.

Des Thomas Cantipratenſis Großmutter hatte einen Sohn, den Erſtling ihrer Ehe, der war ſchön und liebenswürdig in jeder Hinſicht, aber er lebte nicht lange. Nach ihm gebar ſie einen andern, der wohl im Waffenwerke ſich auszeichnete, aber daneben ein eitler Vogel und ein großer Verſchwender war. Die arme Mutter konnte ihn nicht ſehen, ohne an ihren guten Erſtgebornen zu denken und dabei vergoß ſie jedesmal reiche Thränen. Einmal nun hatte ſie ihn auch wieder beweint, als ihr die folgende Erſcheinung wurde. Sie ſah eine

Straße, worauf mehre Jünglinge in höchſtem Jubel einherſchritten. Alsbald gedachte ſie ihres Sohnes und ſchaute zu, ob ſie ihn nicht unter jenen fände, aber vergebens. Das fiel ihr ſchwer aufs Herz und ſie weinte bitterlich darüber, doch nicht lange, denn ſie erblickte bald nachher ihren Verlornen, der mit langſamen Schritten auf der Straße einherſchlich. Da rief die gute Frau in großer Betrübniß: „Ach, Sohn! warum gehſt du denn ſo allein und nicht mit jenen andern? Was hält dich zurück und hemmt deinen Schritt?“ Da wies der Geſchiedene auf ſein Kleid, welches ſchwer von Näſſe war, und ſprach: „Siehe, Mutter, das ſind die Thränen, welche du unnütz um meinetwillen vergießeſt und deren Gewicht mich ſo ſehr drückt, daß ich Jenen unmöglich folgen kann. Laß dieſe denn und opfere ſie vielmehr Gott auf, dann werde ich von dieſem Hinderniſſe frei werden.“ Das that die Frau auch und weinte nicht fürder ob des Todten.

43.

Heilige ſtreiten um den Lokerbach.

Mündlich.

Mitgetheilt von J. B. Courtmans.

Die Stadt Lokeren in Oſtflandern verehrt als Patron den heil. Laurenz, die ganz nahe gelegene Gemeinde Zele den heil. Ludger. Beide Orte ſind durch einen Bach von einander geſchieden, den ſogenannten Lokerbach.

Vor langer, langer Zeit ſtritten Lokeren und Zele einmal um das Eigenthum dieſes Baches. Nach langem Hin- und Herreden kam man darin überein, die beiden Patrone in ehrlichem Zweikampfe die Sache ent-

ſcheiden zu laſſen; wer von ihnen die Oberhand behielte, dem ſollte das Eigenthum des Baches für ſeine Schütz=linge werden. Sankt Laurenz wehrte ſich lange und ta=pfer, aber er vermochte doch dem kräftigen Norden Lud=ger nicht Stand zu halten und ſank in den Sand. Da=durch kam der Lokerbach als volles Eigenthum an den Flecken Zele.

44.

Die Hand im Stein zu Olsberg.

Sebaſt. Münſters Cosmographia S. 599.

Die Gräfin Bertha von Thierſtein, welche eine Aebtiſſin war des Kloſters Olsberg, hatte einen Hof=meiſter oder Kaſtenvogt, welcher gegen die armen Leute rauh und unmild war. Auf eine Zeit kam ein Mann, der klopfte an dem Thor des Kloſters an und begehrte etwas um Gottes willen. Der Thorwächter aber wies ihn ab, dem Gebrauch nach, und ſagte, das Kloſter hätte viel durch Brand gelitten und man hätte nichts auszuge=ben. Der Mann aber wollte ſich nicht abweiſen laſſen. Da ward es dem Hofmeiſter angezeigt, der ging ſtracks heraus, den Armen unwirſch zu behandeln. Wie er aber unter das Thor kam, da ſagte der Arme: Date et dabitur vobis *) und mit den Worten verſchwand er. Der Hofmeiſter erſchrak ſehr und erzählte das alsbald der Aebtiſſin, die ihn ſchon oft ſeiner Rauheit willen mit ernſten Worten geſtraft; da befahl ſie, man ſolle künf=tig Niemanden mehr mit leerer Hand gehen laſſen, der ein Almoſen begehre.

Als der Arme aber jene Worte, date u. ſ. w. ſprach,

*) Gebet und es wird euch gegeben werden.

drückte er ſeine offene Hand in einen Stein, der bei dem Thore war, und es blieb die ganze Form der Hand in dem Steine, wie wenn ſie in Wachs gedrückt wäre. In dem Bauernkriege hat man den Stein hinweggeführt, er iſt aber noch in einem nahen Dorfe vorhanden.

45.

Der Teufelsſtein im Kölner Dome.

Mündlich.

Krantzii Saxonia l. 11. c. 25.
Sim. Maioli dies caniculares. I. p. 27.

Die Andacht zu den drei Königen in Köln hatte ſehr zugenommen und das ärgerte den Teufel dergeſtalt, daß er einen ſchweren Stein auf das Dach des Domes warf, der hindurchfuhr, das Gewölbe durchbrach und auf die Dreikönigenkapelle fiel. Da hätte er den koſtbaren Kaſten, welcher die Gebeine der drei Weiſen enthält, ſonder Zweifel zerſchmettert, aber das wollte Gott nicht; der Kaſten wich nämlich zurück gegen die Wand hin und blieb alſo unverletzt. Noch ſieht man den Stein daſelbſt und erkennt deutlich darin die Spuren von des Teufels Krallen.

46.

Drache im Blitz zu Köln.

Annales incerti authoris ed. Pithaei, p. 157.
Le Loyer discours p. 361.

Zu Zeiten Karls des Kahlen und Kaiſer Ludwigs von Deutſchland geſchah es, daß ein ſo großes Unwetter zu Köln losbrach, daß das Volk vor großer Angſt

nicht wußte, wohin es ſich retten ſollte, und endlich haufenweiſe in die Kirche des heil. Petrus flüchtete. Als man nun daſelbſt die Glocken läutete, ſchlug der Blitz plötzlich in die Kirche, ſpaltete den Glockenthurm in zwei Theile und fuhr in Geſtalt eines feurigen Drachen, tödtete auch drei Menſchen an verſchiedenen Stellen, einen Prieſter nämlich am Hochaltar, einen Diakon am Altar des heil. Dioniſius und einen Laien an unſerer lieben Frauen Altar. Und iſt für ſicher und feſt zu halten, daß es der Teufel ſelber geweſen, weil man überhaupt an Orten, wo der Blitz einſchlägt, Teufelsklauen eingedrückt findet.

47.

Das verſunkene Kloſter.

Mündlich.

Bei Hohenholte liegt ein weiter See, aus deſſen Mitte ein kleines Inſelchen hervortaucht; darauf ſtehen zwei Silberpappeln, die ſcheinen ſich zu umſchlingen. Die rechts ſtehende reicht einen Aſt nach der links ſtehenden und dieſe jener einen, ſo daß die beiden Aeſte ein Kreuz bilden.

An der Stelle, wo der See nun iſt, ſtand ehedem ein Nonnenkloſter; die Nonnen aber waren ausgeartet und trieben große Unzucht und Laſter aller Art; ſie hörten auch ſelbſt nicht, als der Herr zwei fromme Mönche ſandte und ihnen ſchwere Strafen androhen ließ, falls ſie ſich nicht beſſerten; im Gegentheil, ſie jugen die frommen Väter unter Hohn und Spott zum Thore hinaus. In der folgenden Nacht aber erhob ſich ein großes Unwetter; das unfromme Kloſter verſank unter einem gräßlichen Donnerſchlage und auf der Stelle bildete ſich der

heutige See. Von all den ſchönen Gärten blieb nur das kleine Inſelchen übrig. In der Nacht ſieht man häufig die Geiſter zweier Nonnen um die Silberpappeln ſchweben; ſie erſcheinen um Zwölf und verſchwinden mit dem Schlage Eins.

48.

Die verſunkene Templerkirche zu Aachen.

Mündlich.

A. Reumont Aachens Liederkranz und Sagenwelt. S. 318.

In der Nacht, welche dem Tage vorherging, an dem die hab- und ränkeſüchtigen Papſt Clemens und König Philipp von Frankreich die Häupter und viele der Ritter des Templerordens in Paris auf dem Scheiterhaufen verbrennen ließen, verſank die Kirche der Tempelherren zu Aachen und Waſſer deckte die Stelle, wo ſie geſtanden hatte. Wenn man an hellen Lenztagen das Ohr an dem Orte auf den Boden legt, dann vernimmt man ein fernes, unterirdiſches Läuten von Glocken. Auch ſieht man in der Nacht nach dem Tage, an welchem die Templer einſt die Märtyrerkrone empfingen, noch jährlich um Zwölfe drei Ritter in dem weißen Ordensmantel mit rothem Kreuze über den nun von ihnen genannten Templergraben ſchreiten und ſeufzend um die Stelle wandeln, wo ehedem ihre Kirche ſtand. Sie verſchwinden erſt mit dem Schlage Eins.

49.

Der Teufelspütz zu Aerſeele.

Mündlich.

Kunſt- an Letter-Blad. 1843. S. 63.

Zur linken Seite des Weges, der von Aerſeele nach Caneghem führt, liegt ein durch Schlagholz beſchatteter Pütz, den man den Teufelspütz nennt, und keiner wagt es, demſelben zu nahen.

In dem Pütz nämlich liegt eine Glocke, die dahin verwünſcht iſt; oft hört man ſie läuten und das brummt, als käme es aus der tiefſten Tiefe der Hölle. Einſt kam man auf den Gedanken, ſie herauszugraben, und man war auch ſo glücklich, bis zu ihr zu bringen. Schnell ließ man alle Pferde aus dem ganzen Dorfe holen und der waren mehr als hundert; alle ſpannte man mit Stricken an die Glocke und ſie zogen, was ſie konnten, und brachten es ſo weit, daß die Glocke ſchon auf dem Rande des Pützes ſtand, worüber alle Anweſenden in ein lautes Freudegerufe ausbrachen. Doch die Freude dauerte nicht lange; in demſelben Augenblicke ſchlug es Zwölf auf der Kirche von Aerſeele und zugleich ſank die Glocke tiefer als je in den Abgrund; die Pferde lagen alle, wie viel ihrer waren, auf dem Rücken, wie vom Blitz getroffen. Seitdem gab man ſich keine weitere Mühe um die Glocke und ſo liegt ſie noch da und wird auch wol da liegen bleiben bis zum jüngſten Tage.

50.

Der Teufelspütz zu Dultre.

Mündlich.

Vor langer Zeit geſchah es, daß in Dultre ein Mann lebte, der ſich viel mit Zauberei abgab und auch ein

dickes Buch beſaß, worin die Art und Weiſe beſchrieben ſtand, wie man die böſen Geiſter beſchwören muß. Einmal war der Mann ausgegangen über Feld und hatte ſeinem Nachbar den Schlüſſel von ſeinem Hauſe in Verwahrung gegeben. Der Nachbar, welcher von den Zaubereien oft gehört hatte und ein überaus neugieriger Kauz war, ſchlich ſich alsbald nach des Zauberers Abreiſe in deſſen Haus und begann in dem dicken Buche zu leſen. Weil er aber des Anblickes der Geiſter nicht gewohnt war, erſchrak er höchlich, als plötzlich ein ſolcher vor ihm ſtand und ihn fragte, was ſein Begehr wäre? wußte auch kein Wörtchen herauszubringen. Darob erzürnte der Geiſt und faßte ihn und fuhr mit ihm in die Höhe und wieder nieder, ſo daß es jämmerlich anzuſehen war.

Der Zauberer kam aber bald wieder nach Hauſe und fand denn da ſeinen Nachbar ſo gräulich zugerichtet. Er wußte im Augenblicke nicht, was er anzufangen hatte; bald aber beſann er ſich und trug dem Nachbar auf, zwei Viertel Flachsſaat in den Steinpütz zu ſchütten. Als der Nachbar das gethan, befahl der Zauberer dem Teufel, den Samen Körnchen vor Körnchen aus dem Pütz zu leſen. Als der Teufel damit zu Ende war, mußte der Mann neuen Samen hineinſchütten, um dem Geiſte Arbeit zu geben, und das dauert ſo fort bis zum heutigen Tage; denn noch vor einem Vierteljahre hat man den Samen in den Pütz geſchüttet, obgleich der Mann, dem das mit dem Teufel paſſirte, lange todt iſt.

51.

Beſtrafte Willkür.

Jacques Fincel, merveilles de nostre temps. II.
Goulard, histoires admirables et memorables I. Bl. 399.

Im Jahre 1532 lebte in Deutſchland irgendwo ein grauſamer Ritter. Der befahl eines Tages einem Bauern, im nahen Walde eine überaus große Eiche zu holen und ſie vor die Burg zu bringen, und drohte dabei, wofern der Bauer das nicht thue, müſſe er die härteſte Strafe gewärtigen. Der Bauer hielt das Fortſchaffen des Baumes für unmöglich und ging ſeufzend und mit naſſen Augen, halb verzweifelt dem Walde zu. Kaum hatte er den betreten, als er einen Menſchen vor ſich ſah, der ihn fragte, warum er denn ſo traurig ſei? Der Bauer erzählte ihm alles und der Fremde ſprach: „Gehe du nur ruhig nach Hauſe, der Ritter ſoll die Eiche bald vor dem Schloſſe haben.“ Hocherfreut kehrte der arme Mann dem Dorfe wieder zu: eben hatte er daſſelbe erreicht, als eine der größten und dickſten Eichen des Waldes geflogen kam, das Thor der Burg zerſchmetterte und den Weg dermaßen verſperrte, daß man mit großer Mühe nur in die Burg hinein, oder aus derſelben heraus gelangen konnte. Nun hätte man den Baum gerne zerſchnitten, um den Weg wieder frei zu machen, aber das Holz war ſo hart, daß keine Säge hindurchkonnte und alle Beile daran ſtumpften. Nach langer Mühe und Arbeit mußte der Ritter den Baum liegen laſſen, denn es war nichts damit anzufangen, und an einer andern Seite des Schloſſes ein neues Thor und neue Fenſter brechen laſſen, was er natürlich nur mit großer Schmach und Schande thun konnte. So ſtrafte Gott ſeine Willkür gegen den armen Bauern.

52.

Der ſchwere Hund zu Lübeck.

Erasmi Francisci hölliſcher Proteus.
S. de Vries, de Satan II.

In der Mitte Octobers 1687 ließ ſich in eines Schiffers Haus zu Lübeck ein Geſpenſt vernehmen, welches die Gläſer in Stücke ſchlug, den Leuten Nachts die Decken vom Leibe und das Bett unterm Leibe wegrückte und viel andere Poſſen trieb, ohne jedoch Jemanden ein Leides zuzufügen. Verſchiedene Bürger und Fremde kamen in das Haus, konnten aber nichts ſehen; nur einem kleinen Mädchen war der Spuk ſichtbar, und es rief ſtets: „Sieh, ſieh, da geht es und glotzt mich mit glühenden Augen an.“ Endlich wagte es ein kühner Mann mit vier andern wackern Geſellen und gingen in das Haus mit bloßen Degen in der Hand, ſuchten in allen Ecken und Winkeln, blieben auch die ganze Nacht wach und paßten auf, fanden aber nichts. Am 22. October aber ſah man auf dem Hausflur einen großen ſchwarzen Hund, der, als man ihn wegjagen wollte, die Zähne wies und ſo grimmig drein ſchaute, daß diejenigen, welche ihn zu vertreiben meinten, ſelber faſt vertrieben wurden. Als das ruchbar wurde, liefen viel Leute herbei, das ſchreckliche Thier zu ſehen. Drei kühne Kerle wagten es denn auch, auf ihn loszugehen und ihn anzugreifen. Er wehrte ſich nicht im Mindeſten, happte nicht um ſich, aber wich auch nicht von der Stelle, ſondern blieb, wie feſtgenagelt ſtehen. Dadurch kühner geworden, griffen ſie ihn an, um ihn durchs Fenſter zu werfen, aber obgleich zu Vieren, waren ſie doch nicht ſtark genug, ihn aufzuheben. Da traten noch fünf andere zu, um ihnen zu helfen, aber auch zu Neunen ging das noch nicht. Da rief Einer: „Du biſt doch wahrlich

ein geduldiger Teufel; pack dich weg, du verfluchter Hund!“ Auf das Wort ſprang er weg und zum Fenſter hinaus, mehr denn zwei Ellen hoch in die Luft, fiel dann nieder auf die Erde und verſchied. Seitdem war es mit dem Spuken in des Schiffers Hauſe gethan.

53.

Das weiße Kanin zu Dendermonde.

Mündlich.

Auf dem Wällchen (Veſtje) zu Dendermonde wohnte vor alten Zeiten eine Milchfrau, die ihren Kunden allzeit getaufte Milch, das iſt Milch mit Waſſer vermiſcht, lieferte. Die Bäurin ſtarb ſonder Beichte und ſeitdem ſchwärmte ihr Geiſt jede Nacht in Geſtalt eines weißen Kaninchens um, welches rief:

Ik heb myn ziel aen den duivel verkocht
Omdat myn zoete melk niet en dogt.

(Ich hatte meine Seele dem Teufel verkauft, darum taugte meine ſüße Milch nicht.) Seit die alten Wälle der Stadt vernichtet ſind, ſieht man das Kanin nicht mehr.

54.

Kaninchen zeigt den Schatz.

Mündlich.

A. van de Velde in der Wodana I. p. 157.

Ein Bauer zu Windham ſah jede Nacht ein weiß Kaninchen unter ſeinen Holzſchober kriechen. Da er das Thierchen gern gefangen hätte, verlegte er das Holz und

fand ein Loch darunter; in der folgenden Nacht ſetzte er ſich darauf. Als das Kaninchen kam und ihn darauf ſitzen ſah, lief es lange rund, ohne ihm zu nahen. Da frug er endlich: „Ei, warum kriecheſt du nicht in dein Loch?“ Darauf antwortete das Kanin zu nicht geringem Schrecken des Bauern: „Das glaube ich wol, daß ich nicht hineinkrieche; du ſitzeſt ja darauf.“ — „Dann komm, ich will weggehen,“ ſprach der Bauer und wollte aufſtehen, aber das Kaninchen ſprach: „Nein, nein, du kannſt Beſſeres thun. Ich habe da in meinem Leben einen Schatz vergraben, grabe das Loch nur weiter und du wirſt ihn finden. Nimm ihn und ich bin erlöſt.“ — Das that der Bauer und er fand einen ſo großen Schatz, daß er den Hof, worauf er als Pachter wohnte, ankaufen konnte und mit demſelben alles umliegende Land.

55.

Kaninchen auf dem Kirchhof.

Mündlich.

Wodana I, 239. Nr. 59.

Ein Mann aus Kortryk kam Abends ſpät noch über den Kirchhof und ſah da ein ſchönes, weißes Kaninchen herumhüpfen. „Ah,“ dachte er bei ſich ſelbſt, „das Thierchen will ich mir fangen, es iſt etwas für Sonntag;“ und er nahm ſeinen Hut in die Hand und lief hinter dem Kaninchen bis an die Kirchthür; da ſchmiß er den Hut darauf, ſo daß es drunter ſaß. „Nun ſollſt du mir nicht lang mehr hüpfen,“ ſprach er und griff mit der Hand unter den Hut, aber das Kaninchen war verſchwunden und weiter nichts zu ſehen als ein Häufchen Erde, grade wie ein Maulwurfshügel. Da ſchlug der Mann ein Kreuz und betete fünf Vaterunſer

und fünf Ave Maria, denn er erkannte, daß das Kaninchen ein Geiſt geweſen.

56.

Seele als Vogel.

Thom. Cantipratensis bonum universale de apibus. p. 126.

Nach der Schlacht von Walchern, in der die Flåminge von dem Grafen Florenz von Holland und den Seelåndern geſchlagen wurden, ging eine ſehr reiche und fromme Matrone auf dem Schlachtfelde umher, um den Verwundeten Hülfe und den Sterbenden Troſt zu bringen. Da hörte ſie ſich plötzlich rufen, ſchritt dem Orte zu, von woher die Stimme ſcholl, und ſah, daß es ein ſchwer Verwundeter war. Sie hob ſein Haupt und legte es in ihren Schoos, ermahnte ihn, an Gott und das Jenſeits zu denken, und redete ihm zu mit viel frommen Worten. Der Mann wandte ſeine Augen gen Himmel und ſprach: „Habe ich Jemand getödtet, das iſt nicht meine Schuld, ich wollte es nicht; dem, der mich verwundet, vergebe ich von ganzem Herzen und bitte Gott, mir auch alſo zu vergeben. Gern hätte ich noch die heil. Wegzehrung genoſſen; kann ich ſie aber nicht mit dem Munde nehmen, dann wird mir Chriſtus ihr Gnadengeleit doch nicht entziehen.“ Mit den Worten machte er das heil. Kreuzzeichen und ſein Haupt ſank zurück; in dieſem Augenblicke öffnete ſich ſein Mund und ein Vöglein flog heraus, ſo ſchön, daß nichts in der Schöpfung ihm verglichen werden kann, und das erhob ſich mit Rücklaſſung eines überaus köſtlichen Geruches zum Himmel. — Solches hat die Matrone oftmals erzählt und bei ihrem Seelenheile die Wahrheit der Erzählung bekräftigt.

57.

Geiſt erlöſt.

Beſchryvinge van Ypre. MS

Im Jahre 1459 auf Allerſeelentag wurde zu Ypern ein wiederkehrender Geiſt erlöſt. Es hatte nämlich ein gewiſſer Gerhard Middendorf, ein Bäckermeiſter, ein Haus gemiethet, welches ſeit lange gänzlich verlaſſen geweſen war, weil es darin ſpukte. Nun war ſeiner Frauen erſte Arbeit, das Haus vom Söller bis zum Keller zu putzen und zu fegen; da kam ſie denn auch unter anderm an einen alten Schrank und indem ſie den reinigte, fand ſie ein heimliches Käſtchen, das brach ſie auf und ſah, daß ein Säckchen voll Geld darin lag. Erfreut rief ſie ihren Mann und zeigte dem den gefundenen Schatz. Gerhard war nicht weniger zufrieden darob als ſeine Frau und ſprach: „Nun iſt der Geiſt erlöſt, der hier umging. Laß uns nun zum Goldſchmied und zum Gewandſchneider gehen und für uns Alle etwas Neues kaufen.“ Das thaten ſie auch und kehrten ganz glücklich und ſeelenvergnügt nach Hauſe zurück.

Abends ging Middendorf in die Schenke und die Bäckersfrau blieb allein in der Kammer, wo ſie ſich mit Nähen die Zeit vertrieb. Da ſchlug es elf Uhr und nach dem letzten Schlage hörte ſie in dem alten Schranke einen entſetzlichen Knall, wie wenn der ganze Schrank in Stücke wäre geſchlagen worden. Sie ſchaute nach der Ecke hin, wo er ſtand, und ſah, wie die Thüren ſich öffneten und ein junges ganz altfränkiſch gekleidetes Mädchen daraus trat, welches ſich zu ihr wandte und ſprach: „Frau, das Geld, welches ihr heute gefunden habet, hatte ich in den Schrank gelegt und davon muß ein Gelübde vollbracht werden, welches ich gethan, aber nicht vollbringen konnte.“ Martinchen, die Bäckerin,

war ſo erſchrocken ob der Erſcheinung, daß ſie bewußtlos von ihrem Stuhle ſank und an dem Boden liegen blieb, bis ihr Mann zurückkam.

Noch oft kehrte der Geiſt der Jungfrau wieder, ſagte ihr endlich auch, welches das Gelübde ſei, was ſie für die Geneſung ihres Vaters gethan, und Martinchen erfüllte daſſelbe; ſie kaufte nämlich zwei ſilberne Leuchter für den Altar unſerer lieben Frau, eine ſilberne Krone für das darauf ſtehende Marienbild und ein Meßgewand. Das alles opferte ſie an dem Altare in einer feierlichen Meſſe auf. Als dieſe Meſſe zu Ende war und der Geiſtliche das de profundis anſtimmte, da rauſchte es in der Kirche, wie von einem ſtarken Winde und man ſah einen großen ſchneeweißen Vogel, einem Schwane gleich, vor dem Altare fliegen und gleich darauf verſchwinden, woraus man ſchloß, daß der Geiſt nun erlöſt ſein müſſe.

58.

Die baſeler Nachtigall.

Manilius.
Lenglet-Dufresnoy Recueil de dissertations. II, 1, p. 29.

Während des Conziliums von Baſel gingen einige von den gelehrten Doctoren in einem Walde ſpazieren und hörten daſelbſt eine Nachtigall, die ſo wunderbar ſang, daß ſie nie in ihrem Leben ſo etwas gehört hatten. Das kam einem der Herren verdächtig vor und er beſchwur die Nachtigall, zu ſagen, wer ſie ſei. Da ſprach der Vogel, er ſei eine verdammte Seele und müſſe in dem Walde wohnen bis zum Tage des jüngſten Gerichts.

59.

Roſe aus des Todten Mund.

Thom. Cantipr. bonum universale de apibus. p. 290.

Im Kloſter Doel lebte ein Mönch, der alle Tage fünf Pſalmen ſang, die mit den Anfangsbuchſtaben des Namens der heiligen Mutter begannen. Es geſchah nun im Jahre 1186, am Feſte des heil. Andreas, als die Mönche zur Nachtvigilie ſich in der Kloſterkirche verſammelt hatten, daß der Subprior rund ging um zu ſehen, ob alle da wären; er fand alle zugegen, ſeinen Bruder Josbert, jenen frommen Marienverehrer, ausgenommen. Das wunderte ihn und er ging zur Schlafkammer und zu Josbert's Bette, denn er dachte ihn noch ſchlafend zu finden; aber er fand ihn kalt und todt und ſah zugleich ein unerhörtes Wunder, nämlich fünf Roſen, die aus des Hingeſchiedenen Mund, Augen und Ohren hervorblühten und auf denen die erſten Verſe der fünf Pſalmen ſtanden, die Josbert zur Ehre Marias zu beten gewohnt war.

Bald war das Wunder rund und der Biſchof kam und nahm die Roſe aus dem Munde, legte ſie in ein kryſtallen Käſtchen und befahl, dies auf dem Altare aufzuſtellen. In dem Augenblicke aber, wo er die Roſe genommen, ſanken die andern vier hin und verloren all ihre Zierde.

60.

Goldwurz blutet.

Thom. Cantiprat. bonum univers. de apibus. l. II c. 55 § 2 p. 533.

Ein Knabe aus dem Bisthum Cameryk in Brabant kam zu Thomas und wehklagte und rief: „O Herr, erbarmet euch mein, denn mir iſt Schreckliches widerfahren.“ Thomas ſtand verwundert darob, denn er konnte nicht begreifen, was dem Knaben denn für Schreckliches begegnet ſein möge, und fragte ihn: „Dann ſage mir bald und kühn, was iſt denn das?“ — „O Herr,“ entgegnete der Knabe, „ich ſaß mit andern meiner Kameraden im Felde bei den Ochſen und wollte mir einen Pfeil ſchneiden. Kaum aber hatte ich mit dem Meſſer eine Goldwurz (hastula) geritzt, die mir am beſten dazu ſchien, als das helle Blut daraus lief.“ Thomas beruhigte den Knaben, erfreut, daß es nichts Schlimmeres war, was ihm widerfahren, und ſandte ihn nach Hauſe zurück.

61.

Spinnweibchen in der Linde.

Mündlich.

Zu Weſſalaere bei Nevele ſteht eine ungeheure Linde, die wol ein Jahrtauſend zu zählen ſcheint; aus der Mitte ihres hohlen Stammes ſchießt ein junges Lindchen auf. Neben dem jungen Lindchen ſieht man jegliche Nacht ein ſpinnend Weibchen ſitzen, das iſt alt und runzlich und dreht ſein Rädchen immer fort, mag da zuſchauen, wer will. Um das Weibchen herum ſpringen und ſpielen Thiere aller Art, wie ganz zahm und fürchtet ſich keins.

Viele Leute aus der Gegend gehen hin zu der Linde, das Weibchen zu ſehen; gewöhnlich aber thun ſich mehre zuſammen, denn es hat immer etwas Grauliches.

62.

Jan-Aarten-boimke.

Mündlich.

Dr. Nermans, Geſchiedkundig Mengelwerk. II. S. 304.

Nahe bei einem Grabhügel bei Tilburg ſteht eine tauſendjährige Eiche, welche man Jan-Aarten-boimke nennt. Bei dieſem Baume geht es um und man erzählt ſich viel von ihm. Die ganze Umgegend iſt reich an Urnen, auch findet man dort viel Holzaſche mit Menſchenbeinen darunter.

63.

Weiße Frau zu Stammheim
(bei Köln.)

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. XI. c. 53.

Zu Stammheim wohnten im dreizehnten Jahrhundert zwei Ritter, deren einer Herr Günther hieß und der andere Herr Hugo. Einſt, während Günther im heiligen Lande für den Glauben kämpfte, hatte die Kindermagd deſſen beide Knaben Nachts in den Hof geführt, damit ſie einem natürlichen Bedürfniſſe genügten; während ſie aber ſo neben den Kleinen ſtand, ſah ſie plötzlich eine Frau in ſchneeweißem Kleide und mit leichenblaſſem Antlitze, die über die Thorſchwelle hin auf die Kinder ſchaute, dann ſchweigend ſich umwandte und ebenſo

durch Herrn Hugo's Thor ihre Blicke ſandte, und zu- letzt von da auch weg und dem Kirchhofe zuging, wo ſie verſchwand. Einige Tage nachher erkrankte das ältere Söhnchen Günthers und ſprach alsbald: „Nach ſieben Tagen muß ich ſterben; ſieben Tage ſpäter ſtirbt meine Schweſter Divina und abermals nach ſieben Tagen mein jüngſtes Schweſterchen.“ Und ſo geſchah es auch und es ging noch weiter, denn nachdem die Kinder todt wa- ren, folgte ihnen die Mutter und endlich auch die Magd. Zur ſelben Zeit ungefähr verſchied auch Herr Hugo nebſt ſeinem Sohne.

64.

Die weiße Frau in Soeſt.

Caesar. heisterb. dial. mirac. dist. III. c. XI.

In Soeſt lebte ein Bürger, mit Namen Henricus Gemma, und der hielt eine Schenke, die jedoch in ei- niger Entfernung von ſeinem Wohnhauſe lag. Eines Abends kehrte er ſpät zurück, das aus dem Weine ge- löſte Geld in ſeiner Taſche. Auf dem Wege fand er eine Frau in weißem Gewande; die zog ihn, als er an ihr vorbeikam, beim Kleide und ſprach zu ihm: „O Freund, wie lange habe ich hier ſchon deiner geharrt! nun komm auch mit mir und gib mir deine Gunſt.“ Darauf antwortete der Wirth: „Ich habe nichts mit dir zu ſchaffen und will nichts von dir wiſſen; ſondern will geradenwegs zu meiner Frau nach Hauſe;“ und mit den Worten riß er ihr ſeinen Rock aus der Hand. Da er auf ihr inſtändigeres Bitten noch immer ihr nicht folgen wollte, faßte ſie ihn endlich mit kräftigen Armen und flog mit ihm durch die Luft über Sankt Patrocli Kloſter weg bis auf eine Wieſe außerhalb der Stadt,

wo ſie ihn niederlegte. Nach langer Zeit erſt erwachte er aus einer ſchweren Ohnmacht, in die der Schrecken ihn geworfen hatte, erhob ſich und ging nach Hauſe zurück, wo ihn die Seinigen zu Bette brachten.

Noch drei Nächte nachher kam die weiße Frau und klopfte an dem Hauſe, aber Herr Heinrich rief: „Laßt ſie nur klopfen, ſie kommt und klopft meinetwegen.“ Der Mann überlebte krank und ſchwach kaum noch ein Jahr; dann ſtarb er.

65.

Der Elben und Zwerge Töpfe und Pfeifchen.

Mündlich.

A. Heylen, Verlichtinge der brabandſche en andere nederlandſche oudheden. S. 229.
Dr. Hermans, Geſchiedkundig mengelwerk. II. S. 269.

Zu Caſtelre bei Eerſel liegt ein Alvenberg, der wegen Spuk ſehr bekannt und gefürchtet iſt. Vorzeiten nämlich haben dort die Elben, Alven oder Kaboutermannekens gewohnt; von ihnen rühren die Töpfe und Krüge her, welche man bei einigem Graben daſelbſt findet.

Sehr häufig findet man kleine Tabackpfeifchen in Menge auf gewöhnlichem Ackerlande; dieſe ſind kurz und dick von Stiel und von ſehr roher Form. Daraus rauchten die Zwerge ehedem und machten das alſo: Ein Zwerglein hielt das Pfeifchen feſt, ein zweites rauchte daraus und ein drittes hielt das Feuer daran.

Wenn man mit dem Reinmachen einer Sache beſchäftigt iſt und man kann nicht ſchnell fertig werden, dann hört man nicht ſelten ſich fragen: „Sollen die Erdmännchen dir nicht putzen helfen?“

66.

Zwerge auf dem Hopfenſöller.

Wieri opera omnia c. 22. p. 71.
Dr. Hermans Geſchiedkundig mengelwerk. II. p. 271.

Die Erdmännlein oder Zwerge ſind nicht alle einer Art. Einige ſind gütig und traulich, werden darum Hausgeiſter genannt. Dieſe halten ſich Nachts gewöhnlich auf dem oberſten Stock auf und ſcheinen Dienſtbotenwerk zu verrichten. Man ſoll meinen, ſie kletterten die Treppe herunter, öffneten die Thüren, legten Feuer an, holten Waſſer und deckten den Tiſch, doch thun ſie im Grunde nichts von dieſem All. Da ſie aus einigen Zeichen wiſſen, was noch geſchehen wird, ſo hört man ſie häufig lange voraus das thun, was ſpäter eintreffen ſoll.

Dies Letzte habe ich ſelbſt (Weier) in meiner Jugend in meinem älterlichen Hauſe zu Grane ſehr oft erfahren. Wenn auf unſerm Speicher viel Hopfen in Vorrath lag, hörten wir die Nacht vor dem Tage, wo Kaufleute kamen, um Hopfen zu kaufen, Hopfenſäcke in Menge die Treppe herabwerfen. Wir waren ſtets erfreut darob und ſagten es unſern Aeltern, denn wir konnten ſicherlich darauf rechnen, daß wir am andern Tage einen guten Handel machten.

67.

Das Zwergloch zu Weingarten.

Mündlich.

Bei Weingarten in der Eifel ſieht man auf der Höhe eines kleinen Hügels eine Höhle; da haben in frühern Zeiten die Zwerge gewohnt. Die Höhle geht auch zwei Stunden weit unter der Erde fort bis in das

Kloſter Schwarzenbroich, wo ſie im Keller einen Ausgang hat. Wenn es die Zwerge nach gutem Weine gelüſtete, oder ſie ihren Freunden von ſolchem geben wollten, dann ſtahlen ſie denſelben aus dem Kloſterkeller, wo er in Menge lag. Auf dem Sommerhäuschen einer bei Weingarten gelegenen Burg ſieht man noch heutzutage eine buntgemalte Figur und das iſt das Bild von einem der Zwerge.

Wenn die Bauern aus der Umgegend an dem Zwergloche vorübergehen, dann werfen ſie einen Stein hinein; dadurch iſt der Eingang nun ſo enge geworden, daß man nur mit großer Mühe noch durch kann.

68.

Der Zwerglein Hülfe.

Mündlich.

In einem weſtflandriſchen Dorfe fällt die Kirmeß juſt in die Erntezeit. Es geſchah einmal, daß in einem Hofe des Dorfes die Knechte und Mägde alle beim Einernten helfen mußten, während im Dorf die Muſik luſtig ſpielte und alle Jungen und Mädchen am Tanzen waren, oder an den Buden auf dem Markte herumſpazierten. Sie arbeiteten alle, daß ihnen der Schweiß in Strömen vom Leibe lief, aber trotzdem ſahen ſie ein, daß ſie doch nicht fertig werden konnten und daß der Spielmann ſeine Geige an den Nagel hängen würde, ohne daß ſie ein Tänzchen gemacht hätten. Sie beklagten ſich auch nicht wenig darüber, aber was konnte ihnen das All helfen; die Arbeit mußte gethan ſein.

Als ſie eben noch ſo recht im Murren waren, ſahen ſie plötzlich ein klein alt Männchen neben ſich ſtehen; das hatte die Hände auf dem Rücken und lachte herzlich

drein und ſprach: „Ja Jungen, Jungen; ihr tanztet alſo lieber, als daß ihr hier herumſklavt?“ — „Iſt das noch eine Frage?“ entgegnete einer der Knechte. „Gewiß, Freundſchaft, und nie iſt uns das Arbeiten ſaurer angekommen.“ — „Gut,“ ſprach das Männchen; „dann leget euch ... es iſt um zehn Uhr ... ſchlafen bis elf Uhr und ſehet nicht weiter um euch. All eure Arbeit wird dann verrichtet werden. Aber das keiner von euch die Augen aufthue und um ſich laure.“ Das thaten die Leute auch alle, eine neugierige Närrin von Dienſtmagd ausgenommen: die ſchloß die Augen nur halb und lonkte verſtohlen, um zu ſehen, auf welche Weiſe die Arbeit denn eigentlich vollendet würde. Da ſah ſie aber nichts anders, als die Garben fliegen, rechts und links, Bänder drum binden und kurz ein Treiben, als wären tauſend Teufel damit beſchäftigt geweſen. Ehe es noch elf ſchlug, war alles in Ordnung, nur die jener Magd zugewieſene Arbeit war noch nicht verrichtet. So mußte ſie denn zur Strafe für ihre Neugier mutterſeelenallein arbeiten bis Abends elf Uhr, während die andern alle luſtig tanzten und ſprangen.

69.

Die Lappländer zu Langdorf.

Mündlich.

Wodana I. p. 154.

Zu Langdorf gab es ehedem eine große Menge von Kabautermännchen oder Lappländern, ganz kleine Kerlchen, die viel Böſes und wenig Gutes ſtifteten. Sie kamen häufig bei meiner Mutter Großvater, Berg, um ſich Küchengeräthe von ihm zu leihen. Gab man es ihnen nicht, dann wollte es mit der Arbeit auf dem Hofe

den ganzen Tag nicht recht fort und allerlei Unangenehmes ſtellte ſich den Dienſtleuten in den Weg. Gab man es ihnen aber, dann ging alles nach Wunſch und Willen. Zumeiſt erfrugen ſie ſich Löffel, Gabeln und Töpfe; gab man ihnen dieſelben rein, dann bekam man ſie ſchmutzig zurück; empfingen ſie dieſelben aber ſchmutzig, dann gaben ſie ſie rein zurück.

Als man ihnen eines Morgens einen eiſernen Keſſel lieh, um Bohnen darin zu kochen (denn zu der Zeit kannte man noch keine Kartoffeln), gingen ſie damit in die Scheune, ſteckten einen Stock in das Stroh, machten ein groß Feuer und hingen den Keſſel an den Stock darüber. Als Berg das ſah, lief er erſchrocken hinzu und rief: „Was macht ihr da, ihr ſteckt meine Scheune in Brand und meinen ganzen Meierhof mit. Iſt das der Dank für meine Güte?" Die Kabautermännchen lachten aber und ſprachen: „Seid nicht beſorgt darum, es wird nichts verbrennen; ſtatt euch irgendwie Schaden zu thun, wollen wir für euch arbeiten." Es war damals juſt in der Erntezeit. Die Knechte zogen aus in's Feld, um das Korn zu mähen, doch als ſie kamen, war die Arbeit ſchon gethan; das Korn war ſo ſchön gemäht, wie man es nur wünſchen konnte. Gegen Mittag kamen die Männchen wieder an die Thüre und erfrugen ſich abermals den eiſernen Keſſel. „Den will ich euch geben," ſprach Berg, „aber werdet ihr auch für mich arbeiten?" — „Weil ihr uns das abfragt, nein, heute nicht mehr," ſprachen die Männchen, „wol aber morgen, wenn ihr uns außer dem Keſſel noch Gabel und Löffel leiht." Berg verſprach ihnen dieſelben und als man am folgenden Tage das Korn in Garben binden wollte, war das auch ſchon gethan und man brauchte die Garben nur in die Scheune zu führen.

Ein andermal ſollten Bäume gehauen werden, wahr-

ſcheinlich hatte man den Männchen auch wieder nicht ganz nach ihrem Sinne gethan, denn die Bäume waren wol umgehauen, aber ſie lagen quer über der Straße und man konnte ſie trotz aller Mühe nicht von der Stelle bringen. Man ſuchte alſo die Männchen zu beruhigen und da verſprachen ſie denn auch, die Bäume aus dem Wege zu räumen und ſie ſelbſt nach dem Hofe zu bringen, nur müſſe man Pferde und Karren in die Nähe bringen und da allein ſtehen laſſen. Da führten ſie die Bäume weg, eine große Eiche ausgenommen, die ließen ſie liegen. Die Leute gaben ſich nun alle Mühe, den Baum zum Mindeſten ein wenig zur Seite zu bringen, doch das ging nicht, denn damals kannte man die Winden und andere Hebinſtrumente noch nicht. Die Kabautermännchen ſtanden inzwiſchen da und lachten die Leute derb aus, bis Berg ihnen wieder ihren Willen that; da brachten ſie den Baum weg.

Da ſie nun ſehr häufig ſchlimme Streiche ſpielten, ſetzte die Polizei ſich auf die Hinterbeine, um ſie zu fangen, aber nie konnte ſie die Männchen ertappen, denn wenn ſie irgendwo zuſammenſaßen, dann ſtießen ſie ein großes Meſſer, welches ſie ſtets bei ſich trugen, mit der Spitze in den Tiſch. Kam die Polizei dann in die Nähe, dann bewegte ſich das Meſſer und zitterte und fuhr hin und wieder, und zugleich verſchwand das kleine Volk mit Keſſel und Kannen.

Einmal aber hat man ſie doch überraſcht und das war in einem theilweiſe niedergefällten Walde. Da saßen ſie, aßen und tranken und tanzten auf den Ellenbogen, die Beine in die Höhe geſtreckt, in die Runde. Als man ihnen nicht zu nahen vermochte, rief man den Pfarrer, doch der konnte auch nichts gegen ſie ausrichten.

Dieſe Lappländer oder Kabautermännchen waren während des deutſchen Kriegs in's Land gekommen. Die

Franzoſen haben ſie herausgejagt. Seitdem hat man nichts mehr von ihnen geſehen.

70.

Mützchen.

Steinhart epitome historiarum p. 53.

Im Heiniſchen Buſch bei Freiberg in Meißen erſchien ehedem häufig ein Geiſt, welcher die Durchwandernden auf allerlei Manieren quälte. Zumeiſt hüpfte er ihnen auf den Rücken, klammerte ſich um ihren Hals feſt und ließ ſich alſo ein gut Stück Wegs tragen. Waren die Leute dann hundemüd, ſo daß ſie kaum noch Athem ſchöpfen konnten, dann ließ er ſie los, kletterte pfeilſchnell auf einen Baum, lachte ſie derb aus und machte Grimaſſen aller Art. Vornehmlich hat er dies Spiel, wovon viele Perſonen krank geworden und einige ſelbſt geſtorben ſind, im Jahre 1573 getrieben. Von dem Volke wurde er insgemein Mützchen geheißen.

71.

Der Hinzenthurm zu Aachen.

Mündlich.

A. Reumont Aachens Liederkranz und Sagenwelt. S. 325.
Vgl. auch Grimm Deutſche Sagen. I. Nr. 33.

Der Felſen, auf dem die Emmaburg im Limburger Lande ſteht, iſt durch viel unterirdiſche Gänge ausgehölt; in dieſen trieben einſt die Hinzelchen oder Hinzenmännchen ihr Weſen. Bei Tage ließen ſie ſich nicht ſehen, dafür machten ſie Nachts aber allerhand Lärm und Unfug an der Leute Thüren; hatten ſie dies eine Stunde

lang, und zwar von Zwölf bis Eins, getrieben, dann zogen ſie ſich wieder in ihre Berglöcher zurück und begannen da luſtig zu ſchmauſen. Ein Jägerburſch hat ihnen einmal dabei zugeſchaut; als er aber am andern Morgen ſeinen Nachbarn davon erzählte, da wurde er bald darauf ſiech und eilte eines Tages in die Felſen um nimmer zurückzukehren.

Die Umwohner waren des Spukes endlich müde und da keine Beſchwörungen halfen, bauten ſie eine Kapelle am Fuße der Emmaburg: ſeit das Glöcklein derſelben die Gläubigen zur erſten Meſſe rief, verſchwanden die Hinzlein und ließen ſich weiter nicht ſehen.

An dem äußern Stadtwalle von Aachen, zwiſchen dem Sandkaut- und Kölner-Thor, ſtand zu der Zeit ein hoher Thurm, von dem unterirdiſche Gänge weit in das Land hineinführten: dahin zogen die Hinzelmännchen und fingen nun in Aachen daſſelbe Treiben an, wie ehedem in den Felslöchern. Vorzüglich wurden die Bewohner der Kölnerſtraße von ihnen geplagt. Zu gewiſſen Zeiten kündigten die Hinzelchen den Bürgern daſelbſt durch mancherlei Vorzeichen, wie z. B. durch Pochen an der Hausthür, Picken und Kniſtern auf dem Herde oder Geraſſel unter dem Küchengeſchirre an, daß ſie Feſt hielten, und dann mußte jeder Hausvater ein blankgeſcheuert Geſchirre um zehn Uhr Abends vor ſeine Thüre ſtellen. Wer das unterließ, der mochte ſicher ſein, die Nacht keine Ruhe zu haben; wagte einer, gar der Männchen zu ſpotten, den zerzauſten ſie dergeſtalt auf ſeinem Lager, daß man ihn Morgens halbtodt fand. So begab es ſich auch einmal, daß zwei Kriegsleute, die in dem Hauſe zum Wildenmann im Quartier lagen, den Hausherrn über das Keſſelausſetzen aufzogen und ſich vermaßen, die Hinzelchen ſollten ſtatt der Keſſel ihre blanken Degen finden. Sie ſetzten ſich denn auch um zehn Uhr an

die Thür und zechten da wacker und ſangen luſtige Stückchen dazu. Bald aber ſchwieg ihr Sang und ſie ſchrien zwiſtendie einer dem andern zu: Hinz! Hinz! gingen einander zu Leibe und liefen ſich durch das Hinzengäßchen bis an den Thurm nach: da fand man ſie am andern Tage und hatte einer den andern erſtochen.

So wagte denn keiner, das Keſſelausſetzen zu unterlaſſen. Um Mitternacht liefen die Hinzchen tripp, trapp durch die Straßen und packte ein jedes ſeinen Keſſel auf, womit ſie dann dem alten Thurm zueilten. Am andern Morgen fand jeder Einwohner ſein Geſchirr wieder richtig und blank vor der Thür, die ausgenommen, welche die Keſſel unſauber hingeſtellt; denn deren Keſſel nicht allein, ſondern auch ihr Haus noch, war ganz mit Koth und Schmutz beſchmiert. Das hat gedauert bis zur Stiftung des Regulirherrn-Kloſters; ſeit der Zeit ſind die Hinzelmännchen verſchwunden.

72.

Nievelmännchen und Ouwelmännchen.

Mündlich.

Ecreviſſe in Vlaemſch. Belgie.

In Limburg an der Maaß liegen die Ruinen des alten Schloſſes Stein. Unter denſelben gibt es eine Menge von Kellern und Gängen, welche von den Nievelmännchen bewohnt ſind. Dieſe Männchen ſchlafen bei Tag und wachen bei Nacht. Dann laufen ſie in all den Häuſern der Gegend rund und holen Küchengeräthe, worin ſie während der Nacht ihr Eſſen kochen. Auch melken ſie die Kühe in den Ställen aus und bringen Zwiſt und Uneinigkeit unter das Geſinde. Wenn dies dann zankt oder gar ſich untereinander ſchlägt, dann

ſtehen ſie in der Ferne und lachen und verſchwinden bald darauf wieder in ihren Höhlen.

73.

Zwergloch bei Osnabrück.

Kircheri mund. subterran. VIII. 4, 2.

Bei Osnabrück in den Bergen (Iburgenſo) findet man eine Höhle mit unzähligen Irrgängen, die von Zwergen bewohnt werden. Dieſe machten um geringen Preis den umwohnenden Bauern allerhand Schmiedearbeiten in Eiſen, auch andern Hausrath; war etwas zerbrochen, das durch keine Menſchenhand wieder ganz gemacht worden wäre, die kunſtreichen Zwerge thaten es mit Leichtigkeit. In Osnabrück ſah ich ein Hangeiſen, woran man die Keſſel übers Feuer hing, das hatten die Zwerge gemacht. Viel erzählte man ſich von ihnen, ſo z. B. daß das Wild in jene Höhle flüchtete, und ſetzten die Hunde ihm nach, dann kämen ſie nicht wieder zum Vorſchein. Dieſe Erdmännchen werden jetzt faſt gar nicht mehr geſehen und haben den Umgang mit Menſchen faſt ganz aufgegeben; es hat nämlich einmal ein muthwilliger Bube, der auch viel Gutes von ihnen empfangen, ihnen zum Danke ſeinen Koth auf die Stelle gemacht, wo man ihnen gewöhnlich den Lohn für ihre Arbeiten hinzulegen pflegte.

74.

Das ſchwarze Männchen.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

Im Schweizerland wohnte ein gelehrter Chemikus; zu dem kam einmal ein Bauer und ſprach: „Herr, hört,

ich habe euch etwas ins Ohr zu ſagen. Als ich neulich auf dem Berg ein bischen ſpazieren ging, ſah ich am Fuße deſſelben ein ſchwarz Männchen, welches grub, nun einmal verſchwand und gleich drauf wieder da war und arbeitete. Da ſtieg ich nieder, um das fremde Ding näher zu beſchauen, aber ich fand auch nicht einen Fußtritt, dagegen auf der Stelle, wo das Männlein gegraben hatte, dieſe Erzſtücke hier.“ Derſelbe Bauer erzählte auch, er wäre unlängſt bei einigen Bauern geweſen, die auf den Bergen Kryſtall ſuchen gingen; die hätten ihm eine Stelle gewieſen, wo kürzlich einer von ihnen mit der Hacke gegen einen Felſen geſchlagen und mit gemachter Freude — nämlich um die andern zum Narren zu halten — ausgerufen: „Ei, was für ſchönen Kryſtall finde ich hier!“ Da wäre plötzlich in den Bergen ein ſo gräulicher Spektakel und Geraſſel und Getöſe entſtanden, daß ſie alle geflüchtet wären. Der Chemikus ließ ſich den Ort weiſen, wo das Männlein gegraben, und fand daſelbſt eine reiche Metallader.

75.

Die Bergmännchen im Oberbieberſtollen.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

Martin Lichy befand ſich eines Sonntags bei Anbruch der Nacht in dem Oberbieberſtollen und ſah allda ein Männchen ſo groß als ein Kind von acht bis zehn Jahren; es trug ein ledern Kleid, breiten Hut und hatte große funkelnde Augen. Lichy erſchrak nicht wenig und warf ſeinen Stock nach dem Männchen; da verſchwand es.

Ein Anderer war auf einen Sonntag in der Mine Mohren-Erbſtollen und hörte da plötzlich ſtark arbeiten, aber als er nachſah, fand er Niemand. Das erzählte er

ſeinen Geſellen, doch die lachten ihn aus. Da nahm er ein Grubenlicht und ſuchte nochmals: er hörte von allen Seiten rufen Ba, Ba, Ba und das erſchreckte ihn ſo, daß er ſchnell nach oben eilte. Nun ging er zu den andern Gräbern in die Herberge und wollte denen alles erzählen, doch die hießen ihn ſchweigen, denn es iſt bekannt, daß, wer Andern erzählt von den Bergmännchen, die er geſehen, bald ſterben muß. Trotzdem daß der Mann nun alsbald ſchwieg, wurde er doch krank und iſt erſt nach drei Wochen geneſen. Beinahe daſſelbe paſſirte noch einem andern Gräber, Chriſtian Müller. Simon Krauß zu Schemnitz hatte ſo eine Erſcheinung der Bergmännchen erzählt und ſtarb plötzlich, wovon noch eine Menge Beiſpiele anzuführen wären.

Eine ſolche Erſcheinung der Bergmännchen bedeutet ſtets etwas. Gehen ſie den Gräbern vor, das iſt Hoffnung auf eine reiche Mine.

76.

Engel ſchauen.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. l. VIII, c. 43.

Zu Hemmenrode lebte ein Laienbruder, der war Aufſeher über die Scheunen des Kloſters, ein guter und braver Mann. Oft ſah ein anderer gar einfaltvoller Laienbruder deſſelben Kloſters neben jenem einen Engel, wenn er einige Arbeit zu verrichten ausging. Als dieſer dem Abte Hermann das hinterbrachte, ſprach der: „Nun wirſt du den Engel nicht mehr ſehen, weil du von ſeiner Erſcheinung geſprochen.“ Das iſt auch eingetroffen.

77.
Waſſerteufel im Tabakfeld.

Mündlich.

Einem Manne zu Wetleren wurde in jeder Nacht, die Gott erſchaffen hat, ſein Tabakfeld zerſtört, die Blätter niedergeſchlagen, abgebrochen oder was Anderes, kurz, er fand jeden Morgen eine neue Urſache zu Aerger und Verdruß. Darüber wurde er endlich ſo böſe, daß er ſich eine Flinte lud und ſich in der Nähe des Feldes gegen Abend verbarg. Bis Mitternacht blieb alles ſtill, dann aber regte es ſich in den Blättern und eins wurde nach dem andern geknickt. Der Mann legte ſeine Flinte an, zielte und drückte los, aber der Hahn gab kein Feuer; dagegen bekam er ſelbſt einen ſo greulichen Schlag in den Nacken, daß er faſt beſinnungslos zu Boden ſtürzte. Das machte ihn aber nicht irre, er that friſches Pulver auf die Pfanne und als die Blätter ſich wieder regten, drückte er noch einmal los, aber kein Schuß folgte und er empfing denſelben Schlag. „Das muß ich doch dreimal wagen," ſprach der Mann, that noch einmal Pulver auf und drückte noch einmal los, doch derſelbe Ausgang erfolgte, und wurde ihm diesmal der Hut vom Kopfe weggeriſſen und eine Viertelſtunde weit geſchleudert, und hörte er dabei ein ſchallendes Gelächter: „Hahaha! Da hab' ich euch einmal feſt gehabt." Da erkannte der Mann, daß der Waſſerteufel ihm den Streich geſpielt habe, und ging ſtill nach Hauſe zurück, zufrieden, daß er noch ſo leichten Kaufes von dem Geiſte weggekommen war.

78.

Kind im Waſſer.

Mündlich.

Zu Boyghem in Oſtflandern ging einmal eine Frau zum Bache, Waſſer ſchöpfen, und fand im Bache ein allerliebſtes Kind liegen. Mitleidig nahm ſie das Kind heraus, drückte es in die Arme und trug es mit ſich nach Hauſe, wo ſie es ſorgfältig wickelte und wärmte und es auf ein Kiſſen ſchlafen legte. Dann lief ſie ſchnell zu einer Nachbarsfrau, um von der eine Wiege zu leihen, bekam die auch und machte ein Bettchen darein. Als das Kind erwacht war, gab ſie ihm zuerſt Milchbrei, dann legte ſie es in die Wiege; doch kaum begann ſie zu wiegen, als das Kind pff pff durch den Kamin fuhr und verſchwand. Da ſah ſie, daß der Nix ſie geneckt hatte.

79.

Die Neckerſtraße zu Ypern.

Beſchryvinge van Ypern. Handſchrift der Stadtbibliothek von Ypern.

In dieſer Straße wohnte ehedem eine Wahrſagerin, die im Rufe ſtand, mit dem Necker umzugehen. Den ſchwangern Frauen ſagte ſie voraus, ob ſie eines Knäbleins oder eines Mägdleins geneſen, nannte ihnen auch den Ort, wo ſie gebären würden. Wenn ein jung Paar heirathete, ſagte ſie ihnen für Geld, ob die Braut Kinder bekäme oder nicht und wie viel ſie bekommen ſolle. Wenn die Frauen ſie oft fragten, wo ihre Trunkenbolde von Männern ſäßen, nannte ſie ihnen die Schenke, wo dieſelben eben tranken. Ehe ſie eine Wahrſagung ausſprach, beſchwur ſie den Necker ſtets mit dieſen Worten:

Kom Necker,
Myn decker,
Myn wecker,
Myn lotetrecker,
Myn g'heim ontdecker,
En toon van daeg,
Wat dat ik u Necker vraeg *).

Dann drehte ſie ſich dreimal rund um und ſie wußte alles zu ſagen, was man ſie frug. Ueber ihrer Thüre hatte ſie ein Schild, worauf ſtand:

Der Necker allhier ſagen kann,
Was man fragt, ſei's Frau ob Mann.

Darum nannte man zuletzt die Straße Neckerſtraße.

80.

Das Stroh des Nixes.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2. Aus mündlicher Sage. G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben. S. 218. Gleichf. aus mündl. Quelle.

Zu Kappeln, einem Städtchen im ſtrasburger Gebiet, erzählt man ſich die folgende Geſchichte.

Es wohnte einmal eine Wehmutter in der Stadt, zu der kam der Waſſermann und bat ſie, ſeiner Frau in Kindesnöthen beizuſtehen. Die Wehmutter wollte jedoch nicht vor großer Furcht, aber der Nix bat ſo lange und ſo flehentlich und gelobte ihr ſo theuer, daß ihr kein Leides geſchehen ſolle, bis ſie endlich mit ihm ging. Als ſie ans Waſſer kamen, ſchlug der Nix mit einer Ruthe darauf, und es theilte ſich zur Stunde und Beide ſtie-

*) Komm Nix, mein Decker, mein Wecker, mein Loosziehec, mein Geheimniß-Entdecker und offenbare mir heute, was ich dich, Nix, frage.

gen eine Wendeltreppe nieder und kamen in eine Kammer, wo eine Waſſerfrau auf einem koſtbaren Bette in Kindesnöthen lag. Als die Wehmutter ihre Pflicht gethan hatte, führte der Nix ſie dieſelbe Wendeltreppe wieder hinauf und gab ihr oben zum Lohn für ihre Mühe ein Büſchlein Stroh. Das wollte die Frau zuerſt nicht annehmen, denn ſie dachte Lohn genug zu haben, daß ſie wieder wohlbehalten auf feſtem Boden ſtand, doch nahm ſie es endlich und ging ihres Weges, warf es aber auf der Straße weg. Als ſie jedoch zu Hauſe ankam, da fand ſie ein Hälmlein des Strohes, welches an ihrem Kleide hängen geblieben war, und als ſie das näher beſchaute, war es pures Gold.

Die Leute erzählen auch, daß ein Ritter ſeine entführte Frau in 77 Seen geſucht und ſie endlich in demſelben See gefunden habe, wo die Wehmutter geweſen war. Die Frau bezeugte oft, daß in keinem See, ſelbſt in dem der Venus, ſo ſchöne Gewölbe wären, als in dieſem.

81.

Des Nixes Füße.

Mündlich.

Morael in der Wodana. I.

Heutzutage ſieht man in der Gegend von Veurne keine Nixen mehr; eine glaubwürdige Frau verſicherte, daß ihre Mutter noch davon gehört und zwar viel davon gehört habe. Zu deren Zeit geſchah es unter andern, daß eine Bäuerin ſich Abends früh zu Bette legte, um des andern Morgens früh aufſtehen zu können, denn ſie wollte allerlei Waaren nach Veurne zu Markte bringen. Da ſie aufwachte, erſchrak ſie höchlich, als ſie ſah,

daß es ſchon ganz hell war; ſchnell ſprang ſie aus dem Bette, zog ſich an, nahm ihren Korb und ſchritt bald auf dem Wege gen Veurne hin. Unterwegs fand ſie Jemand, der auch nach der Stadt zu gehen ſchien und ſie freundlich anſprach: „Frauchen, ihr habt große Eile, wie es ſcheint, und ſchwitzet unter euerm Pack; ſicherlich gehet ihr zu Markte und dahin muß ich auch; laſſet mich euern Korb ein wenig tragen." Zuerſt dankte die Bäuerin freundlichſt, als der Mann aber immer wieder ſein Anerbieten wiederholte, ſtimmte ſie zuletzt darein und er hing ihren Korb in ſeinen Arm. Bald nahten ſie Veurne, aber die Sonne wollte noch immer nicht aufgehen, im Gegentheil, es ſchien immer dunkler zu werden. Die Bäuerin ging darum langſamer; hatte ſie zuvor gefürchtet, zu ſpät zur Stadt zu kommen, ſo fürchtete ſie nun, noch zu früh da zu ſein. Allerhand Gedanken ſchoſſen ihr in den Kopf und nachſinnend zu Boden ſchauend, ging ſie neben ihrem Geleitsmann her. Zufällig fiel ihr Blick auf deſſen Füße, doch da kriegte ſie einen Schrecken wie noch nie in ihrem Leben, denn die waren von ſo erſtaunlicher Größe, und hatten eine ſo ſonderbare Form, daß ſie noch nie ſo etwas geſehen hatte. Der Geſell ſchien das zu merken; zum mindeſten ſprach er: „Frau, ich muß hier ein wenig zurückbleiben; da iſt euer Korb." Die Frau nahm den Korb bebend an und konnte nur mit Mühe ein „Danke euch" ſtammeln; ſie lief ſo ſchnell ſie konnte über die Brücke, die ſie eben erreicht hatten. Im ſelben Augenblicke hörte ſie einen Plumps und das war der Großfuß, der ins Waſſer geſprungen war und dort verſchwand. Zu ihrer großen Freude ſah ſie in der Nähe eine Meierei und ging darauf zu und erzählte ihren Vorfall, und die Leute ſagten ihr, das ſei Niemand anders geweſen als der

Waſſernix, der ihr den Korb getragen und einen ſo gro= ßen Schrecken eingejagt habe.

82.

Nix zu Gent.

Mündlich.

Hinter dem alten Abteigebäude von Sankt Peter zu Gent liegt eine Brücke, auf der ſich ehedem häufig ein Nix ſehen ließ. Er ſtand gewöhnlich mitten auf der Brücke und wartete, bis Jemand kam, der auf die an= dere Seite wollte. Setzte der nun eben den Fuß auf die Brücke, dann warf ſich der Nix ins Waſſer. Mit= leidige Menſchen meinten oft, es ſei Jemand, der ſich erſäufen wolle, und ſprangen nach, wurden dann aber vom Nix gepackt und unter's Waſſer gezogen, ſo daß ſie jämmerlich ertranken. Nur einer Frau wollte er wohl; wenn er die aus der Ferne kommen ſah, lief er ihr entgegen und geleitete ſie nach Hauſe, trug ihr auch, was ſie zu tragen hatte, und bewies ſich auf alle Weiſe freundlich gegen ſie.

83.

Der Nix zu Nieupoort.

Mündlich.

P. C. Lecluyſe in der Wodana.

Zu Nieupoort hat ſich zu allen Zeiten ein Nix auf= gehalten. Ehedem ließ man ſich häufig mit ihm in dies Geſpräch ein. Man rief nämlich:

Wecke, Wecke, Wecke!
Hoe waeit de wind?

— In myn necke.
Hoe ſtaeje?
— Met myn gat naer de Kaeije*).

Der Nix betrog die Fiſcher aber häufig, ſpielte ihnen Streiche und lachte ſie dann derb aus; darum fügen ſie nun ſtets zu: Sta op in gods name!**)

84.

Nix zu Laibach.

Valvaſor Ehre von Crain. Buch 15.
S. de Vries, de Satan II. S. 477.

In dem Laibache und zwar in der Gegend der Stadt gleichen Namens hielt ſich vordem ein Nix auf. Ein Bürger der Stadt, Namens Schmeidler, wollte in einer mondhellen Nacht von einer Hochzeit nach Hauſe gehen. An der ſogenannten Brotkammer angekommen, ſah er plötzlich einen Mann in langem ſchwarzen Rocke aus dem Waſſer des Laibaches kommen; der nahte ihm, zog ihn mit ſich ans Waſſer und ſtieß ihn hinein. Sonder Zweifel wäre der redliche Bürger ertrunken, hätte er ſich nicht an dem Schuppſtuhle (worauf die Bäcker, die das Brot zu leicht backen, ins Waſſer geſchuppt werden) feſtgehalten; auf ſein Geſchrei eilte alsbald die Wache herbei und half ihm heraus; zugleich ſprang der ſchwarze Kerl ins Waſſer und verſchwand.

Ein andermal ſpazierten vier junge Burſche am Ufer des Fluſſes. Einer von ihnen, der, obgleich erſt acht-

*) Wecke, Wecke, Wecke! Wie weht der Wind? — In meinen Nacken. — Wie ſtehſt du? — Mit meinem Rücken nach dem Ufer (quai).

**) Steh auf in Gottes Namen.

zehn Jahre alt, doch ſtets ein muthwilliger Böſewicht geweſen, begann in dem Geſpräche plötzlich bei Tonnen voll Teufeln zu fluchen. Kaum hatte er aber den Fluch aus dem Munde, als ein ſchwarzer Kerl aus dem Waſſer auftauchte, mit unglaublicher Schnelligkeit auf den Burſchen zueilte, ihn aus der Mitte der Andern wegriß und ſich mit ihm ins Waſſer warf. Nie hat man die geringſte Spur mehr von ihm entdecken können.

85.

Der Waſſerteufel und die ſieben weißen Geſpenſter.

Mündlich.

Zwiſchen Zwevezeele und Lichtervelde liegen unfern der Muzebank die Trümmer eines alten Schloſſes. Ein gewiſſer Chirurg kam ſpät Abends einmal in die Gegend, und nahe dem Bache, von dem man ſich viel erzählt rief er: „Waſſerteufel, komm heraus!“ Da rauſchte es plötzlich im Waſſer und es ſprang Jemand heraus und ans Ufer; der Chirurg nahm ſich aber die Zeit nicht, näher zuzuſchauen, wer das war, ſondern lief, ſo ſchnell er konnte, dem nahen Lichtervelde zu.

Ein andermal fuhr eine bekannte Familie von Zwevezeele zur Kirmeß nach Lichtervelde. Als ſie an den Ruinen angekommen war, blieben die Pferde ſtehen, bebten und zitterten vor Angſt und bargen die Köpfe, wollten auch keinen Schritt weiter. Gleich darauf kamen ſieben weiße Geſtalten auf den Wagen los, ſtiegen von vorn herauf und hinten herab und verſchwanden alsdann. Die Pferde begannen zugleich im vollſten Galopp zu rennen und ſtanden erſt im Dorfe ſtill.

86.

Die Jungfrau auf dem Milſenberge.

Henr. Kornmann, de monte Veneris.

Im Stifte Fulda bei Biberſtein liegt ein Berg, geheißen der Milſenberg, welcher wol Meluſinenberg heißen könnte. Davon erzählt man ſich, daß auf demſelben häufig eine Jungfrau erſcheint, die von unten Schlange iſt und ein rechtes Ungeheuer.

87.

Die verwünſchte Jungfrau auf der Scheibenflüh.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

Auf der Scheibenflüh findet man weder Grün noch Gras; oben auf der Spitze iſt eine Höhle, darin wohnt eine verwünſchte Jungfrau, die Salina heißt und die bewachet daſelbſt einen Schatz und ſitzet darauf. Viele, die hineingeſtiegen, haben Goldklumpen von da mitgebracht. Eine Menge Sagen gehen von dem Orte umher; man könnte ein halbes Buch davon ſchreiben.

88.

Waldisbalm.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

Es iſt unglaublich, was die Schweizer nicht all für Wunder von der Höhle Waldisbalm bei Bitznau erzählen. Die Länge und Tiefe derſelben, ſagen ſie, iſt unbekannt; an ihrem Ende befindet ſich aber eine eiſerne Thüre: klopft man daran, dann kommen Erdmännchen oder andere Spuke zum Vorſchein. Auch liegen da viele

und große Schätze vergraben und ſieht man anderswo niegeſchaute Fußtapfen daſelbſt.

89.

Sage vom glücklichen Berge.

Die Cronycke van Hollant, Zeelant ende Vrieslant. Delft 1585. fol. 103 b.

Biſchof Wilibrand von Paderborn († 1233) war zweimal in des Kaiſers Angelegenheiten im heiligen Lande geweſen. Da hatte er eine alte wunderbare Sage vernommen, wie, daß bei der Stadt Tharſus ein großer Berg läge, den man den glücklichen Berg heiße, oder auch den Berg der Abenteuer. Ein Jeder, der nach vorhergethaner Beichte und Communion nüchtern auf dieſen Berg ſtieg, der fand da gut Abenteuer. Biſchof Wilibrand hatte einen Ritter zu Antiochien geſehn und geſprochen, der hatte auch den Berg beſtiegen und allda ein Tiſchchen gefunden, voll von Speiſen aller Art, und das wiederholte ſich jeden Tag, ſo daß er und Alle, die mit ihm waren, ſtets gut aßen und tranken, ſo lange ſie auf dem Berge waren.

90.

Sankta Orilla.

Sebaſt. Münſters Cosmographia. S. 789.

Auf der Burg, welche zur Mittagsſeite der Stadt Lindau im See neben der Schiffbrücke und dem Geräthhaus liegt, ruht der Leib einer heiligen Jungfrau, Sankta Orilla, oder Aurelia genannt; ſo geht die gemeine Sage. Die ſoll zu einer Zeit der Durchächtung in einem Schritt

von Fuſsach, welches Dorf, jenſeits des Sees auf eine Meile Abſtand gelegen, davon den Namen empfing, bis nach Lindau auf gemeldete Burg geſchritten ſein. Man zeiget ihr Grab noch heute.

91.

Der lange Mann bei Köln.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. V. c. 55.

Bei Köln liegen zwei Dörfer, deren eines Burg, das andere Rode heiſst; dieſe bildeten im dreizehnten Jahrhundert eine Pfarre. Der Paſtor derſelben wollte um Pfingſten einmal Morgens früh von Burg nach Rode gehen, muſste aber auf dem Wege durch einen Wald. Beim Eintritt in denſelben faſste ihn eine bis dahin noch nie empfundene Angſt, ſo daſs die Haare auf ſeinem Kopfe ſich in die Höhe richteten; und das war auch nicht zu verwundern, denn kaum hatte er einige Schritte gethan, als er einen langen Mann von überaus häſslichem Anſehen an einen der Bäume gelehnt erblickte. Je länger der Pfarrer auf die Geſtalt ſah, deſto rieſiger wuchs ſie empor, bis daſs ſie die höchſten Bäume überreichte. Zugleich erhob ſich um den Mann herum ein ſchrecklicher Wirbelwind und dieſer verfolgte den Pfarrer, der auſser ſich ſo ſchnell er konnte nach Rode zulief, und verlieſs ihn auch nicht eher, als bis er das Dorf erreicht hatte.

92.

Rieſen zu Wetteren und Laerne.

Mündlich.

Ehemals wohnte an dem Orte, wo nun das Dörflein Wetteren in Flandern ſteht, eine ganze Familie von Rieſen. Dieſe zog einmal aus, eine andere Rieſenfamilie, die auf dem Schloſſe Laerne wohnte, zu belagern. Die letztern Rieſen waren aber ſtärker, als die von Wetteren, und ſchlugen dieſe ſo ganz und gar, daß nur ein einziger übrig blieb und dieſer ſelbſt war noch ſtark verwundet. Er eilte nach Wetteren zurück und brachte den zu Hauſe gebliebenen Rieſen die Nachricht von der Niederlage ſeiner Geſellen und ſtarb wenige Augenblicke nachher.

Zu ſeinem Andenken führt man zu Wetteren noch jährlich in der Prozeſſion das Bild eines ungeheuern Rieſen umher.

93.

Die weiße Rieſenfrau zu Kortryk.

Mündlich.

Zu Kortryk wohnte ein Gerber, das war ein gar wollüſtiger Menſch und der konnte trinken trotz dem beſten Schulmeiſter. Eines Tages kam er Nachts zwiſchen Zwölf und Eins aus der Schenke und wollte nach Hauſe gehen. Auf dem Wege hörte er plötzlich Tritte hinter ſich und als er umſah, bemerkte er eine weißgekleidete Frau, die in einiger Entfernung hinter ihm kam. Da dachte er, er wolle die Frau mit ſich nehmen und ihre Gunſt genießen, und ging langſamer, damit ſie ihn bald einholen könne; dabei ſah er öfters um, ob ſie noch nicht bei ihm wäre. Je häufiger er aber umſah, deſto grö-

ßer wurde die Frau; als er das merkte, ging er ſchneller und lief endlich ſo ſehr er konnte: als er an der letzten Ecke, um die herum er in ſein Haus mußte, noch einmal umſchaute, war das Weib wol zweimal ſo groß als er. An der Hausthüre angekommen, öffnete er ſo raſch wie möglich und ſtürmte die Treppe hinauf bis zum zweiten Stock, wo ſein Schlafzimmer ſtraßenwärts lag. Da eilte er hinein und riß das Fenſter auf, um zu ſehen, wo das Rieſenweib wäre; in demſelben Augenblicke aber blickte das Weib mit ihren ſchüſſelgroßen Augen ihn durch das Fenſter an. Schnell warf er dies zu und kroch in ſein Bette, wo er die Decke über die Ohren zog. Als er am andern Morgen in den Spiegel ſchaute, waren ſeine Haare alle ſchneeweiß.

94.

Reiſſenſtein.

G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben, S. 107. Aus mündl. Quelle.

Auf dem Reiſſenſtein oder Rieſenſtein wohnte ehedem ein gewaltiger Rieſe; der wollte ſich eine Burg bauen und rief zu dem Ende eine Anzahl Werkleute zuſammen, denen er befahl, droben auf dem Berge ein Schloß aufzurichten. Als das Werk faſt vollendet war und nur der letzte Nagel am oberſten Fenſter noch fehlte, die Werkleute aber zaghaft daſtanden, indem dieſe Arbeit eine gar gefährliche war, da faßte der Rieſe plötzlich einen der Knechte beim Kragen und hielt ihn vor das Fenſter. „Da ſchlag den Nagel nur ein," ſprach er, „meine Hand iſt feſt, zu fallen ſorge nicht." Der Knecht faßte Muth und hämmerte keck drauf los, bis der Nagel feſt ſaß. Da nahm der Rieſe ihn wieder herein

und ſprach lächelnd: „Zwerglein, das haſt du gut gemacht.“

Wenn dieſer Rieſe von einem Berge zum andern wollte, ſo brauchte er nur einen einzigen Schritt zu thun. Noch wacht ſein Geiſt in einer Höhle des Reiſſenſteines über einem ungeheuern Schatze.

95.

Todesrieſe zu Efferdingen.

Kircher, onderaerdſche wereld. Boek VIII, 4, 2. S. 101.

Als ich zu Efferdingen in Ober-Oeſtreich war, hat eine Frau daſelbſt mir erzählt und eidlich befeſtigt, was ich jetzt erzählen werde. Kaum ſiebzehn Jahr alt, ſagte ſie, kam ich einmal mit einer Schürze voll Aepfel von einem nahen Dorfe und wollte nach Hauſe. Nicht weit vom Dorfe ab begegnete mir ein Todtengeripp, ſo groß wie ein Rieſe, das ſchaute mich mit ſchrecklichen Blicken an, faßte mich alsdann und hob mich vom Boden hoch auf. Ich rief in meiner Angſt um Hülfe, da ließ es mich wieder fallen, ſonder daß ich den geringſten Schaden genommen, ja ſelbſt ohne daß ich auch nur einen einzigen Apfel aus meiner Schürze verloren hätte. Als ich nun es wagte, noch einmal ein Auge nach ihm aufzuſchlagen, da nahm es mich und hob mich zum zweiten und zum dritten Male auf; ich rief aber: „O lieber Herr Jeſus, komm mir zu Hülfe, anders muß ich hier ſterben! Da ſchaute das Gerippeich mich wieder ſchrecklich an, ſchüttelte erzürnt mit dem Kopfe und warf mich auf die Erde, doch nahm ich wieder nicht den kleinſten Schaden. Als ich mich nach ihm umſah, bemerkte ich, daß es mit großen Schritten dem Dorfe zuging, wo es am andern Tage drei Leichen gab. Nach Hauſe gekom-

men, frug meine Mutter mich, warum ich ſo bleich ausſähe? Da erzählte ich ihr die ganze Geſchichte. Auf der Lippe, mit der ich im Fallen die Erde berührt hatte, bekam ich die Geſtalt eines Pfennigs, fiel nach einigen Tagen in eine ſchwere Krankheit, woran ich ein Jahr lang lag.

Die Bauern in der Gegend erzählen, daß ſie ſehr oft ſolche Spuke ſähen, und unterſcheiden ſelbſt deren Geſchlecht, denn ſie nennen die einen Todt, die andern Todtin.

96.

Karlſtadt's Tod.

Mostrorius p. 22.

In der letzten Predigt, welche Karlſtadt zu Baſel hielt, ſah er, wie ein großer ſchwarzer Mann in die Kirche kam und ſich neben den Bürgermeiſter ſetzte. Beim Ausgange aus der Kirche frug Karlſtadt, wer der Unbekannte geweſen, aber das wußte Keiner ihm zu ſagen, denn Keiner hatte den Mann geſehen. Als der Prediger nach Hauſe kam, erzählte man ihm daſelbſt, der große ſchwarze Mann ſei vor wenigen Augenblicken da geweſen und habe ſein jüngſtes und geliebteſtes Kind bei den Haaren ergriffen und hoch aufgehoben von der Erde, dann gethan, als wolle er's fallen laſſen oder niederwerfen, um ihm den Hals zu brechen, doch zuletzt habe er's wieder auf die Erde geſetzt und ihm befohlen: „Sage deinem Vater, daß ich binnen drei Tagen zurückkomme und daß er ſich alſo bereit halten mag." Karlſtadt erſchrak ſehr, als er das hörte, er legte ſich zu Bette und ſtarb drei Tage nachher.

97.

Tod vorherſagender Weiher.

Camerarius.
Aus dieſem S. de Vries Wonderen soo aen als in en Wondergevallen soo op als ontrent de Zeeën. Amst. 1687. p. 138.

In der Herrlichkeit des Erzbiſchofes und Kurfürſten von Trier lag ein Weiher, der Jedermann wohl bekannt war. Wenn ſich in demſelben ein gewiſſer Fiſch von ungewöhnlicher Größe zeigte, dann konnte man ſicher ſein, daß bald der Kurfürſt ſterben würde. Das hat ſich manche Jahre hintereinander bewährt.

98.

Felſen löſt ſich.

S. de Vries Wonderen. p. 139.

Die Baronie oder Herrlichkeit von Hohen=Sax im Schweizerland iſt von dem Kanton Appenzell durch hohe Berge geſchieden. So oft Jemand aus dem freiherrlichen Stamme ſtirbt, löſt ſich ein großes Felsſtück von dieſen Bergen und rollt mit weitſchallendem Getöſe nieder bis auf den Vorhof des Schloſſes Forſteg.

99.

Sankt Severins Kaſten in Köln.

Mündlich.

Wenn große Dürre im Lande iſt und die Noth aufs höchſte ſteigt, dann ſetzt man in Köln den Reliquienkaſten des heil. Biſchofes Severin aus dem Hochaltar in die Mitte der Kirche und hält eine Andacht zu

dem Heiligen, um durch ſeine Fürſprache bei Gott von der Plage befreit zu werden. Das Herausſetzen des Kaſtens muß aber durch Geiſtliche geſchehen. Einer von denſelben ſtirbt binnen Jahresfriſt und das hat ſich ſo oft bewährt, daß bei dem letzten Male, wo es geſchehen ſollte, kein Geiſtlicher ſich zu dem Werke verſtehen wollte.

100.

Das fromme Knäbchen zu Speier.

Vincentii bellovac. spec. historiale. l. VII. c. 99.

In Speier, der hochberühmten deutſchen Stadt, ſiehet man ein wunderbares Marienbild, welches das Jesuskindlein auf dem Arme trägt. Zu dieſem trat einmal ein Knäbchen, welches ein Stück Brot in der Hand trug; davon brach das Kind ein Bröcklein und reichte es dem Jeſuskind bittend hin, mit dieſen Worten, deren ſich die Kinder gewöhnlich zu bedienen pflegen: „Da, Kindchen, da, beiß einmal.“ Da neigte ſich das Bild des Jeſukindchens und umfing das Knäbchen, indem es ſprach: „Mußt nicht mehr weinen, Kindchen, über drei Tage ſollſt du mit mir zuſammeneſſen.“ Das hörte des Knäbchens Mutter und ſie zitterte und bebte, erzählte auch das Wunder alsbald einem alten Canonikus, der gerade vorbeiging. Dieſer erkannte den Sinn jener Worte wohl und ſprach: „Frau, habet Acht auf euer Kind, denn es wird kaum noch drei Tage leben.“ So geſchah es auch; das Knäbchen bekam ein Fieber und war am dritten Tage todt.

101.

Biſchof Conrads von Würzburg Tod.

Erasmi Franciſci hölliſcher Proteus. S. 397.
S. de Vries de Satan. II. S. 395.

Conrad Wilhelm, Biſchof von Würzburg und Herzog von Franken, ſtellte im Jahre 1684 eine Luſtfahrt zu Waſſer an nach ſeinem Luſthofe zu Veitshöchheim. Als er an dem adligen Fräuleinkloſter Unterzell vorbeifuhr, lag ſeine Schweſter, die Priorin, gerade im Fenſter und ſah, wie im Schiffe vor ihrem Bruder eine ſchwarz überdeckte Todtenlade ſtand. Sie allein ſah dieſelbe und Niemand außer ihr. Die Bedeutung dieſes Geſichtes offenbarte ſich am achten des Herbſtmonats desſelben Jahres. In der Nacht, welche dem Tage vorherging, fiel des Biſchofs Leibpferd plötzlich todt zur Erde nieder, ohne daß man an demſelben zuvor auch nur das mindeſte Zeichen von Krankheit gefunden hätte, und an dem Tage ſelbſt ſtarb der Biſchof.

102.

Die Fiſche im See zu Ulmen.

Sebaſt. Münſters Cosmographia. S. 720.

Im See zu Ulmen in der Eifel ſind zwei Fiſche, die ſchon mancher geſehen hat, einer dreißig Schuh lang und ein andrer zwölf Schuh lang, die haben Hechtsgeſtalt. Und ſo ſie ſich ſehen laſſen, ſtirbet gewißlich ein Ganerb des Hauſes Ulmen, es ſei Mann oder Frau, wie das oft iſt bewährt und erfahren worden.

103.

Ruf der Sterbenden.

Beyerlinck theatrum vitae humanae l. IV.
Th. Zwingerus V, 194.
Jac. Schlingeri mirabilia mundi p. 602.
Glimmeri collectanea p. 333.
Phil. Ericii virga dei in Germania p. 487.
S. de Vries, de Satan S. 390.

Im Jahre 1564 wüthete eine ſehr heftige Peſt an dem Rheine und beſonders in der Gegend von Baſel. Während derſelben hat man durchgängig geſehen, daß die von ihr Ergriffenen im ärgſten Augenblicke ihrer Krankheit und kurz vor ihrem Tode den Namen des Einen oder Andern aus ihrer Verwandtſchaft ausriefen, oder auch den eines ihrer Bekannten oder Nachbarn. Es dauerte dann nicht lange und der Gerufene wurde gleichfalls ergriffen von der Peſt und rief wieder, ehe er den Geiſt aufgab, einen Andern, der gleichfalls bald darauf erkrankte und es ebenſo machte.

104.

Pilgrim ſtirbt.

Mündlich.

Zu der Muttergottes von Scharfenhügel in Belgien wallfahrten jährlich eine Menge von Pilgrimen aus Städten und Dörfern von nah und fern. Unter andern kommt auch eine Prozeſſion dahin, die führt eine Todtenlade mit ſich, denn einer aus ihrer Mitte ſtirbt jedesmal unterwegs; den ſargen ſie dann ein und tragen die Leiche mit ſich zurück nach Hauſe, ſie da zu beerdigen. Dieſe Prozeſſion hat noch nie ihren Gang nach Scharfenhügel gemacht, ohne daß ſie nicht einen ihrer Pilgrime verloren hätte.

105.

Herzog Rudolph vor Gottes Richterſtuhl gerufen.

Hieron. Drexelius vom Richterſtuhl Chriſti. C. III. §. 3.

Herr Rudolph, Herzog zu Oeſtreich ſtellte einen Ritter aufs Leben nach, den er letztlich auch gefangen und torquirt, in einen Sack ſchieben und ins Waſſer hat werfen laſſen. Ehe aber der Ritter ganz im Sack war, ſahe er den Herzog am Fenſter und ſchrie ihm zu: „Herzog Rudolph, ich lade dich vor Chriſti Richterſtuhl, damit du alda Rechenſchaft ablegeſt, warum du mich unſchuldiger Weiſe durch einen alſo übeln und tyranniſchen Tod hinrichteſt." Nach ſolchen Worten wurde der Sack zugebunden. Der Herzog lachte der Ladung nur, ſprach: „Es iſt ſchon gut, geh' nur voran, ich werde nachkommen," machte ſich auch weiter kein Bedenken, ſondern lebt' fröhlich hinein. Ehe aber das Jahr um war, ergriff ihn ein Fieber. Da fiel ihm der traurige Gedanke an jene Vorladung ein: „Ach, lieben Freunde," ſprach er, „der Tod iſt vorhanden, ich muß fort; länger kann ich mich nicht aufhalten, ich muß vor Gericht." Wie er geredet, ſo iſt es geſchehen und iſt er bald darauf geſtorben.

106.

Von viel Andern, welche gleicherweiſe vor Gottes Gericht geladen worden.

H. Drexelius Richterſtuhl Chriſti C. III. §. 4. u. ff.

Im Jahr Chriſti 1003 wollte Meinwerkus der zehnte Biſchof von Paderborn, die ſinkende Zucht im Kloſter Korvei wiederum erheben und aufrichten, kam deshalb dahin und wollte des Reformirens einen Anfang machen.

Es widerſtand ihm aber darin der Abt Walo, der durchaus keine ſtrengere Regel geſtatten oder zulaſſen wollte. Der Handel kam letztlich vor den Kaiſer und ward die Sache ſo weit gebracht, daß der Abt ſeines Amtes entſetzt wurde. Nun getraute ſich der Biſchof, beharrlich in ſeinem guten Vornehmen von Neuem, eine andere Ordnung zu Korvei einzuführen und wollt beim Gottesdienſt in der Kirche den Anfang machen. Es war aber im Kloſter ein Kuſtos oder Sacriſteimeiſter, mit Namen Boſo, der wollt ihm die prieſterlichen Gewändern zum Altar folgen laſſen, warf auch alles vom Altar hinweg, was der Biſchof ſelbſt an Kleidern mitgebracht; er blieb auch darin halsſtarrig, obwol man ihn zweimal deswegen ermahnte und ihm das verwies. Der Biſchof, durch ſo große Unbild bewegt, forderte den gottloſen Mönch vor Gottes Gericht, ſprach: „Du mußt dem höchſten Gott über dieſe freventliche That Rechenſchaft ablegen." Solches Drohen achtete der Mönch für nichts und lachte den Biſchof nur aus, der aber nicht gefehlet in ſeiner Citation, denn in derſelben Stunde, in welcher der Biſchof geſtorben, ſtarb auch der Mönch Boſo eines jähen Todes unter des Barbiers Hand, während man ihm den Bart ſchor. Es iſt bei uns Deutſchen ein altes Sprüchwort: Gott richt't, wenn Niemand ſpricht.

Sankt Benno war ein Biſchof in Meißen und hat ſeinem Bisthum vierzig Jahr mit ſolch heiligem Wandel vorgeſtanden, daß er mit großen Wunderzeichen leuchtet. Darunter iſt das Folgende nicht das Geringſte: Otto Markgraf in Meißen zog widerrechtlich die Kirchengüter des Bisthums an ſich. Sankt Benno ermahnt' ihn freundlich, dieſelben wieder zu erſtatten, ſprach dabei, falls er das nicht thue, gäbe es einen gerechten Richter, bei welchem man Recht ſuchen müſſe; der wiſſe wol um

all Unrecht und räche es zu ſeiner Zeit. Der Markgraf, der ein wilder Menſch war, nahm die Zurede übel auf und gab dem heil. Benno einen Backenſtreich. Darauf ſprach Sankt Benno: „Von heut ab übers Jahr eben auf dieſe Zeit wird Gott dieſe Unbild rächen.“ Der Markgraf lachte deß und ſprach: „Sage mir, Biſchof, wer hat dich zum Kanzler im Himmel beſtellt! Oder biſt du unſers Herrn geheimer Rath?“ Nicht lang darnach fing Sankt Benno an zu kränkeln und endete nicht lang darauf im Gebet ſein Leben. Das war im Jahr Chriſti 1106. Als nun das Jahr herum war und der von Sankt Benno beſtimmte Tag erſchien, da ſprach der Markgraf: „Sehet, heut iſt der gefährliche Tag, mit dem Benno mir gedrohet hat, er iſt faſt herum und mit ihm auch die Weiſſagung hin.“ Kaum hatt' er aber die Worte aus dem Munde, als er jählings zu Boden ſtürzte und ſchrie, man ſollte ihm helfen. Aber der Tod that das Seinige, er riß den ſeufzenden und ſtreitenden Markgrafen vors Gericht, wie Sankt Benno geweiſſagt.

Kaiſer Otto I. ward von ſeinem Sohn Wilhelm, Biſchof zu Mainz, wegen der Heirath mit Frau Adelheid mit ſcharfen Worten geſtraft, weßwegen der Kaiſer ihn in das Gefängniß ließ werfen. Da rief Wilhelm ſeinen Vater vor Chriſti Gericht, ſprach: „Am heiligen Pfingſttag wollen wir Beide vor dem Herrn Jeſu unſerm Richter erſcheinen und den Handel ausmachen.“ Und wahrlich, der Kaiſer iſt am ſiebenten Mai am heil. Pfingſttag in Sachſen an einer ſchnellen Krankheit geſtorben, nachdem ſein Sohn Wilhelm ihm einige Monate früher dahin vorgegangen war.

107.

Wie Graf Wilhelm von Jülich ſtarb.

Caes. heisterbac. dial. mir. l. XII. c. 5.
Quatuor novissima cum multis exemplis pulcherrimis. Dauantrie. 14.

Aus Aerger über eine ihm auf ſeinem Schloſſe Nideck widerfahrene Schande erkrankte Graf Wilhelm und wollte dann nach Köln. Unterwegs aber fühlte er die Kräfte ſeines Leibes wie ſeiner Seele ſchwinden und ſprach: „O, ich ſehe Köln nicht mehr wieder.“ Man ließ ihn nieder und der Arzt erklärte alsbald, der Tod ſtehe vor der Thür; fügte dann die Bitte hinzu: „Ich rathe euch, daß ihr doch eure Gemahlin wieder zu euch nehmet; thuet das.“ — „Das geſchieht nimmer,“ ſprach der Graf. Da bat der Arzt für einen Ritter, den Herr Wilhelm im Kerker ſchmachten ließ, aber der Graf ſprach: „So lang ich lebe, verläßt er den Kerker nicht.“ — Dann wird er noch vor morgen frei,“ ſagte der Arzt, und ſo geſchah es auch.

Als nun ſein letztes Stündlein da war, da lag er an der Bruſt einer Frau, die er ihrem Manne geraubt hatte. „Was fange ich nun an nach eurem Tode?“ frug dieſe. „Du mußt einen jungen Ritter heirathen,“ antwortete Wilhelm und das waren ſeine letzten Worte.

In derſelben Nacht wurde eine Nonne des Sankt Mauritiuskloſters in Köln vom Geiſte in die Hölle geführt und ſah da einen ſchrecklichen Topf, der war mit einem glühenden Deckel zugedeckt und von Schwefelflammen umgeben. Als ſie ihren Geleiter darüber ausfragte, ſprach derſelbe: „Da ſind nur zwei Seelen in; die des Kaiſers Maxentius und die des Grafen Wilhelm von Jülich.“ — Als ſich nun am andern Tage Morgens die Kunde verbreitete, daß der Graf geſtorben ſei, da erkannte die Nonne die Wahrheit ihres Geſichtes.

108.

Bertolf von Zähringen.

Caesar. heisterb. dial. mirac. d. XII, c. 13.

Eines Tages wandelten ein paar Männer in der Gegend des Berges Giber, der, irren wir nicht, in Sicilien liegt und ein gewaltiger Vulkan iſt, und hörten eine Stimme, die rief: „Macht den Ofen zurecht!“ Dieſer Ruf wurde noch zweimal wiederholt; nach dem dritten Male fragte eine andere Stimme: „Wofür denn?“ und die erſte Stimme antwortete: „Unſer guter Freund kommt, der Herzog von Zähringen, der uns ſo viel Dienſte ſchon bewieſen hat.“ Das machte die Männer aufmerkſam und ſie zeichneten den Tag und die Stunde auf, wo ſie die Stimme gehört hatten, und meldeten alles dem Kaiſer Friedrich, zugleich fragend, ob Herzog Bertolf vielleicht um die Zeit geſtorben wäre. Bald darauf hörten ſie, daß das in der That war.

Bertolf aber war ein unmenſchlicher Tyrann und ſo geizig, daß keiner ihm darin gleich kam. Als er am Tode lag, trug er ſeinen Vertrauten auf, all ſeine Reichthümer auf einen Haufen zu werfen und zu verbrennen. Da fragten ihn mehre, warum er das wolle, und er antwortete: „Wenn ich all die Schätze ſo laſſe, wie ſie ſind, können ſich meine lachenden Erben leicht darin theilen; ſind ſie aber zuſammengeſchmolzen, dann ſchlagen ſie ſich todt darum.“

Eine ähnliche Geſchichte noch erzählt Caeſarius von einem Schulzen von Lechenich, einem Dorfe bei Köln. Einige Flämige, die über Meer zogen, hörten an demſelben Berge die Worte: „Ach, da kommt unſer Freund Siward, der Schulz von Lechenich!“ Sie merkten Namen, Wohnort, Tag und Stunde an und erfuhren ſpäter, daß der Mann in demſelben Augenblicke geſtorben ſei.

109.

Feindſchaft auch nach dem Tode.

Caes. heisterb. dial. mirac. d. XI, c. 56.

Zwei Familien von Bauern im Kölner Bisthume lebten in tödtlicher Feindſchaft. Sie hatten jede einen ſtolzen und übermüthigen Bauer an der Spitze, und dieſe ſtifteten ſtets neue Feindſeligkeiten und gaben Anlaß zu immer erneuten Kämpfen, hatten gar ihre Luſt und Freude daran und wollten nie in Friedensunterhandlungen willigen. Es geſchah aber durch Fügung Gottes, daß dieſe Beiden an einem Tag ſtarben, und da ſie in ein und derſelben Pfarre wohnten, in Neukirchen nämlich, ſo wurden ſie in ein und demſelben Grabe beerdigt. Doch da ſah man etwas Unerhörtes und ganz Wunderbares. Unter den Augen aller Zuſchauer nämlich wandten ſich die Beiden den Rücken zu und ſtießen dabei einander alſo mit den Köpfen und Füßen und mit den Rücken ſelbſt, als wären es zwei ungebändigte Füllen geweſen. Da zog man den Einen aus dem Grabe und begrub ihn an einem andern Orte. Dieſer Streit aber war Urſache, daß ſich die beiden Familien ausſöhnten.

110.

Die Gereonskiſte in Köln.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. II. c. 31. ed. Tissler in biblioth. patr. Cisterciensium T. II. f. 47.
Aus mündlicher Quelle mitgeth. in von Merings und Reiſcherts Geſchichte der Stadt Köln. Band 1.

Noch häufig erzählt man ſich bis zum heutigen Tage (gegen 1240) die Geſchichte eines Wucherers, der in der Kirche das heil. Gereon zu Köln begraben liegt.

Lange hatte derſelbe reich und geizig in ſeinen Sünden gelebt; endlich aber führte ihm die Gnade Gottes einen Prieſter zu, dem er beichtete und in ſeiner Zerknirſchung verſprach, all ſeine Schätze und Güter den Armen zu geben. Der Prieſter gebot ihm darauf, all das Geld in eine Kiſte zu legen, dieſe zu ſchließen und den folgenden Tag abzuwarten. Als der Wucherer nun die Kiſte wieder öffnete, da fand er zu ſeinem größten Schrecken nicht mehr das Geld, wol aber ſtatt deſſelben Tauſende von Kröten darin. Da ſprach der Prieſter: „Siehſt du nun, wie deine Almoſen ſo gefällig vor Gott ſind? Willſt du aber dein Heil, dann entkleide dich und lege dich dieſe Nacht zu den Kröten.“ Das verſprach der Wucherer gerne und der Prieſter blieb dabei, bis er in der Kiſte lag, und ſchloß dieſe alsdann und ging weg. Am folgenden Morgen kehrte er zurück, um dieſelbe wieder aufzuſchließen; aber da war von dem Wucherer nichts mehr zu ſehen, als die nackten, noch feuchten Knochen: alles Fleiſch hatten die Kröten weggefreſſen. Da ließ der Prieſter die Kiſte eingraben unter dem Portale der Sankt Gereonskirche und ſeit der Zeit hat man daſelbſt keine Kröte mehr geſehen, denn keine konnte lebend die Schwelle des Portales überſpringen.

111.

Korn verwandelt.

Aus den Predigten des Bruders Berthold. Brüßler Handſchrift f. 161 verso.

Es war ein Biſchof grauen Ordens von Zitel, gar ein guter heiliger Mann. Zu dem kam einmal ein gar reicher Mann, der bat ihn, daß er ſeine Beichte hören möge; das that der Biſchof und er vernahm, daß der

Mann viel unrechtmäßigen Gutes hatte. Da ſprach der Biſchof zu ihm: „Nun geh hin und gib einer armen Wittib deines Kornes zwei Malter um Gottes willen.“ Der Mann ſprach: „Ja gerne,“ that es auch, kam wieder und ſagte zu dem Herrn: „Herre, was ihr mir geheißen habet, das habe ich gethan,“ und er wähnte, damit aller Sünde ledig zu ſein. Da ſprach der Biſchof: „Nun geh hin und kauf die zwei Malter wiederum von der Frau für deine Pfennige.“ Das that er auch, kam und ſprach: „Herre, ich habe das auch gethan.“ — „Nun, das iſt gut,“ ſprach der Biſchof; „dann thu noch eins und lege die zwei Malter in einen Kaſten abſonderlich und ſchließe den Kaſten feſt zu, ſo daß nichts weder herein noch heraus kommen kann.“ Das that er ebenfalls, kam wieder und ſprach: „Herre, auch das hab' ich gethan.“ — „Nun, das iſt gut, dann gehe bald hin und ſieh, wie es um dein Almoſen ſtehet.“ Der Mann ging und ſchloß den Kaſten auf, fand aber kein Korn mehr darin, ſondern nur Nattern und Kröten und die fuhren ganz gräulich durcheinander, auch gegen ihn, als ob ſie ihn hätten freſſen wollen. Da ſchlug er den Kaſten zu, ging zum Biſchof und ſagte, was ihm widerfahren. Da ſprach der Biſchof: „Sieh, das iſt dein Almoſen; wie meinſt du nun, daß dir geſchehe mit dem Gut, welches du mit Unrecht gewonnen haſt?“ Er ſprach: „Herr, genadet und ſaget mir, was ich denn thun muß.“ Da ſprach der Biſchof: „Willſt du mir folgen, ich gebe dir einen Rath, und noch vor Morgen wirſt du all deiner Sünden ledig ſein.“ — „Ja, Herre, gern.“ — „So lege dich in jenen Kaſten zu den Nattern und zu dem Gewürm, und ich will dir bürgen, daß du eben ſo geſund wieder herauskommen wirſt, wie du jetzund biſt.“ — „Nein, Herre, du ſaheſt nicht, wie ſie zappelten und wie ſie wiſpelten; ich wollt immer eher

in der Hölle ſein.“ Er blieb auch aus Furcht ohne Buße und fuhr in die Hölle.

112.

Das verzehrte Getreide.

Petri Bizari epitome f. 281.

In Schwaben lebte einſt ein reicher und mächtiger Edler, Namens Rickberger, deſſen jährliche Einkünfte ſich wol auf mehr denn dreißigtauſend Goldſtücke belieſen. Der war dabei aber ſo geizig, daß es nicht zu ſagen iſt, und ſeine einzige Sorge, immer mehr und mehr Reichthümer aufzuhäufen, gleichviel, ob mit Recht oder mit Unrecht. Eines Jahres waren die Feldfrüchte über Maßen gut gerathen und er hatte all ſeine Speicher ſo gefüllt, daß ſie drohten zuſammenzuſtürzen; dennoch verkaufte er das Getreide nur zu unmäßig hohen Preiſen und ſteigerte dieſe zuletzt ſo ſehr, daß die armen Leute entweder vor Hunger ſterben oder ihr Habe und Gut verkaufen mußten, um ſich das nöthige tägliche Brot zu verſchaffen. Zu dieſer Zeit kam einmal ein armer Mann, der noch dazu viele Kinder hatte, und bot ſeine letzten ſechs Thaler dem Rickberger für ein gewiſſes Maß Korn, verſprach auch dabei, daß er, was etwa an dem Gelde noch mangelte, in kürzeſter Zeit nachzahlen werde. Rickberger erzürnte ob der Bitte und fluchte und ſchimpfte und ſchwur, er werde das Getreide nicht eher geben, bis die Summe vollſtändig ſei; ſo mußte der Arme das Haus verlaſſen, aber das that er nicht, ohne Gottes Rache noch über den Geizhals herabzurufen. Einige Tage nachher ſandte dieſer einen ſeiner Diener auf den Speicher, um nach dem Getreide zu ſchauen, aber einen Augenblick darauf ſtürzte der Menſch in Angſt und

Schrecken in Rickbergers Kammer und kündete ihm, daß drei ſchwarze Ochſen auf dem Speicher umgingen und das Getreide auffräßen. Da ſchickte der Geizhals einen andern hinauf, aber der meldete bald, daß er außer den Ochſen auch noch Pferde geſehen habe. Nun wollte er der Sache ganz gewiß ſein und ſich ſelbſt überzeugen; als er jedoch durch eine Thürritze auf den Söller ſchaute, ſah er dieſen ganz bedeckt mit Vieh aller Art, welches luſtig in dem Getreide herumwühlte und daſſelbe aufzehrte. Darob entſetzte er ſich dermaßen, daß er zur Stunde den Verſtand verlor und nicht lange darauf elendiglich ſtarb.

113.

Getreide gelobt und nicht gegeben.

Mündlich.

Zu Aſſenede liegt eine Meierei, die heißt der Lampaertshof. Da wohnte vor langen Jahren ein Bauer und der reiſte eines Tags über See. Ein großes Unwetter überfiel ihn und das Schiff wurde alſo ſehr von den Wellen auf und niedergeworfen, daß Alle nicht anders meinten, als ſie wären verloren geweſen. Beſonders ängſtlich war es dem Bauer zu Muthe; er fiel auf ſeine Knie und that ein Gelübde zu Gott, daß, wenn er aus dieſer großen Gefahr errettet würde, er den Armen ſoviel Getreide ſchenken werde, als er zu dem Folgenden bedürfe: er wolle deſſen ſo lange aus dem Söllerfenſter der Meierei ſchütten, bis der Haufen mit dem Fenſter gleich ſtünde. Man ſagt aber gemeinlich: in der Noth gelobt, iſt bald vergeſſen, und ſo ging es auch dem Bauer. Als er zu Hauſe wieder wohlbehalten und geſund angekommen war, gedachte er des Gelübdes nicht

mehr und ſtarb darüber. Nach ſeinem Tode fing er an zu ſpuken und trieb das ſo lange, bis kein Menſch mehr auf dem Hofe wohnen konnte. Da ließ man den Pfarrer kommen und der machte der Sache kurz ein Ende und verbannte den Bauer auf hundert Jahre nach der rothen See. Jedes Jahr mag er aber dem Hofe wieder um einen Schritt näher kommen: wenn er ſo endlich wieder zu dem Hofe zurückgekehrt ſein wird, dann wird derſelbe verfallen und keine Spur mehr von dem ſchönen Gute übrigbleiben.

114.

Das Schloß von Vinderhouthem.

Mündlich.

Einer der Herren von Vinderhouthem hatte keine Kinder. Da wandte er ſich nach langem und vergeblichem Hoffen und Harren endlich an die heil. Mutter Anna und gelobte, falls er Kinder bekäme, dieſelben bis zum ſiebenten Jahre in Ordenskleider zu kleiden, die Knaben als Minderbrüder, die Mädchen als Nonnen, und außerdem der Heiligen auch noch eine Kapelle zu bauen. Bald darauf war die Gräfin geſegneten Leibes und ſie ſchenkte ihm einen Sohn und eine Tochter; deren Bildniſſe ſieht man noch zu beiden Seiten des Altars der Annenkapelle. Zu dieſer kehrt jedes Jahr am Vorabend vom Sankt Annentag auch des Grafen Geiſt zurück.

Ein anderer Herr von Vinderhouthem, Graf Walther genannt, lag in ſeinem Sterbeſtündlein neben einem großen Fenſter, welches auf den Schloßgraben ausging. Als er nun ſeinen Tod nahen fühlte, befahl er einen vollen Sack Korn in das Fenſter zu ſtellen, und als das

geſchehen war, erhob er ſich und ſtieß daran, daß der Sack hinausfiel, ſprach: „So viel Körnchen Korn, als da in's Waſſer fallen, ſo viel Seelenmeſſen ſollt ihr für mich leſen." Andere ſagen, er habe befohlen, den Graben mit Korn zu füllen und ſo lange deſſen zuzutragen, bis daß es mit den Fenſtern des Saales, in welchem er ſich befand, gleich ſtände, und dann geſagt, daß man ſo viel Meſſen für ihn leſen ſollte, als Körnchen in dem Haufen wären.

Allen Grafen dieſes Geſchlechtes wurde ihr Tod vorherverkündet durch ein klagend und ſeufzend Licht, welches ſich an einem Moor in der Nähe des Schloſſes zeigte. Die Stelle, wo das Moor einſt war, heißt davon noch Meerſch van Zuchten.

Eine Nebenlinie der Grafen hatte die Verpflichtung, das Oel für die Gotteslampe der Kapelle zu liefern und außerdem jährlich gewiſſe Meſſen leſen zu laſſen. Eine Gräfin von E..... hatte dies vernachläſſigt; da ſah man während drei Tagen eine Kutſche, mit ſchneeweißen Roſſen beſpannt, ganz nahe an dem Schloß immer hin und wieder fahren. Zur ſelben Zeit wollte ein Bauer Abends auf das Schloß gehen und fand auf der Thürſchwelle einen prächtig gekleideten Herrn, der ganz ſteif und unbeweglich daſaß. Der Bauer wünſchte ihm freundlich guten Abend, aber der Herr antwortete nicht. Da wiederholte der Bauer ſeinen Gruß, aber er bekam ebenſowenig Antwort. Als daſſelbe aber auch für's dritte Mal ſtattfand, wurde der Bauer böſe und ſchrie: „Sprecht, Herrſchaft, oder ich ſchlag euch nieder!" und damit ſchwang er ſeine Schaufel ums Haupt, daß es ſauſte, aber keine Antwort. Da ſchlug der Bauer zu, als hätte er dem Herrn den Kopf geſpalten, aber die Schaufel fuhr durch den ganzen Herrn durch und der war verſchwunden.

Nun ſieht man wenig mehr da, nur von Zeit zu Zeit gewahrt man noch ein weiß Kaninchen, welches klagend um die Bäume und Hage irrt und, naht man, plötzlich verſchwindet.

115.

Diebe vom Galgen dienen dem Herzog.

Dom Calmet dissertation sur les apparitions p. 193.

Herzog Karl IV. von Lothringen hatte einen Kammerdiener, der hieß Desbordes und das war ein ganz unbegreiflicher Menſch; er konnte Dinge verrichten, worüber einem der Verſtand ſtill ſtand. So war der Herzog einſt mit großem Gefolge auf der Jagd und der Mittag nahte und ſie hatten nichts zu eſſen. Da nahm der Kammerdiener ein Schächtelchen, das hatte drei Lädchen und daraus zog er ein vollſtändiges und koſtbares Mittagseſſen für den Herzog und Alle, die mit demſelben waren. Und um die Sache noch wunderbarer zu machen, befahl er drei Spitzbuben, die ſeit lange ſchon an einem nahen Galgen hingen, herbeizukommen und dem Herzoge nach Gebühr zu dienen; und als ſie das gethan hatten und das Mahl geendet war, hieß er ſie wieder zurückkehren.

Ein anderes Mal ließ er die auf einer Wandtapete gemalten Perſonen aus der Tapete heraus und bis in Mitte des Saales kommen; das Alles hat er aber ſchwer büßen müſſen und iſt um ſeiner großen Kunſt willen lebendigen Leibes verbrannt worden.

116.

Todter zu Tiſch geladen.

Mündlich.

In Herzogenbuſch lebte vor langer Zeit ein Junker, der weder Gott noch Gebot kannte und ein höchſt ſündig Leben führte. Dieſer ſtritt eines Abends im Wirthshaus darüber, daß man nach dem Tode noch lebe, und hielt ſich darauf, was todt wäre, das bliebe todt. Beim Nachhauſegehen mußte er über den Kirchhof paſſiren. Da ſtieß er mit dem Fuße zufällig an einen Schädel und rief laut auf: „Haha, das iſt ſchön! Du ſollſt noch leben! Komm doch heute noch zu mir, mein Abendbrot zu theilen, wenn du denn noch Leben inne haſt.“ Und er lachte und ging ſeines Weges weiter. Zu Hauſe beſtellte er ſich ſein Eſſen auf die Kammer und ſetzte ſich fröhlich zu Tiſche. Da klingelte es, die Magd öffnete und ein fremder Mann ſtand vor der Thüre und fragte nach dem Junker. Die Magd führte ihn in deſſen Zimmer und da ſprach der Mann: „Junker, ihr habet mich eben zu Tiſche gebeten; wie ihr ſehet, folge ich eurer Einladung.“ Da überlief es den Junker eiskalt und noch mehr, als der Mann ſeinen Mantel ablegte und als ein ſcheußliches Todtengerippe daſtand. Der Junker fiel in Ohnmacht zu Boden, die Magd hörte den Fall und lief herbei, aber ſie fand keine Spur mehr von dem Manne. Als der Junker wieder zu ſich kam, redete er irre und iſt auch wahnſinnig geſtorben.

117.

Selbſtmörder kehrt wieder.

Joa. Franc. Pici strix s. de ludificat. daemon. l. III. ed. C. Weinrich. Argentor. 1612. in prooem. p. 1.

Es geſchah im Jahre 1591, auf einen Freitag und zwar am 20. September, daß ſich ein Schuhmacher in einer bekannten Stadt Schleſiens die Gurgel abſchnitt. Weil das nun eine große Schande für die Familie gegeben hätte, wenn es ausgekommen wäre, that die Witwe alles Mögliche, um die Sache geheim zu halten: ſie ſagte nur ihren Schweſtern davon und die Leiche wurde ſo ſorgfältig mit Tüchern bewunden und bewickelt, daß kein Menſch etwas merkte und ein Jeder glaubte, der Schuſter ſei am Schlage geſtorben. Man läutete auch die Glocken in der Kirche und hielt dem Todten ein ganz prächtiges Begräbniß; viele trauerten dabei um ihn, denn er hatte ſich ſtets als ein redlicher und guter Bürger betragen und die Liebe der ganzen Stadt ſich zu erwerben gewußt. Das dauerte ungefähr ſechs Wochen; da verbreitete ſich plötzlich überall das Gerücht, der Schuſter habe ſelbſt ſeinem Leben ein Ende gemacht. Die Witwe hielt ſich jedoch feſt bei dem Gegentheil und klagte ſelbſt bei dem Senate der Stadt gegen Mehre, die davon erzählt hatten. Während deß erſchien mit einem Male ein Geſpenſt, dem Todten in allem ganz ähnlich, und das zeigte ſich nicht nur Nachts, ſondern ſelbſt am hellen Mittag; zumeiſt begann es aber ſeinen Spuk beim Einbruche der Abenddämmerung. In dem Augenblicke war nun Niemand in der Stadt mehr ruhig; jeder ſchaute beſorgt umher, ob er den Geiſt nicht ſehe. Am meiſten waren die Arbeitsleute geplagt, die vom Tagewerk müde nach Ruhe verlangten; bisweilen ſahen ſie das Geſpenſt nur an der Thüre ſtehend, oft aber warf

eſ ſich auf die Betten und drückte die Schlummernden alſo, daß ſie keinen Athem ſchöpfen und noch weniger ſchreien konnten und am Morgen blaue und blutige Maale hatten. Sehr viele wagten ſich nicht mehr auf ihre Schlafkammern, ſondern hielten ſich zuſammen und verbrachten die Nacht in den Wohn- und Speiſeſtuben; doch half dies ſelbſt nicht immer, denn der Geiſt kam auch da zu ihnen und ließ ihnen keine Ruhe. Acht Monate lang währte dieſe Qual: als nun immer neue Klagen darüber an den Senat kamen, da ließ dieſer endlich am 18. April des Jahres 1592 um ein Uhr Nachts das Grab öffnen und man fand zu allgemeiner Verwunderung die Leiche noch ganz unverſehrt und die Halswunde friſchroth. Bis zum 24. April blieb die Leiche ausgeſtellt, ſo daß Jedermann ſie ſchauen konnte, und es war großer Zulauf von Volk. Da verordnete der Senat, daß die Leiche zum andern Male und zwar auf dem Schandplatze begraben würde, doch das half nichts und der Geiſt trieb ſein Weſen, wie vorher, ſo daß man ſich genöthigt ſah, die Leiche nochmals ausgraben zu laſſen. Man ſchnitt nun das Haupt und die übrigen Glieder ab, warf den Rumpf auf einen Holzſtoß und verbrannte ihn: die Aſche aber füllte man in Säcke und ſtreute ſie in den Fluß. Seitdem war es ruhig und zeigte der Spuk ſich nicht weiter.

118.

Des todten Wucherers Speiſe.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. XII. c. 18.

Ein Ritter ſtarb und ſetzte ſeinen Sohn zum Erben all ſeiner durch Wucher und Betrug gewonnenen Güter ein. In einer Nacht hörte ein Diener des Hauſes plötz-

lich ſtark an das Thor klopfen; er lief ſchnell hinzu und fragte: „Wer klopft da?" Darauf antwortete ihm eine Stimme: „Laß mich herein, denn ich bin der Hausherr." Das wunderte den Diener und er bückte ſich und ſah durch eine Ritze unter der Schwelle, erkannte auch den verſtorbenen Herrn, wollte ihn aber nicht einlaſſen, ſondern ſprach: „Mein Herr iſt geſtorben und ich laſſe euch nicht ein. Als der Geiſt nach mehrmals noch wiederholtem Klopfen ſah, daß Alles nicht nütze, ſagte er endlich: „Dann bring dieſe Fiſche, welche mir nun zur Speiſe dienen, deinem Herrn; ich hänge ſie hier an der Thüre auf." Morgens aber, als der Diener die Thüre öffnete, fand er daſelbſt ein großes Bund Kröten und Schlangen.

119.

Wie es mit der Seele des Landgrafen Ludwig erging.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. XII. c. 2.

Landgraf Ludwig war ein überaus großer Tyrann. Als er am Tode lag, ſprach er zu ſeinen Freunden: „Wann ich todt ſein werde, dann ziehet mir eine Ciſtercienſer-Mönchskutte an, nehmet euch aber in Acht, daß ihr es nicht eher thut!" Wie er gewollt, ſo geſchah es. Als nun ein Ritter ihn in der Mönchskutte daliegen ſah, ſpottete der ſein und ſprach zu andern Rittern: „Wahrlich, er gleicht meinem Herrn in keiner Tugend. Als er noch Ritter war, da hatte er nicht ſeines Gleichen in ritterlichen Dingen, nun er Mönch geworden iſt, folgt er ſeinen Regeln ſo genau. Sehet nur, wie er ein ſo tiefes Schweigen beobachtet, er ſpricht ja nicht ein einzig Wort."

Als Ludwigs Seele aber ihren Körper verlaſſen, wurde ſie dem Fürſten der Teufel übergeben. Der ſaß über einem tiefen Brunnen, hielt einen Becher in der Hand und begrüßte den Landgrafen mit dieſen Worten: „Willkommen ſei unſer vielgeliebter Freund! Zeiget ihm doch unſere Speiſekammern, unſere Vorrathskammern und unſere Keller, dann bringet ihn wieder hierher.“ Da wurde Herr Ludwig an die Orte der Strafe geführt, wo nichts war als Heulen, Weinen und Zähneknirſchen; als man ihn zurückbrachte, redete der Höllenherr ihn alſo an: „Nun trinke, Freund, aus meinem Becher!“ Der Landgraf ſträubte ſich, aber das half ihm nichts, er mußte trinken und zugleich ſchlugen ihm helle Schwefelflammen aus den Augen und der Naſe. Darnach ſprach der Fürſt der Teufel: „Nun mußt du dir meinen Pütz einmal beſchauen, deſſen Tiefe bodenlos iſt.“ Da ſtürzte man ihn in den Brunnen und ſchloß den Deckel wieder darauf. Später hat ein Geiſtlicher ihn in dieſem Pütz geſehen.

120.

Der umwandelnde Prieſter in St. Bavo zu Gent.

Mündlich.

Eine Frau aus Gent war nach St. Bavo's Kirche gegangen, um dort zu beichten, und da es ſchon ſpät war, blieb ſie die Letzte in der Reihe der Beichtenden. Eben wollte ſie in den Beichtſtuhl treten, als der Prieſter gerufen wurde, einem Kranken die heilige Wegzehrung zu bringen; da blieb ſie knien, um zu warten, bis der Geiſtliche wieder zurückgekommen ſein würde. Es wurde immer ſpäter und ſpäter, und als die Frau endlich umſchaute, um zu ſehen, ob der Geiſtliche noch nicht

käme, da ſah ſie, daß die Kirche ganz dunkel war und nur noch das Gotteslämpchen brannte. Sie ſtand auf und ging einmal rund, aber ſie fand Niemand. Endlich aber meinte ſie zu hören, wie ein großes Buch immer auf- und zugeſchlagen würde, und dem Schalle folgend, kam ſie zur Sacriſtei und ſah denn daſelbſt einen Prieſter ſtehen, der in einem gewaltigen Meßbuche blätterte, es nun öffnete, dann wieder zuwarf. Sie nahte dem Geiſtlichen und bat ihn demüthiglich, daß er ſie doch aus der Kirche laſſe. Er antwortete nichts, nahm ein großes Schlüſſelbund und öffnete ihr die Thüre. Kaum war die Frau draußen, als ſie ſich umdrehen wollte, dem Geiſtlichen zu danken, aber ſie fand die Thür geſchloſſen, ohne daß ſie auch nur das mindeſte Geräuſch gehört hätte.

Man ſagt allgemein in Gent, daß das ein Prieſter iſt, der Geld empfangen habe, um Meſſen dafür zu leſen, und geſtorben ſei, ohne die Meſſen geleſen zu haben.

121.

Prieſtergeiſt im kölner Dome.

Mündlich.

Ein Chorknabe war einmal im Dome eingeſchlafen und erwachte erſt ſpät in der Nacht. Da an Herauskommen aus der Kirche nicht mehr zu denken war, ſetzte er ſich vor der großen Thüre des Chores nieder, um den Morgen abzuwarten. Kaum hatte es aber zwölf Uhr geſchlagen, als er das Glöckchen an der Sacriſtei läuten hörte; gleich darauf ſah er einen Prieſter im Meßgewande und mit dem Kelch in der Hand ſich dem Altar rechts neben der großen Glasthüre nähern. Er wartete noch einen Augenblick, um zu ſehen, ob denn kein Knabe

kâme, um die Meſſe zu dienen; da er keinen bemerkte, ging er ſelbſt in die Sacriſtei, wo ein Licht brannte, holte das Meßbuch und diente dem Geiſtlichen die Meſſe von Anfang bis zu Ende. Nachdem der Prieſter das Evangelium Johannis geleſen hatte, wollte der Chorknabe das Buch faſſen, um in die Sacriſtei zurückzukehren, aber der Prieſter hielt ihn zurück, indem er ſprach: „Nun danke ich Gott, daß ich erlöſet bin; auf dich habe ich ſchon hundert Jahre gewartet;“ und mit den Worten verſchwand er.

Der Chorknabe hatte ſeit der Zeit Vorſput in allen Dingen und iſt als alter Mann und als erſter Domküſter geſtorben.

122.
Spukender Mönch.

Erasmi Francisci hölliſcher Proteus. S. 479.
S. de Vries de Satan II. S. 324.

In einem fürſtlichen Schloſſe in Deutſchland trug ſich Folgendes zu. Einer von den Edelknaben wollte an einem ſchönen Sommertage nach den Gemächern des oberſten Stockes gehen, ſah im Hinaufſteigen, wie aus dem Ofen eines der Zimmer eine Helle drang, wie von vielen Lichtchen oder großem Feuer. Verwundert ging er hinein, doch da trat ein großer Mann in einer Mönchskutte auf ihn zu; die Augen lagen glühend tief in ſeinem Kopfe; auf einer Seite hatte er ein Schlüſſelbund hängen. Erſchrocken wollte der Edelknabe wieder der Thüre zu, aber der Mönch ſchoß auf ihn zu, faßte ihn und warf ihn nieder und ſchleifte ihn mehre Male hin und wieder über den Boden. Da ſchrie der Knabe ſo laut, daß der Fürſt es in den untern Zimmern hörte

und befahl, man ſolle ſchnell laufen und ſehen, was ihm begegnet ſei. Alles lief zu, doch hatte der Schreck des Pagen Zunge gelähmt und erſt nach mehr denn einer Stunde Zeit konnte er erzählen, was ihm widerfahren. Als ſein Mitgeſell, ein anderer Page, das hörte, ſpottete er ſein und ſprach: „Hätteſt dem Mönche nur ein paar tüchtige Ohrfeigen geben ſollen, er würde dir ſchon von der Haut geblieben ſein;“ vermaß ſich dabei auch, ſo er dem Spuk begegnete, demſelben ſeine Fäuſte fühlen zu laſſen. Der Andere ſprach: „Verſuch's nur und gib eine Probe deines ritterlichen Muthes. Einige Tage nachher ſollte dieſer Kühne ein weißes Hemde aus der Kammer holen, in welcher der Mönch ſeinem Kameraden erſchienen war. Während er nun in dem Kaſten nach dem Hemde ſuchte, klopfte es an die Thür, und da er nicht anders glaubte, als, es wäre die Wäſcherin oder ein Bediente, ſo rief er: „Herein! herein!“ Da trat der erſchreckliche, große Mönch herein. Wer da erſchrak, das war der Edelknabe; das Herz ſchoß ihm nicht ſowol in die Fäuſte, mit denen er den Mönch begrüßen wollte, als in die Füße, wo es ihn antrieb, ſo ſchnell als möglich wegzulaufen; doch der Mönch wollte ihn nicht ohne Rechenſchaft ziehen laſſen, gab ihm ein paar Maulſchellen, daß ihm das Blut aus Mund und Naſe ſchoß und fuhr ihn an: „Nun laß mich die Fäuſte fühlen, mit denen du mir gedrohet.“ Dazu hatte der Edelknabe aber nicht gar ſonderliche Luſt, ſondern ſprang aus der Kammer und lief mit großem Geſchrei die Treppen hinab. Kurz nachher erſchien der Mönch auch der Wäſcherin, der er einen ſolchen Schrecken einjug, daß ſie drei Monate lang krank lag.

123.

Der verwünſchte Bürgermeiſter.

Mündlich.

Ein Bürgermeiſter in Altenberge hatte ſeinen Knecht um Lohn betrogen und der Knecht hatte ihm darob geflucht, ſo daß der Bürgermeiſter umwandeln und noch dazu dem Knechte in Allem gehorchen mußte. Eines Tages befahl der Knecht ihm einige Bündel Stroh vom Speicher herunterzuwerfen. Der Bürgermeiſter that das, warf aber des Strohes ſo viel, daß der Knecht erzürnt ausrief: „Hör' auf oder wirf es zum Teufel!" Da faßte der Bürgermeiſter plötzlich alle Bündel, welche noch dalagen, und warf ſie aus dem Fenſter und der Teufel ergriff ſie und führte ſie mit ſich fort.

124.

Entmann Timphut.

Mündlich.

Entmann Timphut war ein Amtmann in Münſter, betrog viele Leute und brachte ſie um das Ihrige. Nach ſeinem Tode mußte er umgehen und er geht noch heut zu Tage um. Sechs Ellen hoch ſchwebt er über der Erde; denen, welchen er begegnet, reißt er die Hüte und Mützen vom Kopfe; ſelbſt die Schildwachen quält er, doch die können ſich vor ihm ſchützen, wenn ſie das Gewehr präſentiren.

125.
Stiefel.
Mündlich.

Zu Halter wohnte ein Schuſter und das war ein gottesläſterlicher Flucher; er konnte es dermaßen, daß man hätte ſagen ſollen, er habe die Steine aus der Erde geflucht; auch ſchwur er gern und bei jeder Gelegenheit war er damit alsbald bei der Hand. Einmal beſchuldigte man ihn einer gewiſſen Sache willen, doch die leugnete er und ſprach: „Das iſt ſo wenig wahr als Gott weiß was und ich will zum Stiefel werden, wenn ihr es als wahr befindet." In demſelben Augenblicke wurde er zum Stiefel und ſpukt in dieſer Geſtalt auf dem Rathhauſe.

126.
Die Bauern im Telterbuſch.
Mündlich.

Im Telterbuſch gehen zwei Bauern um, deren einer eine glühende Axt und der andere eine glühende Schaufel trägt. Sie müſſen etwas Schweres verbrochen haben. Einige wollen wiſſen, daß es Schatzgräber geweſen ſeien.

127.
Spuk zu Lütkenbeck.
Mündlich.

Zu Lütkenbeck im alten Schloßkeller liegt ein groß Faß alten rothen Weines. Geht man auf daſſelbe zu

oder daran vorbei, dann bekommt man eine Ohrfeige und trägt man ein Licht, das wird ausgelöſcht.

128.

Die Männermörderin.

Mündlich.

In Hohenholte lebte vor langer Zeit ein Bauer, deſſen Frau ſchon ſieben Männer gehabt und alle ſieben umgebracht hatte. Er aber ertappte ſie, als ſie ihm auch an den Hals wollte; da ſie fürchtete, hingerichtet zu werden, lief ſie zum Waſſer und ſprang hinein. Wenn man nun noch an die Stelle kommt, wo das Weib ſich erſäufte, dann iſt man wie gelähmt und kann kein Wort ſprechen; alles Vieh aber wird da heruntergezogen und muß erſaufen.

129.

Das alte Mütterlein und die Katzen.

Mündlich.

An einem Kreuzweg im Buſch bei Hohenholte ſteht ein Marienbild; neben dem hat ſich einmal ein alt Mütterchen mit ihren ſieben Söhnen und ſieben Töchtern aufgehangen. Seitdem kommen jede Nacht ſieben ſchwarze Katzen, und das ſind die ſieben Söhne, und ſieben weiße Katzen, das ſind die ſieben Töchter, und gehen da um, die ſchwarzen an der rechten, die weißen an der linken Seite des Bildes. An dieſem ſelbſt ſteht das alte Mütterlein und droht immer mit dem Finger und ſpricht: „Ich hab dem Teufel gedient und Gott verlaſſen, darum hat Gott mich auch verlaſſen.“

130.

Verbannter Geiſt.

Mündlich.

Zu Sankt Denys bei Gent liegt ein Schloß; auf dem hauſte einſt ein gräulicher Spuk, der den Leuten Tag und Nacht keine Ruhe ließ, auch anfangs allen Beſchwörungen widerſtand. Endlich aber kam ein gelehrter Jeſuit und der wollte ihn in die rothe See verbannen; das ging aber nicht, denn der Geiſt war viel zu mächtig. So mußte der Pater ſich denn endlich damit begnügen, ihn auf das äußerſte Ende des weitſtentfernten der dem Schloß gehörenden Aecker zu verwünſchen. Da iſt er auch noch; aber alle hundert Jahre kommt er dem Schloſſe um einen Fußbreit näher; wenn er daſſelbe erreicht haben wird, dann ſchmeißt er es über'n Haufen, ſo daß kein Stein davon auf dem andern bleibt.

131.

Spukgeiſt im Kloſter Wertet.

Glimmeri Collectanea p. 417.
Joa. Wierus l. IV.
De Vries, de Satan I, 382.

Eine arme Frau hatte einmal während der Faſten im Kloſter Wertet, welches in der Grafſchaft Horn gelegen iſt, ein Maß Salz von ungefähr drei Pfund geliehen und ein wenig vor Oſtern ſelbſt ſechs Pfund dafür wiedergebracht, aber es ſchien damit nicht ganz ſeine Richtigkeit zu haben. Von dem Augenblicke an nämlich fanden die Nonnen in ihren Schlafkammern eine Menge kleiner weißer Kügelchen, Erbſen nicht ungleich und ſal-

zig von Geſchmack; ſie aßen aber nicht davon, denn Niemand wußte, was das wäre, oder von wo ſie gekommen. Unlange nachher hörte man hier und da ein Gekärme, wie eines Kranken; in der Nacht auch eine Stimme der oder jener Nonnen, welche andere ermahnten aufzuſtehen, um einer kranken Schweſter zur Hand zu ſein; wenn ſie das aber thaten und hinzuliefen, fanden ſie ſich betrogen. Wollten ſie ihr Waſſer machen, dann wurde ihnen plötzlich das Geſchirr entrückt, ſo daß ſie ihre Betten durchnäßten; einige wurden mit den Beinen aus dem Bette geriſſen und über den Boden geſchleift, oder ſo unter den Füßen gekitzelt, daß ſie vor Lachen in Ohnmacht fielen; andern ging es ärger, denn es wurden ihnen gar Stücke Fleiſch aus dem Leibe gekniffen, die Arme umgedreht, oder der Hals ſo gekehrt, daß ihnen das Geſicht auf dem Rücken ſtand. Weder Brot noch andere Speiſen konnten ſie zu ſich nehmen, waren dabei noch mit dauerndem Erbrechen geplagt. Selbſt lebensgefährlich wurde der Spukgeiſt, denn nicht ſelten hob er die Nonnen auf Mannslänge von der Erde und ließ ſie von da niederſtürzen.

Einige Verwandte und Freunde der Nonnen, dreizehn an der Zahl, kamen in das Kloſter, um die Schweſtern in etwa zu erluſtigen, doch kaum ſaßen ſie an der Tafel nieder, als mehre rückwärts auf die Erde gezogen wurden; eine Nonne wurde in die Höhe gehoben, und wie ſehr auch alle Anweſenden ſie feſthielten, aufgezogen und auf die Erde niedergeworfen, ſo daß ſie wie todt dalag; eine Weile ſpäter wachte ſie auf, wie aus einem tiefen Schlafe und ohne alle Verletzung. Gleich darauf liefen einige auf den Knien herum, andere kletterten gleich Katzen auf die Bäume und eben ſo gemächlich und ſchnell wieder herab. Während die Aebtiſſin eines Tages mit Frau Margaretha, Gräfin von Horn, ſprach,

kniff es ſie ſo ſtark in die Hüfte, daß ſie laut aufſchrie. Man trug ſie zu Bette, unterſuchte die Stelle und fand, daß ſie ganz blau war.

Solches dauerte drei volle Jahre. Nachdem hat man es wahrſcheinlich ſtill gehalten, wenigſtens hörte man nichts mehr davon.

132.

Gib mir meinen Kopf wieder!

S. de Vries, de Satan. II, S. 348.

Ein ſehr glaubhafter Mann, der zu Stendal Diakonus geweſen, bezeugte als wahrhaftig die folgende Geſchichte.

Ein Branntweinbrenner hatte ſich die Hirnſchale eines gehangenen Diebes zu verſchaffen geſucht, und zwar zu dem Ende, um den daraus gezogenen Spiritus unter den Branntwein zu miſchen, welches man häufig thut, damit der Branntwein um ſo beſſer abgehe. Als er nun Nachts mit ſeiner Deſtillation beſchäftigt war, öffnete ſich plötzlich die Thüre von ſelbſt, der gehangene Dieb trat in die Kammer, blieb eine Zeit lang vor dem Deſtillateur und ſeinen Gehülfen ſtehen und ſprach dann mit einer ſchrecklichen Stimme: „Gib mir meinen Kopf wieder!" Daß Alle den Haſenpfad ſuchten, läßt ſich wol begreifen.

133.

Dieb will ſeine Haut wieder haben.

Erasmi Francisci hölliſcher Proteus. S. 772.
S. de Vries de Satan. II, S. 348.

Ein Kerl, der ſich durch viele Diebſtähle des Strickes wol werth gemacht hatte, wurde doch inſofern begnadigt,

daß er durchs Schwert ſtarb. Ein gelehrter Doctor erſuchte den Magiſtrat, ihm die Leiche zu überlaſſen, damit er ſie vor ſeinen Studenten zerſchneiden könne, welches ihm auch willig zugeſtanden wurde. Nachdem er nun den Leichnam zerſchnitten, gab er die Haut einem Gerber, um dieſelbe fürder zu ſäubern und beſtens zuzubereiten. Während der Meiſter nun eines Mittags an dem Felle arbeitete, trat der Miſſethäter ohne Haupt und ohne Haut auf ihn zu; er war ſchrecklich anzuſchauen, denn man ſah jede Muskel an ſeinem Leibe. Nachdem er eine Weile dageſtanden, rief er dem Gerber, neben dem ſeine Hausfrau ſtand, welche zufällig in der Gerberei war, zu: „Gib mir meine Haut wieder!“ Einige Zeit nachher kam er noch einmal wieder und foderte ſich ſeine Haut, doch der Gerbermeiſter ließ ihn rufen und kümmerte ſich nicht um ihn: er blieb auch endlich aus. Der Meiſter übrigens hatte doch einen ſo großen Schreck davongetragen, daß er drei Tage krank zu Bette lag.

134.

Doppelgänger.

Erasmi Francisci Schaubühne I, S 931.
S. de Vries, de Satan I, 460.

In einem gewiſſen fürſtlichen Schloſſe in Deutſchland hat ſich das Folgende wahrhaftig zugetragen. Des Amtmanns Frau wollte in ihres Mannes Schreibſtube gehen, um daſelbſt etwas zu holen, welches er eben verlangt hatte. Als ſie aber die Thür der Schreibſtube öffnete, ſiehe, da ſaß ihr Mann, den ſie eben in der Küche verlaſſen, leibhaft und eigentlich in ſeinem Stuhle am Schreibtiſch, ſo daß ſie im erſten Augenblick zweifelte, ob auch wirklich ihr Mann unten ſei. Erſchrocken lief

ſie die Treppe herunter, um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob ſie ſich nicht betrogen hätte, doch da ſaß ihr Eheherr ruhig und ſtille und von nichts wiſſend in der Küche. Mit großer Angſt und Beben erzählte ſie ihm ihr Geſicht, bat ihn aber zugleich nicht nach der Schreibſtube zu gehen, damit ihm kein Unglück widerfahre; ſie hielt nämlich dafür, daß die Erſcheinung ein Vorzeichen ſeines nahen Todes ſei. Er war aber ein kühner Mann, der nicht leichtlich an ſolcherlei glaubte, und ſprach, er müſſe ſich überzeugen, was an der Sache wäre, ging die Treppe herauf und öffnete, gefolgt von ſeiner zitternden Ehefrau, die Thüre der Kammer. Da ſah auch er ſich in demſelben Schlafrock ſitzen, den er anhatte, ganz wie er leibte und lebte, und ſah ſich ſchreiben, ſo durchaus auf dieſelbe Weiſe, wie er zu thun gewohnt war, daß es ein Wunder zu ſchauen war. Seine Frau bat ihn ernſtlich, doch hinweg und wieder mit ihr herunterzugehen, das ließ ihm aber ſeine Unverzagtheit nicht zu; im Gegentheil, er ging auf den Stuhl los, auf dem ſein Doppelgänger ſaß, und befahl dieſem aufzuſtehen, indem er ſprach: „Höre, Geſell, es kommt mir zu, hier zu ſitzen und nicht dir. Du haſt nichts hier zu ſchaffen, darum packe dich!" Mit den Worten rückte er den Stuhl weg und das Geſpenſt verſchwand.

135.

Geſpenſt als Ehemann.

W. Baudartii Memorien. Boek 8, Fol. 54.
S. de Vries, de Satan I, S. 478.

In Nord-Holland auf dem Bobeldyck, gegenüber der Kirche von Berckhout, hat ſich Folgendes ereignet.

Am 25. des Sommermonats im Jahre 1616 er-

ſchien einer daſelbſt wohl bekannten Frau ein Geſpenſt in Geſtalt ihres Mannes Cornelius Theuniß. Sie fragte: „Wer iſt da?“ Es antwortete: „Ich bin es, dein Mann.“ — „Der iſt zur See und kann alſo nicht hier ſein,“ ſprach ſie. „Ich kam ein wenig zu ſpät,“ entgegnete es, „und das Schiff war bereits vom Lande abgeſtoßen.“ — „Wie biſt du denn ins Haus gekommen?“ frug die Frau. „Ganz wohl,“ ſprach es und legte ſich mit den Armen auf die Bettlade. Es trug auf dem Haupt einen großen Filzhut, deſſen breiten Rand ſie mehre Male aufbog, um zu ſehen, ob es auch wirklich ihr Ehemann wär', aber ſie konnte weder an der Geſtalt, noch an der Stimme Jemand anders denn ihn erkennen, befahl ihm alſo, zu ſorgen, daß er ſich zu Bett lege, welches er auch that. Weil ſie jedoch immer noch zweifelte, gab ſie genau Acht, als er ſeine Strümpfe auszog, um zu ſehen, ob er auch ſo dicke Füße hätte als ihr Mann, befand aber auch darin keinen Unterſchied. Als er ſich nun neben ihr niederlegte, fühlte ſie, daß er, obſchon es in der Mitte Sommers war, ſo kalt war wie Eis. Da erſchrak ſie aufs höchſte und rief Gott aus der Fülle ihres Herzens um Hülfe und Beiſtand an. Das hatte ſie nicht ſobald begonnen, als das Geſpenſt verſchwand; hat ſich auch nicht weiter ſehen laſſen.

136.

Zwei Geiſter.

Mündlich.

Eine Frau in Kortryk war gar kühnen Muthes, doch nicht frevelhaft, wie es der Leute ſo viele gibt. Ihr Mann dagegen war ein wüſter Menſch, der mit allem ſpottete. Eines Samſtags kam die Frau ſpät nach Hauſe

und der Mann gedachte ſich einen Spaß zu machen und ſie zu erſchrecken. Er hing zu dem Ende ein weißes Tuch um und wartete bei dem Kreuze auf dem Kirchhofe, wo die Frau vorbei mußte. Nach zehn Uhr kam die Frau mit ihrer Nachbarin und der Mann richtete ſich mit dem weißen Tuche auf und blieb ſo ſtill ſtehen. „Ei ſieh doch," ſprach die Nachbarin, „da ſteht ein Geiſt." — „Laß ihn ſtehen," ſprach die Frau, „und uns ein Vaterunſer für ihn beten." — „Um Gottes willen!" rief die Nachbarin, als ſie einige Schritte weiter waren, „da iſt noch einer und jetzt ſehe ich ihrer zwei!" Die Frau gab aber keine Antwort und betete. Der Mann hatte das Letzte gehört und ein Schauder lief ihm durch Mark und Bein, doch wollte er ſich von der Sache überzeugen, ehe er ſich auf die Flucht begäbe. Er drehte darum den Kopf ein wenig und ſah ein Gerippe im Leichentuche neben ſich. Da verließ ihn ſein Muth und er rannte, ſo ſchnell er konnte, den Frauen nach, die erſchreckt auch liefen und die Hausthüre hinter ſich ſchloſſen. „Frau, mach auf!" ſchrie der Mann, „ich bin's!" — Aber die Frau machte nicht auf und er fiel vor Schreck und Angſt in Ohnmacht, aus der er erſt am andern Morgen erwachte.

137.

Reiſe nach Jeruſalem.

Joa. Nideri formicarium maleficum. in fin.

Dem Johannes Nider hat ein Erzbiſchof von Mainz folgende Geſchichte zu wiederholten Malen erzählt.

Ein edler deutſcher Ritter, der, wie es nun einmal ſo ging, in ewigem Hader und Zwiſt und Fehde mit

ſeinen Nachbarn lebte, ritt eines Nachts, begleitet von mehren Knechten, in einen Wald, nahe an dem Rhein. Ehe er das Ende deſſelben erreicht hatte, ſandte er einen der Knechte voraus, um zu ſpähen, ob in dem Felde nichts Verdächtiges ſei und nicht etwa ein Hinterhalt daſelbſt gelegt wäre. Da der Mond gar hell ſchien, ſo konnte der Knecht das leicht und wohl; als er aber am Rande des Waldes zwiſchen den Baumzweigen durch das Feld überſchaute, da ſah er, daß ein unendliches Reiterheer daſſelbe in ſeiner ganzen Länge bedeckte und auf hohen Roſſen langſam dem Walde nahte. Schnell lief er zu dem Ritter zurück und hinterbrachte ihm das und der ſprach: „Laſſet uns ein wenig warten, denn es iſt gar wahrſcheinlich, daß dem Heere eine Nachhut folgt; an dieſe wollen wir uns wenden und von denen können wir leicht erfahren, ob die Vorziehenden Freunde oder Feinde ſind; keinesfalls haben wir die Nachzügler zu fürchten und können es wol mit ihnen aufnehmen." Nachdem ſie nun ein wenig gezögert hatten, ritten ſie getroſt dem Waldende zu, fanden aber in dem Felde keine Spur mehr von dem Heere, einen einzigen Soldaten ausgenommen mit zwei Pferden, auf deren einem er ſaß, das andre an der Hand führend. Als der Ritter ihm näher kam, glaubte er ein bekanntes Geſicht zu erblicken und fragte den Reiter erſtaunt: „Was, ſehe ich recht, ſo biſt du mein Koch?" Der Koch war nämlich einige Tage vorher geſtorben und darum wunderte ſich der Ritter ſo. Auf die Antwort: „Ja, der bin ich, Herr," fragte der Ritter weiter: „Was machſt du denn hier und wer ſind die, welche vor dir herzogen?" Darauf entgegnete der Todte: „Herr, die vorherzogen, das ſind die Ritter und Knappen und mit denen muß ich noch in dieſer Nacht zu Jeruſalem ſein; denn das iſt unſere Strafe." — „Was thuſt du denn aber mit dem andern

Pferde, welches du ohne Reiter neben dir herführeſt?" fragte der Ritter weiter und der Koch antwortete: „Das ſteht zu euren Dienſten, Herr, wenn ihr mit uns zum heiligen Lande kommen wollet. Fürchtet euch darum nicht, Uebles wird euch nicht widerfahren und ich gelobe euch bei meinem Glauben als Chriſt, daß ich euch unverletzt dahin und wieder zurückbringe, wenn ihr meinen Mahnungen Folge leiſtet." Darauf entgegnete der Ritter: „Ich habe viel Wunderbares in meinen Tagen erlebt, aber das iſt doch dagegen alles nichts." Seine Knechte riethen ihm, die Fahrt nicht zu wagen und mit ihnen zurück nach Hauſe zu kehren; aber davon wollte er nichts wiſſen, ſprang von ſeinem Pferde auf das Handpferd des Koches und war in einem Augenblicke aus der Knechte Augen verſchwunden. Am folgenden Tage erſt kehrte der Ritter mit dem Geiſte an denſelben Ort wieder zurück, wo die Diener ihn noch erwarteten. Dann ſprach der Geiſt: „Nun glaubet nimmer, daß das, was ihr geſehen, ein bloßer Traum war; zwei ſeltne und köſtliche Dinge will ich euch nun geben und die bewahret wohl als Angedenken von mir," und er gab ihm ein Salamandertiſchtuch und ein Meſſer in einer Scheide und fuhr fort: „Iſt dies Erſtere ſchmuzig, dann werfet es ins Feuer und es wird rein; das Meſſer aber gebrauchet mit Vorſicht; denn, wen ihr damit verwundet, der iſt ein Kind des Todes." Mit den Worten verſchwand der Geiſt.

138.

Der Spielmann zu Sankt Gallen.

Bartholomaei Anhorn Magiologia tom. II. c. 7. §. 2. p. 625.
Happel, Relationes curiosae t. III. p. 482.
Phil. Altorfii florilegium histor. p. 322.
S. de Vries, de Satan I, 296.

Auf einer großen Verſammlung der Schweizer-Cantons in Baden ſollten an einem gewiſſen Tage die Abgeordneten der dreizehn eidgenöſſiſchen Orte in dem Herrenhofe prächtig bewirthet werden. N. Steuchler, ein Spielmann zu St. Gallen, kam an demſelben Tage in Sankt Gallen auf die Brücke am Multerthor; da fand er nebſt mehren Bürgern auch den hochberühmten Theophraſtus Paracelſus auf einer Bank ſitzen und redete ihn folgendermaßen an: „Nun werden die Herren Geſandten ſich zu Baden im Herrenhofe luſtig machen; denn ich habe gehört, ſie halten heute allda eine prächtige Mahlzeit. Wäre ich nun da, ich könnte mir mit meinem Spiel einen ſchönen Stüber verdienen.“ Darauf ſprach Paracelſus: „Habet ihr Luſt, ein gut Trinkgeld da zu winnen, dann gehet und ziehet andere Kleider an, nehmet eure Flöte und kommet wieder her, und ich will euch ein Pferd beſorgen, auf dem ihr binnen einer halben Stunde in Baden ſeiet.“ — „Herr Theophraſtus,“ antwortete Steuchler, „ich weiß, daß ihr mehr verſtehet denn andere Leute; ich will denn gehen und thun, wie ihr geſagt.“ Er ging flugs nach Hauſe, kleidete ſich um und kam bald zurück an das Multerthor, wo ihn Paracelſus erwartete. „Geh nun,“ ſprach dieſer zu ihm, „nach der Spießhütte, da findeſt du ein weiß Pferd geſattelt. Setze dich darauf und reite damit hin, aber sieh wohl zu, daß du nicht ſprecheſt, ehe

du wieder abgeſeſſen biſt, dann ſieheſt du binnen einer halben Stunde Baden."

Steuchler bedankte ſich, ging nach der Spießhütte und fand das Pferd wirklich daſelbſt, band es los, ſetzte ſich darauf und fuhr durch die Luft hin, kam auch in einer halben Stunde zu Baden an, welches doch ſechzehn tüchtige Stunden von Sankt Gallen entlegen iſt. Gleich am Schloſſe ließ das Pferd ſich nieder, er ſprang ab und es verſchwand. Zur Stunde begab er ſich in den Herrenhof und ſpielte vor dem Geſandten von Sankt Gallen ſehr künſtlich auf ſeiner Flöte. Als der Geſandte ihn ſah, frug er ihn barſch: „Welcher Teufel hat dich denn hierher getragen?" Steuchler antwortete: „Ja Herr, ja Herr; der lebendige Teufel und kein andrer Heiliger," und erzählte alles, was ihm begegnet war, fügte aber hinzu: „Gott behüte und bewahre mich, daß ich nie wieder ein ſolch Pferd beſteige." Der Geſandte merkte die Zeit an, wo er Steuchler in Baden geſehen und frug ſpäter in Sankt Gallen, wenn er noch da geſehen worden, befand dann auch juſt, daß derſelbe nicht mehr und nicht minder Zeit gebraucht zu der Fahrt, denn eine halbe Stunde.

139.

Beſchwörer in Strasburg.

S. de Vries, de Satan, I, 497.

Ein Mann aus Strasburg ſaß (im Jahre 1625) mit einigen Studenten auf einem Wagen, hörte da, wie die von Zaubereien und Beſchwörungen ſprachen, und drückte ſich die Worte der Beſchwörung recht tief in ſeinen Sinn. Als er nun bald darauf hörte, daß ſich in

einem Dorfe bei Strasburg ein Geiſt ſehen laſſe, ging er dahin und beſchwur denſelben und der ſprach, eine Bauerndirne habe ihre in Unehe heimlich gewonnene Frucht umgebracht und darum ſpuke er ſo lange beim Grabe des Kindes, bis die Mörderin geſtraft ſei. Der Mann trieb ihn aber von der Stelle weg und erlangte dadurch einen ſo großen Ruf in dem ganzen Elſaß, daß man überall nur von ihm ſprach und er ſich ſehr viel Geld verdiente. Nicht lange nachher aber erſchien ihm ein Geiſt und der ſprach zu dem Zauberer: „Dieweil du nun ſo viel durch mich gewinnſt, iſt es billig, daß du mir auch etwas gebeſt. Ueberlaß mir denn das erſte Kind, welches du von deiner Frau haben wirſt, ſo bald es auf die Welt kommt.“ Seine Winſte nicht zu verlieren, willigte der Zauberer in dieſe ſchreckliche Bedingung, aber ſeine Frau blieb unfruchtbar. Da kam der Geiſt ein ander Mal zu ihm und ſprach: „Gib mir eine Schrift, mit deinem Blut unterſchrieben, daß du mein Eigen biſt mit Leib und Seele.“ Das that er, machte von da ab viel Spukereien in reichen Häuſern und vertrieb ſie wieder gegen gute Bezahlung, bis endlich er gefangen und vor Gericht geſtellt wurde; denn gewöhnlich bedung er ſich eine Summe aus für die Armen oder für die Spitäler, welches Geld er aber meiſtens für ſich behielt. Man peinigte ihn, aber er blieb gefühllos und bekannte nichts. Dann bat er, man möge ihn ein wenig bei Seite gehen laſſen; als man das zuließ, ſtürzte ein kohlſchwarzer Hund in die Gerichtskammer, der ihn aufnahm und durch ein offenes Fenſter entführte, doch nicht gar weit, denn er ließ den armen Sünder in den Stadtgraben fallen, von wo man ihn wieder holte. Da hat das Gericht ihn verurtheilt, zuerſt enthauptet und dann verbrannt zu werden.

140.

Wagen mit Katzen beſpannt.

Hermanni Oraei Theatr. europ. contin. 111.
P. P. Nitzſchke, Hiſtoriſche Blumenluſt I, S. 165.
S. de Vries, de Satan, I. p. 502.

Anno 1633 wurde zu Strasburg ein Junge aus Molzheim, nicht mehr als ſechzehn Jahr alt, zum Tode verurtheilt, weil er ein erwieſener Teufelskünſtler war. Sein Lehrer in der Zauberkunſt war ein Jeſuit aus Molzheim geweſen, der nebſt ihm noch viele andere Jungen verleitet. Der Teufel war einmal zu ihm in die Schule gekommen in Geſtalt eines anſehnlichen ſchwarzen Mannes und hatte ihm Geld verehrt. Dieſer Junge konnte ſich in allerlei Geſtalten verwandeln; ſo hat er einmal in Geſtalt eines Raben ſich einer Kuh auf den Rücken geſetzt und ſie gebiſſen, bis ſie ſtarb. Er nannte viele Paters Jeſuiten, welche auch Teufelskünſte getrieben und von denen noch zwei am Leben waren, der eine zu Briſach, der andere zu Schletſtadt. Von dieſen und andern Jeſuiten brachte er Briefe nach Benfeld, welches dazumal gerade belagert war; er fuhr nämlich damit durch die Luft auf einem mit ſechs Katzen beſpannten Wagen. Bei ſeinem Tode zeigte er große Reue und warnte alle Leute vor den Jeſuiten, welche ihn in ſolch elendigen Stand gebracht.

141.

Hufeiſen auf Händen und Füßen.

Mündlich.

Zwei Pferdeknechte ſchliefen zuſammen in einem Bette im Stalle. Der eine von ihnen war ein dicker, fetter

Burſche und wurde mit jedem Tage noch dicker und fetter; der andere aber war mager wie ein Skelett, und wurde mit jedem Tage noch magerer. Das konnte der Fette nicht gut begreifen und er fragte ihn einſt: „Aber ſag mir doch, wie es zugeht, daß du mit jedem Tage mehr abzehrſt?“ Darauf antwortete der arme Menſch: „Ach, es iſt mir angethan; jede Nacht kommt ein Weib zu mir ans Bett, das wirft mir einen Zaum über den Kopf und im ſelben Augenblicke bin ich ein Pferd und ſie reitet bis zum hellen Morgen auf mir herum. Kann ich dabei wol zunehmen?“ — „Iſt das Ding ſo,“ ſprach der Andere, der nicht links war, „dann laß mich doch einmal vorne liegen und lege du dich auf meine Stelle, nach hinten; ich möchte doch gar zu gerne wiſſen, wie ich mich als Pferd ausnehme.“ Der Magere ließ ſich nicht zweimal bitten und in der folgenden Nacht wechſelten ſie die Plätze. Gegen elf Uhr wurde die Stallthür leiſe aufgemacht und ein Weib trat herein mit einem Zaum in der Hand; ſie ſchlich leiſe zum Bette der beiden Knechte und verſuchte, dem nach vorne Liegenden den Zaum über den Kopf zu ſtreifen; der aber, nicht faul, griff ſchnell nach dem Zaum und warf ihn dem Weibe über, welches alsbald als eine ſchöne greiſe Mähre vor ihm ſtand. „Aha, nun will ich einmal auf dir reiten, Thierchen,“ ſprach er, ſchwang ſich auf und ſprengte zum Stalle und zum Hofe hinaus aufs Feld, wo er links und rechts herumzog bis an den lichten Tag. Dann ritt er zu einem Schmiede, ließ ſeiner Mähre vier tüchtige Hufeiſen aufnageln und trabte ruhig dem Hofthore zu. Da ſtieg er ab und klopfte. Unvorſichtigerweiſe hatte er aber in dem Augenblicke das Pferd losgelaſſen; es ſprang fort und war verſchwunden, ehe er ſich deſſen verſah.

Der andere Knecht hatte inzwiſchen dem Bauer er-

zählt, wie der Dicke von ſeiner Seite gekommen ſei, und der Bauer begann ſchon unruhig zu werden, als er eintrat. „Nun, wie hat's gegangen?" frug der Bauer. „Ei, gut, recht gut," antwortete der Knecht, „nur eins ärgert mich, meine Mähre iſt mir fortgelaufen, ohne daß ich weiß wohin." — „Nun, nun, ſie wird noch wol wiederkehren," ſprach der Bauer; „ſchade nur, daß meine Frau ſo krank iſt, die lachte ſich todt, wenn ſie das hörte." Die Krankheit kam dem Dicken verdächtig vor und er ſprach zu dem Bauer, er möge doch gern einmal zu der Meiſterin gehen, um ihr alles zu erzählen. Als er nun bei der Frau war, reichte er ihr die Hand und ſprach: „Ei, guten Tag, Meiſterin, ihr ſeid krank? wie geht's?" — „Schlecht, ſehr ſchlecht," ſprach die Frau, aber ohne ihm die Hand zu geben. „Ei was, bin ich denn keine Hand mehr werth?" fragte der Knecht und riß dem Weib die Decke vom Leibe, denn nun glaubte er ſich ſeiner Sache ſicher; und ſo war es auch, denn er ſah wei mächtige Hufeiſen auf den Händen der Frau. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, ſprang er die Treppe hinunter und erklärte die ganze Sache dem Bauer, der ſich auch davon überzeugte, zu größerer Gewißheit noch den Hufſchmied fragte, um welche Stunde ſein Knecht ein Pferd beſchlagen laſſen, und als er alles übereinſtimmend gefunden, zum Pfarrer ging, um ſich bei dem Raths zu erholen. Der unterſuchte die Frau und fragte ſie aus, aber da war keine Hülfe mehr möglich, denn ſie hatte ihr Zauberreiten aus der ſiebenten Hand; darum rieth der Pfarrer, ihr zur Ader zu laſſen, bis ſie ſich todt geblutet hätte. Das geſchah denn auch und alſo wurde die Welt von dem Weibe befreit.

142.

Sieben Hexen.

Mündlich.

Ein trüber (böſer) Junge von Veurne wollte wiſſen, wie viel Hexen wol in der Stadt wären; beſchloß alſo, dieſelben einmal in Gegenwart der ganzen Gemeinde in die Kirche zu ſchließen. Um dies ausrichten zu können, mußte er etwas Geweihtes unter die Schwelle der Kirchthür legen; das Geweihte zu bekommen, erſann er folgendes Mittel. Bei dem erſten Begräbniß, das ſtattfand, ſtellte er ſich dicht neben das Grab, und ließ ſeine Mütze juſt auf den Sarg fallen, als der Pfarrer die geweihte Erde darauf warf. Schnell ſprang er zu, nahm die Mütze mit der Erde, welche darauf lag, und hob die letztere wohl auf. Das erſte Mal, wo alle Leute aus der Stadt nach der Kirche kamen, kratzte er ein Loch unter die Schwelle der Kirchthüren und barg das Geweihte dahinein, ging dann ruhig in die Kirche und wartete das Ende der Meſſe ab. Als dieſe geendet war, gingen die Leute alle aus der Kirche ſonder einige Hinderniß; nur ſieben Frauen blieben zurück, liefen bald nach dieſer, bald nach jener Thüre und ſuchten auf alle mögliche Weiſe herauszukommen, aber vergebens. Man war genöthigt, den Pfarrer zu holen, denn der Küſter konnte ihnen nicht helfen. Der Pfarrer ließ die Schwellen unterſuchen und alle Erde darunter wegnehmen und als das geſchehen war, gingen die ſieben Frauen ungehindert und ruhig ihres Weges. Unter den ſieben Weibern war auch die Pathin des Jungen; die kam bald dahinter, wer ihr den Streich geſpielt, und aus Rache verzauberte ſie den Jungen, ſo daß derſelbe plötzlich ſeine ehedem ſchönen Füße in Pferdeklauen verwandelt ſah.

143.

Siebente Hand.

Mündlich.

Von der ſiebenten Hand hört man viel in Flandern und Brabant. Wenn man nämlich bezaubert iſt, dann kann man die Zauberei von ſich nehmen und auf Jemand Anders übertragen laſſen. Das nennt man, ſie in die zweite Hand geben. Aus der zweiten Hand kann ſie in eine dritte und vierte und fünfte und ſechſte übergehen. Iſt ſie aber in der ſiebenten Hand, dann kann ſie nicht mehr abgenommen werden; der, der ſie hat, muß ſie behalten ſein ganzes Leben lang.

144.

Hexe verarmt.

Mündlich.

Ein Bauer, der auf einem kleinen Pachthofe wohnte, hatte Mangel an Geld und wußte nicht, woher welches nehmen. Er trug alles, was er miſſen konnte, nach dem Markte, kam aber noch immer und bedeutend zu kurz. Da hörte er endlich, daß in der Nähe eine Hexe wohnte, und er ging zu dem Weib und ſprach: „Höret einmal zu, Frau, ich muß mit euch ſprechen; ich hätte gerne, daß ihr mir einen Gefallen thätet, nämlich, daß ihr mir einiges Geld gäbet, und das könntet ihr, denn ihr verſtehet euch auf die Zauberei.“ Die Hexe antwortete ſchlau: „Ihr ſeid irr, Freund, es iſt hier nicht, wo ihr ſein müſſet; das iſt in der ... Straße, Nummero .... und bei Frau .... Gehet nur dahin und ihr habet alles, was ihr begehrt.“ Damit ſchaffte ſie ſich den Mann vom Halſe. Der ging in das angewieſene Haus, wo

auch eine Hauptheꝛe wohnte, und ſprach zu der: „Frau, ihr müſſet mir helfen, ich ſtecke tief darin.“ Die Heꝛe wollte ſich auch zuerſt rein machen, aber der Bauer ließ ſich nicht abhalten und ſprach: „Was ihr auch thun mögt, ihr müſſet mir helfen, oder ich laſſe euch zu Aſche verbrennen.“ — „Nun denn,“ ſprach die Heꝛe da, „wieviel muß ich euch denn geben, daß ihr mich in Ruhe laſſet?“ — Der Bauer beſtimmte ihr eine Summe und die Heꝛe gab ihm dieſelbe, nur fügte ſie dabei zu: „Ehe ihr aber weggeht, müſſet ihr mir euer Handzeichen geben, daß ihr mich niemals verrathen wollet.“ Darein willigte der Bauer mit der Bedingung, daß er ſo oft wiederkehren dürfe, als ihm beliebe, nahm das Geld und kam ſeiner Frau damit gar willkommen. Die frug ihn, wo er es her habe? er aber ſprach: „Das mag ich nicht ſagen, darauf habe ich mein Handzeichen gegeben.“ Es dauerte nicht lange und der Bauer brauchte abermals Geld und ging abermals zu der Heꝛe. „Ja, lieber Mann,“ ſprach die, „ich habe ſoviel nicht mehr, will euch aber fürs letzte Mal noch geben.“ — „Gut,“ antwortete der Bauer, „aber dann müſſet ihr mich die Zauberei lehren.“ — „Wenn ihr nicht zu dumm dazu ſeid,“ ſprach ſie und begann, ihm dieſelbe auszulegen. Er hatte aber nicht viel Luſt daran und ſprach, er wolle lieber von Zeit zu Zeit Geld holen kommen, das wäre ihm gemächlicher. Das that er denn auch und ſeinen Drohungen mußte die Heꝛe wol weichen, und ſie wich ſo lange, bis er ganz reich war und ſie ganz arm.

145.

Das Zauberweib zu Aſſenede.

Mündlich.

Vor längerer Zeit lebte zu Aſſenede ein altes Zauberweib, vor der ein jeder Angſt hatte. Eines Tages ritt ein junger Burſche nach einem nahen Dorfe und fand ſie unterwegs; er fragte ſie im Scherz: „Aha, wie ſtehts? ihr lauft ja, wie ein Mädchen von achtzehn Jahren.“ Sie ſah ihn einmal an und ſprach mit ihrer roſtigen Stimme: „Laſſet die in Ruhe, die euch in Ruhe laſſen.“ Der Burſche lachte ſie aus und ritt ſeines Weges weiter. Als er aber Abends nach Hauſe zurückkehren wollte und kaum das Dorf verlaſſen hatte, da ſiehe, kam ihm eine große Katze entgegen, die ſtellte ſich vor ſein Pferd und ſchrie dreimal ihr Miau, aber das mit einer Stimme, daß ſich dem Burſchen die Haare auf dem Kopfe in die Höhe richteten; dann lief ſie weg. Ein paar Schritte weiter kam eine zweite und die machte es ebenſo, ſchrie auch dreimal Miau und lief weiter, und ſo ging es über den ganzen Weg bis nach Aſſenede, wo der Burſche mehr todt als lebendig ankam.

Ein Anderer kam Abends ſpät noch über Feld und wollte nach Hauſe zu, als er plötzlich eine roſtige Stimme neben ſich hörte, die fragt: „Wie ſpät iſts?“ Er ſchaut um, ſieht das alte, krüppelhafte Weib und läuft, was er kann, um das Dorf zu erreichen. Ein paar hundert Schritte weiter dachte er, nun könne er wol langſamer gehen, denn das Zauberweib ſchlich nur mit Mühe ſtets an ihrem Stabe fort; in demſelben Augenblicke aber hörte er ihre allzubekannte Stimme neben ſich die Frage wiederholen: „Wie ſpät iſts?“ Kalten Todesſchweiß auf der Stirne, beginnt er zum andern Male zu laufen und ruht auch nicht, bis er an ſeiner Thüre ankommt; als

er jedoch kaum den Schlüſſel eingeſteckt und dieſelbe geöffnet hat, ſteht das Weib zum dritten Male neben ihm und fragt: „Wie ſpät iſts?“ Man braucht wol nicht zuzufügen, daß er in aller Eile ins Haus ſchlüpfte und froh war, von ihr erlöſt zu ſein.

146.

Dukaten verloren.

Mündlich.

Zu Thielt in Flandern lebte ein Bauer; der war einmal ausgegangen, um Vieh zu verkaufen, hatte es auch zu guten Preiſen losgeſchlagen und kam mit wohlgefüllten Taſchen zurück nach Haus. Unterwegs hatte er hier und da einmal angehalten und ſo war er nicht ganz nüchtern mehr, doch noch ſo wohl bei Sinnen, daß er wußte, er habe außer ſeinem Silbergelde auch einen Dukaten in der Taſche, und den verwahrte er auch aufs Beſte und ſah oft nach, ob er ihn nicht verloren hätte. Zu Hauſe hing er die Hoſe, in der das Geld ſtak, an dem Bettpfoſten auf, nachdem er ſich vorher noch einmal überzeugt, daß ſein Dukaten nicht mangele. Des andern Morgens war natürlich ſein erſter Gedanke an das Geld und den Dukaten beſonders, aber wie er auch ſuchen mochte, der war verſchwunden. Niemand war in der Kammer geweſen als ſein Sohn; ſomit fiel ſein Verdacht auf dieſen, doch der leugnete und ſprach, er habe die Hoſe nicht angerührt; wie er aber immer leugnen und was er auch ſagen mochte, der Alte blieb dabei, er habe den Dukaten. Deß müde, machte der Burſche ſich gegen Abend auf und ging zu einem zwei Stunden entfernt wohnenden Zauberer, fragte den, ob er nicht wiſſe, wo ſeines Vaters Dukaten ſei? „Dieſen

Abend kann ich euch das nicht ſagen," antwortete der Zauberer, „aber kommt morgen früh wieder, dann will ich euch ſchon darüber Rechenſchaft geben." Der Weg nach Hauſe und wieder zurück und noch einmal nach Hauſe ſchien dem Burſchen doch zu mühſam, darum gedachte er in der Nähe von der Wohnung des Zauberers zu bleiben, um andern Morgens gleich bei der Hand zu ſein, und legte ſich in eine Scheune, die nahe bei dem Hauſe ſtand. Gegen Mitternacht öffnete ſich das Thor der Scheune und der Zauberer trat ein, ein Laternchen in der einen und eine Weidenruthe in der andern Hand; mit der Ruthe ſchlug er dreimal auf die Erde, indem er rief: „Minnekens hier! Minnekens hier! Minnekens hier!" In demſelben Augenblick wimmelte es von Katzen um den Zauberer herum. „Kann mir keine von euch ſagen, wo des Bauers M. Dukaten geblieben iſt?" fragte er dann; doch die Katzen ſprachen: „Nein, das können wir nicht ſagen, es iſt Jemand nahebei." — „Ei, ſo brecht ihm den Hals," ſprach der Zauberer und die Katzen antworteten: „Ja, das thäten wir, aber er hat ſich gezeichnet;" der Burſche hatte nämlich ein Kreuz gemacht, ehe er ſich in die Scheune zum Schlafe gelegt. So konnten die Katzen ihm nichts anhaben und verſchwanden und der Zauberer ging auch weg; daß der Burſche nicht lange mehr in dem Stroh blieb, begreift ſich leicht; er lief gleich nachher, was er konnte, dem nahen Walde zu und erwartete da den Morgen. Als dieſer eben dämmerte, klopfte er an des Zauberers Thüre und fragte den Teufelskünſtler, ob er denn nun wiſſe, wo der Dukaten ſei? „Ja wohl," ſprach der Zauberer. „Es hat mir nicht wenig Müh' und Arbeit gekoſtet, aber ich kann's euch doch ſagen. Euer Vater ſchläft im Stall und neben ſeinem Bette ſteht ein Tränktrog, woraus das Vieh ſäuft; dahinein iſt der Dukaten gefallen, als

euer Vater ſeine Hoſe am Bette aufhing; ſuchet darin und ihr werdet ihn finden.“ Die Antwort hinterbrachte der Burſche alsbald ſeinem Vater, ſie ſuchten beide im Troge und der Dukaten lag in der That darin.

147.
Dreikreuzmeſſer.

Mündlich.

Bei dem Flecken Poucke wohnte ein begüterter Bauer. Dem wurde auf einmal ſeine Frau todtkrank und ſein Vieh begann auch zu ſiechen, die Ochſen, Kühe und Pferde legten ſich alle auf die Streu und wollten nicht mehr aufſtehen. Vergebens zog der Mann die Aerzte zu Rathe; was die auch beginnen mochten, nichts half und das Uebel wurde nur ſchlimmer und ſchlimmer. Da ſprach endlich einer der Knechte zu ihm: „Mit rechten Dingen kann das nicht zugehen, laſſet uns darum eine Nacht wachen und ſehen, was im Hofe vorgeht.“ Das fand der Bauer gut und als alles andere Geſinde ſchlafen war, ſtellte er ſich mit dem Knechte an ein Kammerfenſter, um zu lauſchen, ob ſie nichts ſähen. Bis Mitternacht blieb alles ſtill, dann aber ſahen ſie, wie eine Menge von Katzen, eine nach der andern, unter dem Hofthore durchkrochen und vor der Stallthüre einen Tanz begannen. „Da haben wir es ja,“ ſprach der Knecht und der Bauer faßte einen Stuhl und wollte auf die Katzen los, aber der Knecht hielt ihn zurück, indem er ſprach: „Nein, das wäre nicht klug; damit richteten wir nichts aus; laſſet mich nur machen.“ Mit den Worten nahm er ein Dreikreuzmeſſer und warf das mitten in den Katzenring hinein; im ſelben Augenblicke waren alle verſchwunden. Der Knecht ging alsdann zu

der Stelle, wo ſie getanzt hatten, und ſah nach und da fand er denn das Meſſer in einer blauen Schürze hängen. „Nun ſind wir weit genug,“ lächelte er dann; „morgen werdet ihr mehr ſehen, Meiſter.“ So geſchah es denn auch; am andern Tage gegen neun Uhr kam ein Weib an die Thür und fragte den Bauer, ob er keine blaue Schürze gefunden hätte? „Doch,“ antwortete er, „kommt nur herein, ich will ſie holen.“ Als das Weib aber herein war, da ſchloß er die Thüre, griff die Hexe beim Halſe und fragte ſie, ob ſie nun unter ſeinen Händen ſterben oder ſeine Frau und ſein Vieh wieder entzaubern wolle? Das Weib lamentirte und verſprach alles und da ließ der Bauer ſie wieder los. Das Vieh geſundete auch wirklich noch am ſelben Tage, die Frau aber kam nicht wieder auf; mit der war es ſchon zu weit und ſie ſtarb nach ungefähr drei Wochen.

148.

Hänschen Zimmermann und die Katzen.

Mündlich.

Auf der Brüſſlerſtraße zu Dendermonde liegt ein Haus, welches heißet zur Sonne; darin befand ſich in frühern Zeiten eine Brauerei, worin Hänschen Zimmermann als Knecht diente. Das erſte, zweite und dritte Gebräu mislang und das konnte Hänschen nicht begreifen, denn er verſtand ſein Handwerk ſo gut als der Beſte. Nun hatte Hänschen bemerkt, daß jedesmal, wenn er am Brauen war, eine Katze rund um den Keſſel lief, und die beſchloß er nun einmal ins Auge zu faſſen. Er begann alſo ſein viertes Gebräu und kaum kochte das Bier, als die Katze wieder in die Brauerei

kam und miauend um den Keſſel ſtrich. Hänschen merkte alsbald, daß es eine Hexe war, ging zu ihr und fragte: „Woher kommſt du, Kätzchen?“ „Miau“ antwortete dieſes und lief weg, doch kam es einige Augenblicke nachher zurück und hatte mehr denn ein Dutzend andere Katzen bei ſich: die faßten ſich alle Pfote an Pfote und begannen einen Tanz um den Keſſel, wobei ſie unaufhörlich ſangen:

Hansken Temmerman vroeg aen my:
Katze, van waer komdegy?

(Hänschen Zimmermann frug mich: „Kätzchen, woher kommſt du?“) Da wurde Hänschen böſe, füllte ſtille einen Eimer mit kochendem Biere und goß das über die Katzen hin. Miau! Miau! ſchrien alle jämmerlich und verſchwanden; das Gebräu aber glückte. Am andern Morgen jedoch ſah man im Rochusſträßchen fünf bis ſechs Frauen, deren Geſichter ganz ſchwarz verbrannt waren, todt auf der Straße liegen, und da blieb denn wol kein Zweifel mehr, wer die Katzen geweſen waren

149.

Katzentanz um die Schützenſtange.

Mündlich.

In der Nähe des grünen Teiches zu Aſſenede lag früher eine Weide, auf der die Vogelſtange ſtand; um die Stange tanzte jede Nacht eine Menge von Katzen. Ein Bauer, der ein wenig zu tief ins Glas geſchaut hatte, kam noch ſpät Abends da vorbei und ſah eine ſchöne Katze auf ſich zukommen. „Ei, ſchöne bunte Katze, wo gehts denn hin?“ fragte er und lief der Katze nach bis unter die Schützenſtange, wo er der Katzen eine

Menge fand, die ſogleich begannen in großem Kreiſe herumzutanzen und zu ſingen:

Väterchen, Käterchen, das frug mich,
Ei ſchöne bunte Katze, wohin trollſt du dich?

Als der Tanz einige Zeit gedauert hatte, verſchwanden die Katzen und es erſchienen viele ſchön gekleidete Mädchen, die koſtbare Speiſen auf eine lange Tafel ſetzten und ihn einluden, mit zu eſſen. Das that er auch, aber das Leckerſte ſelbſt ſchien ihm geſchmacklos, denn es war kein Salz darin. „Habt ihr nicht ein wenig Salz hier?" frug er, aber im ſelben Augenblicke verſchwand alles, Mädchen, Speiſen und Tafel und er ſaß allein im Graſe. Morgens fand er einen Kreis in den Raſen gebrannt, juſt da, wo die Katzen getanzt hatten.

150.

Lichtchen auf dem Baum.

Mündlich.

Ein alter Bauer aus Avecapelle, Namens Clabau, kam Abends ſpät noch über die Weiden, die das Dorf umgaben, und wollte nach Haus. Da ſah er plötzlich eine Katze neben ſich laufen, welche er meinte zu erkennen als die ſeines Nachbarn, und weil er ein großer Liebhaber von Katzen war, auch verwundert ſtand, das Thier ſo weit von Hauſe weg zu ſehen, frug er: „Nun, ſchöne bunte Katze, wo gehſt du hin?" Aber die Katze lief ihres Weges weiter und war bald aus ſeinen Augen.

Einige Tage nachher hatte er ſich wieder in der Schenke verſpätet und es war ſchon tief in der Nacht, ehe er ſich auf den Weg nach Hauſe begab. Als er

auf die Weide kam, ſah er in der Ferne ein Lichtchen brennen, wie es ſchien, hoch über der Erde und das Lichtchen ſchwankte hin und her. Als er ein wenig näher ging, meinte er, auch Muſik zu hören. Er ging auf das Lichtchen zu und fand, daß daſſelbe oben auf einem Baume brannte; neben dem Baume ſaß ein allerliebſtes Kätzchen und das machte Muſik, nicht aber die, welche er gehört hatte, denn die ſcholl aus der Mitte eines Kreiſes anderer Katzen, welche auf ihren Hinterpfoten künſtlich vor dem Baume tanzten, während ſie einander mit den Vorderpfötchen feſt hielten. Als ſie ein wenig getanzt hatten, ſprang ein Kater, derſelbe, den Clabau einige Tage vorher geſehen, in die Mitte des Kreiſes und begann ein Liedchen, worin es unter andern hieß:

Und der alte Clabau der fragte:
Ei, ſchöne, bunte Katz, wohin gehſt du?

Banger Schweiß rann dem guten Clabau vom Leibe; in höchſter Angſt nahm er ſeine Beine unter den Arm und lief, was er konnte, dem Dorfe zu.

151.

Die Katzenlinde zu Auweghem.

Mündlich.

Kunſt- en Letterblad. 1843. S. 24.

Zwiſchen Huyſſe und Auweghem ſteht eine uralte Linde, die in der ganzen Gegend unter Jung und Alt nur unter dem Namen Katzenlinde bekannt iſt. Einem Bauer aus Auweghem begegnete daſelbſt Folgendes. Er hatte ſich nach langem Arbeiten an einem heißen Sommertage Abends neben die Linde geſetzt, um ein

wenig auszuruhen. Langſam fiel er in Schlaf und daraus wurde er erſt tief in der Nacht durch ſüße Laute geweckt, die ihm aus der Luft zu kommen ſchienen. Er rieb ſich die Augen und ſah einmal nach Oben und da bemerkte er denn zu ſeinem großen Erſtaunen, daß die Linde von Katzen wimmelte, und erkannte zugleich, daß dieſe es waren, die jene liebliche Muſik machten. Erſchrocken wollte er auf und davon eilen, aber das ganze Feld war mit Katzen bedeckt, von denen einige Teig bereiteten, andere Kuchen backten und wieder andere, in weiten Kreiſen umtanzend, die Kuchen luſtig verzehrten. Während der Bauersmann noch verwundert auf all das ſonderliche Getreibe hinſtarrte, kam ein artig weiß Kätzchen auf ihn zu und fragte ihn mit ſanfter Stimme: „Bäuerlein, möchtet ihr nicht ein Küchelchen mit knappeln?" Der Bauer dankte höflich zu dreien Malen; da das Kätzchen ihn aber ſo ſehr nöthigte, nahm er es endlich an. Man brachte ihn bald einen mit Kuchen hochbeladenen Teller und er machte, nach löblichem chriſtlichen Brauch ſein Kreuzchen — doch im ſelben Augenblicke waren all die Katzen verſchwunden und jammerten und miauten greulich auf ihrem Abzuge durch die Luft: der Bauer aber fand ſich auf der Spitze des Baumes wieder. Er kletterte ſchnell herunter und eilte dem Dorfe zu; als er auf der Schwelle ſeines Hauſes ſtand, da ſchlug die Kirchenuhr Eins. Er erzählte ſeiner um ihn in Sorgen wachenden Frau den wunderbaren Vorfall, ſtand am folgenden Tage nicht vom Bette auf und ſtarb am Morgen des dritten Tages.

Einige ſagen, der Mann habe nach dem erſten Biſſe in einen der Kuchen in Gottes Namen um ein wenig Salz gebeten, worauf die Katzen verſchwunden wären.

152.
Kätzchen unter der Bütte.

Mündlich.

Ein Lehrjunge kehrte ſpät von einem Trinkgelage nach ſeines Meiſters Haus zurück und fand auf der Straße ein artiges, kleines, ſchwarzes Kätzchen. Das nahm er auf, und trug es mit ſich nach Hauſe, wo er es unter eine Bütte ohne Ohren ſetzte. „Wollen ſie das Thierchen morgen behalten,“ dachte er bei ſich ſelbſt, „dann können ſie es thun; wo nicht, dann laſſe ich es wieder laufen.“ Am andern Morgen kam er zu der Bütte zurück und hob die auf, um das Kätzchen ſeinem Meiſter zu zeigen; aber wie erſchrak er, als er nicht mehr das Kätzchen, ſondern ein ſteinaltes kleines Weib unter der Bütte fand, und das ſchrie ihm zu: „Du wirſt mich dieſen Abend auf dieſelbe Stelle zurückbringen, von wo du mich geholt haſt, und thuſt du das nicht, dann breche ich dir den Hals.“ Voll Angſt lief der Burſche zu dem Meiſter und erzählte dem die ganze Sache und der ſchickte ihn zum Pfarrer. Dieſer dachte lange nach, was da wol zu machen wäre, und ſprach endlich: „Es bleibt kein anderer Rath, als daß du thuſt, was das Weib dir befohlen hat.“ Dazu war der Burſche aber zu bange und er konnte erſt ſeinen Willen darein geben, nachdem der Pfarrer ihm gedroht hatte, das Weib werde ihm den Nacken brechen, und verſprochen, daß er ihn geleiten wolle. In dem Letzten hielt der Paſtor auch ſein Wort. Er kam Abends zu dem Burſchen und ging mit ihm zur Bütte. Als die aufgehoben wurde, ſaß das Kätzchen vom vorigen Abende wieder darunter; der Burſche nahm es auf und ging dem Orte zu, wo er es gefunden hatte. Der Pfarrer folgte. Je weiter ſie aber kamen, um ſo ſchwerer wurde das Kätzchen, und das ging

ſo lange fort, bis dem Burſchen der blutige Schweiß vom Leibe herunterlief. Als ſie endlich an der Stelle angekommen waren, wo das Kätzchen am vergangenen Abende ſaß, da warf der Burſche es nieder, ſo hart er konnte. Fallen ſah er es zwar nicht, doch bekam er von unſichtbarer Hand einen ſo fürchterlichen Schlag, daß er ohnmächtig zuſammenſtürzte.

153.

Das ſchwere Kätzchen zu Gent.

Mündlich.

Auf der Torrebrügge zu Gent wohnte vordem ein reicher Blechſchläger, der wol an die dreißig Geſellen hatte. Eines Abends mußte einer von dieſen noch ſpät eine fertige Arbeit in die Stadt tragen und unter andern auch über den Sankt Michaelsplatz gehen. Da fand er ein kleines ſchwarzes Kätzchen und das kam auf ihn zu und ſtrich ſich an ſeinen Beinen und miaute dazu ganz erbärmlich. Der Geſell hatte ein überaus mitleidig Herz und da er dachte, es wäre ein verloren Kätzchen, ſo nahm er es auf den Arm und meinte es mit ſich nach Hauſe zu tragen. Kaum aber war er in der Michaelsſtraße angekommen, als das Kätzchen begann, ſchwerer und immer ſchwerer zu werden, und endlich wurde es ſo ſchwer, daß er es fallen laſſen mußte. Doch war es kaum auf dem Boden, als es anſchwoll und immer größer wurde, bis es noch größer war als der allergrößte Eſel. Den Geſellen erfaßte ein ungeheurer Schrecken und er lief, was er konnte, nach Hauſe zurück, wo er in Schweiß gebadet ankam.

154.
Klaren Mondſchein trinken.

Mündlich.

Zu Kortryk lebte vor längerer Zeit ein gar kühner und wackerer Mann, den man aber nicht anders in der Stadt nannte, als Herrn Klare Mane (klarer Mond). Dieſen Beinamen hatte er von folgendem Vorfalle erhalten. Er ſchlief in einer Nacht auf ſeinem Söller, als er plötzlich ein ſonderbares Geräuſch und eine Menge der verſchiedenartigſten Frauenſtimmen über ſich hörte. Da das Dach mehre gläſerne Pfannen hatte, trat er zu einer derſelben und ſah zu ſeiner großen Verwunderung eine zahlreiche Geſellſchaft von Weibern darauf ſitzen, welche tranken und dazu ſangen:

Wir trinken allhier den ſüßen Wein,
Burgunderwein,
Champagnerwein,
Wir trinken den klaren Mondenſchein.

„Ei," gedachte der Mann, „was hat das Volk auf meinem Dache zu thun?" und er hob eine von den Glaspfannen und rief heraus: „Wartet nur ein Weilchen noch, ihr Pack; ich will euch dann ſchon lehren, mich im Schlafe ſtören." Mit den Worten eilte er zurück und in eine Ecke des Söllers, wo ein dicker Knüppel ſtand. Als er aber mit demſelben wieder zu der Glaspfanne kam, war alles verſchwunden.

155.
Der Spielmann auf dem Galgen.

Barth. Anhorn Magiolog.
S. de Vries, de Satan II, 318.

Im Jahre 1649 hatten einige Fräulein eines gewiſſen gräflichen Schloſſes in Deutſchland, deſſen Namen wir hier nicht gern nennen wollen, einen Spielmann erſucht, des folgenden Sonntags in der Nacht bei einem Tanze aufzuſpielen, den ſie anſtellen wollten. Er verſprach ihnen zu kommen, wenn ſie ihn zur feſtgeſetzten Stunde, nämlich Abends um neun Uhr, wollten holen laſſen. Dies geſchah; es kam Jemand zu ihm und führte ihn dahin, wo er ſein mußte, in das gräfliche Schloß — ſo meinte er — und in einen großen Saal, in welchem ein herrliches Bankett bereitet war. Da ſpielte er viele Tanzweiſen und ſo ſchön, als er nur konnte. Als er nun ſchon lange geſpielt und Niemand ihm einen Trunk zubrachte, ſprach er laut genug, daß männiglich es verſtehen konnte: „'s iſt doch beſſer, Bauern und Bäuerinnen aufzuſpielen, als für Junker und Fräulein; zum mindeſten geben die Bauern einem Spielmann genug zu trinken.“ Kaum hatte er das geſagt, als ein vermummter Herr zu ihm trat und ihm einen trefflichen ſilbernen Becher mit Wein anbot; vergnügt legte der Spielmann ſeine Geige aus der Hand und that einen guten Zug; dann ſprach er: „Gott geſegne es, das iſt ein koſtbarer Wein.“ Doch im ſelben Augenblicke verſchwand die ganze Geſellſchaft mit dem Schloſſe und er ſaß auf dem Galgen, neben dem einige Tage zuvor mehre Hexen verbrannt worden waren; den Becher aber hielt er noch in der Hand. Nachdem er ſich ein wenig von ſeinem Schrecken erholt hatte, ſteckte er denſelben in die Taſche, ließ ſich an einem Stricke nieder und ging

nach Hauſe. Am andern Morgen ſah er ſich das Geſchirr genauer an und fand das Wappen einer vornehmen Perſon aus der Gegend darauf. Es ſind viele Leute, die den Becher geſehen und denen der Mann die ganze Geſchichte erzählt hat.

156.

Das Zauberſchloß bei Werwick.

Mündlich.

Ein ſchon bejahrter Mann kam eines Abends an einem Hügel bei Werwick vorbei und fand daſelbſt ein ſchönes Schloß, welches er ſich nicht erinnern konnte, früher je geſehen zu haben. Die Neugier trieb ihn hin und er klopfte an. Bald öffnete ihm eine ſchöne Frau die Thür und führte ihn freundlich in einen prachtvollen Saal, der ganz voll ſo ſchöner Weiber ſaß, wie der Mann in ſeinem ganzen Leben keine geſehen hatte. Man empfing ihn gar höflich und räumte ihm einen Platz an dem Tiſche ein, ſetzte ihm auch einen Teller vor und bat ihn, ſich zu bedienen. Der Mann griff zu den dargebotenen Speiſen, merkte aber bald, daß das Salz in denſelben fehlte. „Möchte ich wol um ein bischen Salz bitten dürfen?" fragte er. In demſelben Augenblicke verſchwand die Geſellſchaft mitſammt dem Schloſſe und er ſaß auf einem hohen Baume, von dem er ſich nur mit Mühe wieder herunterarbeitete.

157.

Die verzauberte Jagd.

Mündlich.

Zwei Jäger aus Thielt gingen frühmorgens auf die Jagd und blieben daſelbſt bis gegen Abend, aber es

war ihnen unmöglich, auch nur ein einziges Wild aufzuſpüren. „Nun, das iſt nicht richtig," ſprach der Eine, „laß uns einmal dort zu dem Zauberer gehen und den um Rath fragen." Das thaten ſie auch und der Zauberer führte ſie über ein ſchmales Brückchen in ein weites Feld, ſagte, da könnten ſie ſich ſatt jagen. Sie gingen einige Schritte und ſiehe, mehr denn fünfundzwanzig Haſen liefen vor ihnen her; die Hunde ſtürmten auf das Wild los, die Jäger legten an, aber ſie konnten nicht ſchießen und die Hunde vermochten nicht, das Wild zu faſſen, und liefen ſtets an demſelben vorbei. Da erkannten die Jäger bald, daß all das Wild nichts weiter als purer Teufelstrug ſei, riefen ihre Hunde zurück und wollten nach Haus; die Haſen ſtellten ſich zugleich in eine Reihe und ſchauten den braven Jägern nach, als hätten ſie dieſelben verſpotten wollen.

158.

Hexenpütz.

Mündlich.

Bei Meichelbeek liegt nahe bei einem Kreuzwege der Hexenpütz. Da geſchehen Nachts wunderbare Dinge, von denen man nicht gern ſpricht. Oft ſind Leute, die den Kreuzweg durchſchneiden mußten, Stunden lang in der Irre herumgeführt worden und nicht ſelten einen halben Tag lang gegangen und doch nicht von der Stelle gekommen.

159.
Zaubernadeln.

Mündlich.

In ein gewiſſes Haus kam alle Tage eine Milchbäuerin, um ihre Milch daſelbſt zu verkaufen. Die Frau von dem Hauſe hatte ein klein Kind; jedesmal, wenn die Bäuerin kam, wunderte ſie ſich über des Kindes Schönheit, nahm es auf den Arm und liebkoſte es und ſprach immer: „Ach, welch ein lieb Kind! welch ein lieb Kind!" Es war aber ſonderbar, daß das Kind jedesmal plötzlich und peinlich aufſchrie, wenn die Bäuerin es nahm; auch bemerkte die Frau, daß das Kind Geſchwüre bekam, und jedesmal, wenn das Weib im Hauſe geweſen war, fand ſie der Geſchwüre mehr. Was ſie auch dagegen thun mochte, dieſelben waren unheilbar und daraus ſchloß ſie richtig, das Kind müſſe bezaubert ſein.

Als die Bäuerin nun am folgenden Tage wiederkam, gab die Frau ihr das Kind nicht, bat ſie aber, weil es Winter und ſehr kalt war, ein wenig am offenen Herdfeuer niederzuſitzen. Inzwiſchen rief die Frau ihren Mann und der kam alsbald, ſteckte heimlich einen Nagel aus der Oſterkerze unter den Stuhl, auf dem das Weib ſaß, und ſchürte dann das Feuer und machte eine ſo große Flamme, daß die Bäuerin es vor Hitze nicht aushalten konnte. Sie wollte aufſtehen, vermochte es aber nicht und bat den Mann, ſie ein wenig rückwärts zu ſchieben. „So viel Kraft habe ich nicht," antwortete der, „ihr ſeid mir zu ſchwer und könnt wol ſelbſt ein wenig zurückrücken," und mit den Worten warf er noch mehr Holz in die Flamme. Da begann das Weib zu ſeufzen und zu jammern und bat den Bauer, ſie doch loszulaſſen. Nun war es klar, daß

ſie die Hexe geweſen, welche es dem Kinde angethan. Der Mann verwies ihr das auch mit herben Worten und ſie geſtand endlich und ſprach: „Ja, ich habe euer Kind bezaubert; ich habe es mit Zaubernadeln geſtochen. Sie liegen in meiner Kommode, im ſiebenten Käſtchen der oberſten Schublade in einem Döschen. Da habt ihr den Schlüſſel, nehmt ſie und werft ſie weg und euer Kind iſt geneſen; laßt die andern aber liegen." Der Mann nahm den Schlüſſel und ſchloß den Kaſten auf; er fand darin viele Döschen, in denen allen Nadeln lagen, die er ſämmtlich wegwarf. Im Suchen ſah er eine beſonders große Doſe; als er die neugierig öffnete, ſah er eine zweite darin, in der zweiten eine dritte und alſo bis zu ſieben; die letzte war geſpickt voll Nadeln. Nicht nur für ſeine Ruhe beſorgt, ſondern auch für die ſeiner Nebenmenſchen, warf er auch die weg, ſo daß das Weib nicht mehr damit ſchaden konnte. Nach Hauſe zurückgekehrt, warf er ſie vor die Thüre und ſie hat ſich ſeitdem nie mehr in das Haus gewagt.

160.
Zaubereier.

Mündlich.

Zu Dultre wohnte vor Zeiten einmal ein Mann mit ſeiner Magd in einem großen Hauſe. Es trug ſich aber zu, daß der Mann eines Morgens auf dem Kamine ein paar ſchöne große Eier fand, von denen weder er, noch die Magd wußte, wie ſie dahin gekommen waren; ſie aßen dieſelben ohne Argwohn auf. Bald nachher fanden ſie abermals Eier da liegen und der Mann ſprach: „Wir haben ſicherlich einen Hausgeiſt, der uns die Eier bringt, aber laß ihn nur machen, die Eier ſol-

len mir ſchmecken;" er aß dieſelben auch wieder auf und das geſchah noch ein paar Mal hintereinander.

Es dauerte aber nicht lange und der Mann wurde ſo voll Ungeziefer, daß er nicht mehr gehen, noch ſich bewegen konnte, ohne daß es ihm zu Hunderten vom Leibe fiel. Er brauchte alle möglichen Mittel dagegen, aber nichts wollte helfen. Da ging endlich die Magd zu dem Dekan nach Geeraertsberge und fragte den um Rath. Da ſprach der Dekan: „Mein Kind, da kann wol Rath geſchafft werden, aber es hält ſchwer; biſt du bang?"— „Nein," antwortete die Magd, „meinen Herrn zu erlöſen, will ich gern alles wagen." — Gut," ſprach der Dekan, „dann gehe dieſe Nacht um zwölf Uhr von Hauſe weg und komm gradenwegs hierher in die Kirche, aber laß dich durch nichts von dem Wege abbringen, es mag dir vorkommen, was will." Das gelobte die Magd zu thun, und als es zwölf Uhr ſchlug, da ging ſie von Hauſe weg und auf Geeraertsberge zu. Sie war aber noch nicht weit von Dultre, als ihr ein großes Heer Soldaten entgegenzog; da das die Straße in ihrer ganzen Breite einnahm, ſo ſprang ſie auf die Seite und ließ es vorüberziehen; ging dann unangefochten weiter nach Geeraertsberge. Wie ſie aber zu dem Dekan kam, da ſprach der: „Mein Kind, ich kann dir nicht helfen, du haſt deinen Weg nicht gut gemacht, du hätteſt durch die Soldaten durchgehen müſſen; darum komm morgen wieder und mach es beſſer." Da ging das Mädchen betrübt nach Dultre zurück und machte ſich in der folgenden Nacht noch einmal auf den Weg. Bald ſah ſie die Soldaten wieder kommen, aber ſie blieb mitten auf der Straße und ging grade auf ſie los und die Soldaten wehten wie ein Wind an ihr vorbei. Als ſie ein wenig weiter gegangen war, kam eine große Heerde wilder Thiere von allen Sorten auf ſie losgerannt, aber ſie

hielt ſich ſtandhaftig und auch die wilden Thiere flogen an ihr vorbei. Nun ſchien ſie Ruhe zu haben und ſie ſetzte ihren Weg fort bis an das Thor von Geeraertsberge: da fuhr urplötzlich eine Kutſche, mit zwei ſchnaubenden Pferden beſpannt, ihr entgegen, aber ſie blieb ſtill auf der Straße und die Kutſche sauſte über ihr Haupt hin. Als ſie nun in die Kirche kam, da ſtand der Dekan bereit und begann eine Beſchwörung, und da ſah ſie, daß es ihre alte Nachbarsfrau war, welche ihrem Herrn das mit dem Ungeziefer angethan hatte.

161.

Zauberſchlaf.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. VI. c. X.

In der Gegend von Zülpich lebte vor einigen Jahren ein blinder Mann von großer Frömmigkeit mit Namen Engelbert. In ſeiner Jugend ſchlief er eines Nachts im Hauſe ſeiner Tante, welche ſehr reich war, und hörte — es war noch vor Mitternacht — wie zwei Diebe die Wand durchbrachen und in das Haus drangen. Nachdem ſie die Herdaſche durchwühlt, ſteckten ſie Licht an, öffneten Kiſten und Käſten und begannen laut mit einander zu ſprechen. Als Engelbert das hörte, verſuchte er die neben ihm liegenden Diener zu wecken, doch das gelang ihm nicht, wie viel Mühe er ſich auch gab. Da nahm er endlich einen guten Knüttel zur Hand, horchte wohl auf, von woher die Stimmen der Diebe kamen, ging auf ſie zu und ſchlug wie wüthend mit ſeinem Knüttel um ſich, machte es auch den Beiden ſo heiß, daß ſie flüchteten. Am Morgen erzählte er die Sache den Nachbarn, denn die Hausleute konnte er nicht auf-

wecken und die Nachbarn konnten es ebenſowenig. Da ſahen ſie ein, daß Zauberei im Spiele ſein müſſe, unterſuchten Alles und fanden über der Thür etwas, wie den Rückgrat eines Menſchen. Als man das wegnahm, erwachten die Hausleute alsbald.

162.

Wie die Hexen erkannt werden.

Mündlich.

Wenn der Prieſter in der Meſſe **Dominus vobiscum** ſagt, dann ſieht er an einem beſondern Zeichen, welche Frauen Hexen ſind.

Wenn man die Schuhe von Knaben mit Wagenſchmiere oder mit Schweinsfett beſtreicht, und ſie alsdann in die Kirche ſchickt, dann kann keine Hexe heraus, bevor die Knaben heraus ſind. Auch ſtellt man einen Beſen umgekehrt an die Kirchthüre, wenn man die Hexen zwingen will, zuletzt in der Kirche zu bleiben, um ſie alſo zu erkennen.

Iſt Einem das Vieh behext, dann kann man die, welche es dem Thiere angethan hat, auf folgende Weiſe zwingen, ſich zu zeigen. Man gehe an den Ort, wo das geſchlachtete Vieh überlaſen wird; wenn das Thier dann todt iſt, nehme man das Eingeweide und ſchleppe dies hinter ſich über die Erde nach Hauſe, nicht aber über die Thürſchwelle, ſondern unter der Schwelle her. Da trage man es in die Küche und lege es über den Roſt, mache auch ein tüchtig Feuer darunter: wie das Eingeweide dann warm wird und heiß, ſo brennt auch der Hexe Eingeweide und ſie hat keine Ruhe, wo ſie auch ſein mag, ſondern muß zu dem Hauſe hin; kann ſie daſelbſt eine Kohle von dem Feuer erwiſchen, dann

iſt es gut und ihre Schmerzen hören auf. Will man ſie nun recht peinigen, dann ſchließe man die Hausthür gut und feſt zu; ſie wird aus allen Kräften vor derſelben toben. Oft iſt es auch geſchehen, daß, wenn man die Hexe nicht einließ, ein dichtes Dunkel das Haus umzog und es alſo erſchüttert wurde, daß man vermeinte, es ſtürze zuſammen. Machte man alsdann die Thüre auf, dann war alles gut, denn die Hexe ſchoß auf das Feuer los und verſchwand, nachdem ſie eine Kohle gepackt hatte.

In Oſtflandern legt man einen Birkenbeſen unter den Stuhl der Frauen, die als Hexen verdächtig ſind. So es wirklich Hexen ſind, dann können ſie nicht vom Stuhle aufſtehen.

163.

Apfel bricht den Zauber.

Mündlich.

Zwei Leutchen in Kortryk hatten ein wunderſchönes Kind. Eines Abends ſpät ſaß die Mutter noch bei der Wiege, als ſie auf einmal kloff, kloff, kloff Jemand mit Holzſchuhen durch die ſtille Straße laufen hörte; an ihrem Hauſe ſtand er ſtill. Zu gleicher Zeit that das Kind einen lauten Schrei und wand ſich in der Wiege und als die Mutter zuſah, hatte es hinten und vorne einen Buckel. Kloff, kloff, kloff ſcholl es wieder von der Straße und der Jemand lief weg. Die Frau war in Angſt und Noth und lief überall hin, zu allen Doctoren, aber keiner konnte dem Kinde helfen und es war und blieb bucklig. Endlich ging die Frau zu dem Kapuzinerkloſter und erzählte die Geſchichte einem alten Pater, und der ſagte ihr, ſie möge am andern Tage einmal

wiederkommen, dann werde er ihr etwas geben. Als die Frau zurückkam, gab er ihr einen Apfel und ſprach: „Dieſen Abend um elf Uhr theilet den Apfel in drei Theile und gebet zuerſt einen, dann den andern und endlich den dritten Theil dem Kinde; wenn es dann nicht geneſt, dann kann ich nicht helfen.“ Die Frau that alſo. Als das Kind den zweiten Theil kaum im Munde hatte, da hörte ſie wieder auf der Straße kloff, kloff, kloff, bis vor ihrem Hauſe. Eine Nachbarsfrau, die bei ihr war, ſprang ſchnell an die Thüre, aber ſie ſah nichts. Im ſelben Augenblicke ſchrie das Kind wieder, doch als die Mutter beſorgt ihm den dritten Theil des Apfels geben wollte, da lächelte es und ſtreckte ihr die Händchen entgegen und war wieder ſchlank und ſchön, wie zuvor.

164.

Feuer verräth die Hexe.

Mündlich.

C. P. Serrure im Kunſt= en Letterblad 1843. Nr. 12. S. 48.

Es iſt noch nicht lange, daß in Cerneghem eine Hexe auf die folgende Weiſe verrathen wurde.

Die Kinder eines Bauern lagen krank und ſchienen nicht mehr geneſen zu können. Was der Mann auch für Mittel anwenden mochte, die Krankheit nahm täglich mehr zu, ſo daß endlich kein Zweifel mehr blieb an einer Bezauberung der Kinder. Um ſich inzwiſchen hievon zu überzeugen und die Hexe zugleich kennen zu lernen, gab Jemand den Rath, ein groß Feuer von Buchen=, Ulmen= und Eichenholz zu machen und wohl Sorge zu tragen, daß kein andrer Brennſtoff dazu komme; auf das Feuer ſolle man wohl achten, beſon=

ders, ob und wann die Flammen der verſchiedenen Holzarten zuſammenſchlügen und ſich vereinigten, denn die Frau, die dann zuerſt ins Haus treten werde, das ſei die Hexe.

So hat man es gethan und die Hexe entdeckt.

165.

Klagende Stimme.

Moby du Rondchamp, le Cabinet historial. Liége 1610. p. 148. C. P. Serrure im Kunſt= en Letterblad 1843. Nr. 12. S. 47.

Im Beginne des 16. Jahrhunderts wohnte in der Gegend von Lüttich ein Bauer, der mit ſeiner Frau alle Tage eine klagende Stimme hörte, wie wenn Jemand um Hülfe gerufen hätte. Wie oft er auch in ſeinem Hauſe herumſuchte, nie konnte er auch nur das Mindeſte finden. Dies ſtets dauernde, jämmerliche Gerufe traf den Bauer und die Bäuerin ſo, daß ſie krank wurden und langſam hinzehrten. Außer ihnen hörte kein Menſch die Stimme.

166.

Johannes Teutonicus.

Adag. German. s. pr. qui quae volt dicit, quae non volt audit.

Johannes Teutonicus war von Bürgereltern geboren, wurde jedoch ſeiner hohen Gelahrtheit halber zum Canonicus in Halberſtadt ernannt, ein Rang, der ſonſt nur Söhnen adliger Eltern werden konnte. Das verdroß die andern adligen Canonici und ſie ließen es ihn oft und bitter fühlen. Müde der ewigen verächtelnden

Spöttereien, beſchloß Johannes endlich ſich einmal recht empfindlich zu rächen. Er lud alſo alle Canonici zu einem köſtlichen Abendmahle ein und als dieſes zu Ende war, da fragte er ſie, ob ſie nicht einmal ihre Ahnen zu ſehen wünſchten? Nichts konnte den Herren willkommener ſein und Johannes hub alsbald an, eines jeglichen Ahnherrn einzeln zu beſchwören und da erſchienen denn Köche, Stallknechte, Bauern und ander Volk, alle mit Zügen, welche die Herren ſich leicht erinnerten, auf ihren Familienbildern häufig geſehen zu haben. Als er zu Ende war, da fragte Johannes: „Nun ſaget mir doch offenherzig, ſind eure Ahnen edler, oder ſind es die Meinigen?" Darauf gab keiner der Herren ihm Antwort, ſondern Alle ſchlichen beſchämt und ſtille aus Johannes' Hauſe und ſeit der Zeit warf ihm keiner mehr ſeine niedere Abkunft vor.

167.

Wie Albertus Magnus gelehrt und wieder dumm geworden.

Hieron. Plati de bono status religiosi. c. 33.
Lenglet-Dufresnoy recueil de dissertations. I. preface XCIX.
Vgl. auch in Weidens Köln's Vorzeit: Albertus Magnus.

Albertus Magnus war ſchon früh in den Orden des heil. Dominicus getreten, aber es dauerte nicht lange, da gefiel ihm das geiſtliche Leben nicht mehr, denn er meinte, daß es ihm an Kopf mangle, um die Tiefen der Gottesgelahrtheit zu ergründen, und darum beſchloß er, aus dem Kloſter zu entfliehen. Er ſetzte alſo eines Abends eine Leiter an die Gartenmauer, um da hinüber zuſteigen und fortzulaufen; da aber ſah er urplötzlich vier Frauen von gar ehrwürdigem Weſen vor ſich ſtehen,

davon ſtießen zwei ihn zu wiederholten Malen von der Leiter. Er hatte aber das Kloſterleben ſo ſatt, daß er trotzdem zum dritten Male verſuchte, die Leiter hinaufzuſteigen; da fragte ihn die dritte der Frauen, warum er denn ſo ſchändlich weglaufen wolle? Albert ſagte ihr, daß er zu dumm wäre, um zu ſtudiren, und des Kloſters darum überdrüſſig wäre. Da ſagte die dritte, dann thue er doch beſſer, ſtatt zu fliehen, den Schutz und Beiſtand der Mutter Maria ſich zu erflehen, welches die vierte Frau wäre, und ſie andern drei wollten ihm helfen bitten. Als Albert das hörte, war er wie herumgedreht, und er warf ſich alsbald vor Maria nieder und klagte ihr ſein Leid und bat ſie, daß ſie doch ſeine Dummheit von ihm nehmen möchte. Da fragte ihn Maria, welche Wiſſenſchaften er denn am liebſten ſtudiren wolle und ob er lieber die Weltweisheit oder die Gottesgelahrtheit hätte? Albert bedachte ſich nicht lange und bat die Mutter Gottes, ihn zu einem tüchtigen Weltweiſen zu machen. Darauf ſprach Maria: „Das ſoll dir geſchehen, aber weil du die Weltweisheit der Gottesgelahrtheit, die dich meinen Sohn hätte beſſer erkennen laſſen, vorgezogen haſt, ſo ſollſt du am Ende deines Lebens all deine Wiſſenſchaft verlieren und wieder ſo dumm werden, wie du warſt, und das ſoll ſein drei Jahre vor deinem Tode.“ Nachdem die Muttergottes das geſprochen, verſchwand ſie mit den andern Frauen und Albert kehrte zum Kloſter zurück, ſtudirte und wurde bald der gelehrteſte Mann von der Welt, ſo daß man ihn den Großen hieß und der Papſt ihn endlich gar zum Biſchof machte. Er war ſo kunſterfahren, daß er eine Bildſäule machte, die ſprechen konnte und ſich bewegte, wie ein lebendiger Menſch; Thomas von Aquin, ſein Schüler, hat dieſelbe zerſtört.

Als Albert endlich fühlte, daß die Jahre ſeiner

Dummheit heranrückten, da erzählte er all ſeinen Schülern von dem Geſichte, welches er gehabt. Er wurde auch dümmer und einfältiger als ein Kind, trug das aber mit Geduld und Ergebenheit und verharrte getreulich in ſeinen religiöſen Uebungen bis zu ſeinem Tode. Zu Köln in der Andreaskirche liegt er begraben.

168..

Albertus Magnus rettet den Papſt.

Van Velthem Spiegel hiſtoriael I, c. 25. S. 32.

Bruder Albert war wohl bekannt mit dem Papſte. Es geſchah aber, daß er mit demſelben luſtwandelte, und ſie wollten in einem Schifflein auf der See fahren, nahmen nur wenige von des Papſtes Dienern mit ſich. Nicht lange darnach ſah der Papſt wol ſieben Schiffe mit Kriegsvolk, das war wohl geharniſcht und wohl bewehrt. Der Papſt begann zu verzagen und das mochte er wol mit Recht, denn ſie umringten ſein Schiff und kamen näher, um ihn zu fangen; von Sicilien waren ſie und Manfred (Kaiſer Friedrichs II. Baſtardſohn) hatte ſie geſandt, weil der Papſt Herrn Friedrich mit ſeinem Bannfluch belegt hatte; das wollten ſie rächen an ihm und hatten alle Tritte des Papſtes erſpäht. Hätte Bruder Albert ihn nicht geſchirmt, er wäre ihnen nicht entgangen. Große Angſt befiel den Papſt und Alle, die mit ihm waren, nur nicht Bruder Albert. „Ergebt euch," riefen die Feinde, „oder ihr ſeid des Todes!" Der Papſt ſprach: „Was ſollen wir thun, lieben Freunde? Iſt keiner unter euch, der uns rathen kann, wie wir entkommen mögen?" Bruder Albert ſprach: „Herr, ich könnt' uns wol von ihnen befreien, aber es wäre

gegen euer Gebot. Hätte ich Urlaub, hier meine Kunſt zu gebrauchen, ſie ſollten Alle fliehen in Furcht und Angſt.“ Der Papſt ſprach: „Albert, thu das, ich gebe dir Urlaub dazu für nun und für dein ganz Leben; thuſt du nichts Arges damit, dann abſolvire ich dich von aller Sünde dabei.“ Das hatte der Papſt kaum geſagt, als die Andern flohen, wie wenn der Teufel ſie gejagt hätte, ſo großer Schrecken überfiel ſie; ſie meinten, die ganze Welt wäre über ſie hergefallen. Alſo wurde der Papſt gerettet durch Bruder Albert und kam ohne einigen Schaden nach Rom; Bruder Albert hatte aber dadurch die Erlaubniß gewonnen, frei und ſonder Sünde die ſchwarze Kunſt zu üben.

169.

Duns Scotus.

Delrio.

Duns Scotus hatte gelobet, die heilige Schrift zu überſetzen, ſonder einige Speiſe zu ſich zu nehmen; denn er gedachte, bei ſolch heiligem Werke dürfe ihn kein irdiſch Bedürfniß ſtören. Das führte er auch aus; als er aber kaum den letzten Buchſtaben ſeiner Ueberſetzung niedergeſchrieben hatte, da fiel er hin und war todt.

170.

Doctor Fauſt.

G. Schwab Wanderungen durch Schwaben. S. 29.

Von dem Dormitorium des Kloſters Maulbronn ſteigt man durch ein Fenſter über mehre Dächer in ein ausgemauertes Gemach; da hat Dr. Fauſt ſein letztes

Stündlein gelebt und wurde von da durch den Teufel geholt. Noch zeigt man einen groſsen Blutflecken daſelbſt an der Wand, der als Zeuge dieſes ſchrecklichen Vorfalles daſteht. Man ſagt auch, Dr. Fauſt ſei aus dem benachbarten Städtchen Knittlingen gebürtig geweſen.

171.

Hecke und Alene.

Mündlich.

In der Zeit, als noch die Heiden in Brabant waren, wohnte zu Dilbeek, einem zwei Stunden von Brüſſel gelegenen Dorfe, ein grauſamer Heidenkönig, der hieſs Hecke, und hatte eine überaus ſchöne Frau, die er auch innig liebte, und die hieſs Alene. Dieſe hörte eines Tages erzählen von einem Chriſtenprediger, der auf der andern Seite von Brüſſel, im Forſt, das Wort Gottes verkündigte, und ſie beſchloſs zur Stunde, einmal den Predigten des Apoſtels beizuwohnen. Das wurde ihr um ſo leichter, als ein unterirdiſcher Gang von ihrem Schloſſe aus unterhalb Brüſſel hinlief und im Forſt mündete: den benutzte ſie und begab ſich jeglichen Sonntag zu der Chriſtenverſammlung. Bald lieſs ſie ſich ſelbſt taufen und mochte nun immer der Meſſe der Chriſten beiwohnen.

Es dauerte nicht lange und Herr Hecke hörte von dieſen heimlichen Gängen und verbot Frau Alenen aufs allerſtrengſte, ferner noch nach Forſt zu gehen. Sie lieſs ſich das aber nicht anfechten und ſetzte ihre Beſuche der Chriſtenverſammlungen fort, wie ſie früher gethan hatte. Als Hecke das erfuhr, paſste er ihr eines Sonntages mit einem ſeiner Vertrauten auf, um ſie zurückzuhalten; Alene entſchlüpfte ihnen aber und wollte in dem Gange

weiter laufen; da hob Herr Hecke ſein Waffenbeil und ſchlug ihr den rechten Arm ab. Alene ſchien den Schmerz nicht zu fühlen und lief weiter und weiter bis nach Forſt, wo ſie die andern Chriſten ſchon verſammelt fand. Als der Prieſter aber während der heiligen Handlung die Hoſtie aufheben wollte, da erſchienen plötzlich zwei Engel über dem Altare und die brachten Alene's abgehauenen Arm, der ſich von ſelbſt wieder zu ihrem Leibe fügte, ſo daß keine Spur einer Verletzung mehr übrig blieb. Als ſie zurückkehrend ihrem Gatten begegnete und der das Wunder ſchaute, da fühlte er ſich ſo ſehr ergriffen, daß er ihr zu Füßen fiel und ſie um Verzeihung bat. Wie gern Frau Alene ihm die gewährte, das brauch' ich wol nicht zu ſagen; ſie nahm ihn auch mit in die Chriſtenverſammlung und da gefiel es dem rauhen Heiden ſo ſehr, daß er ſich taufen ließ.

Andere ſagen, nicht Herr Hecke, ſondern einer ſeiner Diener, den er dazu abgeſandt, habe Frau Alenen den Arm abgeſchlagen, während ſie ſich an einen Baum feſtgeklammert.

Noch heute heißt man jenen Gang Sinte-Lene's-loop und einen in der Nähe deſſelben liegenden Born, deſſen Waſſer als heilkräftig von nahe und ferne geholt wird, Sinte-Lene's-borre.

172.

Unſchuldige gehangen.

Flämiſches Volkslied.

In einem Wirthshauſe hatte die Tochter heimlich unerlaubten Umgang mit einem Manne und die Folge davon war, daß ſie ein Kind gebar. Weil die Mutter,

welche ein böſes und heimtückiſches Weib war, nun fürchtete, das möge unter die Leute kommen, tödtete ſie das Kind und legte die Leiche ins Bette der Magd. Als dieſe nun Abends ſchlafen gehen wollte und ihr Bett aufdeckte, da ſchrie ſie laut auf vor Schrecken ob des Kindes. Da lief die Wirthin nebſt ihrer Tochter herbei und ſie riefen: „O du Teufelin, du Mörderin, du bringſt unſer Haus in Schande!“ Die Magd betheuerte und ſchwur, ſie wiſſe von nichts, doch das half ihr wenig; die Wirthin ſchrie die Nachbarsleute zuſammen und dieſe eilten zum Gericht. Nun wurde die Magd gefangen und, weil Alles gegen ſie ſprach, verurtheilt, um mit dem Stricke vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Als das Mädchen nun den Tod vor Augen ſah, da betete ſie zu der Mutter Maria und ſprach: „O du gnadenreiche und milde Frau, ſtehe mir doch bei in meinen Todesängſten; du weißt am beſten, daß ich nichts verbrochen habe.“ Sie betheuerte auch ihre Unſchuld bis zum letzten Augenblicke und litt geduldig den harten Tod.

Drei Tage nachher kam der Liebſte der Magd, welcher in der Nähe des Dorfes als Knecht diente, in die Schenke und frug nach ihr. Da erzählte die Wirthin ihm Alles, doch er wollte das nicht glauben und ſprach: „Nein, mein Mädchen iſt unſchuldig;“ ging unter vielen Thränen zu dem Galgen und ſeufzte aus der Tiefe ſeines Herzens: „Ach Gott, wie hängſt du da, mein ſchönes Lieb!“ Da rief ihm das Mädchen zu: „Ich hänge da, doch ich bin nicht todt.“ Als der Knecht das hörte, da wäre er faſt vor Schrecken und Angſt weggelaufen, doch er ermannte ſich und frug: „Wie kann das geſchehen, mein ſüßes Lieb?“ Da ſprach die Magd: „Ich ſtehe auf unſerer lieben Frauen Schultern.“ Da lief der Knecht zum Richter und beſchwur ihn, alsbald zu dem Galgen zu kommen und das Mädchen zu erlö-

ſen. Der Richter folgte ihm ſchnell und als der Strick durchgeſchnitten war, da ſtieg das Mädchen lebend herunter und ſank in ihres Liebſten Arm. Nun ließ der Richter das Weib mit ihrer Tochter greifen und ſie bekannten ihre Unthat und wurden an demſelben Stricke aufgeknüpft, an welchem das unſchuldige Mädchen drei Tage lang lebendig gehangen hatte.

173.

Gottvertrauen belohnt.

Andr. Hondorf theatrum exemplorum.
Koningsbergen daeghelykſche tydrekeningh. 3. Juny l. D.
Sim. de Vries hiſtor. Ocean. S. 229.
Goulard histoires admirables et memorables advenues de nostre temps. Paris, 1618. p. 96.

Im Jahre 1539 lebte in Sachſenland eine ehrbare Witwe mit zwei Söhnen. Es war in dem Jahre eine große Hungersnoth und die Frau wußte kein Brot mehr für die Kinder und ſich zu ſchaffen. Da kleidete ſie eines Morgens ſich und die Söhne in ihre beſten Kleider und ging auf eine nahe Quelle zu, um daſelbſt Gott zu bitten, daß er ſich ihrer erbarmen möge. Indem ſie vor die Thüre trat, ſah ſie einen ehrenhaften Mann, der ſie freundlich grüßte und nach einigen Worten ſie fragte, ob ſie an jenem Quell Eſſen zu finden glaube? Die Frau entgegnete: „Nichts iſt bei Gott unmöglich. Wenn er die Kinder Iſrael 40 Jahre lang in der Wüſte ernähren konnte, dann kann er mich und meine Kinder noch wohl mit Waſſer erhalten.“ Als die Frau ſolches mit dem feſteſten Vertrauen und dem größten Muthe geſprochen hatte, ſprach der Mann: „Da du ſo feſt glaubeſt, gehe nach Hauſe zurück, du wirſt da drei Laſten Mehl

ſinden.“ Damit verſchwand er. Die Frau aber ging freudig nach Hauſe und fand es, wie er geſagt hatte.

174.

Arkenbald von Burde.

Caesari heisterbac. dial. mirac. d. IX. c. 38.

Arkenbald von Burde war ein mächtiger und edler Herr und ſo ſehr eifrig für die Gerechtigkeit, daß vor ihr ihm jeder gleich galt. In einer ſchweren Krankheit hörte er eines Tages in ſeinem Bette ein großes Getümmel und klagende Weiberſtimmen aus einer nahen Kammer dringen. Als er ſich nach der Urſache davon erkundigte, wagte keiner der Umſtehenden es, ihm die Wahrheit von der Sache zu bekennen. Da rief er einen von ſeinen Dienern und ſprach: „So dir deine Augen lieb ſind, ſage mir die reine Wahrheit.“ Da antwortete der Diener zitternd: „Herr, eurer Schweſter Sohn wollte eine Frau ſchänden, das war die Urſache des Schreiens.“ Da ſprach Arkenbald tief ergriffen zu ſeinen Soldaten: „Gehet hin und hänget ihn.“ Die Soldaten entfernten ſich, doch vor der Thüre ſprachen ſie zu einander: „Tödten wir dieſen edeln Jüngling und ſtirbt unſer Herr, wie ſehr wahrſcheinlich iſt, bald, dann wird man uns gleicherweiſe tödten, oder wenigſtens verbannen;“ und ſie gingen zu dem Jünglinge, ſagten ihm Alles und ſchärften ihm ein, ja nicht vor ſeines Oheims Augen zu kommen; dann gingen ſie einige Stunden ſpäter zu Arkenbald und ſagten dieſem, ſein Wille ſei nun vollbracht. Fünf Tage nachher glaubte der Jüngling, ſein Oheim habe nun Alles vergeſſen und gedenke der Sache nicht mehr; er öffnete leiſe die Thür des Krankenzimmers und

ſchaute einmal hinein. Als Arkenbald ihn erblickte, ſprach er mit ſchmeichelnden Worten zu ihm, er ſolle ſich neben ihn an's Bett ſetzen. Kaum hatte der Jüngling das aber gethan, als Arkenbald ihn um den Hals faßte, heimlich ſein Meſſer zog und es ihm in die Gurgel ſtach, ſo daß er todt hinfiel. Unter Klagen und Thränen wurde der Jüngling herausgetragen; die ganze Gegend ſchauderte ob der grauſigen That.

Arkenbald war ſelbſt ſo ſehr davon ergriffen, daß ſeine Krankheit ſich verſchlimmerte und er zum Biſchof ſandte, daß dieſer ihm den Leib des Herrn bringe. Als der Biſchof kam, beichtete Arkenbald ihm unter vielen Reuethränen ſeine Sünden, des Mordes aber geſchwieg er. Da ſprach der Biſchof erzürnt, warum er ſich deſſen nicht anklage? „War denn das eine Sünde?" frug Arkenbald. „Und noch dazu eine ſchwere," erwiderte der Biſchof; aber Arkenbald ſprach: „Ich ſehe keine Sünde darin und verlange alſo auch nicht, daß Gott ſie mir vergebe." Der Biſchof erwiderte zornig: „Dann gebe ich euch die Wegzehrung nicht eher, als bis ihr euch des Mordes angeklagt." Arkenbald ſprach: „Wiſſet, Herr, ich habe meinen Neffen nicht aus Haß oder in einer Aufwallung von Zorn getödtet, ſondern nur aus Furcht Gottes und Liebe zur Gerechtigkeit. Nie liebte ihn einer inniger, denn ich. Verſaget ihr mir auch des Herrn Leib, dann kann ich dem Herrn doch ebenwol meinen Leib und meine Seele anbefehlen." Der Biſchof ging, doch kaum hatte er die Thürſchwelle überſchritten, als der Kranke ihn zurückrief, indem er ſprach: „Kehret zurück, Herr Biſchof, kehret zurück und ſehet, ob die Hoſtie noch in eurer Büchſe iſt." Das that der Biſchof, aber ſiehe, die Hoſtie war verſchwunden. Da ſprach Arkenbald: „Der, den ihr mir verſagt, hat ſich mir nicht

verſagt“ und er zeigte dem Biſchof die Hoſtie, welche er noch im Munde hielt.

175.

Die knienden Eſel.

Caesar. heisterb. dial. mirac. IV, c. 98.

Heutzutage noch ſieht man zu Köln in der Weißbüttengaſſe an einem Hauſe ein Bild, worauf Eſel vor einem Prieſter kniend gemalt ſind. Davon erzählt man ſich die folgende Geſchichte, welche wir mit den Worten des Cäſarius wiedergeben wollen.

„Der Paſtor Everhardus von Sankt Jacob war ein durchaus frommer Mann. Eines Tages trug er das Sacrament zu einem Kranken, dieſem die Wegzehrung zu geben. In einer ſehr engen und ſchmuzigen Straße aber begegnete er einer Menge von Eſeln, die mit Getreide beladen waren. Der Scholar, welcher mit der Laterne vor ihm herging, drang nur mit vieler Mühe durch die Eſel hindurch, nun ſie zur Seite treibend, dann wieder von ihnen vertrieben. Als der Pfarrer, der ſchon ein alter und ſchwächlicher Mann war, das ſah, erbleichte er und begann zu zittern, denn er fürchtete, die Eſel möchten ihn übern Haufen rennen und mit dem Sacramente in den Koth werfen. Menſchliche Hülfe ſchien da vergebens, da brach er im Vertrauen auf Gott in dieſe Worte aus: „Was machet ihr Eſel da? Sehet und wiſſet ihr nicht, wen ich in der Hand trage? Stehet im Augenblicke ſtill und erzeiget niederkniend euerm Schöpfer die Ehre, die ihm gebührt, ich befehle es euch in ſeinem Namen!“ Und ſiehe, die Eſel gehorchten und knieten alle nieder, und was noch wunderbarer war, obgleich dies Knien ihnen ſchwer fiel, blieben die Säcke

doch auf ihren Rücken hängen. Dies iſt eine in Köln ſehr berühmte Geſchichte.

In Köln erzählt man, ein Bauer ſei mit ſeinen Eſeln einem das Sacrament tragenden Prieſter begegnet und habe nicht niederknien wollen; da hätten die Eſel ihn beſchämt, indem ſie auf die Knie geſunken wären.

176.

Die Monſtranz zu Loochriſti.

Mündlich.

Ein Kaiſer, der Herr von Flandern war, hatte einmal Krieg mit den Türken und verlor viel Soldaten dabei, kam auf die Art täglich mehr in Gefahr, endlich zu unterliegen. Da that er ein Gelübde, drei Monſtranzen von Silber und Gold an ebenſoviel Liebfrauenkirchen zu ſchenken, die eine an Unſre liebe Frau von Hall, die andre an Unſre liebe Frau von Scharzenheuvel und die dritte an Unſre liebe Frau von Loochriſti, deren Bild damals noch in einem Kapellchen mitten in einem Buſche ſtand. Zur Stunde brach dichte Nacht über das Heer der Türken herein und die Dunkelheit dauerte dreimal vierundzwanzig Stunden, während welcher Zeit für das Chriſtenheer die Sonne nicht unterging. Dadurch wurden die Türken auf das allervollſtändigſte geſchlagen und flüchteten mit Schande beladen. Als der Kaiſer nach Flandern zurückkam, erfüllte er ſein Gelübde getreulich; noch heute bewahrt man in der Kirche von Loochriſti die Monſtranz, welche er dahin ſchenkte.

177.

Das Kreuz in der Sankt Georgskirche zu Köln.

Caesar. heisterb. dial. mirac. d. VIII. c. 25.

In der Sankt Georgskirche zu Köln iſt (war) ein metallnes Kreuz mit dem Bilde des Erlöſers, welches viel Wunder that und als ein großes Heiligthum galt. Daher kam es auch, daß die Frauen aus der Stadt eine Menge Kerzen vor demſelben brannten und opferten. Der Glöckner aber war ein Dieb, hatte wenig oder gar keine Andacht zu dem Bilde und ſtahl gar häufig die Opferkerzchen, um ſie Abends zu Hauſe zu verbrennen. Eines Nachts aber, wo er in ſeinem Bette noch wachend lag, kam das Kreuz zu ihm und ſtieß ihn unter harten Worten dermaßen, daß er mehre Tage lang Blut ſpie. Des Wunders erinnere ich (Cäſarius) mich noch ſehr gut und es iſt in der ganzen Stadt bekannt; ſeitdem hielt man das Kreuz noch mehr in Ehren.

178.

Steinerner Chriſtuskopf ſchwimmt.

Mündlich.

Vor viel hundert Jahren geſchah es, daß Fiſcher eines Morgens etwas auf dem Dender ſchwimmen ſahen; ſie zogen es zu ſich heran und fanden, daß es ein ſteinerner Kopf eines Chriſtusbildes war. Sie kündeten das Wunder alsbald in der Stadt, und da ließ man von Holz einen Leib zu dem Kopfe ſchneiden und ſtellte das Bild in der Kirche auf, trug es auch ſeitdem jährlich in Prozeſſion in der Kirche umher. Einmal aber fiel es einem der Träger zu ſchwer und der wurde un-

willig darob und fluchte. Da löſte das Bild ſeine Hand vom Kreuze und ſchlug ihn derb ans Ohr.

179.

Das ſchwarze Kreuz in der Kirche St. Maria im Capitol zu Köln.

Mündlich.

Kreuſer in den Rheinſagen Simrocks.

Linker Hand vom Chor der alten Kirche St. Maria im Capitol ſteht ein Altar und auf demſelben ein lebensgroßer Chriſtus am Kreuze, der das Haupt nach der Bruſt ſenkt. Jedes Jahr ſinkt daſſelbe tiefer; wird es endlich ganz mit dem Kinne auf der Bruſt ruhen, dann iſt der Welt letzter Tag.

180.

Das Kreuz zu Wenduine.

Mündlich.

Janſens im Kunſt- en Letterblad. 1843. S. 95.

Die Bewohner von Wenduine und den umliegenden Orten erzählen, daß eine halbe Stunde von der Küſte im Meere ein Dorf, Alt-Wenduine unter den Wellen begraben liege; ein großes und plötzliches Wachſen der See, ſagen ſie, habe deſſen Untergang herbeigeführt. Es geſchah, daß lange Zeit nach dem Unglücke die Fiſcher von Blankenberg einmal ihre Netze auswarfen und ſtatt einer guten Zahl Fiſche, ein großes Kreuz heraufzogen; dies führten ſie mit ſich zum Geſtade und pflanzten es daſelbſt auf. Am andern Morgen aber war das Kreuz verſchwunden, ohne daß Jemand wußte, wohin

es gekommen war. Einige Tage nachher fuhren dieſelben Fiſcher wieder auf die erwähnte Stelle und ſiehe, ſie fiſchten das Kreuz zum andern Male. Da erkannten die Fiſcher, daß das Gottes Schickung ſei und daß an dem Orte, wo ſie das Kreuz gefunden, die Kirche von Alt-Wenduine ſtehen müſſe, und ſie meinten ſicher und feſt, ſie müßten das Kreuz zur Kirche von Neu-Wenduine tragen. Solches thaten ſie auch und zwar in feierlichem Zuge und in Gegenwart von viel tauſend Menſchen, und ſtellten es in beſagter Kirche auf einen Seitenaltar, wo man es noch ſchauen kann.

Zweimal im Jahre, nämlich an den Feſten von Kreuzerfindung und Kreuzerhebung wallfahrten die Fiſcher von Blankenberg zu dem Kreuze und laſſen an dem Altare, worauf es ſteht, eine große Meſſe ſingen. Wenn die zu Ende iſt, dann nehmen ſie das Bild auf die Schultern und tragen es prozeſſionsweiſe dreimal rund in der Kirche. Dadurch glauben ſie ſich für das ganze Jahr Schutz in Gefahren auf der See und reichen Fiſchfang zu ſichern.

181.

Der hölzerne Gott zu Paſchendale.

Mündlich.

Der Weg von Paſchendale nach Moorslede führt durch ein klein Gebüſch; in demſelben fand einmal ein Holzhacker auf einem Baumſtumpf ein hölzern Bild in Geſtalt eines Ecce homo. Der gute Mann wagte nicht daſſelbe wegzunehmen, ſagte es aber dem Pfarrer. Der meinte erſt, das Bild gehöre der einen oder andern Kirche und erkundigte ſich allenthalben darum, doch nir-

gend vermißte man ein Bild. Da nahm er es und ſetzte es in ſeine Kirche zu Paſchendale hinter den Altar, doch damit war das Bild nicht zufrieden und am andern Morgen fand man es wieder auf dem Baumſtumpf. Als man dies dem Pfarrer meldete, erkannte der, daß das Bild eine beſſere Stelle verdiene und ſetzte es dem Hochaltar viel näher; doch er wann nichts damit, denn am folgenden Morgen ſtand es wieder auf dem Eichenſtumpf. Nun holte man es mit vieler Feierlichkeit von da ab und ſetzte es auf den Altar des heiligen Cornelius, welcher der Schutzpatron der Kirche iſt, doch Alles vergebens; der folgende Tag ſah das Bild wieder im Walde. Da ließ der Pfarrer öffentliche Gebete halten; dann reihte ſich das Volk zu einer Prozeſſion zuſammen und in deren Mitte trug er das Bild abermals von der Eiche nach der Kirche, wo man es dem Hochaltar gegenüber auf ein hölzern Fußgeſtell ſetzte; die Eiche aber ließ er fällen. Seitdem war das Bild dem Scheine nach zufrieden; ſein Geiſt aber ſpukte noch lange nachher in der Gegend der Eiche, wo ihn mancher Wanderer in den abſcheulichſten Geſtalten ſah. So trat er u. a. einem betrunkenen Hirten in Geſtalt eines großen, ſchwarzen Hundes mit glühenden Augen entgegen. Der Hirte war nicht links, ſondern ſprach kühnlich: „Kommſt du von Gott, dann ſprich; kommſt du vom Teufel, dann gehe, woher du gekommen.“ Da ſprang der Hund auf die andere Seite des Weges und verwandelte ſich in ein Todtengeripp. Als der Hirte das ſah, da wurde er nüchtern, lief, was er konnte, nach Haus und ſtarb in wenig Tagen.

Mit der Länge der Zeit iſt das Bild immer mürber geworden und endlich halb verfault; da hat man es von dem Geſtell genommen und verbrannt. Seitdem ſah man keine Geiſter mehr, der Wald aber behielt von

dem Bilde den Namen „Houtengodboſch", das iſt Hölzerngottsbuſch.

182.

Die auswandernden Heiligen.

Mündlich aus Köln.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. VIII, 85.

In dem Ciſtercienſerkloſter Folcodesrode, welches in Thüringen gelegen iſt, lebte vor einigen Jahren ein Abt, der eine ungemeine Verehrung zu den Reliquien der Heiligen trug. Dieſer hatte eines Nachts folgende Erſcheinung. Er ſah ſich nämlich in die Kirche der heiligen Urſula zu Köln verſetzt und erkannte, daß außerhalb derſelben neben einer Mauer drei Körper von Jungfrauen aus der Schar der Elftauſend, die Urſula begleiteten, begraben waren, und zugleich daß dieſe Jungfrauen hießen Theumata, Eleumata und Chriſtantia. Bald war er auf der Reiſe nach Köln; da ging er zu der Kirche und fand ſogleich den Ort, welcher ihm in der Erſcheinung angewieſen war. Er ging zur Aebtiſſin, erzählte der alles und bat um die Erlaubniß, nachgraben zu dürfen, welche er auch bald erhielt. Man wies ihn zu einem Manne, Namens Ulrich, dem es oblag, die Körper der heiligen Jungfrauen herauszugraben; dieſer begann ſeine Arbeit und ſie fanden zwei Sarkophage. In einem derſelben lag zwiſchen den Gebeinen ein ſehr ſchöner Kamm, den erbat ſich der Gräber Ulrich und er erhielt ihn auch und ſteckte ihn in ſeinen Handſchuh und mit dem unter ſein Oberkleid auf die Bruſt. Da hinderte er ihn aber am fernern Graben, er nahm ihn alſo wieder heraus und legte ihn auf den Rand der Grube. Zufällig kam eine von den Nonnen da vorbei,

ſah und bewunderte den Kamm, ſteckte ihn zu ſich und ging weg. Nachdem nun auch der dritte Körper gefunden und alle drei mit großer Ehrerbietung in einen Schrein geſchloſſen waren, wollte der Abt am folgenden Morgen mit dem theuern Heiligthume ſeinem Kloſter zueilen. In der Nacht aber erſchienen ihm die drei Jungfrauen im Traume und ſprachen zu ihm: „Wir können nicht mit dir gehen.“ Da frug der Abt beſtürzt: „Warum denn nicht, geliebteſte Herrinnen?“ Darauf antwortete eine von ihnen: „Weil ich meinen Kamm verloren habe, den mir meine Mutter ſchenkte, als ich mein Vaterland verließ.“ — „Wer hat ihn denn, o Herrin?“ frug der Abt und ſie antwortete: „Als Ulrich den Kamm in ſeinem Handſchuh auf den Rand der Grube legte, hat ihn eine der Schweſtern, Namens Friderindis geſtohlen.“

Des Morgens trat der Abt vor die Aebtiſſin und frug: „Saget mir, wie heißt der Mann, welcher die Jungfrauen ausgrub?“ — „Ulricus,“ antwortete ſie. — „Iſt hier nicht eine Schweſter, welche Friderindis heißt?“ frug der Abt weiter, und ſie entgegnete: „Ja, eine unſerer Nonnen heißt alſo.“ — „Dann laſſet Beide rufen,“ ſprach der Abt und als Beide kamen, erzählte er von der Erſcheinung der vergangenen Nacht und die Nonne bekannte, daß ſie den Kamm geſtohlen hätte. Da ſprach der Abt: „Dann gebet mir ihn zurück, denn ſonſt wollen die drei Jungfrauen nicht mit mir gehen.“ Die Nonne gab ihm den Kamm, am andern Tage reiſte der Abt weg und wurde mit großem Jubel in ſeinem Kloſter empfangen, wo man die Reliquien an einem ſchicklichen Orte der öffentlichen Verehrung ausſetzte.

Zu der Zeit aber, wo Otto und Philipp um die Krone des deutſchen Reichs ſtritten und Thüringen in

großen Kriegsunruhen lag, verbarg man den Kirchenſchmuck und die Reliquien; die drei Körper wurden in eine Ecke unter das Dach gebracht, wo ſie ſicher lagen. Als aber die Unruhen vorbei waren, gedachte keiner mehr der drei Jungfrauen und ſo blieben ſie verkannt und vergeſſen in der Ecke liegen. Darob erzürnt, ſchlugen ſie zu zweien Malen heftig wider den Schrein, in welchem ſie lagen, ſo daß jeder es wohl hören konnte, und als das nichts half, erſchienen ſie dem Küſter zweimal und ermahnten ihn, er ſolle ſorgen, daß man ſie von dem Orte entferne, an welchem ſie alſo verachtet lägen. Doch auch dies half nichts. Da ſiehe, erſchienen ſie eines Nachts, während man die Matutine ſang, am Eingange des Chores, verneigten ſich zuerſt gegen den Altar, dann gegen den Abt und die Mönche und verließen durch eine faſt ſtets geſchloſſene Thüre die Kirche. Alle hatten das geſehen, doch meinte jeder der Mönche, er allein nur habe es geſehen. Nach der Matutine ging einer der Mönche zum Abte und erzählte ihm von der Erſcheinung. „Die ſah ich auch,“ ſprach der Abt und alle Uebrigen kamen und ſagten daſſelbe. Da frug der Abt ſie, ob ſie nicht wüßten, was das bedeute und wer die drei Jungfrauen wären? Nach langem Hin- und Herrathen ſprach ein Mönch: „Sollten das nicht die drei Jungfrauen ſein, welche wir von Köln empfangen und die noch unter dem Dache liegen?“ Da liefen alle zu dem Schreine und als ſie ihn leer fanden, ſchickten ſie den Abt nach Köln, damit er die drei Jungfrauen zurückhole. Als der Abt aber der Aebtiſſin das Ganze erzählte und man die drei Körper auf derſelben Stelle fand, wo ſie vordem gelegen hatten, da ſprach die Aebtiſſin zu dem Abte, der ſchon glaubte, ſie wieder mitnehmen zu können: „Nein, nein, die lieben Herrinnen ſind uns gar willkommen, ſehr willkommen; und da ſie bei euch nicht

bleiben wollten, werden wir ſie wahrlich nicht wieder zurückſenden.“ Da gaben ſie ihm ein Haupt einer andern Jungfrau und mit dem mußte der Abt ſich begnügen und zog traurig wieder ſeiner Wege.

Ich glaube, dieſe Friderindis lebt noch; ſchwerlich iſt eine Nonne in dem Kloſter, welche nicht dieſe wunderliche Geſchichte weiß.

183.

Sankt Michael fliegt vom Wudinsberge weg.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. VIII. c. 46.
F. E. von Mering, Geſchichte der Burgen, Rittergüter u. ſ. w. in den Rheinlanden. Heft 1. S. 84.

Zu der Zeit, wo Herr Dietrich, Erzbiſchof von Köln, das Schloß auf dem Gudinsberge (Godesberg) baute, ſah ein Prieſter, der von Köln zurückkehrte, wie der heil. Erzengel Michael in der bekannten Geſtalt, mit ausgebreiteten Flügeln von dieſem Gudinsberge zu einem benachbarten Berge, Stromberg, flog, wo man den heil. Petrus verehrt. Zur ſelben Zeit ſah ein Mann, Namens Dietrich, der mit ſeiner Frau aus einem nahen Dorfe zur Kirche ging, ebenfalls eine Reliquienkapſel von dem Gudinsberge durch die Luft nach Stromberg führen. Beide ſahen ſie das und blieben bis heute der Sache Zeugen. Bis jetzt nämlich hatte der Erzengel Michael auf dem Gudinsberge, der auch Wudinsberg genannt wird, eine ihm geweihte Kirche. Obgleich der Berg nun ſehr ſtark war und zum Schutze der Gegend ganz wohl gelegen, hatte es doch noch keiner gewagt, eine Burg daſelbſt zu erbauen, die Einwohner ſagten ſelbſt, das könne man nicht des heiligen Michaels wegen. Der Herr Dietrich aber hatte der Worte wenig

Acht, dafür wurde er aber auch abgeſetzt, noch ehe die Mauern des Schloſſes da ſtanden. Und es iſt auch nicht zu verwundern, daß der Engel Schutz von der Burg wich, welche von dem Wuchergelde eines von dem Erzbiſchofe gefangenen Juden erbaut wurde.

Später hat ein Einſiedel geſehen, wie in einer Nacht der hölliſche Drache über das Schloß geflogen iſt.

184.

Das Marienbild im Dom zu Speier.

Antiquarius der Neckar= Main= Moſel= und Lahnſtröme.
Vgl. Grimm Kindermärchen III. S. 232, aus: Vorzeit, Taſchenbuch 1819.

Sankt Bernhard hatte ſich einmal verſpätet unter den Fürſten, die zu einem Reichstage gen Speier gekommen waren, und die Stunde, wo er gewöhnlich Maria mit einem Ave zu grüßen pflegte, hatte ſchon längſt geſchlagen, als er ſich erſt ſeiner Säumniß erinnerte. Er lief alſo, ſo ſehr er konnte, dem Dome zu und begann ſchon einige Schritte vor dem Altare ſein Gebet: O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria, d. i. O du gütige, o du milde, o du ſüße Jungfrau Maria. Als er aber an dem Altare ſtand, da ſchaute ihn die Muttergottes nicht mit ihrem ſonſt ſo freundlich lächelnden, ſondern mit einem Auge voll Verweiſes an und fragte aus dem Bilde: „Sancte Bernarde, unde tam tarde?“ d. i. O heiliger Bernhard, wo biſt du denn ſo lange geweſen, warum kommſt du ſo ſpät? Deß war der Bernhard jedoch nicht gewohnt und er antwortete Marien mit den Worten Pauli: „Mulier taceat in ecclesia, d. i. das Weib ſoll ſchweigen in der Kirche.“ Seitdem hat das Bild kein Wort mehr geſprochen.

185.

Unſre liebe Frau vom ſchiefen Halſe zu Nieupoort.

Mündlich.

H. van de Velde in der Wodana. I.

In der Liebfrauenkirche zu Nieupoort ſieht man ein uralt Marienbild, deſſen Haupt mit Gewalt auf eine Seite gedreht ſcheint. Obwol der Stoff, aus dem das Bild gemacht iſt, der Art iſt, daß er nicht beugbar ſein kann, war der Kopf doch nicht immer alſo zur Seite gekehrt. Man erzählt, daß eines Nachts Diebe in die Kirche drangen, um die köſtlichen Steine und Juwelen zu ſtehlen, mit welchen das Bild geziert iſt. Als ſie aber eben daran rührten, wendete die Muttergottes das Haupt und ſtellte ſich alſo gegen die Heiligſchänderei. Die Diebe erſchraken ſo ſehr darüber, daß ſie aus der Kirche flüchteten, ohne das Bild weiter anzuſchauen. Seitdem hat es den ſchiefen Hals und thut es viele Wunder; man nannte es und nennt es heute noch Unſere liebe Frau vom ſchiefen Halſe.

186.

Die Magdalena im Park zu Brüſſel.

Mündlich.

A. van Swygenhoven in der Wodana. II. S. 139.

Nicht weit von dem großen Fiſchbehälter im Park zu Brüſſel liegt ein Bild der heil. Magdalena auf einem künſtlichen Felſen. Sie hat ein Buch vor ſich, in welchem ſie zu leſen ſcheint. Jede Neujahrsnacht zwiſchen Zwölf und Eins hebt ſie die Hand auf und wendet ein Blatt in dem Buche um. Das haben viele Menſchen geſehen.

187.

Das Kreuzchen im Weißen-Frauenkloſter zu Köln.

Mündlich.

Vor Zeiten herrſchte einmal im Kloſter der Weißen Frauen zu Köln gar ſchlechte Ordenszucht; die Nonnen hingen mehr an der Welt denn an Gott und trieben viel böſes Zeug. Eine nur hielt es nicht mit ihnen und bewahrte Sinn und Herz rein; ſpät in der Nacht und früh am Tage fand man ſie vor einem kleinen Kreuzbildchen in ihrer Zelle. Als die andern Nonnen ſahen, daß ſie ſich von ihnen abſonderte, gingen ſie hin und ſtahlen ihr das Kreuzchen aus der Zelle. Dadurch ließ ſich die fromme Jungfrau aber nicht irr machen, ſie nahm eine Kohle und malte ein ſchwarzes Kreuz auf die weiße Wand. Als ſie nun eines Tages vor dieſem in glühender Andacht lag, da ſiehe, wuchs aus dem ſchwarzen Kreuze ein Chriſtusbild heraus. Das wird noch heute in der Schnurgaſſe zu Köln gezeigt. Ehedem wuchſen dieſem Bilde die Haare, und alle ſieben Jahre kamen große Prozeſſionen von Ungarn, welche ſich die Haare abholten.

Aus welchem Stoffe das Bild iſt, das weiß Niemand. Seine Form iſt ſehr roh, aber ſeine Wunderkraft iſt groß.

188.

Das Gnadenbild in der Marien-Ablaß-Kapelle zu Köln.

Mündlich.

Dies Bildniß hat man in der Mauer gefunden. Lange nachher kam einmal eine Kaiſerin nach Köln, die

wollte aber das Bild nicht eher ſehen, als bis es mit neuen Farben gemalt wäre. Sie ſchickte darum einen berühmten Meiſter Maler in die Kapelle und der malte das Bild aufs Neue, ſo ſchön, wie er nur konnte; kaum aber trat die Kaiſerin in die Kirche, als die Farben alle verſchwanden und das Bild wieder war, als hätte man keine Hand daran gelegt. Solches geſchah zu dreimalen. Da endlich erkannte die Kaiſerin, die Engel müßten das Bild gemalt haben, daß es keine andern Farben litte, und ſie demüthigte ſich und betete davor.

Man ſieht in der Kapelle Ketten, welche ein Ritter da aufgehangen zum Danke, daß dieſes Muttergottesbild ihn aus der Gefangenſchaft in der Türkei befreit; auch eine eiſerne Kerkerthür, welche ein anderer Ritter, der auch durch ſie befreit worden, da geopfert hat.

189.

Kurfürſt Gebhard's Bildniß zu Lechenich.

Mündlich.

Der Kurfürſt und Erzbiſchof von Köln, Herr Gebhard Truchſeß von Waldburg, hatte ſeinen Glauben abgeſchworen und war der neuen Lehre zugetreten; darnach heirathete er, das Maß ſeiner Sünden ganz voll zu machen, gar die ſchöne Agnes von Mansfeld. Zur Strafe für ſolch erſchreckliche Greuel und Miſſethaten wird ſein Bildniß im Ritterſale der Burg Lechenich bei Köln ſtets ſchwarz, wie oft man es auch hat weiß machen wollen.

190.

Das verlorne Kind.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. l. VII. c. 43. u. 44.

In der Kapelle des Schloſſes Veldenſe findet ſich ein altes Bild der Mutter Gottes, die das Jeſuskind im Arme hält; es iſt nicht ſchön von Geſtalt, doch mit großer Wunderkraft begabt. Eine Frau aus dieſer Burg, welche in dem Bisthume Trier liegt, ſtand eines Tages in der Kapelle und, das Bild beſchauend, ſprach ſie: „Was mag wol der alte Rumpel hier zu ſtehen haben.“ Darob war das Gnadenbild ſo entwürdigt, daß es zu einer andern Frau ſprach: „Die N. N. hat mich Rumpel geheißen; dafür wird ſie in Elend kommen und darin bleiben, ſo lange ſie lebt.“

Beſonders berühmt aber wurde dies Bild durch die folgende Geſchichte:

Eine Frau des Schloſſes, Namens Jutta, welche ſehr fromm und gottesfürchtig war und eine große Andacht zu dem Bilde trug, hatte ihr kleines Töchterchen einem Weibe in einem nahen Dorfe in die Koſt gegeben. Eines Tages ſpielte das Kind, welches eben drei Jahre zählte, auf der Straße, als plötzlich ein Wolf herbeiſtürzte, es bei dem Halſe griff, auf ſeinen Rücken warf und in den Wald mit ihm lief. Wol folgten mehre Leute dem Thiere, doch vergebens; ſie mußten zurückkehren, ohne das Kind retten zu können. Einer von ihnen lief auf das Schloß und erzählte das Unglück der Frau, welche eben am Mahle ſaß: „Frau,“ rief er, „der Wolf hat euer Kind gefreſſen.“ In größter Herzensangſt ſprang die Frau auf und rief: „Nein, das iſt nicht wahr, der Wolf fraß mein Kind nicht.“ Ihr erſter Gang war zur Kapelle; da lief ſie in der Bitterkeit ihres Herzens auf das Gnadenblid zu und entriß

ihm das Jeſuskind, indem ſie ſprach: „Du bekommſt deinen Sohn nicht wieder, Maria, wenn du mir mein Töchterchen nicht wiederſchaffſt.“ Und — wie mild iſt nicht die Himmelsherrin! — anſtund gebot Maria dem Wolfe, das Kind loszulaſſen und ihm kein Leides zu thun. Mehre Leute hatten inzwiſchen die Spuren des Unthiers verfolgt, um wenigſtens die zerriſſenen Gliederchen des Kindes aufzuſammeln und zu begraben; doch ſiehe, da fanden ſie das Kind unverſehrt im Baumgarten herumgehen. „Wo warſt du denn, Kind, und woher kommſt du?“ frugen ſie und das Kind antwortete: „Mummart hat mich gebiſſen.“ Als ſie es näher beſchauten, ſahen ſie an ſeinem Halſe noch die Zeichen der Zähne des Wolfes in der Haut. Erfreut trugen ſie das Töchterchen der Mutter zurück, welche ganz außer ſich war vor Glück, dankerfüllten Herzens in die Kapelle lief und, dem Gnadenbilde das Jeſuskind zurückgebend, rief: „Da, du haſt mir mein Töchterchen wiedergeſchenkt, nun nimm auch deinen Sohn zurück!“

Dies hat Abt Hermann von Heiſterbach mir häufig erzählt, er ſah das Kind mit eigenen Augen und hörte die Geſchichte aus dem Munde der Mutter.

191.

Gottes Blut.

Musculi Fluch-Teuffel.
Steinhart, epitome historiarum f. 566.
Butneri epitome historiarum f. 48.
J. Fincel, von Wunderzeichen B. I. Q. 4. a.
Simon de Vries, hiſtor. Ocean S. 251.

Im Jahre 1553 ſaßen unweit Lucern drei Spieler zuſammen in heißem Spiel; einer von ihnen war beſonders unglücklich und kam ſo weit, daß er ſeine letz-

ten Pfennige einſetzte. Darüber wüthend, ſchrie er, auf ſeine diesmal beſonders guten Scheiben ſchauend: „Gewinne ich nun nicht, wahrhaftig, ich ſteche Gott im Himmel meinen Dolch in den Leib." Ueber eine ſo greuliche Gotteslästerung hätten die beiden andern ihn ziemlicher Weiſe mit harten Worten angehen müſſen; das thaten ſie aber nicht, ſondern gingen ruhig fort in dem Spielen und ſiehe, der Flucher verlor. Raſend zog er ſeinen Dolch aus dem Gurt und ſchmiß den unter abſcheulichen Verwünſchungen gegen den Himmel. Niemals hat man denſelben wiederfinden können; dagegen fielen drei Blutstropfen, die ganz friſch und roth ausſahen, aus der Luft und auf die vor den Dreien liegenden Spielſcheiben nieder. Zugleich erhob ſich ein fürchterliches Unwetter und während deſſelben fuhr der Teufel ſichtbarlich herzu und packte den ſchnöden Läſterer, um ihn zur verdienten Strafe mit ſich zu führen. Die andern wollten, erſchrocken darüber, das Blut mit Waſſer von den Scheiben abwaſchen, vermochten es aber nicht; ſo wurde es denn auf Befehl der Amtleute nach Wollesann gebracht und dort zu ewigem Gedächtniß bewahrt. Darauf faßte man die zwei andern Spieler, um ſie ins Gefängniß zu bringen; der eine fiel aber in der Thür nieder, wurde in demſelben Augenblicke von Millionen von Läuſen befallen und nahm alſo inmitten des umſtehenden Volkes ein jämmerlich Ende. Dem andern machte man den Prozeß und ſchlug ihm den Kopf ab.

192.

Pfeil gen Himmel geſchoſſen.

Thom. Cantiprat. bonum univers. de apibus. p. 450.

Ein Spieler hatte durch Würfeln alles verloren und verzweifelte darob dergeſtalt, daß er einen Bogen ergriff und einen Pfeil gegen den Himmel ſchoß, wie wenn er des Himmels Herrn hätte durchbohren wollen. Bald aber fiel der Pfeil vor dem Frevler nieder und als dieſer ihn genau beſah, fand er ihn mit friſchem Blute gefärbt. Das ergriff ihn alſo, daß er ſeine Sünde bereute und ſchwere Buße dafür that.

193.

Die Halsbrecherbrücke zu Gent.

Mündlich.

Wodana 1. 144.

Alte Leute, welche in der Nähe der Brücke wohnen, erzählen, wie ſie von ihren Großältern gehört, daß dieſe Brücke ihren Namen von folgender Begebenheit empfangen habe. In frühern Zeiten, als man die erſte Meſſe zu Weihnachten noch um zwölf Uhr hielt, waren viel Leute, welche, um bei Zeiten in der Kirche zu ſein, in der Nacht nicht ſchlafen gingen, ſondern ſich zu Hauſe oder in der Schenke die Zeit und den Schlaf vertrieben, bis es zur Meſſe läutete. Einige junge Burſchen, welche zu frühe von Hauſe weggegangen waren, traten in einer Chriſtnacht in eine Bierſchenke unfern der Kirche, zum Wannchen; da kam denn die Rede auf allerhand u. a. erzählte einer der Burſchen, er habe gehört, daß in der Weihnacht um zwölf Uhr, dem Augenblicke, wo Chriſtus zur Welt kam, alles Waſſer ſich in Wein verwandle. Ein paar andere luſtige Geſellen, welche ihm zunächſt

ſaßen und ſchon manch Maß geleert hatten, lachten deß und einer von ihnen vermaß ſich gar zu ſagen: „Das lügſt du!“ Darauf ſprach der Andere: „Ich kann das nur wiedererzählen, wie ich es gehört habe, ich habe es ſelbſt noch nicht erprobt.“ — „Dann will ich das einmal ſehen,“ ſchrie der Trunkenbold „und das noch heut Nacht.“ Und als es Zwölf ſchlug, verließ er die Schenke und ging über die Brücke, um an der Waſſertreppe ein Glas voll Waſſer zu ſchöpfen und zu prüfen, ob es denn wirklich in Wein verwandelt ſei. Kaum aber hatte er unter Spotten und Fluchen einige Schritte auf der Brücke gethan, als er wankte, niederſtürzte und kein Zeichen von Leben mehr gab. Die Andern, welche ihm gefolgt waren, eilten herbei und hoben ihn auf, doch — er hatte den Hals gebrochen. Seitdem heißt man die Brücke die Halsbrecherbrücke.

194.

Der ſchwarze Hund zu Beinen.

Abellini theatr. europ. III. f. 77.
Grundmann Geſchichtsſchule I, S. 32.
Cluverii append. ad epit. histor. 64.

In der Gegend von Soldau in dem Dorfe Beinen wohnte auf einem Schloſſe ein Empfänger, der war ein polniſcher Edelmann und geheißen Albert Perekonski. Er hatte ein ſchlechtes und hartes Herz und lud den Unterthanen unerträgliche Laſten auf, und konnten ſie dieſe nicht zur Zeit abtragen, dann ließ er ihnen ohne Weiteres ihr Vieh wegnehmen. Deſſen hatte er eine große Heerde ſchon verſammelt, als der Zorn Gottes ihn in einer Nacht traf, ſo daß alles Vieh am andern Morgen todt dalag. Er wurde wie raſend, als er das hörte,

fluchte und ſchwur und ging ſelbſt ſo weit, daß er eine Piſtole gegen den Himmel abſchoß mit dieſer greulichen Läſterung: „Wer das Vieh todtgeſchlagen, der mag es auch freſſen.“ Da war aber Gottes Langmuth zu Ende; kaum hatte der Edelmann die ſchändlichen Worte aus dem Munde, als er, in einen häßlichen, ſchwarzen Hund verwandelt, ſich auf das todte Vieh warf und es wie ein hungeriger Wolf von einander riß. Noch einige Zeit lief er unter der Geſtalt herum; ſeinen Verſtand und ſelbſt die Sprache behielt er; ſo bezeugten u. a. drei geſchworne Männer, welche der Hauptmann von Soldau nach Beinen ſandte, um die Sache zu unterſuchen, daß ſie den Hund bei dem Aas geſehen und ſprechen gehört hatten.

195.

Sankt Gudulen Grab beſtohlen.

Het leven ende wonderheden van de h. Gudula. S. 42.

Die heil. Gudula wurde mit vielem köſtlichen Schmucke und edeln Geſteinen geziert begraben. Das hatte ein Dieb abgeſehen und der ging bei nächtlicher Weile zu dem Grabe und nahm all das reiche Gut von dem heil. Leichname bis zu den Armbändern ab. Das blieb aber nicht ungeſtraft. Wenige Tage nachher, als die Mädchen Hand in Hand auf der Straße tanzten, kam auch des Grabſchänders Tochter und die trug Gudula's Armbänder und mengte ſich unter die Tanzenden. Ein Mädchen, welches Gudula wohl gekannt, ſah die Armbänder nicht ſobald, als ſie weglief und die Sache ihren Aeltern erzählte. So kam es aus und des andern Mädchens Vater wurde verhört. Anfangs leugnete er zwar, doch das half ihm nicht lange und er wurde

ſeiner Miſſethat überführt. Da verſammelte Sankt Emebert, der Biſchof von Cameryk und Gudula's Bruder war, alles Volk in der Kirche und ſchlug den Dieb in den Bann und verwünſchte ihn dazu mit der ganzen Familie, daß ſie und all ihre Nachkommen ſollten Krüppel und die Frauen dazu noch am Halſe gequält ſein. Das iſt auch geſchehen und, wie man ſagt, iſt die Familie noch nicht ausgeſtorben.

196.
Bettlers Fluch.

Sigiberti Cent. 7 fol. 560.
Sachs neuwe Kaiſer Chronik. II. S. 72.
S. de Vries hiſtor. Ocean. S. 575.

Im Jahr 1660 hat ſich folgende wunderbare Geſchichte zugetragen. Ein armer Bettler kam, von Hunger getrieben, zu einigen Schiffsleuten und bat dieſelben um ein Almoſen, und als ſie ihm das weigerten, wenigſtens um ein Stück Brot. Die Schiffsleute wollten aber nur Spott mit ihm treiben und ſprachen: „Wir haben nichts zu geben, denn unſere ganze Ladung beſteht aus Steinen." Da rief der Bettler, der wohl wußte, was ſie geladen, im Zorn aus: „So gebe denn Gott, daß alles in euerm Schiffe zu Stein werde!" Dieſe Verwünſchung wurde nur allzubald erfüllt, denn alles, was im Schiffe war, bis aufs Brot und Fleiſch, wurde zu Stein, ohne jedoch ſeine Geſtalt zu verlieren. Alſo ſtrafte Gott jene Lüge.

197.

Der verfluchte Wald bei Hanau.

L. V. Boſch, Oude Nieuws der ontdeckte wereldt S. 322.

Bei Hanau liegt ein Wald, den die Umwohner den verfluchten Wald nennen, weil die Eichenbäume, die ihn bilden, nie Eicheln tragen. Man ſagt, daß ehedem einmal zwei Leute über das Recht, die Eicheln dort aufzuleſen, in Zwiſt gerathen ſeien, und daß einer derſelben dabei eine Verwünſchung ausgeſtoßen habe, in Folge deren fortan nicht eine Eichel mehr dort gewachſen ſei.

198.

Kind aus dem Knie.

Mündlich.

Zu Nadsloo bei Dixmüde in Weſtflandern ſieht man in der Kirche einen Grabſtein, worauf folgende wunderbare Geſchichte ausgehauen ſteht.

Es war einmal ein Mann in dem Dorfe, der war dem Trunke und dem Fluchen auf eine greuliche Weiſe ergeben. Es begab ſich, daß ſeine Frau guter Hoffnung wurde; als nun aber die Stunde kam, daß ſie gebären ſollte, da trat der Mann juſt ins Haus, trunken und fluchend, daß ein Stein darob hätte ſpringen mögen. Die Frau rang und ſchrie in ihren Schmerzen, er ſolle doch zu einer Wehmutter gehen, die ihr beiſtehe; aber er lachte darob und fluchte weiter und ließ die arme Frau ohne alle Hülfe, ſo daß ſie eines jämmerlichen Todes ſtarb. Ehe ſie aber die Augen ſchloß, wünſchte ſie ihrem gefühlloſen Manne, daß er dieſelben Schmer-

zen erdulden müſſe, die ſie nun erduldet habe; mit dem Wunſch verſchied ſie.

Noch war ſie nicht lange todt, als des Mannes rechtes Bein gewaltig zu ſchwellen anfing und immer mehr ſchwoll, bis zu einer Dicke, die noch nie erhört worden. Die Aerzte thaten allerhand dafür, legten Pflaſter und Salben auf, aber alles blieb vergebens. Das dauerte neun ganzer Monate. Als dieſe herum waren, da nahmen eines Morgens die Schmerzen auf eine grauſame Weiſe zu und ließen nicht nach während dreier Tage; die ärgſten Foltern und Martern der Welt hätten nicht ſo peinigen können. Am Ende des dritten Tages aber öffnete das Bein ſich in der Gegend des Knies und — das war das Wunderbarſte — es ging ein lebendiges Kind daraus hervor, welches jedoch bald mit dem Manne ſtarb. — So ging der Wunſch der Frau in Erfüllung.

Weil die Geſchichte ſo merkwürdig war, hat man ſie auf dem Grabſtein ausgehauen und ſie daneben auch in den Kirchenbüchern aufgeſchrieben.

199.

Von Mäuſen gefreſſen.

Vincent. bellovac. spec. histor. l. XXV. c. 117.

Kaiſer Heinrich IV. hatte einen argen Feind. Nachdem er zu Lüttich geſtorben war, ſaß dieſer, ein ſtolzer und hochmüthiger Menſch, eines Tages bei einem Gaſtmahle. Plötzlich drangen aus allen Mauern Mäuſe und die umzingelten ihn dergeſtalt und in ſo großer Menge, daß er kaum einen Ausweg ſah, ihnen zu entfliehen. Man ſchlug auf die Thiere los, ſcheuchte ſie auf alle Weiſe, aber vergebens; ſie drangen immer wieder vor,

thaten jedoch anders keinem etwas; nur auf jenen ſchienen ſie es abgeſehen zu haben. Da ließ er ſich endlich auf einem Schiffe einen Bogenſchuß weit ins Meer führen, um alſo den Thieren zu entfliehen, aber auch das war vergebens, denn die Mäuſe drangen ihm nach, nagten an dem Schiffe und hätten es in den Grund gebohrt, wären die Schiffleute nicht in aller Eile dem Lande wieder zugeſegelt. Da ließen ſie den Uebermüthigen liegen und die Mäuſe fraßen ihn auf bis zum letzten Stückchen Fleiſch.

200.

Peſt zu Trier.

Gregor. Turon. vita Nicetii Trevirorum episc.

Unter dem Biſchofe Nicetius regierte die Peſt auf eine ſchreckliche Weiſe in Trier. Das Volk lag Tag und Nacht auf den Knien und betete zu Gott um Abwendung des Uebels, aber der Himmel ſchien lange taub zu ſein gegen dieſe Gebete; endlich doch erhörte er ſie. Eines Nachts hörte man ein ſtarkes Geräuſch, einem Donnerſchlage gleich, von der Brücke her; alle Einwohner erhoben ſich in Angſt und Schrecken und aller erſter Gedanke war, ihr letztes Stündlein ſei gekommen. Zu gleicher Zeit hörte man eine Stimme in der Luft, welche rief: „Je, Geſellen, was wollen wir fürder hier? Wir winnen wahrlich nichts, denn an dem einen Stadtthor ſteht der Prieſter Eucharius, am andern hält ſein Gefährte Maximin Wache und in der Mitte führt Biſchof Nicetius den Befehl und trägt Sorge für alles. Da iſt ja alle Mühe verloren und das Beſte, was wir thun können, daß wir uns zurückziehen.“ Seit dem Augen=

blicke war es mit der Peſt gethan und kein Menſch ſtarb mehr an ihr in der Stadt.

201.

Der Brand von Ronſſe.

Mündlich.

Sanderi Flandria illustrata l. IV.
Kunſt- en Letter-Blad. 1843. Nr. 8.

An einem nebligen Tage des Jahres 1519 kam eine Frau, die in der Pfefferſtraße zu Ronſſe wohnte, an die Thür, um einen Keſſel voll ſchmuzigen Waſſers in die Goſſe zu gießen. Da ſah ſie von weitem einen Menſchen nahen von ganz ſonderbarem Aeußern, der die ſtillen und einſamen Straßen durchſchritt und die Häuſer von oben bis unten beſchaute, als wäre wunders was daran zu ſehen geweſen. Vor der Frau blieb er endlich ſtehen und glotzte ſie dermaßen an, daß ihr der kalte Angſtſchweiß auf die Stirne trat. Sie goß in ihrer Noth das Waſſer ſchnell aus und wollte in ihr Haus flüchten; da hörte ſie, wie der Unbekannte ihr nachrief: „O du närriſch Weib; du gießeſt dein Waſſer weg und weißt nicht, wie ſehr du es nöthig haben wirſt, ehe es Abend iſt.“ Nach den Worten ſetzte der Fremde ſeinen Weg fort und war bald aus ihren Augen. Sie erzählte den Vorfall zu Hauſe, den Nachbarn, allen Bekannten; keiner aber konnte ſich die räthſelhaften Worte deuten.

Gegen elf Uhr erſt erkannte man, was der Fremde hatte ſagen wollen. Da heulte nämlich die Sturmglocke in gar jämmerlichen Tönen; ein fürchterlicher Brand war ausgebrochen und das Feuer ſo heftig, daß alle Bemühungen, ſeiner Meiſter zu werden, nichts fruchteten. Als es zu dunkeln begann, lagen ſchon mehr denn ſechzig Häuſer in rauchenden Trümmern.

Rechts gegenüber der Pfefferſtraße wohnte der Pfarrer; der rief einige Bürger zu ſich ans Fenſter und fragte ſie, wie es mit dem Brande ſtände? Als man ihm ſagte, daß derſelbe noch im gräßlichſten Wüthen ſei, gab er den Bürgern etwas mit der Weiſung: „Gehet und werfet das in das Feuer und zwar da, wo es am heftigſten iſt." — Das thaten die Bürger alsbald und das Feuer erloſch.

Zum Gedächtniß dieſes wunderbaren Ereigniſſes wurde in Ronſſe eine jährliche Dankprozeſſion geſtiftet, welche heutzutage noch ſtattfindet.

202.

Streit um die Sonne.

Description d'un signe et miracle qui a été vu au ciel le 5. jour de Décembre dernier en la ville d'Altorf au pays de Wirttemberg en Allemagne. Paris, chez Anthoine Houic, rue Saint Jacques. 1578.

Ein wunderbar Geſicht hat man am 5. December des Jahres 1577 in dem Städtchen Altorf (bei Tübingen in Wirtemberg) und in der Umgegend geſehen. Die Sonne ging nämlich nicht klar auf, wie ſonſt, ſondern ganz dunkelgelb und trüb; ungefähr wie ein Vollmond ſah ſie aus und man konnte recht gut hineinſchauen, ohne ſich die Augen zu verblenden. Gleich darauf wurde ſie ſo ſehr verdunkelt, als wenn eine Sonnenfinſterniß geweſen wäre und wurde roth, wie Blut, ſo daß man ſie unmöglich wiedererkennen konnte. Nicht lange nachher ſah man ſelbſt zwei Sonnen, die eine roth, die andre gelb, welche auf einander losſtürzten, als hätte die eine die andre unterbringen wollen. Das dauerte aber nur wenige Zeit und die eine rothe Sonne verſchwand;

die gelbe blieb ſtehen, doch damit war es noch nicht am Ende. Es kam nämlich nun eine ziemlich große Wolke, die ausſah wie eine Kugel; die flog recht gegen die Sonne an und bedeckte ſie ganz in der Mitte, ſo daß rund herum nur ein gelber Rand blieb. Bald darauf ſchoß noch eine Wolke, die aber länglicher war, am Himmel her und auch auf die Sonne los und kämpften die zwei Wolken mit ihr, bedeckten ſie zu verſchiedenen Malen, verſchwanden aber endlich, und die Sonne blieb wieder gelblich am Himmel ſtehen. Endlich kam noch eine dritte Wolke von Weſten her, die war länglich und hielt in der Nähe der Sonne an; aus dieſer Wolke kam eine große Menge von ſchwarzgekleideten Kriegsleuten heraus, viele zu Pferd, viele zu Fuß; die ſtellten ſich in Schlachtordnung und zogen in die Sonne hinein; hinter ihnen folgte ein mächtig großer Mann, der ſie Alle überragte. —

Darnach wurde die Sonne ein wenig heller, aber ſie hatte lange nicht ihren natürlichen Glanz, doch dauerte das nicht lange, denn ſie färbte ſich gleich darauf roth, wie Blut, und Himmel und Erde glühten wider von dieſer Röthe; auch drangen blutige Wolken aus ihr hervor und zogen wieder gegen ſie los. Viel ſchwarze Wolken lagerten ſich auch um ſie herum, während der Blutwolken immer mehr und mehr aus ihr herausflogen. Aus dieſen letztern aber ſah man bald Dinger kommen wie große Hüte und ringsherum ſchien die ganze Erde bedeckt mit dieſen Hüten, die übrigens verſchiedene Farben trugen, roth, blau, grün und ſchwarz. Am Ende ſenkten ſich die Wolken und es ſah aus, als wenn es Blut geregnet hätte, und das währte ziemlich lange und hatte die Sonne viel Mühe, wieder zu ihrer gewöhnlichen Klarheit zu kommen.

203.

Wagen in der Luft.

Mündlich.

Wodana I. S. 150.

Ein gewiſſer Mann wohnte in der Nähe eines Schloſſes, von dem man ſich erzählte, daß da jegliche Nacht ein Wagen rundreite. Eines Nachts konnte der Mann nicht ſchlafen und dachte bei ſich ſelbſt: „Es iſt nun gegen zwölf Uhr, ich will aufſtehen und ſehen, ob ich den Spukwagen nicht antreffe.“ Mit den Worten verließ er ſeine Kammer und ſein Haus und ſchritt dem Schloſſe zu. Ehe er noch da angekommen war, hörte er plötzlich in der Luft ein Gewieher, ein Gefluch, Gewein, Geklatſche und Gerammel, als wenn die ganze Hölle losgelaſſen geweſen wäre. Verwundert blieb er ſtehen und ſah um ſich, aber es war zu dunkel, als daß er viel hätte unterſcheiden können. Da raſſelte und rammelte es auf einmal hinter ihm; er drehte ſich um und plumps fiel ein großer ſchwarzer Hund mit einer langen Kette und glühenden Augen neben ihm nieder, ſtand aber ſchnell wieder auf und lief der Gegend zu, wohin der hölliſche Spektakel gezogen war. Der Mann wartete nicht, noch mehr davon zu ſehen, ſondern lief, was er konnte, nach Hauſe, iſt auch Nachts nicht mehr auf das Schloß zugegangen.

204.

Der Höllenwagen zu Zelſate.

Mündlich.

In einem Pachthofe zu Zelſate ſieht und hört man in jeglicher Nacht den Höllenwagen durch die Luft fah-

ren und ein ſchrecklich Gerammel begleitet ihn und folgt ihm. Ein Mann von dem Hofe konnte eines Nachts nicht ſchlafen und legte ſich ins Fenſter; da kam der Höllenwagen auf ihn zugefahren und er hatte kaum noch Zeit, ſein Fenſter zuzuſchlagen und ein Kreuz zu machen; da verſchwand der Spuk.

205.

Der feurige Wagen und die Nonne ohne Kopf zu Köln.

Mündlich.

E. Weidens Kölns Vorzeit.

Durch mehre Straßen Kölns ſieht man Nachts einen feuerglühenden Wagen rollen mit ſchwarzen glutſchnaubenden Pferden und einem glühenden Kutſcher auf dem Bocke. In dem Wagen ſitzt ein Bürgermeiſter, der es mit der Stadt nicht redlich gemeint hat.

Auf dem Blaubache zu Köln geht eine Nonne um, die trägt den Kopf in der Hand. Trunkenbolde hat ſie oft gefaßt und in den Bach geſchmiſſen.

206.

Der Mann ohne Kopf in den Begynenſleiden.

Mündlich.

Mitgetheilt von Ecreviſſe.

Vier Meilen von Maſtricht am linken Maasufer erhob ſich ehedem das Städtchen Stockhem und das Schloß, an dem ſieben Fürſtbiſchöfe von Lüttich ſich todt bauten. Am Fuße der Wälle von Stockhem lag ſtets ein Boot bereit zur Ueberfahrt, und der Schiffer hatte auch bei Tage die Hände wol voll, bei Nacht aber

wagte es ſelten Jemand aus der Gegend, ſich auf das rechte Maasufer zu begeben; denn jeder fürchtete den Mann ohne Kopf, der da umwandelte. In meinen Kinderjahren wurde mir unter anderm Folgendes über denſelben erzählt.

Ein Mann aus einem Dorfe vom rechten Ufer war Geſchäfte halber noch ſpät in Stockhem geblieben; als er nun bei Nacht und Unzeit noch überfahren und nach Hauſe zurückkehren wollte, rieth man ihm allgemein, das nicht zu thun, da er leicht dem Manne ſonder Kopf begegnen könnte; er ſpottete aber damit und ſprach: „Ohne Zähne wird mich keiner beißen,“ und machte ſich auf den Weg. Als er zu dem Fährmann kam, wollte der anfangs das Boot nicht losmachen, ließ ſich aber doch endlich bewegen und ſprach: „Ich will es thun, aber ich waſche meine Hände, ich bin an nichts Schuld, was euch begegnen wird,“ und ſetzte den Mann über. Da ging der erſt ſeinem Wege ruhig nach; plötzlich aber ſieht er eine ungeheure Geſtalt neben ſich; er bleibt ſtehen, die Geſtalt auch; er will den Bootsmann rufen, aber ſein Mund iſt wie von einer kalten Hand geſchloſſen. Da ſchaute er einmal neben ſich auf und ſah, daß die Geſtalt bei funfzehn Fuß hoch war und in breite Schultern auslief; erſchrocken ſchlug er die Augen nieder und ſie fielen auf zwei große Pferdefüße. Da wurde es ihm doch ein wenig anders, doch ſammelte er bald ſeine Kräfte und ſchritt tüchtig zu, aber immer blieb die Geſtalt ihm zur Seite. Er betete alle Gebete, die er konnte, nichts half. Da begann er endlich Sankt Jans Evangelium zu beten und kaum hatte er „Und das Wort iſt Fleiſch geworden,“ aus dem Munde, als die Geſtalt unter ſchrecklichem Geheul und mit Hinterlaſſung eines furchtbaren Schwefelgeruches verſchwand.

207.

Jäger verſchwindet.

Thom. Cantiprat. bonum universale de apibus. p. 454.

Ein ſehr mächtiger Ritter war der Jagd über die Maßen ergeben und zwang tagtäglich viele ſeiner Unterthanen, ihn auf ſeinen Zügen zu geleiten. Dadurch verſäumten dieſe Leute aber ihre Geſchäfte und ihren Ackerbau und ſanken langſam mit ihren Familien in die tiefſte Armuth. Eines Tages zog der Ritter wieder zur Jagd und hatte einige der Seinigen nur mit ſich genommen. Kaum war er im Walde, als ihm ein Wild aufſtieß, auf welches er die Hunde hetzte und es dann ſelbſt auf ſeinem Pferde ſitzend verfolgte. Den ganzen Tag war er ſchon hinter dem Thiere her, konnte es aber nicht einholen, und wüthend, es immer ſo vor ſich laufen zu ſehen, ſetzte er mit ſeinen Begleitern ihm auch die Nacht hindurch noch nach. Was da aber weiter aus ihnen geworden iſt, das weiß kein Menſch, denn nimmer hat man ſie wiedergeſehen. Einige ſagen, die Erde habe ſie lebendig verſchlungen und ſie ſeien alſo zur Hölle gefahren.

208.

Spukfrau in der Johannisnacht.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. V. c. 30.

Zwei Knappen ritten am Vorabend von Sankt Johann Baptiſt nach Sonnenuntergang am Ufer eines Bächleins in der Nähe der Abtei Prüm in der Eifel umher und ſahen ein Weib in weißem Linnenkleide am andern Ufer ſitzen und ich weiß nicht was treiben. Da ſprach einer von ihnen: „Sicherlich iſt das Weib mit

Zaubereien beſchäftigt, denn in dieſer Nacht beſonders pflegen viele derſelben," und ſogleich beſchloſſen beide, die Frau zu faſſen, und durchritten den Bach. Das Weib aber hob ihr Gewand und floh, und wiewol die Renner der beiden Knappen als die ſchnellſten bekannt waren, konnten ſie die Frau doch nicht einholen, die wie ein Schatten immer vor ihnen herſchwebte. Da hub der eine Knappe an und ſprach: „Das geht nicht mit richtigen Dingen zu," und ſie bekreuzten ſich und im ſelben Augenblicke verſchwand das Weib. Die Knappen wie die Pferde blieben aber noch länger denn ein Jahr nachher ſiech und ſchwächlich.

209.

Die Jungfrau auf der Ziege.

Mündlich.

In der Gegend von Wetteren ſah man häufig eine ſonderbare Erſcheinung, ſo am hellen Tage, als auch in der Nacht. Ein Knabe unter andern war von ſeinem Vater geſchickt, um auf die Kartoffeln zu achten, denn es war grade in der Zeit, wo man die Kartoffeln einholte. Gegen zwölf Uhr Mittags ſah er von weitem eine Ziege nahen und darauf ſaß eine wunderſchöne Jungfrau. Je näher dieſelbe ihm kam, um ſo ſchöner dünkte ſie ihm, aber um ſo größer wurde auch ſeine Angſt, und als ſie ihm endlich ganz nahe war, da lief er, was er konnte, um von ihr weg und nach Hauſe zu kommen. Die Jungfrau rief ihn mit ſchmeichelnden Worten, er möge doch nicht Angſt haben und ſtehen bleiben, aber er lief und ſtand nicht eher ſtill, bis er ſich an ſeiner Hausthür befand. Während er nun wie raſend klopfte, bat die Jungfrau, die ihm immer gefolgt war, ihn zum

letzten Male, doch keine Furcht zu haben und ſie anzuhören; als er aber da den Kopf umdrehte, um ſie nicht zu ſehen, und nichts hören wollte, verwandelte ſich die Ziege in einen rieſengroßen Eſel und die ſchöne Jungfrau wurde häßlich und rabenſchwarz. Es war ein Glück, daß grade in dem Augenblicke die Thür aufging, denn die Jungfrau hätte dem Jungen ſonder Zweifel den Hals gebrochen.

Auch zu Ghyſele bei Ooſterzele hat man häufig eine Jungfrau auf einer Ziege geſehen, welche jeden verfolgte, der ihr nur entgegenkam.

210.

Die weiße Jungfrau zu Heivens.

Mündlich.

Zu Heivens geht um Mittag eine weiße Jungfrau um; wenn Jemand ihr begegnet, den begießt ſie mit kaltem Waſſer.

211.

Weiße Frau bei Düren.

Mündlich.

Zu Roelsdorf bei Düren liegt ein Feld, welches die alte Burg heißt. Da erſcheint Mittags um zwölf Uhr eine weißgekleidete ſchöne Jungfrau. Schnitter haben ſie zur Zeit der Ernte oft geſehen, doch wagte es nie einer, ſie anzuſprechen. Einige ſagen, ſie hätten bemerkt, daß die Jungfrau ein großes Schlüſſelbund an der Seite trüge.

212.

Die weiße Frau.

Scherertzii de spectris admon. oct.
S. de Vries de Satan. II. S. 329.

Auf einem gewiſſen Schloſſe ließ ſich die weiße Frau häufig ſehen. Unter den Schildwachen war auch ein gottloſer Soldat, der ſtets ſchändliche Läſterworte ausrief, wenn bei Nacht die Erſcheinung ſich zeigte. Zu verſchiedenen Malen ermahnte man ihn, das nicht zu thun und ſich davon zu enthalten, damit ihm nicht einmal ein Unglück überkomme, doch vergebens; der Wein, den er täglich im Uebermaß trank, machte ihn immer vermeſſener und tollkühner und er fluchte und ſchalt wie ein Raſender. Einſt ſprach ihm einer ſeiner Geſellen zu, daß er doch aufhöre und die Furcht Gottes und chriſtliche Beſcheidenheit nicht ſo ganz und gar hintanſetze; darauf aber lachte er und ſchritt recht auf die weiße Frau zu und ſprach: „Sehet, ich will ſie in den Arm nehmen und küſſen.“ Er umfing ſie auch, ſie aber umfing ihn hinwieder aus Dankbarkeit alſo, daß er todt zu Boden fiel.

213.

Die weiße Frau auf dem Schloſſe Neuhaus.

Heinrich Adam von Lichtenau, Waffenloſer Tod.
Richteri axiomata oeconom.
Erasm. Franciscus, Bohusl. Balbin, Brauwer in chronic., Slawata.
S. de Vries de Satan. II. S. 406 ff.

Die weiße Frau hat ſich zumeiſt und vor allem gezeigt in den Schlöſſern der Herren von Roſenberg und Neuhaus. In dem letztern Schloſſe ſah man ſie einmal

gegen Mittag aus dem Fenſter eines wüſten, unbewohnten Thurmes ſchauen, zu dem Niemand mehr aufklettern konnte, weil die hölzernen Treppen vor Alter mürbe waren. Sie war ganz weiß gekleidet, hatte auf dem Haupte einen weißen Witwenſchleier mit weißen Bändern, war lang von Perſon und eines ſehr ſittſamen Aeußern. Als nun jeder auf dem Markte mit Fingern nach ihr wies, wich ſie zwar nicht, wurde aber immer kleiner und kleiner und verſchwand endlich ganz. Man ſagt, daß ſie ſo lange umwandeln muß, als das Schloß Neuhaus ſteht; fällt es oder wird es abgebrochen, dann iſt ſie erlöſt.

Sie läßt ſich nicht nur ſehen beim Abſterben eines aus dem Geſchlechte von Neuhaus, ſondern auch, wenn ein neuer Sprößling demſelben geboren wird, oder einer aus der Familie heirathet, oder wenn dem Geſchlechte eine beſondere Ehre bevorſteht. Die Vorbedeutungszeichen ſind aber jedesmal verſchieden. So trägt ſie, wenn Jemand ſterben ſoll, ſchwarze Handſchuhe, ſonſt ſtets weiße. Oft ſah man ſie ganz geſchwind durch das Schloß eilen mit einem Schlüſſelbunde am Gürtel, die eine Zimmerthür auf und die andere zuſchließend, und das ſowol bei hellem Tage, als mitten in der Nacht. Wenn ihr Jemand begegnet und ſie grüßet, dann grüßt ſie wieder, doch mit ſonderlicher Würde und großem Ernſt, gepaart mit Anmuth, Ehrbarkeit und einem züchtigen Blicke, wie es einer Wittib geziemt. Beleidigt hat ſie noch keinen, der ihr nicht Widerſtand bot und ſie ungehindert ſchalten und walten ließ.

Auch in andern hochfürſtlichen Häuſern hat ſie ſich ſehen laſſen. Alſo erzählt der brandenburgiſche Hofprediger und Profeſſor der Theologie, Herr

Johann Wolfgang Rentſch in ſeinem Brandenburgiſchen Cederhain S. 714.

Am 16. Auguſt des Jahres 1678 ritt der Herr Markgraf Erdmann Philipp von der Rennbahn zu Baireuth in das Schloß, ſtürzte aber im Vorhofe, wenige Schritte von der Treppe ſo ſtark mit dem Pferde, daß er zwei Stunden ſpäter den Geiſt aufgab. Einige Zeit zuvor hatte man die weiße Frau in des Fürſten Leibſtuhl geſehen.

In dem alten Gebäude des Schloſſes Neuhaus ſteht ein Bild, welches ſehr alt iſt, und ſoll daſſelbe nach Ausſage Aller, welche die weiße Frau ſahen, dieſer ſehr ähnlich ſein. Man ſagt aber, daß dies Bild Frau Perchta von Roſenberg ſei, welche im Jahre 1449, Sonntags vor Martini, Herrn Johann von Lichtenberg geheirathet.

214.

Geſpenſt erſcheint dem Attila.

Striotbeckh, dissertatio de Sagis. Lips. 1690. cap. III. Carol. Stengel, Commentar. rerum Augustanarum, part. I. c. 23. E. D. Hauber, Bibliotheca, acta et scripta magica. Gründliche Nachrichten und Urtheile von ſolchen Büchern und Handlungen, welche die Macht des Teufels in leiblichen Dingen betreffen. Lemgo. 1738. 8. Erſter Theil, achtes Stück, S. 561.

An dem Kloſter der Minnen-Brüder zu Augsburg wird an einem Thurm ein Gemälde geſehen, welches eine Geſchichte vorſtellt, die zu Augsburg durch eine mündliche Erzählung von alten Zeiten hergebracht iſt. Als nämlich Attila, der Hunnenkönig, mit ſeiner Armee bei Augsburg über den Lech gehen wollte, iſt eine Frau in fürchterlicher Geſtalt und auf einem Pferde reitend ihm entgegengeſtürzt und hat ihm mit grimmiger Stimme dreimal zugerufen: „Zurück Attila! Zurück Attila! Zu-

rück Attila!“ wodurch er dermaßen erſchrocken, daß er auf der Stelle mit ſeiner Armee zurückgezogen.

215.
Das Weib im Walde.

Thom. Cantipr. bonum universale de apibus. l. II. c. 57. §. 61.

In Weſtphalen lebte ein edler und tapferer Ritter, der ritt eines Nachts durch einen Wald, hörte daſelbſt die Stimme eines Weibes, welches in der Nähe ſang, und ſprach zu den Seinen: „Wer unter euch will mit mir gehen, jenes ſingende Weib zu ſehen?“ Als keiner ſich dazu erbot ging er allein hin und fand ein Weib, wie eine ſchwarze Nonne gekleidet, unter einem Baume ſtehen, welches mit zum Himmel erhobenen Armen mit lauter Stimme ſang. Als er ſie frug, was ſie da thäte? ſprach ſie: „Ich lobe meinen Gott.“ Da er nun glaubte, es ſei irgend eine Heilige, frug er ſie: „Sage mir, ich beſchwöre dich, wie wird es mit mir noch ergehen?“ Darauf entgegnete ſie: „Du haſt viel Böſes gethan und thuſt es noch. Nachdem du deine Feinde beſieget haſt, wirſt du das Kreuz nehmen, zum heiligen Lande fahren und allda in Chriſti Dienſt ſterben.“ Erfreut ob der Vorherſagung, entfernte ſich der Ritter und ſchlug auch in einer bald folgenden Schlacht ſeine Feinde. Darauf aber die Zeichnung mit dem Kreuze erwartend, fiel er in eine ſehr ſchwere Krankheit. Seine Freunde und die Meiſten riethen ihm, er ſolle beichten, denn ſein Leben ſei in großer Gefahr, aber er achtete deß nicht und ſprach ſtets, er werde nicht ſterben. Als dieſe nun ſahen, daß ſie nichts bei ihm ausrichten konnten, wandten ſie ſich an einen ſeiner Brüder, der geiſtlich war, einen Mann von großer Weisheit, und baten dieſen, daß er komme,

damit ſie mit ihm Rath pflegen könnten. Nach langem Reden erzählte der Kranke dieſem von der Erſcheinung des Weibes, da ſprach der Bruder: „Der Teufel hat dir Fallſtricke gelegt, o Bruder; zaudre nicht und ſorge für dein Seelenheil.“ Das that der Ritter und wenige Zeit nachher gab er den Geiſt auf.

216.

Spuk am grünen Teiche.

Mündlich.

Am grünen Teiche auf der Straße, die nach dem Saß van Gent führt, hörte man alle Nächte Jemand ſeufzen und kärmen und die Vorübergehenden fragen: „Wo muß ich liegen? Wo muß ich liegen?“ Da kam einmal ein Trunkenbold vorbei, der hörte auch das Geruſe und antwortete lachend: „Ei, ſo leg dich auf des Teufels Nacken!“ Da brauſte es plötzlich in der Luft und gleich darauf war es ganz ſtill. Seit der Zeit hat man die Stimme nicht mehr gehört.

217.

Der Grenzpfahl.

Mündlich.

Zwiſchen Lokeren und Zele wohnte ein Bauer, deſſen Land von des Nachbars Land mit einem Pfahle geſchieden war. Von Zeit zu Zeit verrückte der Bauer den Pfahl ein wenig und ſtahl alſo dem Nachbar langſam ein groß Stück. Der Bauer ſtarb, aber er konnte keine Ruhe im Grabe finden und man hörte ihn jede Nacht jämmerlich ſchreien: „Ohoho! ich hab' den Pfahl

verrückt! Ohoho! ich hab' den Pfahl verrückt!" Ein trunkener Zelener hörte das und rief: „Ach, Narr du, dann ſetz ihn wieder auf die alte Stell!" Damit war der Geiſt erlöſt und man hörte ihn fürder nicht mehr.

218.

Nixenweib.

Mündlich.

Auf einer Brücke zu Brügge iſt es nicht richtig; es geht da um und mancher, der Abends da vorbeikam, hat ſchon ſonderbare Dinge erfahren. So kam einmal ein ehrbarer Bürger, der nur ein bischen angetrunken war, gegen zwölf Uhr und wollte über die Brücke; auf der Mitte fand er ein Weibsbild, die daſaß und, ich weiß nicht was, that. Der brave Mann wollte auf ſie zugehen, aber das bekam ihm ſchlimm, denn ſie gab ihm einen harten Backenſtreich und ſprang ins Waſſer, wo ſie verſchwand. Man ſagt, daß es das Weib eines Waſſerteufels geweſen.

219.

Der Schinken.

Mündlich.

Auf einem Hofe zu Neuenberge muß der Bauer zu Oſtern, Pfingſten, Weihnachten und Neujahr einen Schinken in eine Kammer ſetzen, wo derſelbe von einer weißen Geſtalt verzehrt wird. Thäte der Bauer das nicht, er hätte im ganzen Jahr keinen Vorſput.

220.

Feurige Landmeſſer.

Weſtendorps Mythol. S. 511.

Zu Peiſe, Roon, Norg u. ſ. w. in Drenthe, ſieht man häufig Nachts feurige Männer, die, wie es ſcheint, beſchäftigt ſind, das Land zu meſſen. Sie machen dabei viel Geräuſch mit Ketten und rufen ſtets: Lyk, Lyk, Lyk!

221.

Die weißen Frauen necken.

Halbertsma im Oberyſſelſchen Almanach für 1837. S. 243.

Ein Bauernknabe bei Born in Twenthe hatte mit ſeinem Meiſter gewettet, er wolle in der Mitternacht zu den nahen Beltern (kleine Erdhöhen, vgl. N. S. S. 312.) gehen und die weißen Frauen necken. Wie geſagt, ſo gethan; der Bauer lieh ihm ſein Pferd und als der Mond ſich hinter Oldenzaal erhoben, ritt der Junge ſchnurſtracks auf die Belter los und ſtach mit frevelnder Hand ein ſpitziges Eiſen in einen derſelben. Im nämlichen Augenblicke ſtiegen aus dieſem und all den andern Hügeln alle weißen Frauen heraus, welche da wohnten, um den Vermeſſenen zu zerſtückeln. Er wartete aber ihre Kunſt nicht ab, ſondern ritt, ſo ſchnell das Pferd laufen mochte, dem Hofe wieder zu; alle die weißen Frauen folgten ihm und als er an ſeiner Wohnung ankam, waren ſie ihm faſt auf den Ferſen, doch glückte es ihm noch hineinzukommen und die Thüre zuzuriegeln. Es war wahrlich die höchſte Zeit, denn eine der Frauen war ihm ſo nahe, daß ſie ihr Handbeil nach ihm werfen konnte, welches ſie auch that, doch traf ſie nur die Thürpfoſte, und zwar alſo, daß die Splitter abflogen. Es

iſt erſt wenige Jahre, daß man die Spuren des Beilwurfes noch an der Thüre ſehen konnte.

222.

Der Kuhkopf zu Altenberge.

Mündlich.

In Altenberge ſtarb einmal einem Bauer alles Vieh an einer böſen Seuche und der Mann wußte ſich nicht mehr zu rathen und zu helfen. Endlich hörte er von einem alten Hirten ein Mittel und das wandte er auch alsbald an. Er ergriff nämlich die letzte Kuh, welche ihm geblieben war, ſchnitt der den Kopf ab und legte ihn auf den Söller; das Vieh, welches er von da an kaufte, ſtarb ihm nicht mehr, ſelbſt einmal nicht, als das ganze Dorf angeſteckt war. Es geſchah aber eines Tages, daß ein Knecht den Kuhkopf auf dem Boden fand und ihn durchs Fenſter auf den Miſt warf; am ſelben Tage jedoch fiel ein Ochſe und ein Kalb und der ganze Stall wäre leer geworden, hätte der Bauer den Kuhkopf nicht wieder zurückgeholt.

223.

Friedrich von Kelle.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. XII. c. 14.

Ein Bürger von Andernach, Namens Erkimbert, wollte eines Morgens vor Tagesanbruch zu einem Gedinge gehen; unterwegs begegnete ihm ein Mann, der auf einem ſchwarzen Pferde ritt, deſſen Naſenlöchern Feuer und Flammen entſprühten, bald dem Heerwege

folgte, bald aber auch rechts und links die Felder durchjagte. Beim erſten Anblicke des ſonderbaren Reiters erſchrak Erkimbert über die Maßen; da er ihm aber nicht ausweichen konnte, ermannte er ſich, ſchlug ein Kreuz und nahm ſein gutes Schwert zur Hand, denn er wußte nicht, wer der Reiter war. Als derſelbe ihm aber näher kam, erkannte er in ihm einen unlängſt verſtorbenen Ritter, Friedrich von Kelle. Derſelbe ſchien ganz in Schaffelle gehüllt und auf den Schultern eine große Laſt von Erde zu tragen. „Seid ihr das wirklich, Herr Friedrich?" frug Erkimbert. „Ja, das bin ich," antwortete der Reiter. Da frug Erkimbert weiter: „Woher kommt ihr denn und was ſoll das bedeuten, was ich da ſehe?" Friedrich antwortete: „Ich leide große Qual. Dieſe Felle habe ich einer Wittib genommen; nun brennen ſie mich. Auch eignete ich mir einen Theil eines Ackers ungerecht zu; deſſen Gewicht drückt mich nun. Wollten meine Söhne das wiedererſtatten, meine Pein würde ſehr gelindert ſein." Damit verſchwand die Erſcheinung.

224.

Weißer Geiſt zu Nürnberg.

J. G. Volkameri Ephemer. natur. curios. ann. III. observ. 265. p. 479.
E. G. Happelii relationes curiosae t. IV. p. 316.
S. de Vries, de Satan I, 418.

Gegen das Jahr 1672 lebte in Nürnberg ein Goldſchmied mit ſeiner Frau und ſechs Kindern. Dieſe Frau hatte einen Familiargeiſt, der immer um ſie war und ihr vorherſagte, was ihr begegnen würde. Er zeigte ſich ihr in Geſtalt eines weißgekleideten Kindes, welches eine Sanduhr in der Hand trug. Einmal ſprach er zu ihr:

„Frau, ihr wäret todt geweſen, hätte nicht ein Sandkörnchen, welches ein Loch in dieſem Gläschen geſtopft hat, euch geholfen." Eine Woche darnach fiel ſie in ein gefährlich Fieber, entkam demſelben aber glücklich. Auf ein ander Mal warnte er ſie, nicht aus dem Hauſe zu gehen, denn ſonſt ſtürze ſie ſich in große Gefahr. Gern hätte ſie dem Rathe gefolgt, doch drängten ihre häuslichen Geſchäfte ſie zu ſehr und ſie hatte in der That ein großes Unglück.

Bei Nacht ſprach ſie häufig mit dem Geiſte, ſang mit ihm ſehr ſchöne andächtige Lieder und Pſalmen, was ihr Mann am Tage nie an ihr bemerkte. Einmal kriegte ſie Luſt, den Geiſt, der gewöhnlich unſichtbar um ſie war, zu ſehen, und ſie bat ihn ſo lange darum, bis er es ihr zugeſtand, doch warnte er ſie dabei und ſprach, ihre Neugier werde ſie zu ſpät bereuen. Als ſie nun wenige Tage ſpäter in ihrer Kammer etwas zu thun hatte, ſah ſie an der Mauer, wie im Schatten ein Kind von derſelben Geſtalt, wie oben vermeldet, welches aber gleich darauf verſchwand. Kurz darauf fiel ſie in eine ſchwere Krankheit und — der Geiſt hatte ſie verlaſſen.

225.

Der Geiſt mit der Schellenkutte.

Maioli dies caniculares II. p. 218.

Ein paar Mönche kamen auf der Reiſe in eine Herberge, in welcher ein Zimmer nicht bewohnt werden konnte, weil daſelbſt ein Geiſt hauſte. Der Wirth war gar erfreut, als er die Mönche ſah, nahm ſie freundlich auf, denn er dachte, ſie würden den Geiſt leichtlich beſchwören und bannen können. Er ſchlug ihnen denn

auch ein Bette in der Kammer auf, wo der Geiſt ſich ſtets zeigte. In der Nacht, als die Mönche kaum ſchlieſen, begann der Geiſt ſein Spiel und zupfte ſie bei den Haaren, die ihre kahlgeſchorenen Scheitel ſpärlich umſäumten. Der Guardian hielt das nicht lange aus, ſondern beſchwur den Geiſt und bannte ihn in das Kloſter, wo er mit den Mönchen wohnte. Der Geiſt gehorchte treulich und als die Mönche nach abgelegter Reiſe nach Hauſe kamen, fanden ſie ihn ſchon am Thore, wo er ſie freundlich grüßte und empfing. Die Mönche hielten ihn bei ſich und wieſen ihm ein Eckchen in der Küche an, daß er ſich da aufhalten könne. Damit ſie ihn aber ſtets und überall ſchon von weitem erkennen könnten, gaben ſie ihm eine Kutte, mit Schellchen behangen, und er diente ihnen und trug ihnen alles zu, was ſie begehrten. Sie hörten ihn aber nur rauſchen und ſprechen, ſahen weiter nichts von ihm. So oft er Bier holte, nahm er ſich fleißig in Acht, daß nichts überlief oder er nicht zu wenig brachte; er ſprach: „Sehet, ich bringe euch gut Maß, gebet auch ihr ein gerechtes Maß.“ Einmal hatte der Küchenjunge ſein Eckchen nun mit heißem, dann mit ſchmuzigem Waſſer beſprengt, auch andern Tort ihm angethan; um ſich dafür zu rächen, hing der Geiſt ihn querleibs an einen Balken, that ihm aber keinen Schaden am Leben. Die Mönche wurden darüber ſo ängſtlich, daß ſie dem Küchenjungen den Dienſt aufſagten, denn ſie fürchteten, es möge ihm mehr und ſchwerer Leides geſchehen.

226.

Geiſt und Kind.

Barth. de Spina de confessionibus maleficorum. p. 208.

In dem Städtchen Wilmar, welches in der trierer Diözeſe gelegen iſt, hat ſich um das Jahr 1595 folgende merkwürdige Geſchichte zugetragen. Es lebte daſelbſt ein ehrſamer Bürger, Namens Johann Eiſenkopf mit ſeiner Frau Margaretha; und dieſe gebar ihm einen Sohn, den er Conrad nannte. Dies Kind wurde von Chriſti Himmelfahrt bis zum Feſte Apoſteltheilung gar häufig von einem Geiſte aus der Wiege geholt und an irgend einen andern Ort hingebracht. Nun legte er es in das Bett der Mutter, dann barg er es auf der Treppe des Weinkellers, ein andermal im obern Stocke des Hauſes, wieder ein andermal auf dem heimlichen Gemache. Dabei trug der Geiſt ſtets die größte Sorgfalt für das Kind; er holte ſich Windeln und Tücher aus den Kommoden und Schränken und legte ſie dem Kinde unter, damit ſein zartes Körperchen nur ja nicht leide. Einmal hatte er es gar wohl in dem Wärmkorbe verſorgt; die Mutter wollte das aber nicht, nahm das Kind und warf die Bettchen untereinander und zur Stunde ſchwollen ihr die Hände und alles Fleiſch, was nicht von den Kleidern bedeckt war und das Fell ſchälte ſich an den Stellen ab.

Häufig ſchaukelte der Geiſt auch das Kind in der Wiege; es hatte ſich ganz an ihn gewöhnt und das ging ſo weit, daß es weinte, wenn die Mutter es in die Wiege legte, und ſtille war, wenn der Geiſt es nahm und es an einen andern Ort hintrug. Endlich wurden die Eltern deß müde und fragten einen Geiſtlichen um Rath und der hat den Geiſt vertrieben.

227.

Kind im Keller.

Mollers Freiburgiſche Annalen. S. 692.

Am 11. Juli des Jahres 1646 fiel ein dreijähriges Kind zu Freiburg durch ein Kellerloch in den Keller des Stadtgefängniſſes. Mit ſehr großer Betrübniß ſuchten die Eltern drei Tage lang, doch nirgends war das Kind zu finden; kein Menſch hatte es geſehen. Am 15. endlich wurde ein Soldat, der ſich gegen die Hauptwache zur Wehr geſetzt und dabei einen Offizier verwundet hatte, nach dem Gefängniß gebracht. Die, welche ihn bewachten, hörten des Nachts die Stimme eines Kindes, nicht weinen oder klagen, ſondern nur „Vater!" rufen und um etwas zu trinken bitten. Zur Stunde erbrach man den Keller, aus dem die Stimme drang und der ſeit langer Zeit zugemauert war; man fand das Kind und holte es heraus, fragte es, wie es alſo lange ſein Leben habe erhalten können. Darauf antwortete es, daß es immer wohl und ruhig geſchlafen und ein ſchöner, fremder Mann habe ihm Eſſen gebracht. Obſchon das arme Würmchen ſehr tief gefallen war, hat man doch nicht die mindeſte Verletzung an ihm ſpüren können.

228.

Geiſt verfolgt.

Le livre des prodiges. p. 78.

In Conſtanz wohnte ein Buchdrucker und in deſſen Hauſe war es nicht geheuer. Zu einer Zeit hörte man in einer Ecke der Druckerei wie ſchwere Seufzer. Die Druckergeſellen lachten darüber, aber nicht für lange, denn es blieb bald nicht mehr bei dem Seufzen; ſie hör=

ten wiederholt ſtarke Schläge an die Mauer jener Ecke, Geſellen und Lehrburſchen erhielten Ohrfeigen von unſichtbarer Hand und ihre Mützen und Hüte wurden zur Erde geworfen. Der Herr des Hauſes ging endlich zu den Capuzinern und die kamen und beſchwuren den Geiſt, der auch drei Tage lang ſich ruhig verhielt. Am vierten begann er aber ſein Treiben noch ärger denn früher, er warf ſelbſt die Lettern aus den Setzkaſten und wider die Fenſter. Da ließ der Hausherr von fern her einen berühmten Geiſterbanner kommen und der ſetzte ſeine Beſchwörungen während acht Tagen fort. Der Geiſt kehrte ſich aber wenig daran, ſondern gab in der Zeit ſelbſt einem Lehrjungen einen Schlag an's Ohr und ſchmiß die Lettern umher. Der Banner ſah ein, daß all ſeine Bemühungen vergeblich waren, und ging weg. Nun ließ der Geiſt es nicht mehr bei den Ohrfeigen, er warf mit Steinen und anderm Unrath und machte es ſo arg, daß die Arbeiter die Ecke der Werkſtube ganz verließen und all ihr Geräth in die Mitte des Zimmers brachten; doch hatten ſie da nicht viel mehr Ruhe. Man ließ noch viel andere Beſchwörer kommen, deren einer ſelbſt einen Partikel vom heiligen Kreuze mitbrachte und auf den Tiſch legte, aber trotzdem ging der Geiſt in ſeinem Unweſen fort und ſchlug einen Bruder Capuziner, der den Banner begleitete, ſo an die Ohren, daß beide flüchten mußten.

Endlich aber kam einer, der ſeine Sache beſſer verſtand. Der ließ ſich nämlich einen Eimer mit Waſſer füllen, ſegnete das und ſprengte es durch die Kammer, mengte darauf eine Menge Aſche und Sand und ſtreute dies überall auf die Erde, nachdem es ebenfalls vorher geſegnet war. Dann mußte jeder der Anweſenden einen Degen nehmen und damit in der Luft umherfahren, rechts und links, durch das ganze Zimmer. Bald bemerkte

man, daß der Geiſt oben auf den Ofen geklettert war, denn man ſah auf den Ecken des Ofens Spuren ſeiner Hände und Füße im Sande. Man vertrieb ihn von da und er kroch unter den Tiſch. Doch während dieſer Verfolgung hatte ſich ein ſo großer Staub erhoben, daß man kaum Athem ſchöpfen konnte; darum ließ man für den Augenblick davon ab. Der Hauptbanner hatte zufällig in der verdächtigen Ecke eine Diele weggeriſſen und fand in einem Mauerloche hinter derſelben ein altes, ſchmuziges Läppchen mit mehren Federn, drei Knöchlein mit einer Nadel, auch einige Stücklein Glas. Er ließ ein Feuer anzünden, ſegnete daſſelbe und befahl alles das hineinzuwerfen. Kaum war er aber in ſein Kloſter zurückgekehrt, als einer von den Druckerjungen gelaufen kam und ihm berichtete, die Nadel ſei dreimal aus dem Feuer geſprungen, ein Geſelle habe ſie mit einer Zange jedesmal wieder hineingeworfen, darüber aber harte Schläge auf die Backen bekommen. Man brachte dieſelbe nebſt den Knöchlein, welche auch nicht verbrannt waren, zum Kloſter der Capuziner; der Junge, welcher ſie trug, ſah auf dem großen Markte eine nackte Frau und man hörte denſelben Tag und die folgenden ein großes Jammern und Stöhnen auf dem Markte. Die Capuziner hatten aber alles wohl verbrannt.

Mehre Tage lang war es ruhig in der Druckerei, dann aber wurde es ärger denn je. Der Geiſt ohrfeigte, warf mit Steinen und gar nach dem Hausherrn, der eine gefährliche Kopfwunde davontrug; zwei Lehrlinge, die zuſammen ſchliefen, wurden aus dem Bett geworfen, zwei andere von einer Leiter geſtürzt. Es kam ſo weit, daß bei Nacht kein Menſch in dem Hauſe bleiben wollte.

229.

Trappler zu Coolscamp.

Mündlich.

Lanſens im Kunſt= en Letter=Blad. 1843. S. 104.

Zu Coolscamp bei Lichtervelde liegt eine weite Haide, Stuifven genannt; durch dieſelbe führt ein Weg, der nun ſehr viel gebraucht iſt, vor etwa funfzig Jahren aber ſo ſehr geſcheut war, daß kein Menſch es wagte, denſelben gegen Abend und noch weniger Nachts zu betreten, und dies darum, weil ſich daſelbſt ein Nachtſpuk aufhielt. Nie oder ſelten nahm der Geiſt eine Geſtalt an, man hörte ihn nur und zwar trappelte er ſtets in der Nähe herum, wovon er auch den Namen der Trappler erhielt; ſeit undenklichen Zeiten trug er den ſchon, aber noch keiner hatte den Spuk geſehen. Das war einem trunknen Bauer aufbehalten, der eines Nachts, des erwähnten Weges kommend, das gewöhnliche Getrappel hörte und rief: „Was trappelſt du denn da ewig herum? komm doch und laß einmal ſehen, wer du biſt.“ Kaum hatte der Mann die Worte aus dem Munde, als der Geiſt in Geſtalt eines Pferdes ſonder Kopf erſchien, ihn zu Boden warf und dermaßen auf ihm herumtrappelte, daß man ihn am andern Tage mehr todt denn lebendig auf der Stelle fand.

230.

Klopfer.

Erasmi Francisci hölliſcher Proteus. S. 1028.
S. de Vries, de Satan II. S. 575.

Auf einer berühmten Akademie in Deutſchland hat ſich Folgendes zugetragen. An die Thüre einer Studen=

tenkammer hörte man jeden Tag zu einer gewiſſen Stunde klopfen, konnte aber nie etwas ſehen, auch geſchah keinem Leides dadurch. Schwieg man nach dem erſten Klopfen und rief man nicht: Herein! dann war es ſtill und klopfte nicht weiter. Rief man aber Herein! dann klopfte es abermals. Die Studenten wußten das und achteten deshalb nie darauf. Es geſchah aber, daß ein anderer Student die Kammer bezog. Als der am erſten Tage am Studiren ſaß, klopfte es zur beſtimmten Stunde. Da er nicht anders denken konnte, als, das ſei einer ſeiner Kameraden, ſo rief er ſein Herein! Doch da klopfte es wieder und hielt ſich am Klopfen, ſo oft er Herein! rief. Endlich wurde er deß müde und ſchrie wüthend: „Komm denn in's Teufels Namen herein!" ſprang zugleich auf und ging mit dem bloßen Degen in der Hand zur Thüre, welche er aufriß. Doch im ſelben Augenblicke erhielt er von unſichtbarer Hand eine ſehr fühlbare Ohrfeige. Noch zorniger, und vornehmlich darum, weil er Niemand ſah, ſchlug er mit dem Rappiere nach allen Seiten um ſich, ob er etwa den unſichtbaren Schläger treffen könnte, doch da klatſchte es ihn zum zweiten Male auf den Backen. Dadurch klug gemacht, trat er ſchnell rückwärts und ſchloß die Thüre, hat ſich auch ſeit der Zeit nicht weiter mit dem Klopfer bemüht.

231.

Der Geiſt zu Bingen.

Sigebertus. Chronicon Hvisaugiense. Lycosthenes de miraculis. Schartboek der historien. II, 75 und III, 77. Thyraeus de locis infestis. Col. Agr. 1604. 4. p. 9.

Nicht weit von der Stadt Bingen, da wo das Flüßchen Naas in den Rhein mündet, liegt ein Dorf,

welches Eamon heißt. Da war im Jahre 858 ein Geiſt, welcher den Einwohnern viel ſchlimme Streiche ſpielte. Zuerſt fing er an, unſichtbar die Leute mit Steinen zu werfen und ihnen an die Thüren zu pochen. Bald nachher gab er unter menſchlichen Geſtalten Antworten, verrieth Diebſtähle und ſtiftete Zwietracht und Uneinigkeit. Dann begann er Scheunen und Häuſer anzuzünden und zu verbrennen. Auf einen Mann hatte er es beſonders abgeſehen und wich nicht von deſſen Seite, wohin derſelbe ſich auch wenden mochte, brannte ihm gar ſein Haus ab. Damit war er aber noch nicht zufrieden, er wollte die ganze Nachbarſchaft aufhetzen, den armen unſchuldigen Menſchen zu tödten, und log Allen vor, der Ort ſei durch deſſen Verbrechen geſchändet und was noch deſſen mehr war. Dieſe Quälerei dauerte ſo lange fort, bis der Erzbiſchof von Mainz Geiſtliche ſandte, welche den Geiſt durch Weihwaſſer und Beſchwörungen vertrieben.

232.

Kobolde verjagt.

Mündlich.

Auf einem Pachthofe bei Beurne diente eine Magd, die nie arbeitete und deren Arbeit doch ſtets gethan war und beſſer gethan, als es für jede andere möglich geweſen wäre. Wie das kam, das konnte ſich Niemand erklären. Der Bauer paßte der Magd darum einmal auf, denn er wollte durchaus wiſſen, wie das zuginge; er ſah aber nie, daß ſie etwas am Tage that, und ſchloß daraus ganz richtig, daß die Arbeit des Nachts verrichtet würde. Er wachte alſo in der folgenden Nacht Bald ſah er von ſeinem Schlafzimmer aus, daß noch Licht in der Küche brannte. Er ſchlich auf den Strüm=

pfen leiſe bis an die Thüre und guckte durch das Schlüſſelloch. Da waren denn, Gott weiß wie viel, kleine Männchen, Kobolde nämlich, beſchäftigt, die einen mit Spülen, die andern mit Waſchen, wieder andere mit Scheuern und das ging ihnen ſo fix von der Hand, daß in weniger Zeit alles gethan war. Die Magd ſtand dabei ganz ruhig am Herde und kochte in einem Topfe Buttermilchbrei und als die Männchen fertig waren, ſtellte ſie den auf den Tiſch; alle ſetzten ſich herum und aßen luſtig den leckern Brei, ließen kein Theelöffelchen voll in dem Topfe. Man kann leicht denken, was der Bauer darob für Augen machte; er ſagte aber nichts, ſchlich ſtill zurück zu ſeinem Bett, dachte aber: „Wart, ich will euch ſchon daran kriegen." Am folgenden Abend warf er einige Zwiebel Knoblauch in die Buttermilch, die ſchon für den Brei bereit ſtand, und als er das Licht wieder ſah, ſchlüpfte er wieder an die Küchenthür, um ſich einmal ſatt zu lachen über den Ausgang ſeines Streiches. Die Magd, welche an nichts dachte, nahm die Buttermilch und kochte Brei davon. Kaum aber hatten die Männchen den gekoſtet, als ſie riefen:

„Look, Look, Look!
Klaboutermannekens weg,
En het geluk ook!" *)

und alle wegliefen. Die Magd wurde am andern Tage weggejagt, aber der Pachter, welcher bis dahin immer reicher geworden war, hatte nun jeden Tag ein neues Unglück und bereute hundertmal, daß er ſo unvorſichtig geweſen.

*) Lauch, Lauch, Lauch! Kobolde weg und das Glück auch.

233.

Der Perückenmacher und die Kaboutermännchen.

Mündlich.

In Brügge wohnte vor langer Zeit einmal ein Perückenmacher, der mit vielen Geſellen arbeitete. Zu dem kam eines Morgens ein Herr, der wollte eine neue Perücke für den folgenden Tag haben, wo er dem Leichendienſte eines Verwandten beiwohnen mußte. Der Perückenmacher ſprach aber, das wäre eine ganz unmögliche Sache, denn um eine gute und ſchöne Perücke zu machen, brauche er wenigſtens zwei volle Tage. Der Herr bat und bat, aber der Perückenmacher blieb dabei, es wäre unmöglich. Eben wollte der Herr wieder fortgehen, als einer der Geſellen ſich erhob und ſprach: „Meiſter, ich nehme es auf mich, die Perücke bis morgen fertig zu machen.“ — „Narr,“ ſprach der Meiſter, „bleibe an deiner Arbeit, das iſt ja lächerlich.“ „Ach,“ fiel der Herr da ein, „wenn du das könnteſt, Geſell, ich bezahlte die Perücke doppelt und gäb dir noch einen Kronthaler Trinkgeld oben drein.“ Da war der Meiſter es zufrieden und der Knecht ſprach: „Nun gebet mir alles, deſſen ich benöthigt bin, und ein Kämmerlein, worauf ich ungeſtört allein ſein kann bis morgen früh, dann will ich euch die Perücke liefern.“ Der Meiſter ſchüttelte den Kopf, doch geſtand er dem Geſellen alles zu, was derſelbe begehrte, und der ging auf ſeine Kammer. Es wurde Mittag und der Abend nahte ſchon, ohne daß man etwas von dem Geſellen gehört noch geſehen hätte; da ſprach die Meiſterin: „Wo mag er bleiben, ich höre nicht, daß er ſich regt noch wegt auf der Kammer.“ — „Geh' und guck einmal durchs Schlüſſelloch, was er macht,“ ſprach der Meiſter und die Frau ſtieg leiſe die Treppe hinauf und guckte durchs Schlüſſelloch; doch kam ſie ei-

lig und leichenblaß wieder herunter und ſank auf einen Stuhl, ohne ein Wort ſprechen zu können. „Was iſt dir?“ fragte der Meiſter verwundert. „Ach, geh ſelbſt und ſieh,“ ſprach die Frau und der Meiſter ging; aber er kam ebenſo erſchrocken zurück und nun ging die Magd und die Geſellen und ſie kamen alle zurück, wie die Frau Meiſterin und der Meiſter. „Wer hätte das gedacht?“ hub da dieſer an, „da ſitzt der Burſche und ſchläft, daß er ſchnarcht und hundert und mehr Kabouterchen arbeiten an der Perücke; das iſt gegen Gott und Gebot.“ — Am andern Morgen kam der Geſell, nichts ahnend, die Treppe herab und bot die Perücke dem Meiſter und der ſchickte ihn damit zu dem Herrn. In der Zwiſchenzeit machte der Meiſter des Geſellen Rechnung und als der arme Burſche zurückkam und, erfreut über den Kronthaler Trinkgeld, dem Meiſter das Geld brachte und erzählte, wie der Herr ſo zufrieden geweſen ſei, da ſprach der Perückenmacher: „Gut, nun ſieh einmal hier: du haſt von mir noch funfzehn Franken zu bekommen, hier ſind die und nun pack dich aus der Thüre, denn ich will dich nicht länger im Hauſe haben.“ — „Gut,“ antwortete der Geſell lächelnd, „das wird euch ſchon gereuen,“ und er nahm das Geld und ging weg.

Als der Herr nun mit der neuen Perücke in die Kirche kam, da hatte er nicht ſobald Weihwaſſer genommen und auf die Stirne geſprengt, als die Perücke in tauſend und abermals tauſend Härchen von ſeinem Kopfe fiel und er von allen Umſtehenden derb ausgelacht wurde. Wüthend darüber lief er zu dem Perückenmacher. Der entſchuldigte ſich nun zwar mit dem Geſellen, aber das half ihm wenig. Als man in der Stadt davon hörte, da wollte kein Menſch mehr eine Perücke von ihm und er wurde ſo arm, daß er betteln gehen mußte. Das war das Ende vom Spiel.

234.

Die Kaboutermännchen zu Linden.

Mündlich.

Kunſt = en Letter = Blad 1843. S. 63.

Zu Linden bei Löwen liegt ein Meierhof, der auf dem Fundamente eines alten Gebäudes aufgebaut iſt. Noch nicht einer von all den Pächtern, die ihn bewohnten, hat da Glück gehabt. Das Folgende erzählte u. a. ein Landmann aus der Umgegend von dem Hofe.

Wo er nun ſteht, da erhob ſich ehedem ein ſchönes, großes Schloß, auf dem Kaboutermännchen hauſten. Dieſe Kaboutermännchen ſind ſo kleine Geſchöpfchen, daß das größte kaum drei Fuß hoch iſt; für ein wenig Eſſen verrichten ſie Geſchäfte aller Art. Auch waren es ſo gute Maurer und Zimmerleute, daß der Propſt der Sankt Gertrudenabtei in Löwen einen der Thürme ſeiner Kirche von ihnen bauen ließ; darin waren ſie alſo behend, daß ſie in Zeit von einem Monat alle nöthigen Steine ſchon auf dem Bauplatze bereit hatten und am Ende des zweiten Monates der Thurm ſchon fertig da ſtand. Um dem Werke Dauer zu geben und zu verhindern, daß nicht einmal der Eine oder Andere Luſt bekäme, daſſelbe zu zerſtören, krönten ſie den Thurm mit einem ſo ſchweren Steine, daß es unmöglich war, denſelben von ſeiner Stelle zu nehmen, ohne das ganze Gebäude über den Haufen zu werfen.

Der Propſt wollte ſich gerne dankbar für die ſchöne Arbeit beweiſen und ſchenkte den Männchen alle Früchte, die die Abtei in dem Jahre aufgeſpeichert hatte, ſo wie auch alles gemünzte Geld, welches in ſeinem Beſitze war. Das machte die Kobolde aber ſo gierig und geldluſtig, daß ſie ihren ganzen Schatz in einen tiefen, tiefen Keller bargen und dort Tag und Nacht nichts anders thaten,

als Geld zählen. Sie vergaßen gar endlich den Ausgang aus dem Keller und mußten, da ſie denſelben nicht wiederfinden konnten, alle des jämmerlichen Hungertodes ſterben.

Etwa hundert Jahre nach dieſem Vorfalle ließ der Herr, dem die Gegend gehörte, das Schloß ſchleifen und auf dem Fundamente die Meierei bauen, die man noch heutzutage ſieht. Die Bewohner des Hofes hatten aber nichts als Unglück und es ging anhaltend um in dem Gebäude. Nun hörte man Geblöke wie von Schafen im Keller, während Krankheiten aller Art die Ställe leerten; dann wurden die Werkleute auf dem Söller von einem Geiſte, der in Holzſchuhen herumtrappelte, braun und blau geſchlagen; ein ander Mal fand man die Kornſäcke, wenn man ſie eben füllen wollte, ſo voll Löcher, daß kein Körnchen Getreide darin blieb. Oft, wenn der Bauer müde und matt von einem nahen Dorfe, wohin Geſchäfte ihn gerufen, heimkehrte, ſah er dicht bei dem Hofe ein Kaboutermännchen in Jägerkleidern ſeinen Hunden pfeifen, worauf denn alsbald eine ganze Menge Bracken, gefolgt von einer unendlichen Zahl der kleinen Männchen, erſchien. Die Letzten tanzten alsdann rund um den Hof und die Hunde heulten dazu, ſo daß kein Menſch ein Auge ſchließen konnte.

Oft ſchon hatte der Bauer einen gewiſſen tiefen und gar dunkeln Keller unterſuchen wollen, aber jedesmal, wenn er das unternahm, erloſch ſein Licht und er ſaß im Dunkel. Endlich nahm er auf Anrathen eines verſtändigen Mannes ein Endchen von der Oſterkerze und damit glückte es ihm und er konnte ungeſtört in dem Keller rundgehen, und was fand er? — Einen großen Tiſch voll Goldmünzen und rund herum ein Haufen kleiner Menſchenknöchelchen, ſonder Zweifel die einzigen und letzten Reſte der Kaboutermännchen.

Die Knöchelchen ließ er auf dem Kirchhofe begraben, das Gold aber hielt er ſtille für ſich, doch brachte es ihm kein Glück; denn alles, was er ſeit der Zeit unternahm, fiel ſchlecht aus und er ſtarb endlich in Noth und Elend. Mit dem Spuken hatte es übrigens ſelbſt nach der Zeit noch kein Ende und bis heute noch hört man häufig den pfeifenden Jäger mit ſeinen Hunden, wie auch den Geiſt in Holzſchuhen.

235.

Kobold quält den Soldaten.

Dom Calmet dissertation sur les apparitions. p. 106.

Ein franzöſiſcher Küraſſirhauptmann, der in Flandern im Winterquartier lag, ſaß eines Morgens beim Frühſtück, als einer ſeiner Reiter zu ihm kam und ihn bei allen Heiligen beſchwor, ihm ein anderes Quartier anzuweiſen, indem er jede Nacht von einem Kobolde beunruhigt werde, der ihn nicht ſchlafen laſſe. Deß lachte der Hauptmann herzlich und ſchickte den Reiter weg. Ein paar Tage nachher kehrte derſelbe wieder und erneuerte ſeine Bitte; der Hauptmann wurde aber böſe darob und drohte ihn mit einer Tracht Schläge, wenn er es noch einmal wage, ſich zu beklagen. Das dauerte wieder einige Tage; da kam der Reiter zum dritten Male und erklärte, daß er ſich gezwungen ſähe zu deſertiren, wenn ihm ſeine Bitte nicht gewährt würde. Der Hauptmann kannte den Reiter zu gut als braven Soldaten, als daß er hätte denken können, derſelbe laſſe ſich ſo leicht erſchrecken, darum beſchloß er, mit ihm zu gehen und ſelbſt zuzuſehen, was an der Sache ſei.

Abends kam der Hauptmann in die Kammer, legte

ſeine Piſtole geladen auf den Tiſch und ſeinen Degen neben ſich ins Bett. Bis Mitternacht ging alles gut, da hörten beide etwas in die Kammer kommen; ehe ſie ſich aber noch umſehen konnten, lagen ſie unter dem Bette und in Kiſſen und Matratzen wie begraben, ſo daß ſie ſich nur mit großer Mühe wieder herausarbeiten konnten. Der Hauptmann ſuchte lange nach ſeinem Degen und ſeiner Piſtole, und als er dieſelben endlich gefunden, ſchlich er ſtill nach Hauſe und gab dem Reiter am folgenden Tage ein ander Logis.

236.

Noch etwas vom langen Wapper.

Mündlich.

D. Sleeckx Kronyken der ſtraten van Antwerpen. III. S. 111 ff.
Vgl. Niederländiſche Sagen S. 452 und 586 ff.

In der Nähe des Kloſters der Minderbrüder in Antwerpen wohnte eine Wäſcherin, ein gut alt Frauchen. Die kam eines Abends ziemlich ſpät nach Hauſe und fand unterwegs ein ſchönes dickes Reiſigbündel liegen, war herzlich froh darob, denn ſie konnte ſich damit ein ſo lecker warm Feuer anmachen, ehe ſie ſchlafen ging, und von dem Reſte am andern Morgen noch ihren Kaffe kochen. Sie nahm es denn unter den Arm und eilte um ſo mehr, nach ihrem Häuschen zu kommen. Je weiter ſie aber ging, um ſo ſchwerer wurde das Reiſig; ſie dachte, das käme wol daher, daß ſie heute ſo viel gearbeitet, und ſteckte das Bündel unter den andern Arm; aber kaum hatte ſie einige zwanzig Schritte mehr gemacht, als es ihr noch ſchwerer wog. Als ſie endlich ihr Häuschen ſah und ſchon den Schlüſſel in der Taſche ſuchte, da wurde es ihr ſo ſchwer, daß ſie es fallen laſſen

mußte. Das gab einen Schlag, wie wenn ein Stück Eiſen gefallen wär', doch als ſie auf den Boden ſchaute, war das Bündel verſchwunden und ſie hörte hinter ſich den langen Wapper hoch in der Luft lachen; erſchrocken ſah ſie um — da ſchritt er mit ſeinen langen Beinen über die Häuſer hinweg.

Eine Webersfrau hatte von einer ihrer Nachbarinnen eine ſchöne getigerte Katze geſchenkt bekommen und ließ die in ihrer Kammer rundlaufen, nicht aber im Hauſe, denn ſie fürchtete, dann möge die Katze das Freie riechen und wegſpringen. Des andern Morgens ſaß die Frau neben dem Ofen und hatte ihr Kind auf dem Schooſe, gab dem Würmchen eben ein Täßchen Brei, da ſiehe, kommt die Katze herangeſchlichen, ſetzt ſich ihr zu Füßen und ſagt mit ganz deutlicher Stimme: „Frau, gebt mir auch einen Schluck!" In Todesangſt ließ die arme Frau Taſſe und Kind fallen; die Katze begann ein abſcheuliches Miauzen und verſchwand dann mit dem bekannten Hahaha!

Minder nicht erſchreckte der Wapper den Wirth aus den drei Schinken. Der lag eines Abends in der Dämmerung im Speicherfenſter und rauchte gemächlich ſein Pfeifchen. Da kam ein Matroſe in der Straße daher, ſtopfte ſich ſeine kurze irdene Pfeife, einen Bartbrenner, wie man die in Antwerpen, oder Naſenwärmer, wie man ſie zu Köln heißt, und winkte dabei dem Wirthe mit der Hand. „Was ſteht zu Dienſten?" frug der Wirth und der Matroſe antwortete: „Herr, laſſet mich einmal anzünden." Darob lachte der Wirth: „Ihr ſeid ein wunderlicher Kerl; meint ihr denn, ich ſollte darum all die Treppen herunterkommen?" — „Das iſt nicht nöthig," ſprach der Matroſe, „ich will ſchon hinauf zu euch kommen," und in weniger denn einer Sekunde war er ſo lang, daß er ſich noch bücken mußte, um mit

dem Kopfe an's Söllerfenſter zu kommen; da zündete er ſeinen Bartbrenner an und verſchwand unter ſeinem Hahaha! während der Wirth vor Schrecken halb ohnmächtig kein Glied rühren konnte.

Auf Trunkenbolde hatte er's häufig gemünzt. Wenn die aus der Schenke kamen, dann ging er, gleichen Schritt mit ihnen haltend, hinter ihnen her. Blieben ſie ſtehen, dann blieb er auch ſtehen; liefen ſie, dann lief er auch. Darüber wurden ſie natürlich unruhig und eilten, nach Hauſe zu kommen. Oeffneten ſie dort alsdann ein Fenſter, um zu ſehen, wer ſie verfolgt hatte, dann lag der lange Wagger gemächlich mit beiden Armen draußen auf dem Fenſterſteine und lachte ihnen entgegen.

Ein junger Maurergeſelle hatte die Gewohnheit, ſich alle Samſtage, wenn er ſeinen Wochenlohn empfing, zu betrinken, ſo daß er nicht ſelten unfähig war, einen Schritt mehr zu thun. Eines Sonnabends nun war er vor der Thüre der Schenke niedergefallen und eingeſchlafen; da fand ihn der lange Wapper, nahm ihn auf und trug ihn mit ſich, weit weg von der Stadt, jenſeits des Weilers Luithagen an eine Stelle, die der alte Gott heißt. Was der Menſch am andern Morgen für Augen gemacht haben muß, kann man ſich wol denken.

Einen Juden hatte er einmal abſcheulich zum Beſten. Er kam nämlich in der Geſtalt eines Fiſchweibes und bot dem Mauſchel ein ſchön Stück Kabeljau feil. Abends meinte der Mann, ſich einmal etwas zu gute zu thun, kochte ſich einen Topf Kartoffeln und hieb wacker in den Fiſch. Doch hatte er noch keine drei Stücke im Munde, als er mit Schrecken gewahrte, daß der Kabeljau ſich langſam in ein Stück gebraten Speck verwandelte.

237.

Der ſprechende Bock.

Mündlich.

Kunſt- en Letter-Blad. 1843. Nr. 10.

Ein Bauer kam in einer hellen Nacht durch den Beveren-Polder und wollte nach Hauſe zu. Ermüdet ſetzte er ſich unterwegs nieder, um ein wenig auszuruhen; es war an den Ruinen des alten Schloſſes von Beveren (Waesland.) Da hörte er plötzlich ein jämmerliches Blöken nahe bei ſich; er ſtand auf, ging darauf zu und fand ein blutjunges Böckchen, welches noch keine Stunde alt ſein konnte. „Arm Thierchen," ſprach er bei ſich, „wie liegſt du hier ſo verlaſſen!" und er nahm das Böckchen auf den Rücken und ſchritt munter weiter.

Je mehr er aber ſeiner Wohnung nahte, um ſo ſchwerer und größer wurde das Böckchen; es dauerte nicht lange und es hatte bereits die Größe eines Kalbes. Der Bauer ſchwitzte, daß er keinen Faden am Leibe mehr trocken hatte, doch ging er muthig fort; aber nun ſchien das Thier mit jedem Schritte mehr zu wachſen, denn die Vorderpfoten ragten immer weiter über des Bauern Haupt, während die Hinterpfoten immer mehr auf dem Boden ſchleiften. Eine Viertelſtunde lang hatte der arme Mann ſchon an dem Thiere geſchleppt; da ſcholl mit einem Male hinter ihm eine Stimme, wie von ganz ferne, die rief: „Wo gehſt du denn hin?" Der Bauer zitterte wie ein Eſpenblatt, wagte aber keine Antwort zu geben. Da fragte die Stimme zum andern Male: „Wo gehſt du denn hin?" und der Bock antwortete, wie mit hohlem Gebrüll: „Ich gehe nicht, er trägt mich." —

In Todesangſt warf der Bauer den Bock hin und

lief, wie der Wind, nach Hauſe. Der Bock war der Kludde geweſen.

238.

Die rothen Zwerge zu Gyſephem.

Mündlich.

Zu Gyſephem in der Ecke iſt es nicht pleuſch (richtig) und man hat häufig daſelbſt von Spukereien gehört. So hatte ein Mädchen von dem dortigen Pachthofe Samſtags Abends noch ſpät für ſich genäht und war, nachdem ſie die Hausthür gut verſorgt, in Ruhe ſchlafen gegangen. Auf ein Mal hörte der Bauer einen Spektakel im Hauſe und ſah von ſeiner Schlafkammer her, daß die Fenſter des Erdgeſchoſſes alle ganz hell erleuchtet waren. Er rief der Magd zu, ſie hätte die Thüre ſicherlich nicht gut geſchloſſen und nun könne ſie auch nachſehen, was unten wäre, denn es ginge nicht mit richtigen Dingen da zu. Das Mädchen ſtand auf und ging die Treppe hinab, und da fand ſie wohl, was es war. Es ſaßen nämlich wol tauſend rothe Zwerglein um die Tiſche, die da ſtanden, und erluſtigten ſich weidlich mit Eſſen und Trinken. Darüber kriegte die Magd eine ſolche Angſt, daß ſie ohnmächtig zu Boden ſank. Als ſie nun nicht wiederkehrte, da ging der Bauer ſelbſt hinunter und er fand daſſelbe.

Einige Zeit nachher ſollte die Frau ins Kindbett kommen, aber ſie lag wol zwei ganze Tage in den Wehen und konnte des Kindleins nicht geneſen. Als die Hebamme einmal zu dem Herde ging, um ein bischen warm Waſſer zu holen, ſchlug plötzlich der Tiſch, der neben dem Herde an der Wand herauf aufgeſchlagen war, nieder und ihr auf den Kopf. Wie ſie ſich nun

bückte, um unter dem Tiſche wegzukommen, ſah ſie, daß einer von den rothen Zwergen in einer Ecke des Kamines ſaß; da dachte ſie gleich, der Zwerg müſſe wol ſchuld ſein, daß die Frau nicht entbunden werden könne. Sie ließ darum den Pater Jeppen, einen berühmten Banner, kommen, und der beſchwur den Zwerg, daß er weichen mußte. Zur ſelben Stunde genas die Frau eines ſchönen Knäbleins, aber das war kaum auf der Welt, als in dem ganzen Hofe ein ſo großer Spektakel gehört wurde, daß man meinte, alles ſtürze übern Haufen.

239.

Rothmützchen.

Mündlich.

In Oſtflandern halten die Knechte es ſehr mit den Rothmützchen und dieſe helfen ihnen zu manch böſen Streichen. Wenn die Knechte nämlich ein Lieb haben, welches ihnen nicht ganz hold iſt, dann laſſen ſie ſich das Mädchen Nachts von den Rothmützchen aus dem Bette holen und in ihre Kammer oder in den Pferdeſtall bringen, in dem ſie ſchlafen. Wenn das Mädchen nun erwacht, dann iſt es ſo beſchämt, daß es froh iſt, zu ſchweigen und den Knecht, der es ihm angethan, auf ſeiner Seite zu halten, damit er nur nicht von der Sache ſpreche. Dadurch iſt ſchon manch Mädchen zu einer Heirath gezwungen worden.

240.

Rübezahls Pferde.

Erasmi Francisci Schaubühne Theil I. S. 208.

Ein vornehmer Kriegs-Obriſter hat mir erzählt, Rübezahl ſei einmal einem ſchwediſchen Oberſt-Lieute-

nant in Geſtalt einer vornehmen Perſon erſchienen und habe ſechs ſchöne weiße Pferde mit ſich geführt. Dem Schweden behagte die Beute über die Maßen, doch durfte er keine Gewalt gebrauchen, weil grade ein Waffenſtillſtand geſchloſſen war. Er umzingelte alſo mit ſeinen Soldaten den erwähnten Herrn, hielt ihn an und frug ihn, ob es ihm nicht beliebe, die weißen Pferde gegen einige der Soldatenpferde zu vertauſchen? „Ihr ſeid nicht weit mehr von der Stadt ab," ſprach er zu Rübezahl, „und ich muß noch einige Meilen Wegs machen und meine Pferde ſind müde." Rübezahl lächelte und ſprach, er wäre des Tauſches zufrieden. Der Offizier ſuchte die ſchlechteſten ſeiner Pferde aus, nahm dagegen die ſechs ſchönen weißen und ritt hocherfreut weg, denn er meinte, einen ſehr guten Tauſch gemacht zu haben. Als aber der Wagenknecht Morgens aufſtand, die ſchönen Roſſe zu füttern, fand er ſtatt ihrer eben ſo viel Büſchel Stroh an die Krippe gebunden.

241.

Wie die Steinkohlen entdeckt worden.

Mündlich.

Chapeauville II, p. 191.
Fisen part. I. p. 272.
Brusthem, Saumery, Foullon, Bouille, Cronicon tungrense, Cronic. carmelit. leodiens etc.

Unter der Regierung des lütticher Biſchofes Albert von Cuyck lebte ein Schmied, der hieß Hulloz von Plenneval. Der ſtand eines Tages in ſeiner Schmiede und ließ den Hammer luſtig auf dem Ambos erklingen, als ein eisgrau Männchen in einem weißen Kleid an der Schmiedethür vorbeikam und den Meiſter grüßte: „Guten Tag, Meiſter, nicht zu fleißig und gute Winſt!"

Der Schmied hob den Kopf, dankte dem Männchen freundlich und ſprach: „Wie wollet ihr, daß ich einigen Winſt habe? Alles, was ich an meiner Arbeit verdiene, fliegt fort, um Buſchkohlen zu kaufen.“ Das Männchen lächelte und ſprach: „Das glaub' ich wol, Meiſter, aber es gibt noch Andres, um Feuer zu machen, als eure Buſchkohlen. Geht einmal da drüben auf den Berg, wo die Mönche wohnen, da werdet ihr eine ſchwarze Erde finden, die viel beſſer heizt als eure Buſchkohlen.“ Kaum hatte das Männchen ſo geſprochen, als es verſchwand. Der Schmied zögerte nicht der Weiſung zu folgen und er befand ſich gar wohl dabei, ſagte auch jedem davon, den er kannte, ſo daß ſich die Mähr bald in der Stadt und in dem Lande verbreitete und man von allen Seiten kam, die köſtlichen Kohlen zu holen.

242.

Der Nicker zu Lichtervelde.

Mündlich.

Kunſt- en Letter-Blad. 1843. Nr. 4.

Das alte und berühmte Schloß Lichtervelde war lange bekannt und gefürchtet durch einen Nicker, der ſich da aufhielt. Zumeiſt zeigte er ſich auf dem Niederhofe, wo er Nachts in Geſtalt eines Pferdes umwandelte und die, welche kühn genug waren, den Schloßgräben zu nahen, angriff und unter ſchrecklichem Gelärm ins Waſſer warf, ohne daß ſie jedoch andern Schaden davontrugen als einige Beulen und pudelnaſſe Kleider. Mehre Male kam er auch Nachts in die Scheune, droſch und wannte dort mit vielem Geräuſch und jagte die Leute ſo ſehr in Angſt, daß keiner es wagte, das Bett zu verlaſſen. Nie fand man aber Morgens nach dieſem Lärm

auch nur ein Strohhälmchen verlegt; im Gegentheil, alles war genau in demſelben Zuſtande, in welchem man es Abends verlaſſen hatte.

Einmal hatte der Nicker wieder die Pferdegeſtalt angenommen und ſtand Morgens auf der Weide des Niederhofes. Der kühnſte unter den Knechten ging auf das ſchöne Thier zu, ſpannte es an die Egge und arbeitete den ganzen Tag aufs allerfleißigſte damit; wurde es einmal unwillig, dann ſchlug der Knecht es auf eine gottserbärmliche Weiſe. Alles ging gut; aber als der Knecht es Abends ausſpannte, da ſchoß es in Feuer und Flamme auf und erhob ſich unter greulichem Gewieher in die Luft. Gegen Mitternacht pochte es an Thüren und Fenſter des Hofes; Alle lagen in Angſtſchweiß gebadet; endlich hörten ſie eine Stimme draußen, die rief: „Bauer! Bauer! Bauer! Ich hab' deine Egge ins Waſſer geworfen.“ Dann flog es mit großem Geräuſch vom Hofe weg. Morgens fand man die Egge, woran der Nicker gezogen, im Waſſer liegen.

Darnach hat ſich der Nicker noch zu verſchiedenen Malen als Geißbock gezeigt und trug alsdann eine brennende Kerze zwiſchen den Hörnern; als die Gräben aber langſam verfielen und ausgefüllt wurden, verſchwand er und ſoll ſich ſeitdem, wie man verſichert, in der nahen Neuzebeek aufhalten.

243.

Neckgeiſt zu Gent.

Mündlich.

Eine Frau mußte Abends ſpät noch zum Doctor gehen und den zu einem Kranken rufen; auf dem Wege kam ſie über die alte Ajuinlei und da fand ſie etwas

auf der Straße liegen, wovon ſie meinte, daß es ein Trunkner ſei, denn es runkte und ſchnarchte, wie Jemand, der in einem tiefen Schlafe liegt. Sie nahte und wollte den Trunkenbold wecken, aber da ſprang der auf und rammelte gräßlich mit Ketten. Die Frau lief der Predigerherrenbrücke zu, der Spuk folgte und zwar bis auf die Mitte der Brücke, da ſprang er unter lautem Gelächter ins Waſſer und verſchwand.

244.

Der Seemann.

Mündlich.

In der Nähe eines Polderdorfes findet ſich ein alter Arm der See, der aber nun von dem Meere abgeſchnitten und am Eingange verſandet iſt. Rund um das Waſſer ſieht man ſchöne Weiden. Auf einer derſelben weideten einſt zwei Mädchen die Kühe; es war im Sommer und ſie hatten Eſſen und Trinken mit ſich genommen und auch ein Körbchen voll Kartoffeln. Dieſe wollten ſie ſich gern braten und machten darum ein groß Feuer an. Indem ſie nun ſo neben dem Feuer ſaßen, kam plötzlich ein alter Mann über das Waſſer gegangen, der eine gar altfränkiſche Kleidung trug; in der Hand hielt er eine Landmeſſerſtange und einen ſteif gefüllten Geldbeutel. Die Mädchen hatten große Angſt, als ſie ihn ſahen; um ihn ſich geneigt zu machen, riefen ſie ihm zu: „Baschen, wollt ihr nicht eine Kartoffel miteſſen?" Baschen aber gab keine Antwort, ſondern ſtreckte ihnen nur ſeine Börſe entgegen. Da konnten es die Mädchen vor Schreck nicht mehr aushalten und ſie liefen fort und nach Hauſe. Da erzählten ſie alles, was ihnen mit dem Seemann begegnet war, und Alle, die zugegen wa-

ren, lieſen auf der Stelle hin zu dem Seearme, ob ſie den Seemann noch finden würden, denn die ſteife Börſe lag ihnen im Kopfe. Der Seemann war aber weg und die grüne Börſe mit und er hat ſich nie wieder ſehen laſſen.

245.

Der neckende Nix zu Lokeren.

Mündlich.

Auf der Kaei am Daknamveer zu Lokeren ſetzt an Winterabenden kein Schiffer nach neun Uhr mehr über, denn da iſt der Fährmann einmal ſchön angekommen. Er hörte nämlich eines Abends ſpät auf der andern Seite rufen: „Hol über! Ueber!" ſtand alsbald aus ſeinem Bette auf — denn er war ſchon längſt ſchlafen gegangen — löſte das Boot und ſetzte über; aber er war eben noch zwei Schritte vom Ufer, als er etwas ins Waſſer plumpſen hörte, grade als wenn Jemand hineingeſprungen wäre; am Ufer ſelbſt ſah er Niemand. Er kehrte verwundert und kopfſchüttelnd wieder zurück und legte ſich wieder zu Bette; doch kaum lag er da, als es zum andern Male rief: „Hol über! Ueber!" Da ſtand er unwillig auf, ging ans Waſſer und rief: „Wo müſſet ihr denn hin ſo ſpät?" — „Nach Daknam," antwortete es und er ſtieg in ſein Boot und ſetzte noch einmal über. Da fand er denn auch wirklich einen Mann am Ufer und der ſtieg ins Boot. Als dies aber in der Mitte der Dürme war, da ſprang der Mann unter ſchallendem Gelächter ins Waſſer und verwandelte ſich allda in einen ſchwarzen Hund und der ſprach immer noch lachend zu dem erſtaunten Fährmann: „Gelt, Schif-

ſer, da hab ich euch einmal zum Beſten gehalten?“ Der Fährmann konnte vor Schrecken kein Wort über die Lippen bringen und ſeitdem hat weder er noch ſein Nachfolger im Winter nach neun Uhr mehr überſetzen wollen.

246.

Seebiſchof.

Ad. Kelleri Chronica p. 417.
Brauwer. Chronicon p. 510.
Qualmii mirabilia mundi p. 139.
S. de Vries Wonderen S. 554.
Alb. Raſch, Joh. Lorius, Spondan, Weber u. a.

Im Jahre 1433 wurde in der baltiſchen See ein Waſſermann gefangen, der in allem einem Biſchofe glich. Er trug eine Biſchofsmütze auf dem Haupte und einen Biſchofsſtab in der Hand, hatte auch ein Kleid wie ein Meßgewand an. Der König von Polen behielt ihn etliche Tage bei ſich, als er aber ſah, daß der Waſſermann wegen großer Betrübniß nicht lange leben würde, ließ er ihn wieder in die See ſetzen. Den Biſchöfen bewies er ſonderlich viel Ehre, ließ ſich auch von ihnen anrühren, ſprach aber nicht. Als der König von Polen ihn in einen Thurm ſchließen und dort bewahren laſſen wollte, ſetzte er ſich dagegen und bat die Biſchöfe durch Mienen und Zeichen, daß man ihn wieder in ſein Element gehen laſſe. Er wurde alsdann von zwei Biſchöfen bis an die See geführt: als er das Waſſer ſah, bezeigte er große Freude und ſprang ſchnell hinein; drauf machte er ein Kreuz, beugte ſein Haupt, wie wenn er ſich hätte bedanken wollen, und tauchte unter, kam auch nie wieder zum Vorſchein.

247.

Das Knäbchen im Schnee.

Thom. Cantiprat. bonum universale de apibus. II, 1. ed. Colven. p. 122.

Ein Ciſterzienſermönch ritt eines Winters, als tiefer Schnee überall lag, in Brabant mit einem Kloſterdiener über Feld; den Diener ſchickte er nach einiger Zeit in ein nahes Dorf, trabte ſo allein daher. Da ſah er plötzlich einen ungefähr dreijährigen Knaben von unendlicher Schönheit vor ſich im Schnee liegen, und der jammerte und weinte ſehr. Mitleidig ſteigt der gute Mönch vom Pferde, nimmt das Knäbchen in ſeine Arme und fragt es unter heißen Thränen, was ihm denn ſei? Das Kind aber ſchwieg und that nichts als weinen. Da frug der Mönch ſchluchzend: „Haſt du denn deine Mutter verloren? Wo iſt dieſe?“ Auf die Frage brach das Knäbchen in noch ſtärkeres Weinen aus und rief: „Ach, wehe mir! Warum ſollte ich nicht weinen und jammern! Du ſiehſt doch wol, wie verlaſſen und allein ich hier in Kälte und Schnee ſitze, da Keiner iſt, der ſich meiner annähme und mir ein Obdach gäbe.“ — Da drückte der Mönch den Knaben inniger an ſich und ſprach: „Weine nicht mehr, mein Kind und ſei ſtill, ich werde dir ein Obdach und Speiſe beſorgen;“ und mit den Worten wollte er, das Knäbchen im Arme, auf ſein Pferd ſteigen, aber leichten Fußes entſprang das Kind ſeinem Arme und war verſchwunden.

248.

Der Geiſt zu Schweikershauſen.

M. Buchenröder, Warnungswahrer Mund. Coburg 1681. S. 138. Hauber, bibliotheca magica III. p. 728.

Anno 1666 in der Woche vor Oſtern hat ein wunderſeltſames Spiel zu Schweikershauſen, einem Dorfe, welches ins fürſtliche Amt Heldburg gehörte, angefangen. Es ließ ſich nämlich in Heinrich Kegels Haus, unter einem Bette, ein Geiſt ſehen, gleich einem Kinde, mit einer güldnen Krone auf dem Haupte, der klopfte und anderes Geräuſch machte. Er zeigte ſich den bald zulaufenden Einwohnern als ein Engel, gab ſich nachmals als die Seele einer verſtorbenen Weibsperſon aus. Seine Hand war ganz kalt, und wer von den Zukommenden ihm die Seine gereichet, dem hat er einen Schatz von 90,000 Dukaten verſprochen. Bald darauf hat es in dem Hauſe angefangen erſchrecklich zu poltern, ſo daß die Bauern furchtſam nach Heldburg liefen und ſprachen, ſie müßten das Dorf verlaſſen, wenn nicht Rath und Hülfe wider den Geiſt geſchafft würde. Darauf begab ſich M. Buchenröder mit Johann Haſen, Pfarrer zu Hellingen, dahin und bewieſen den Einwohnern in einer Predigt, dieſer Geldgeiſt wäre kein guter, ſondern ein böſer Engel und dem hätten ſie ſich durch das Handreichen zu eigen gegeben und ſo ferner. Unterdeſſen dauerte das Klopfen in Kegels Hauſe unter dem Bette noch ſtets fort; einmal rief der Geiſt: „Gebet mir ein Kind, ſo will ich weichen;" drohte dabei einem ſicheren Geiſtlichen den Hals zu brechen, warf nach dem Licht in der Stuben und ſprach ſelbſt einmal ſpottweiſe: „Ich glaube an Jeſum Chriſtum." Da haben die Herren Geiſtlichen mit Beten und Singen begonnen und angehalten bis in der Montagsnacht nach dem Feſte Trini-

tatis; da iſt Kegels Haus von dem Geiſte befreit worden.

249.

Von einem verborgenen Schatze zu Ypern.

Beſchryving der ſtad Ypern. MS.

Im Jahre 1488 kam ein Maurer, Namens Leo van Thielt, gebürtig von Audenaerde, nach Ypern, um dort Arbeit zu ſuchen; da er aber keinen Meiſter daſelbſt finden konnte, ſo war er gezwungen, ſein Stückchen Brot von Thür zu Thür ſich erbetteln zu müſſen. So kam er denn unter andern auch an ein Haus, in dem eine geizige alte Jungfer ohne Magd wohnte, und bat dieſe Jungfer um ein Almoſen. Sie frug ihn, wer und woher er wäre und welch ein Handwerk er triebe? und er ſagte ihr, er wäre ein Maurer von Audenaerde und müſſe betteln, weil er kein Brot habe. Als die Jungfer hörte, daß er ein Maurer wäre, ließ ſie ihn erfreut hereinkommen und ſprach: „Wollet ihr etwas für mich mauern und in eurem Leben keinem Menſchen etwas davon ſagen, dann will ich euch gut bezahlen.“ Deß war der Maurer gar zufrieden und ſagte, er wäre bereit, alles zu thun, was ſie nur wolle. Da befahl ſie ihm in die Mauer des Herdes ein Loch zu brechen, ſo groß, daß man ein Kiſtchen Geld darein ſetzen könnte. Das that er, half ihr auch die Kiſte mit Geld hineinſetzen und mauerte dann das Loch wieder ſo fein zu, daß kein Menſch etwas daran ſehen konnte. Die Jungfer bedankte ſich ſehr, gab ihm ein Dreiguldenſtück und ſprach: „Wenn ihr fürder noch nach Ypern kommet, ſprechet ſtets bei mir zu und ihr ſollt jedesmal etwas haben.“ Leo van Thielt dankte ihr und ging ſeines Weges.

Im folgenden Jahre, gegen die Mitte Decembers, hatte Leo abermals keine Arbeit und kam wieder nach Ypern, um ſich bei der Jungfer ein Almoſen zu holen. Wie lange er aber auch vor dem Hauſe ſtand und wie kräftig er auch anklopfte, man öffnete ihm nicht. Da frug er einen der Nachbarn, ob die Jungfer ausgezogen wäre? doch man antwortete ihm, ſie ſei ſchon ſeit acht Monaten todt, das Haus wäre nachdem ſchon mehre Male wieder vermiethet geweſen, aber alle Miethsleute hätten es wieder verlaſſen müſſen, indem es ſo arg darin ſpuke und jede Nacht Geiſter darin umgingen. Der Maurer gedachte alsbald der Geldkiſte und ſprach in ſich ſelbſt: „Siehe da, das iſt die Jungfer, die wiederkehrt, weil ſie das Geld verborgen hat.“ Er frug, wer der Eigenthümer des Hauſes wäre? und man wies ihn zu demſelben. „Wolltet ihr mir das Haus da wol vermiethen?“ frug er, und der Eigenthümer war herzlich froh und ſprach ſogleich: „Gewiß gern, nur müſſet ihr wiſſen, daß es allda ſpukt. Ich will euch acht Tage lang ſelbſt umſonſt da wohnen laſſen, auch euch Tiſche, Stühle, Bette und alles, deſſen ihr bedürfet, hineinſchaffen, und wollt ihr es nach den acht Tagen, dann ſollt ihr es noch ſehr billig dazu haben.“ Leo ſprach: „Ich verlange nichts mehr“ und am ſelben Tage noch wurde alles nöthige Hausgeräthe in das Haus gebracht und Leo zog ein. Als der Abend nahte, wurde er aber doch unruhig und je ſpäter es wurde, um ſo weniger konnte er ſchlafen, denn er dachte immer an die Kunft des Geiſtes. So dauerte es bis halb eins und er hatte noch nichts weder gehört noch geſehen; dann aber hörte er plötzlich in der Oberkammer einen gewaltigen Schlag, ſo daß das ganze Haus zitterte und bebte, wie von einem Erdbeben. Dann ſah er, wie es durch das Schlüſſelloch hell und heller auf der Treppe wurde, und gleich darauf

trappelten mehre Perſonen dieſelbe herunter und im ſelben Augenblicke öffnete ſich ſeine Thür. Er that, als wenn er ſchliefe, hielt aber ein Auge immer halb offen und ſah, wie vier Gerippe in die Kammer kamen, die auf ihren Schultern eine Todtenbahre trugen und in ihren Händen Fackeln hielten; auf der Bahre aber lag ein Frauenbild. Alſo nahten ſie ſeinem Bette, vor welchem ſie einige Zeit ſtehen blieben; wie es Leo dabei zu Muthe war und wie kalter Angſtſchweiß ihm ſtromweiſe dabei von der Stirne rann, das kann man ſich denken. Darnach gingen ſie weiter bis in die Mitte des Zimmers und warfen da die Todtenbahre mit ſolcher Gewalt nieder, daß der Boden zitterte. Zugleich ſprang das Frauenbild, in welchem Leo die alte Jungfer erkannte, von der Bahre, die vier Gerippe ſtellten einen Tiſch in die Mitte der Kammer mit einem Stuhle daneben, auf dem die Jungfer ſich niederließ, und gingen dann auf den Herd zu, wo ſie die Mauer einſchlugen, die Geldkiſte nahmen und ſie mit einem greulichen Schlage auf den Tiſch ſchmiſſen. Nun nahm die Jungfer einen Schlüſſel, öffnete die Kiſte und nahm einige Säcke heraus, welche die Gerippe aufmachten und das darin befindliche Geld laut zählten, aber in einer Sprache, welche Leo vorher nie gehört hatte, denn es war kein Flämiſch, kein Franzöſiſch, kein Spaniſch, kein Latein, kurzum, es war nicht verſtändlich, was ſie ſagten. Nachdem ſie nun das Geld all gezählt hatten, warfen ſie es ſchnell wieder in die Säcke, die Säcke in die Kiſte und die Kiſte in die Mauer, welche ſie wieder ſo ſchön zumauerten, daß man nichts daran ſehen konnte. Dann ſetzten ſie auch den Tiſch wieder weg, die Jungfer ſtand von dem Stuhle auf, legte ſich auf die Todtenbahre und wurde alſo wieder aus der Kammer getragen, wonach Leo wieder denſelben ſchrecklichen Schlag hörte, wie um halb

Eins. Natürlich konnte er nicht ſchlafen, blieb alſo wachend liegen bis zum folgenden Morgen. Da war gleich ſeine erſte Arbeit, die Mauer am Herde aufzubrechen und die Geldkiſte herauszuſchleifen. Er öffnete ſie und zählte nun auch einmal in ſeiner Sprache, wieviel darin war, und er fand nicht weniger als neuntauſend Pfund Groote. Hocherfreut eilte er zum Eigenthümer des Hauſes. „Nun, wie hat es euch die Nacht gegangen?“ frug der ihn alsbald, und er antwortete: „Nicht zum Allerbeſten; ich habe viel Angſt ausgeſtanden, hoffe aber, das wird ſich mit der Zeit legen, denn man gewöhnt ſich leicht an Alles und auch wol an Spukerei. Darum, wenn ihr mir das Haus überlaſſen wollet, natürlich zu billigem Preiſe, dann nehme ich es, und ich kann es euch ſelbſt gleich bezahlen, denn ich habe einen Freund, der mir das Geld dazu vorſchießen wird.“ Der Eigenthümer war ſeelenvergnügt, einen Käufer für das verrufene Haus zu haben, und Leo war zufrieden, ſo bald über den Kauf einig geworden zu ſein und nur zweihundert Pfund Groote für das ſchöne Haus bezahlen zu müſſen. Am ſelben Tage noch entrichtete er die Summe und war alſo ein reicher Mann; von den Geiſtern hat er ſeitdem nie mehr etwas geſehen.

250.

Der Schatz zu Hummelshauſen.

Mündlich.

Im Schloß zu Hummelshauſen liegt ein ungeheurer Schatz begraben; der iſt in einer großen Kiſte verwahrt und auf der Kiſte liegt ein ſchwarzer Hund. Jedes Jahr ſinkt die Kiſte eine Klafter tiefer in die Erde.

Bis ſie gefunden iſt, wird weder Glück noch Segen auf dem Schloſſe ſein; die Leute, welche daſelbſt wohnen, ſterben und verderben.

251.

Schatz im Keller.

Thimoth. a Bingen, Geizteufel S. 81.
Happelii relationes curiosae III. p. 530.
J. C. Schiebel, hiſtoriſches Luſthaus III. Nr. 19.
S. de Vries de Satan II. S. 543.

Im Jahre 1648 diente ein gewiſſes Mädchen, Namens Eliſabeth, in einem fürſtlichen Hauſe einer berühmten Stadt Deutſchlands; da begegnete ihr der folgende Fall.

Seit langer Zeit kam ein Geſpenſt zu ihr in Geſtalt einer in weißen Taft gekleideten Frau mit langen Haaren; griff ſie nach demſelben, dann ſchlug es ſie häufig ſo arg auf die Hand, daß ſie große Schmerzen daran fühlte; wenn dagegen das Geſpenſt ſie anrührte, dann fühlte ſie, daß deſſen Hände eiskalt waren. Unaufhörlich quälte es ſie mit ihm zu gehen in den Keller, wo es ihr einen großen Schatz zeigen und geben wolle, der eines unermeßlichen Werthes ſei. Das kam Eliſabethen um ſo wahrſcheinlicher vor, als ſie häufig beim Auskehren des Kellers kleine Geldſtücke fand; wenn ſie dieſelben aber nahm und weglegte, dann waren ſie des andern Tages wieder verſchwunden. Nachdem ſie nun vier ganze Jahre alſo gequält worden, ließ ſie ſich endlich bereden, an einem ſchönen ſonnenhellen Tage, während das Volk in der Predigt war, mit dem Geſpenſt in den Keller zu gehen. Schnell hatten ſie da ein Loch gegraben; da aber glaubte ſie plötzlich die Leute aus der

Kirche kommen zu hören, auch eine Stimme, ganz gleich der ihrer Frau, welche rief: „Lieſe! Lieſe! der Braten brennt!“ Als ſie nun eilig nach oben lief, lachte das Geſpenſt ſo laut auf, daß es das ganze Haus durchſchallte; der Braten in der Küche war aber noch im beſten Zuſtande. Darüber wurde das Mädchen böſe und rief dem Weibe zu: „Du Schweinsdreck! Thu mir dies und das u. ſ. w. Lach dich ſelber aus!“ Nicht lange nachher ließ ſie ſich dennoch überreden, noch einmal mit in den Keller zu gehen, und das war in der Walpurgisnacht; zur Vorſorge hatte ſie aber einer andern Magd geſagt, ſie ſolle ſich auf die Kellertreppe ſetzen und fleißig acht haben, was vorginge mit ihr. Kaum hatten ſie nun begonnen zu graben, als die Erde von ſelbſt, wie ein Quell aufwellte und gleich darauf ein Kiſtchen erſchien; das nahm Eliſabeth und ſetzte es auf ihre Knie. Darnach ſah ſie auch eine große kupferne Kanne, welche ſie gleichfalls zu ſich nahm. Indem aber dünkte es der andern Magd, daß eine Menge Teufel um Lieſe ſtänden, wovon der eine einen Galgen baute, der andere ihr einen Strick um den Hals warf u. ſ. w., wovon Lieſe aber nichts fühlte, weil es alles nur eitel Trug und Schein war. Beſorgt für ihre Geſellin, rief die Andere: „Lieſe! Lieſe! Ach Lieſe! Sie bringen dich ums Leben!“ Im ſelben Augenblicke flogen Kiſtchen und Kanne von Eliſabeths Knien weg und mit einem derartigen Krach und Knall in die Mauer, daß man meinte, Himmel und Erde ſollten vergehen. Lieſe ſank halb ohnmächtig bis an die Schultern in die Erde, ſo daß man ſie herausgraben mußte. Von dem Schrecken, den ſie darüber ausgeſtanden, lag ſie ganze ſiebenundzwanzig Wochen lang krank zu Bette. Seitdem wurde ſie ſtets im ſiebenten Jahre ſtark von dem Geſpenſt angefochten, welches immer klagte und ſprach, daß es der, welche die

Sache alſo verdorben, nie wohl ergehen ſolle; nun ſei der Schatz einem andern beſchert, nämlich der Jüngſten des Hauſes, welches ein Mädchen von neun Wochen war.

252.
Schatz zu Orbe.

Dom Calmet dissertation sur les apparitions. p. 139.

Zwei Männer aus Orbe im Elſaß ſahen in einem Garten ein Käſtchen aus der Erde ſteigen, in dem ſie zuverſichtlich glaubten, einen großen Schatz zu finden. Sie gingen darauf zu, um es zu nehmen, aber da verſchwand das Käſtchen wieder und ſank unter die Erde zurück. Das erzählten zwei Mönche einer nahegelegenen Abtei, die es von den Männern ſelbſt gehört hatten, dem Dom Calmet und fragten ihn um ſeinen Rath, aber er wußte ihnen wenig darauf zu antworten.

253.
Magiſter Videns.

Florimond de Raemond, l'antichrist. Cambrai 1613. p. 213.

Zu Zeiten Karls V. lebte ein berühmter Zauberer, den man wegen ſeiner großen Kunſt Magiſter Videns hieß. Der unterwand ſich, mit Hülfe ſeiner Wiſſenſchaft alle Schätze heben zu wollen, welche auf den Küſten von Seeland, Holland und im Kanale, welcher England vom Feſtlande trennt, begraben lägen. Nachdem er den Plan dreien ſeiner Freunde mitgetheilt, gingen ſie zuſammen auf eine der Inſeln von Seeland und begannen daſelbſt ihre Beſchwörungen. Einige Tage ſchon hatten

ſie damit fortgefahren — ſie gebrauchten nämlich im Ganzen zwölf Tage dazu — da trat ein bockfüßiger Teufel zu ihnen und ſprach: „Wenn ihr nun von euern Beſchwörungen ablaſſen wollet, dann gebe ich euch dieſe Tonne Gold hier," und damit wies er auf ein Faß mit Gold, welches er mitgebracht hatte. Magiſter Videns wollte aber nichts davon wiſſen, ſondern ſprach, er müſſe alles Gold und all die da verſenkten Schätze haben. Da verſchwand der Teufel und nicht lange nachher gingen die vier Beſchwörer nach Hauſe, denn ſie brachten nur gewiſſe Stunden auf der Inſel zu. Als ſie aber des andern Tages dahin rückkehren wollten, da ſiehe, erhob ſich ein ungeheurer Sturm, mit Donner und Wetter und Wirbelwinden, und der wüthete dermaßen um die Inſel, als hätte er Himmel und Erde untereinander mengen wollen. Die umwohnenden Leute dachten gleich, da müſſe Zauberei im Spiele ſein und gaben fleißig acht, ſahen auch, wie die vier Männer ab- und zugingen; als dieſe Letztern aber merkten, daß man ſie im Auge hatte, befiel ſie die Furcht, ergriffen zu werden, und ſie flüchteten Alle. Einer ging nach Paris in ein Kloſter und erzählte da häufig die ganze Geſchichte, zeigte auch die Zauberbücher, welche ſie zu den Beſchwörungen gebraucht hatten.

254.

Die Nonne zu Gehofen.

Happelii relationes curiosae I. p. 533.
S. de Vries, de Satan, II, S.289.

Eine Frau von Eberſtein wollte in ihrem Schloſſe Gehofen, welches im Amte Altſtätt liegt, aus einer kleinen Küche und Kammer eine ſchöne große Küche machen

laſſen. Während nun die alten Mauern abgeriſſen wurden, ließ ſich eine ſchöne Nonne vor ihr ſehen mit einem rothen Kreuze auf der Stirne, und die dankte der Edelfrau dafür, daß ſie die Küche vergrößern laſſe, fügte auch hinzu: „Viel reiche Leute haben vor euch in dieſem Schloſſe gewohnt, doch keiner hat ſo weit gedacht; dafür ſollet ihr auch einen Schatz bekommen, der unausſprechlich groß iſt.“ Die Edelfrau entſetzte ſich darüber und ſprach: „Behaltet euern Schatz für euch; ich trage kein Begehren zu demſelben.“ Da kniff die Nonne ſie bunt und blau, daß ſie den Schatz nehme, ging ihr vier ganze Wochen lang nach, fuhr mit ihr in die Kirche und wieder heraus, ſprach ihr ſelbſt dann ins Ohr, wenn ſie neben Jemand ſaß. Niemand aber ſah die Nonne, ausgenommen die Edelfrau, eine Dienſtmagd und ein Knecht. Immer lag der Spuk ihr an, was ſie mit dem Schatze thun ſolle, nämlich zwei Roſenkränze darauf legen und dieſe dann in ein katholiſches Kloſter ſenden; die Kirche zu Gehofen, worin ſie, die Nonne nämlich, begraben läge, müſſe neu davon aufgebaut werden, ſie nannte der Edelfrau auch die Stelle, wo das Grab ſich befände, ſprach, darauf müſſe ein großer Grabſtein gelegt werden und drüber ihr Bildniß aufgehangen, auch dieſe Verslein (welche ſie ausſprach) auf dem Steine ausgehauen werden. — Die Frau von Eberſtein ſchickte einen Boten nach der Kirche, um alles zu unterſuchen, und alles fand ſich ganz ſo, wie es die Nonne geſagt. Lange Zeit quälte ſie die Edelfrau noch, damit ſie zu dem Schatze ginge, ſprach, ſie könne ihren Prediger mitnehmen, müſſe aber am Tage gehen und zwei Schürzen vorthun. Sobald ſie zur Stelle gekommen, ſolle ſie eine Schürze abnehmen und ſie auf den Schatz werfen; es würde zwar ein ſchwarzer Hund auf demſelben liegen, doch thue der ihr nichts zu Leide, denn ſie werde neben ihr ſtehen und ſie

in die Arme nehmen. Sonder Zweifel hätte die Edelfrau endlich ſich dem Willen der Nonne gefügt, nur, um ſie los zu ſein, doch meinte ſie, zuvor ihren Prediger darüber ſprechen zu müſſen; der fand das aber nicht für gut, mahnte ſie zum Gebete an. Eines Tages nun betete ſie ſehr fleißig; da trat die Nonne zu ihr und ſprach: „Betet nur zu, ich bete auch gern und bin gern, wo man betet, denn ich bin kein Teufel; dafür haltet mich nicht. Grade weil ihr ſo fleißig betet, iſt euch der große Schatz beſchert und den bekommt ihr auch, ſelbſt gegen euern Willen.“

Dies ewige Quälen ſchwächte die Edelfrau dergeſtalt, daß ihr Mann einen berühmten Arzt holte, um ihn über ihren Zuſtand zu Rathe zu ziehen. Juſt als er ankam, ſprach ſie mit der Nonne, die neben ihrem Bette auf einem Stuhle ſaß, doch nur ihr ſichtbar war. Als der Arzt auf denſelben Stuhl zuging, ſtand ſie auf und trat vor's Bette.

Der Arzt konnte natürlich wenig bei der Sache helfen und wandte ſich an die theologiſche Facultät der Univerſität von Jena, welche den Ausſpruch that, daß es ein Teufelsgeſpenſt ſei.

255.

Das weiße Mütterchen.

Mündlich.

In Haltern geht Abends gegen acht Uhr und ſpäter ein weiß Mütterchen um. Wenn Jemand ihm begegnet, den bittet es, mitzugehen, indem es ihm einen Schatz zeigen und geben wolle. Wer ihr aber folgt, den tödtet ſie und der iſt unrettbar verloren.

256.

Gebrochen Gelübde.

Mündlich.

In Osnabrück erſcheint Nachts um zwölf Uhr eine Frau, die trägt eine glühende Krone auf dem Haupte und glühende Ketten um den Hals, iſt auch mit glühenden Ketten an den Händen geſchloſſen. Sie ruft: „So geht's, wenn man Gott gethane Gelübde nicht hält."

257.

Gott ſegne euch!

Mündlich.

Auf dem Blaubach zu Köln wandelte ehedem Nachts von Zwölf bis Eins eine Frau um, welche immer nieſte Hitza! Hitza! Es geſchah aber, daß einmal ein frommer Bürger an ihr vorbeikam und ihr zurief: „Gott ſegne euch, Frauchen!" Da antwortete das Weib: „Gott ſei gedankt, nun bin ich erlöſt! Auf das Wort hab' ich manch hundert Jahr gewartet."

258.

Spukender Soldat zu Weſel.

Mündlich.

Ein Soldat in Weſel liebte ein Mädchen, aber die Eltern wollten nichts von einer Heirath zwiſchen den Beiden wiſſen. Da entführte der Soldat das Mädchen eines Nachts und ging mit ihr auf den Wall, wo eine geladene Kanone ſtand. Beide ſtellten ſich mit dem

Kopfe vor die Mündung, der Soldat zündete an und die Kugel riß Beider Köpfe zugleich weg. Seitdem kehren ſie jede Nacht wieder und ſtellen ſich, wie ehedem, vor die Mündung, der Soldat zündet auch wieder das Pulver an und um Eins hört man einen fürchterlichen Knall, wonach der Spuk verſchwindet; die Kanone bleibt aber geladen, nach wie vor.

259.

Geiſt an den Eichen.

Mündlich.

Lanſens im Kunſt- en Letter-Blad. 1843. S. 84.

Wenn man von Cortemarke bei Turnhout nach Hooglede gehen will, ſieht man in einiger Entfernung eine einzeln ſtehende Gruppe von Bäumen, und näher kommend, findet man zwiſchen denſelben das alte Schloß Volmerbeke, deſſen Grundſtein zu Zeiten Balduins des Eiſernen gelegt ſein ſoll. Nun iſt das Schloß eine Meierei und eine ganz friedliche Wohnung. Das war's aber nicht ſo ganz in früherer Zeit und ſelbſt bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts; es hielt ſich nämlich daſelbſt der Geiſt eines alten Herrn des Schloſſes auf, der vor viel Hundert Jahren geſtorben iſt, ohne daß er vor ſeinem Tode Zeit fand, den Ort anzugeben, wohin er eine große Summe Geld nebſt vielen Kleinodien verbarg. Jede Nacht kam der Geiſt und klopfte auf Thüren und Fenſter, während er rief: „Slaep je ôl? Slaep je ôl? Slaep je ôl?“ *) Wenn Niemand ihm Antwort gab, dann ſchlüpfte er durch die Spülſteinrinne und verſicherte ſich ſelbſt, daß Alles ſchlief, und wenn er das gethan,

*) Schlaft ihr ſchon?

dann zerſchlug er allen Hausrath, Töpfe und Keſſel und Kannen und Krüge. Nichtsdeſtoweniger fand man Morgens Alles wieder ganz und genau auf derſelben Stelle, wo man es Abends hingeſtellt hatte. Am Tage hielt der Geiſt ſich unter zwei tauſendjährigen Eichen auf, die dicht neben dem Weiher ſtanden. Da man nie wiſſen konnte, unter welchem der beiden Bäume er eigentlich ſaß, wagte man nicht, das Beil an ſie zu legen, denn man fürchtete, der Geiſt werde ſich drob rächen und dem Führer des erſten Schlages den Nacken brechen. Nachdem die Franzoſen übrigens hier waren, iſt der Geiſt mit ſo vielen andern verſchwunden und nicht mehr gehört noch geſehen worden; auch hat man nun vor wenigen Jahren die zwei Eichen gefällt, ohne daß dabei ſich irgend ein Unglück zugetragen hätte.

260.

Die Wundereiche zwiſchen Sichem und Dieſt.

Van Velthem Spiegel hiſtoriaal IV, 57. S. 287.

Um das Jahr 1305 waren große Pilgerfahrten in Flamland zu einer Eiche, die ſtand ungefähr halben Weges zwiſchen Sichem und Dieſt und war gewachſen wie ein Kreuz, mit zwei herausſtehenden Aeſten. Mancher kam dahin und hing Krücke und Stab daran, ſprach, er wäre durch die Eiche geneſen; ſie liefen auch unter den Baum, träumten da, ſie wären durch ihn geſundet. Ein Trunkenbold, der von Dieſt kam, zog einmal ſein Schwert und ſchlug all den Plunder herunter, der dran hing. Einem Andern, der das ſah, däuchte es gar arg, und der hing Alles wieder an den Baum.

Zuletzt kam einmal ein junger Burſch, der legte ſich unter den Baum und bat denſelben um Geneſung. Nach

einer Stunde kam ihn großer Durſt an und er hieß ſein Weib ihm einen Trunk holen. Das Weib lief ſogleich weg in ein nahes Haus; während der Zeit aber erhob ſich ein großer Wind, der hob den Burſchen auf und führt' ihn weg; wohin, das weiß kein Menſch. Als das Weib wiederkam und ihren Mann nicht mehr fand, da lief ſie herum überall und ſuchte und rief ihn, doch ſie erlief ihn nicht und nimmermehr kehrte er zurück. Seit jener Stunde wagte Niemand mehr unter dem Baume zu ſchlafen.

261.

Unſere liebe Frau vom weißen Zweige zu Ronſſe.

Julian van den Boſſche im Kunſt- en Letter-Bylad. 1844.

Zu Ronſſe findet man unter viel andern Kapellchen auch das unſerer lieben Frau vom weißen Zweige. Wo es nun ſteht, da ſtand vor viel hundert Jahren eine gewaltige uralte Eiche, zwiſchen deren dichten Zweigen ein hölzern Marienbild hing. Dies hatte Wunderkraft und viel Kranke fanden bei ihm Geneſung; kein Wunder alſo, wenn es bald in der ganzen Gegend bekannt und berühmt wurde und Pilger aus allen Städten und Dörfern ſich zu ihm drängten. Was jeden der Pilger aber am meiſten wunderte, war, daß der Zweig, an dem es hing, ganz ſchneeweiße Blätter trug. Von ihm hieß man das Bild Maria zum weißen Zweige. Den Satan ärgerte die Andacht der Gläubigen zu dem Bilde und er trieb einige Böſewichte an, den weißen Zweig abzuhauen und ihn in einen tiefen Pfuhl zu verbergen. Doch damit gewann er nichts, denn zu gleicher Zeit fühlte die Witwe von Graf Johann von Naſſau ſich gedrungen,

über dem Bilde eine Kapelle zu bauen *); dadurch nahmen die Wallfahrten zu der Eiche nur zu und bis heute bleibt die Kapelle eine der beſuchteſten von Flandern.

262.

Sankt Gudulen Baum.

Het leven ende wonderheden van de h. maegd Gudula. Aelſt. o. J. S. 41 u. 47.

Kaum hatte man Sankt Gudula, die heilige Magd begraben, als ein Pappelbaum, der nahe bei ihrem Grabe ſtand, plötzlich ins Laub ſchoß und ſich mit ſchönem Grün bedeckte. Viele ſagen auch, der Baum habe früher gar nicht dageſtanden, ſondern ſei erſt nach dem Begräbniß der heiligen Jungfrau da geſehen worden. Später hat ſich noch ein groß Wunder mit ihm begeben. Als man nämlich die Reliquien Gudula's von Ham nach Moorſſel bringen wollte, kam Abends ein Vöglein auf den Baum geflogen, das ſchlug mit den Flügeln und machte ein gar ſonderlich Weſen, ſo daß Jedermann darob verwundert ſtand. Am andern Morgen aber, als die von Moorſſel zu der Kapelle des Heilands kamen, wohin die Reliquien der heil. Gudula gebracht worden, da ſtand der Pappelbaum vor der Thüre des Kirchleins und der Vogel ſaß auf dem Baum und ſang luſtige Weiſen. Inzwiſchen kamen Leute von Ham und die ſtanden ſtumm, als ſie ihren ſchönen Baum mit dem Vöglein drauf in Moorſſel fanden, und waren nicht wenig verwundert; konnten's erſt nicht glauben, bis ſie nach Ham zurückkehrten und ſich überzeugten von der Sache. Da fiel alles Volk auf die Knie und lobte Gott.

*) Der Biſchof Trieſt von Gent weihte ſie am Tage des heil. Lukas 1639.

263.
Wunderbare Quellen.

Kircheri mund. subterran. VIII. 4, 2.

Dicht am Ufer des Luzernerſees ſieht man einen Quell, der jährlich am Kreuzerfindungstage zu ſpringen beginnt und aufhört zu fließen am Kreuztage im Herbſt. Noch andre Quellen haben dieſe Eigenſchaft, wie Cyſatus ausführlich beſchreibt.

Die Bauern des Dorfes Stansſtadt verſichern, es ſpringe ein Born in den Alpen, der nur in den Monaten, wo man das Vieh austreibt, und dann auch nur zweimal im Tage, und zwar zu den Stunden, wo das Vieh trinkt, ſein Waſſer gibt.

Ein Quell im Bernergebiete leidet, gleich dem Mummelſee, keinen Schmuz: wirft man ſolchen hinein, dann fließt er während einigen Tagen nicht. Thut ein Thier das aber, das macht nichts; dann wirft er den Schmuz blos aus.

264.
Gottliebenbrünnlein zu Giſtel.

Mündlich.

Die heilige Gottliebe ſaß einmal am Brünnlein zu Giſtel und die Muttergottes ſaß bei ihr und ſie nähte ein Hemd ſonder Naht. Indem aber fiel ihr der Fingerhut ins Waſſer und blieb darin liegen und ſeitdem ſtehet das Brünnlein nie ſtill.

265.

Seerecht.

Mündlich.

Wodana I. S. 202.

Wenn auf See Jemand in einem Schiffe ſtirbt, dann werfen die Matroſen ihn über Bord und mit ihm Alles, was ihm zugehörte, denn anders fürchten ſie Unglück. Wenn ſpäter ein Unwetter ausbricht, dann legen ſie das dahin aus, daß noch etwas von dem Todten im Schiffe ſein müſſe, ſie ſuchen alles durch und was ſie etwa finden, das werfen ſie alsbald ins Waſſer, ſich mit dem Geiſte zu verſöhnen. Leiden ſie dann noch Gefahr oder gar Schiffbruch, dann ſagen ſie, es ſei nicht alles Gut des Todten gefunden und über Bord geworfen worden.

266.

Quell leidet keinen Zoll.

Camerar. meditat. histor. t. II. l. 4.
Vlieger. Miscellan. p. 213.
S. de Vries Wonderen. S. 151.

An einem gewiſſen Orte in Deutſchland entſprang einmal plötzlich ein wunderbarer Quell, der heilte alle Krankheiten, ſelbſt die, welche alle Aerzte als unheilbar erklärt hatten. Darob regte ſich Gier und Gewinnſucht im Herzen deſſen, dem der Boden gehörte, auf welchem der Quell entſprungen, und er legte einen Zoll darauf für Alle, welche das Waſſer gebrauchen wollten. Zur ſelben Stunde verſiegte der Brunn und ſprang nicht eher wieder, als bis der unbillige Zoll wieder abgeſchafft war.

Ich könnte auch Ort und Perſonen nennen, wo noch vor kurzem das Folgende ſich zutrug. Da ſprang auch auf einmal ein Heilbrunnen, von dem die Geſunden mit großer Luſt tranken und durch den die Kranken ſich neue Geſundheit holten. Der Eigner ließ den Grund abſchließen und dachte, aus dem Verkauf des Waſſers Geld zu löſen, aber er kam ſchlecht damit an, denn im Augenblicke vertrocknete der Sprung, ſo daß kein Tröpflein mehr floß. Als der Gierige den Abſchluß nun niederreißen ließ und den Grund wieder freigab, da ſprang der Quell wieder ſo luſtig wie zuvor.

267.

Muſchelfang mit Abgaben belegt.

J. Meyeri Annales Flandr. l. 19.
S. de Vries Wonderen S. 152

Im Jahre 1441 hat ſich zu Sluys das Folgende begeben. Da ernährte ſich eine Menge armer Leute von dem Muſchelfange und die zogen davon ihren Lebensunterhalt. Die Regierung belegte den Muſchelfang aber plötzlich mit einer Abgabe, ſo daß all die armen Leute ſo zu ſagen ihr Brot verloren. Seit der Zeit fand man an der Stelle keine Muſcheln mehr und erſt, als die Abgabe wieder abgeſchafft wurde, zeigten ſich die Muſcheln wieder.

268.

Noch vom Mummelſee.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

Es wird viel Wunderbares von dem Mummelſee erzählt; ſo ſoll er keine Fiſche in ſich leiden und die man

hineinſetzt, alsbald auswerfen. Es wohnen nur Thiere darin, die in etwas dem Salamander gleichen und Brüſte und andere Glieder gleich den Frauen haben. Faßt man ſie an, dann entſenden ſie eine weiße Materie. Man ſagt von ihnen, daß es verwünſchte Mädchen ſeien, was auch von den Hagediſſen und dem Fiſchlein Gründling (Grondeling) erzählt wird.

Der Mummelſee wird für heilig gehalten, weil er ſo ganz und gar keine Berührung oder Schmutz leidet; wirft man einen Stein hinein, ſo entſteht Donner und Unwetter.

Einmal iſt ein Markgraf von Baden mit mehren geiſtlichen Herren und in Begleitung des ganzen Hofes zum Mummelſee gegangen und hat einige geweihte Kugeln hineingeſchoſſen, auch anderes Heiligthum hineinwerfen laſſen. Da iſt aber ein ſchrecklich Ungethüm aus dem See geſtiegen und hat den Markgrafen mit all ſeinen Begleitern, ſo geiſtlichen als weltlichen, weggejagt.

Im nahebei gelegenen Kloſter Allerheiligen bewahrte man ehedem ein Buch, worin alle merkwürdigen Geſchichten, die ſich mit und an dem Mummelſee begeben, aufgezeichnet waren.

269.

Wildſee.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

Der Wildſee liegt in der Umgegend des Mummelſees und hat dieſelben Eigenſchaften wie dieſer. Es gehen viele Sagen von ihm rund. Die Leute ſagen, an ſeiner Stelle habe ehedem eine Kirche geſtanden, aber die ſei verſunken und liege auf dem Grunde des Sees.

270.

Sagen vom Pilatusberg und Pilatusſee.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

Der Pilatusſee liegt auf dem Pilatusberge bei Luzern und hat, wie der Mummelſee die Eigenſchaft, daß, wirft man etwas hinein, es Unwetter gibt. Auch ſagen die Hirten, es gäbe Unwetter, wenn man blos rufe: „Pilatus, wirf deinen Schlamm aus!“ Sie zeigen in den umliegenden Felſen einige Fußtapfen und erzählen, die kämen von den Klauen des Teufels; denn der führe alle Jahre am Charfreitage Pilatus, in eiſernen Ketten gefeſſelt, zu dem See und zu einem Throne, auf den er ſich ſetze und die Hände waſche; auch ſoll der See das Gefängniß und der Ort ſein, wo Pilatus die Strafe der Verdammniß leidet.

In dem Pilatusberge ſind viele Höhlen und Löcher, von denen man ſagt, daß Erdmännchen darin wohnten, die ſich oft ſehen ließen, den Guten Gutes und den Böſen alles Ueble thäten. So haben ſie einigen Bergleuten viel Gold geſchenkt, andere dagegen ungemein gequält und wieder andere in Abgründe geworfen. Auf verſchiedene an ſie gerichtete Fragen haben die Erdmännchen Antwort gegeben, woraus Manchem großes Glück erwachſen.

Ein Mann iſt einmal in eine der Höhlen hineingegangen und hat daſelbſt in feuchtem Sand Fußtapfen, wie von einem dreijährigen Kinde, gefunden.

271.
Karl der Große entdeckt die heißen Quellen zu Aachen.

Chronique de Phil. Mouskes ed. de Reiffenberg. Bruxelles 1836. v. 2410 seqq.

Der König war eines Tages in der Gegend, wo nun Aachen ſteht, und da jagte er, denn es war nichts als Wald daſelbſt zu finden. Der König erſchaute einen Hirſch; ſeine Gefährten hatten ſich von ihm verloren und der König jagte allein mit ſeinen Hunden, welche ſprangen. Auf einem Pferde ſaß der König, das war ſchwarz, und reich an Muth. Das Pferd trat mit einem Fuße in den Bach einer Quelle, welche unfern entſprang; das Waſſer war heiß, darum erhob es den Fuß und eilte zurück von dem Waſſer und ſtieß ihn in den Staub, denn das Waſſer war ſehr heiß. Als der König das merkte, da ſtieg er ab; als er ſein Pferd hinken ſah, fühlte er mit ſeiner Hand an den Fuß und das Pferd litt es gern. Er fand den Huf ſehr heiß, tauchte ſeine Hand alsbald ins Waſſer und fand es heiß; alſo erkannte er, daß das Pferd den gehobenen Fuß zur Rechten hatte. Der König ſtieg in den Bügel und ging dem Laufe des Baches aufwärts nach, zwei Hufen Landes lang, und da fand er die Quelle, welcher der Bach entſprang; aber dieſelbe war voll von Feuer. Nachdem er das Waſſer mit der rechten Hand gefühlt hatte, ſchaute er zur Linken und fand eine andere Quelle, welche klar war und kalt und heilſam; er befühlte ſie mit ſeiner nackten Hand und verwunderte ſich ſehr.

Der König ſchaute ſich ein wenig um und ſah nahebei einen großen Palaſt, der war verdorben und alt und verfallen und voll Geſträuche und dichtem Gezweige. Reich und ſchön war er geweſen, aber das Alter hatte

ihn zerſtört. Granus, der Bruder Nero's, der den heiligen Petrus tödtete und Paulus und ſeinen Bruder Agrippa, hatte ihn gegründet; er war König in dem Lande geweſen. Seit alten Zeiten lag der Palaſt da und hatte große Zimmer. Karl bat Gott den Herrn, daß er ihm rathe, was er an dem Orte zu thun habe, und alſo that er.

272.

Die Gründung der Liebfrauen-Kirche zu Aachen.

Daſ. v. 2465.

Da ſagte ihm eine Erſcheinung, daß er der heiligen Frau Maria dort eine Kapelle bauen ſolle, und der König vergaß es nicht. Den Stein ließ er von weitem kommen und die Kapelle bauen, ſo ſchön, wie keine war in der Welt und er ließ ſie rund machen nach dem Hufe ſeines Pferdes, welches das Waſſer drunten heiß fand. Auf dieſe Weiſe ließ er ſie bauen, daß in der Welt keine ſchönere Kirche war. Und mit Märtyrern und Beichtigern, welche er von fern und nahe zuholte, und mit Kelchen und Kreuzen, und Kleidern und Gold, und Glocken und ſchönen Büchern, welche viele Marken und Pfunde koſteten, ſchmückte der reiche König ſie ſehr und ließ nichts daran fehlen. Und von dem Apoſtel (Papſt) Adrian, welchen er entbot, um wohl zu thun, Baronen und Fürſten und Biſchöfen, Primas, Aebten und Erzbiſchöfen und Rittern und Herren von gutem Rufe, wurde ſie zur Ehre unſerer Frauen geweiht und geheiligt und benedeit und geordnet von dem Papſte, welchen der gute König mit reichem Geleit dazu entboten hatte.

Und der arme Karl entbot dahin Barone und Kö-

nig und Herzog und Graf und Fürſt und Hohe und Niedre und Arm und Reich, und Cardinäle und alle Prieſterſchaft. Und als der Ort geweihet war, da bat und gelobte er der Prieſterſchaft und allen Baronen, daß für immer die Erben des Reiches an dieſem Orte gekrönt und zu Königen gemacht werden ſollten, und von da nach Rom zur Weihe gingen, um gekrönt zu werden als Könige und Kaiſer von jenem Tage an.

Das beſtätigte der Papſt dem guten Könige, den er ſehr liebte, und die Barone und Alle, welche zugegen waren, thaten desgleichen. Und damit dies dauernd ſei, hing der König ſein verehrtes Siegel daran, um es beſſer zu ſichern und daß Keiner es fälſchen möge.

273.

Karl läßt einen Brunnen graben.

De vrolyke en heerlyke daeden van Keyzer Carel V. S. 36.

Nach der Eroberung von Goulette hatte Karls (V) Heer groß Gebrech an Waſſer. Da ließ Karl einen Brunnen graben und die Soldaten gruben tief und fanden ein ſchönes Kreuz. Das berichteten ſie dem Kaiſer und der kam hinzu und nahm das Kreuz mit großer Ehrerbietung aus dem Loche. Kaum hatte er es aber von der Stelle, wo es lag, genommen, da ſprang ein klarer Brunn hervor und das ganze Lager labte ſich daran. Das Kreuz aber ſandte er ſeiner Kaiſerin und hieß ihr, daſſelbe zu wahren, als einen allerköſtlichſten Schatz.

274.

Karls Handzeichen.

Mündlich.

Kaiſer Karl konnte nicht ſchreiben, wie man weiß. Wenn er nun etwas unterzeichnen ſollte, dann pflegte er ſeine Hand in Dinte zu tunken, ſpreizte die Finger weit aus und ſchlug alſo auf das Papier, ſo daß das Zeichen ſeiner Hand darauf ſtand. Darum nennt man heutzutage noch eine Unterſchrift Handzeichen.

275.

Biſchof Hildebold von Köln.

Mündlich.

Kölniſche Chronik. 1499. S. 115. Winheim u. v. a.

Hildeboldus war der 19. Biſchof von Köln; im Jahre 784 wurde er alſo gekoren. Nachdem ſein Vorgänger Ricolphus geſtorben war, entſtand ein langer Streit über die Wahl eines neuen Biſchofs. Davon hörte Kaiſer Karl in Aachen. Er ſetzte ſich auf ſein Pferd und ritt gen Köln. In der Nähe der Stadt hörte er in einem Kirchlein zur Meſſe läuten, der wollte er zuvor beiwohnen und dann nach Köln ziehen. Als er in die Kapelle trat, hatte er einen Hornfäßer umhängen, gleichwie die Jäger zu haben pflegten, und er opferte auf dem Altare einen Gulden. Als die Meſſe zu Ende war, nahm der Prieſter, welcher Hildebold hieß, den Gulden und ſprach zu dem Kaiſer, den er nicht kannte: „Freund, nehmet den Gulden zurück, man opfert hier nicht mit Gulden.“ Er glaubte nämlich, der Kaiſer habe ſein ſpotten wollen, denn es war ein gar einfaltvoller Mann. Darauf antwortete der Kaiſer: „Herr,

behaltet den Gulden, ich gebe ihn euch gern.“ Hildebold ſprach: „Ich ſehe wohl, ihr ſeid ein Jäger, darum bitte ich euch, ſchicket mir doch die Haut von dem erſten Rehe oder andern Wilde, welches ihr erjaget; mein Meßbuch bedarf eines Ueberzuges ſehr; euern Gulden aber wollet behalten.“ Als der Kaiſer dieſe offene gerade Rede hörte, fragte er die Umſtehenden aus über des Prieſters Lebensweiſe und vernahm, daß es ein frommer und rechtſchaffener Mann war. Dann ritt der Kaiſer weiter gen Köln und erforſchte den Streit und als die Wähler nicht einig werden konnten, ſprach er: „Ich will euch einen Biſchof wählen.“ Da ließ er den Prieſter herbeiholen und gab ihnen den zu einem Biſchofe und der regierte 34 Jahre und als Kaiſer Karls Sohn Ludwig Kaiſer wurde, krönte er dieſen. Als er ſtarb, begrub man ihn in Sankt Gereon zur rechten Hand neben dem erſten Altar.

276.

Biſchof Wulfhelm.

Mündlich.

Kaiſer Ludwig II. auch der Deutſche genannt, verirrte ſich eines Tages auf der Jagd und kam ſpät Abends in einen Flecken, Katzenhauſen, wo er in der Wohnung des Pfarrers ſeine Einkehr nahm. Der Pfarrer war ein ſchlichter, armer Mann, aber gar guten Herzens. Er empfing den Kaiſer mit Freundlichkeit und Liebe und ließ ihn in ſeinem eigenen Bette ſchlafen; er hatte nur eins, doch das that nichts: „Ich ſchlafe eben ſo gut auf meinem Bündel Stroh,“ ſprach er. Auch ſott er ihm einen guten Brei und am andern Morgen nach der Meſſe brachte er ihm Brot und Butter und einen Becher

friſchen klaren Waſſers. Als der Kaiſer nun wieder weggehen wollte, ſprach er zu dem Pfarrer: „Saget mir, Herr, welchen Dienſt ich euch erweiſen kann; ihr habet mir ſo viel Liebes bewieſen.“ Der Pfarrer ſprach: „Ihr ſehet, Herr, mir fehlt nichts; wollt ihr mir aber etwas geben, dann ſendet mir ein Stück Leder zu einem Gürtel, denn meiner iſt gar abgenutzt.“ Das verſprach ihm der Kaiſer.

Nach einigen Wochen kam ein Herold nach Katzenhauſen, der trug einen prächtigen Gürtel, mit Gold und Edelgeſtein verziert, in der Hand und einen Brief mit des Kaiſers Siegel daran und in dem Briefe ſtand, daß der Geiſtliche zu einem Biſchofe von Münſter gewählt wäre und dem Herolde folgen ſollte. Lange ſträubte der Prieſter ſich dagegen, doch mußte er endlich gehorchen und er hat lange und weiſe ſein Bisthum verwaltet.

277.

Günther von Regensburg.

Oefele Script. rer. Boic. I. p. 175.
Das Vaterland. 1843. S. 912.

Im Jahre 938 war Biſchof Konrad von Regensburg geſtorben und König Otto ſollte einen neuen Biſchof wählen. Nach langem Sinnen, ſagt man, habe er beſchloſſen, den erſten Mönch zu wählen, der ihm begegnen werde. Wie er nun eines Tages am frühen Morgen bei Sankt Heimeran einſprach, begegnete ihm zuerſt der Pförtner, Namens Günther. „Mönchlein,“ ſprach Otto, „was gibſt du mir, wenn ich dich zum Biſchofe mache?“ Der Mönch bedachte ſich nicht lange und ſprach: „Die Schuhe kann ich entbehren.“ — „Du

ſollſt Biſchof ſein!" ſagte der König, dem dieſe treuherzige Antwort gefallen hatte.

278.
Gottliebe.

Wonderlyk leven van de heil. Godelieve. Gent. Begyn. v. J. Flämiſches Volksbuch.

Im Jahre unſers Herrn 1074 wohnte in der Grafſchaft Bolonien zu Longfort ein braver Ritter mit Namen Hemfried, der hatte eine Hausfrau, welche Ogine hieß. Dieſe Beiden hatten in ihrer Ehe drei Töchter gewonnen, Ogine, Adele und Godelieve oder Gottliebe, die gleich ihren Aeltern reich waren an Tugend und Gottesfurcht; vor allen aber war die Jüngſte, Gottliebe, ein Muſter von Heiligkeit. Sie liebte die Armen ſo ſehr, daß ſie ihnen alle Speiſe und Trank gab, welche ſie nur bekommen konnte, ja nicht ſelten ſparte ſie ſich ſelbſt das Eſſen am Munde ab, um es den Armen zu bringen. Der Hofmeiſter ihres Vaters war aber damit nicht ſehr zufrieden, denn häufig gebrach es an Speiſe, wenn Herr Hemfried ſich zu Tiſche ſetzen wollte; er forſchte darum nach, wo das Eſſen bliebe, und als er hörte, daß Gottliebe es ſtets den Armen gab, hatte er fleißig Acht auf ſie, um ſie zu ertappen. Eines Tages ſah er ſie mit einer ganzen Schürze voll Speiſe die Burg verlaſſen, trat ihr in den Weg und ſprach unwillig: „Jungfrau, ihr beſchämet mich und bringt mich in Unehre dadurch, daß ihr das Eſſen verſchenket." Gottliebe aber ermahnte ihn mit ſo ſchönen Worten, daß er ſchamroth von dannen ging und dem Ritter den Dienſt aufſagte. Hemfried frug ihn, warum er das thue? da beklagte ſich der Hofmeiſter über Gottliebe, ſprach, ſie gebe alles weg

und am Ende blieb kein Biſſen trocknen Brotes im Hauſe. Der Ritter beruhigte ihn und befahl ihm, Gottliebe zu rufen. Als dieſe kam, ging Hemfried mit ihr in eine Kammer allein und ſprach zu ihr: „Gib den Armen ſo viel wie du willſt, meine liebe Tochter, aber hüte dich, daß der Hofmeiſter es nicht ſieht; ich habe nicht gern, daß er klagt.“ Da war Gottliebe froh und theilte nun noch viel mehr an die Armen aus. Das merkte der Hofmeiſter aber bald wieder und er beſchloß, ihr aufzupaſſen und ihr die Speiſe abzunehmen. Eines Tages trat ſie in die Küche und nahm einen Theil der Speiſen, welche ſie da fand, ſteckte ſie in ihre Schürze und ging dem Thore zu, um ſie auszutheilen. Unterwegs aber trat der Hofmeiſter ihr entgegen und frug zornig: „Jungfrau, was habet ihr in eurer Schürze?“ Gottliebe ſprach: „Nichts,“ aber der Hofmeiſter, der ihr aufgelauert und alles geſehen hatte, erwiderte: „Das iſt nicht wahr, denn ich habe geſehen, daß ihr in der Küche ſolche und ſolche Speiſen in eure Schürze ſtecktet, darum gehet mit mir zu eurem Vater, damit er es ſelbſt einmal ſehe.“ Darüber erſchrak Gottliebe und ſprach: „Ich habe nur einige Holzſpäne aufgerafft und trage die zu den armen Kindern, damit dieſelben ſich ein Feuer machen und ſich wärmen können.“ Der Hofmeiſter lachte darob und erwiderte: „Ihr werdet mir doch nicht ableugnen, was ich mit meinen eignen Augen ſah.“ Da wandte Gottliebe Herz und Augen gen Himmel, öffnete die Schürze und ſprach: „Da ſehet denn!“ Der Hofmeiſter ſah in die Schürze, doch, o Wunder, er ſah nichts denn Hobelſpäne, und beſchämt und reuig warf er ſich zu den Füßen der frommen Jungfrau und rief: „Tauſendmal leid thut es mir, daß ich mich gegen eure Mildheit verſetzt, vergebet mir darum, Jungfrau, Gottes Hand iſt mit euch!“ Gottliebe aber hob ihn auf und

ſprach: „Ich vergebe euch gerne, ſaget aber Niemand etwas von dem, was ihr geſehen.“ Damit ſchieden ſie von einander und als Gottliebe am Thor war, griff ſie in ihre Schürze und theilte die abermals in Speiſe verwandelten Späne den daſelbſt harrenden Armen aus. Der Hofmeiſter hielt ſein Verſprechen aber nicht, ſondern ging zu Herrn Hemfried und erzählte demſelben Alles, worüber der Ritter manche Freudenthräne weinte und nebſt Frau Ogine Gott auf den Knien Dank ſagte. Doch verboten ſie dem Hofmeiſter, das Wunder weiter zu erzählen, und er that das auch nicht eher, bis nach Gottliebens ſeligem Tode; da kam es mit viel andern wunderbaren Dingen zu Tage und in Jedes Mund.

In demſelben Jahre geſchah es, daß Herr Hemfried um einiger wichtigen Sachen willen an den Hof des Grafen von Bolonien zog, wo all die Edeln des Landes zuſammengekommen waren. Nachdem nun Alles verhandelt war, lud Hemfried den Grafen ein, einmal zu ihm nach Longfort zu kommen, und der Graf ſagte ihm das zu und beſtimmte ihm Tag und Stunde. Deß war Hemfried ſehr froh und als er nach Hauſe kam, ließ er alsbald große Vorbereitungen machen, um den Grafen würdig empfangen zu können. Die Armen in der Gegend von Longfort waren nicht weniger zufrieden, als ſie das hörten, denn ſie wußten, daß Gottliebe ihnen einen guten Theil der Speiſen werde zukommen laſſen.

Als der Graf nun mit vielen Rittern und Herren in Longfort angekommen war, gingen ſie zuerſt in die Kapelle, um die Meſſe zu hören. Gottliebe war unterdeß zum Thore gegangen und als ſie die Armen dort in Menge harren ſah, wählte ſie vier der reinlichſt Gekleideten von ihnen aus und nahm die mit ſich zur Küche, wo die Speiſen bereit ſtanden, um zur Tafel getragen zu werden. Grade in dem Augenblicke erhob ſich ein

groß Gelächter unter den Rittern in dem Hofe und die Köche und Küchenjungen liefen zu den Fenſtern, um zu ſehen, was das wäre. Das war Gottliebe gar willkommen, ſie nahm ſchnell einige der beſten Gerichte, als Reiher, Pfauen und Wildprett und gab den vier Armen, ſoviel ſie tragen konnten, nahm auch ihren Schoos noch voll und eilte unbemerkt fort und zum Thore, wo ſie Alles austheilte; dann ſprach ſie zu all den Armen: „Nun eilet und laufet, was ihr könnt; ich will ſchon Alles verantworten.“

Nachdem die Meſſe nun geendet, die Tiſche gedeckt waren und die Ritter und Herren die Hände gewaſchen hatten, riefen die Diener den Köchen, daß ſie die Speiſen bringen ſollten. Da gab es aber groß Geſchrei und Klagen, denn Töpfe und Pfannen waren halb leer. Gottliebe hörte das, ging in die Küche und ſprach: „Machet euch darum keinen Kummer, denn das habe ich gethan.“ Damit war es aber nicht gut; die Köche ſagten das den Dienern und dieſe meldeten es dem Grafen und der ließ Gottliebe rufen und verwies ihr mit ſanften Worten, daß ſie ihn alſo beſchämt mache vor dem Grafen und all den Herren. Gottliebe ſuchte ihn zu beruhigen, aber er wurde immer mehr aufgebracht und drohte ihr endlich, ſie in Gegenwart des Grafen öffentlich zu ſtrafen. Da ging ſie betrübt in ihre Kammer und wandte ſich im Gebete zu Gott, und ſiehe, als die Köche die Reſte der Speiſen in etwas wieder ordnen und zurecht machen wollten, füllten ſich die Pfannen und Töpfe wieder ſo, daß mehr denn genug für die Gäſte darin war, und dazu erklärte der Graf noch, er habe nie köſtlichere Speiſen gegeſſen; ja, als die Diener die Tafel räumten, da war noch viel mehr übrig, als man aufgetragen hatte.

Nachdem die Mahlzeit geendet war, ſprach der Graf

zu Herrn Hemfried: „Ich habe ſo viel gehört von der Schönheit und den Tugenden eurer Tochter Gottliebe, daß ich ſie gar zu gerne ſehen möchte. Laſſet ſie darum einmal hierher kommen." Hemfried entbot ſie alsbald und der Graf ſprach gar freundlich mit ihr und ermahnte ſie zugleich, daß ſie bald einen Gemahl wähle unter den vielen Rittern, welche nichts ſehnlicher wünſchten, als ihre Liebe gewinnen zu können; doch Gottliebe redete ihm ſoviel von den Vorzügen jungfräulicher Reinheit, daß er nicht weiter in ſie drang.

Die Mähre von dem köſtlichen und reichlichen Mahle, welches der Ritter von Longfort dem Grafen gegeben, ſowie von der Schönheit und den Tugenden der Tochter Hemfrieds verbreitete ſich inzwiſchen immer mehr und kam endlich auch zu den Ohren eines flandriſchen Edelmannes Namens Bertolf. Der zog alsbald mit einem großen und reich ausgeſtatteten Gefolge nach Longfort und bat Hemfried um Gottliebens Hand; doch Gottliebe wollte nichts von einer Heirath wiſſen und ihr Vater wollte ſie nicht dazu zwingen: ſo mußte Bertolf unverrichteter Sache wieder abziehen. Er gab darum aber die Hoffnung nicht auf, ſondern wandte ſich an den Grafen von Bolonien und bat dieſen um ſeine Vermittlung. Der Graf gelobte ihm ſeinen Beiſtand und ging ſelbſt mit ihm nach Longfort, wo er nach langem Hin- und Wiederreden es endlich ſo weit brachte, daß Hemfried ſeine Tochter mit Bertolf verlobte. Dann reiſten alle zuſammen nach Ghiſtel in Weſtflandern, wo Bertolfs Schloß auf der Stelle des jetzigen Kloſters ſtand, und da wurde die Hochzeit mit vieler Pracht gefeiert.

Bertolfs Mutter aber war ein arges Weib; als die ſah, daß ihr Sohn eine Fremdlingin zu ſeiner Frau machte, ſchlug ſie ihre neidiſchen Augen auf die Braut

und ſuchte, ob ſie nicht irgend einen Makel an ihr entdecken konnte, doch fand ſie nichts an ihr, ausgenommen daß ihre Augenbraunen ſchwarz waren, wie ihr Haar. Sie ließ ſich aber noch nichts merken, ſondern empfing Gottliebe und die Ihren mit viel ſchönen Worten, ſprach und that auch ſchön, ſo lange das Hochzeitmahl dauerte. Zu Ende des Mahles aber, als man die Braut enthüllen und entkleiden ſollte, und man ſah, daß ihr Haar ſo ſchwarz war wie ihre Augenbraunen, ſtieß die Kammerfrau die andern flandriſchen Frauen an und alle gingen lachend und ſpottend von dannen. Bertolfs Mutter lief zugleich zu ihrem Sohn, rang die Hände und riß ſich das Haar aus und ſprach unter Thränen der Wuth: „Konnteſt du hier keine Krähe finden, daß du dieſe in der Fremde ſuchen mußteſt? Es thut mir leid, daß ich deine Mutter bin, und verflucht ſei die Stunde, in welcher du das Weib in's Haus brachteſt!" Bertolf war eines ſchwachen Muthes und der Teufel half ſo wohl, daß er ſeine Liebe zu Gottliebe bald vergaß und dem böſen Weibe gelobte, in Allem ihren Willen zu thun. Da ſprach die Alte: „Willſt du meinem Rathe folgen, dann ziehe alsbald von hier weg. Wenn ihre Freunde und Pagen morgen aufſtehen, dann werde ich ihnen eine ſolche Miene zeigen, daß ſie froh ſein müſſen, bald nach Hauſe zu gehen, und fragt mich einer, wo du ſeiſt, dem werde ich alſo antworten, daß er mich nicht zum andern Male fragt." Bertolf gehorchte ihr, ſetzte ſich heimlich zu Pferde und ritt weg von der Burg.

Als die Hochzeitgäſte am andern Morgen aufſtanden, lief Bertolfs Mutter toſend und tobend in dem Schloß umher, ſchrie: „Schläft man denn ewig hier?" ſchalt die Dienſtleute und drohte ihnen gar, ſie zu ſchlagen. Die von Bolonien waren nicht wenig verwundert darob, und der Aufenthalt auf dem Schloſſe war ihnen

ſchon ganz verleidet. Als ſie hinunterkamen, frugen ſie nach dem Bräutigam, und Bertolfs Mutter erwiderte, der ſei auf einer Pilgerfahrt zu Ehren unſerer lieben Frau, um zu erlangen, daß ſeine Frau nicht im Kindbette ſterbe; er habe das Gelübde ganz vergeſſen gehabt, ſich deſſelben erſt geſtern Abend bei Tiſche erinnert und gleich ſeine Wallfahrt angetreten. Als die Herren das hörten, nahmen ſie alle zuſammen Urlaub und ſaßen auf, um nach Hauſe zurückzukehren. Gottliebe und Bertolfs Mutter gaben ihnen das Geleite bis an's Thor.

Man kann leicht denken, wie es Gottlieben ums Herz war, als ſie ſich nun ſo plötzlich unter ganz wildfremden Leuten befand. Noch weher wurde ihr, als die Alte ſie von dem Thore weg und zu ſich rief und zu ihr ſprach: „Gebet euren Schmuck und eure goldenen Ketten her, damit ich ſie verſchließe, bis euer Mann kommt, der mag damit thun, was er will. Hier in der Kammer bleibet ihr, bis Bertolf wieder zu Hauſe iſt; ich werde euch Eſſen und Trinken ſenden." Und mit den Worten nahm die Alte den Schmuck und die Ketten, ging weg und ſchloß die Kammer zu. Gottliebe wußte zuerſt vor Verwunderung nicht, was ſie ſagen ſollte, doch faßte ſie ſich bald und opferte Gott ihr Leiden auf. Das Eſſen, welches ſie täglich empfing, aß ſie nur halb, die andere Hälfte ließ ſie durch die Magd, welche ihr die Speiſe brachte, den Armen geben. Als Bertolfs Mutter das hörte, ſandte ſie ihr viel weniger Speiſe; denn eines Theils war das böſe Weib über die Maßen geizig und dann wollte ſie auch nicht, daß Gottliebens Herzensgüte und Mildheit bekannt würde.

Einige Zeit nachher kehrte Bertolf nach Hauſe zurück. Die Alte eilte ihm entgegen und band ihm viel grobe Lügen auf, wie die von Bolonien von da weggegangen wären. Als Bertolf frug, wo Gottliebe wäre?

ſprach ſie: „Die ſitzt in ihrer Kammer und mault; kein Menſch kann es bei ihr aushalten, ſo ungeſtüm und rauh iſt ſie.“ Das hörte die Magd, welche Gottlieben die Speiſen zutrug, lief zu der heiligen Magd und erzählte ihr Alles, ſprach auch, ſie ſolle ihrem Mann entgegengehen und ihn willkommen heißen. Dem Rathe folgte Gottliebe gerne, doch Bertolf kehrte ihr den Rücken, als wollte er nichts von ihr wiſſen. Dazu fluchte und ſchwur die Alte, rief: „Sieh nur, wie frech und unverſchämt ſie iſt, die Heuchlerin! O daß du je nach Longfort kommen mußteſt! Sie bringt uns noch alle in Schande, ſo häßlich und ungeſchickt iſt ſie.“ Gottliebe ſchwieg lange ſtille zu ſolch argen Worten, endlich aber erwiderte ſie beſcheidentlich: „Ich weiß nicht, was ich gegen euch verbrach, daß ihr ſo hart und grauſam gegen mich ſeid. Habe ich euch irgend Leides gethan, dann ſaget es, ich will es gerne beſſern.“ Die Alte antwortete ihr nicht, ſondern warf ihr nur einen Blick voll Wuth zu. Gottlieben blieb nun wol nichts übrig, als ſich zu Gott zu wenden, und das that ſie auch in der Stille und neugeſtärkt wandte ſie ſich dann zu Bertolf und ſprach: „Saget mir doch, Bertolf, womit ich das um euch verdient habe! Laſſet doch euren Unmuth ſinken, denn ohne Urſache ſeid ihr mir böſe. Ich bin ja zu Allem willig, was ihr von mir verlangt, und kein Dienſt iſt mir zu ſchlecht, wenn ihr mir denſelben zu verrichten befehlet.“ Da fiel die Alte ihr ins Wort und ſprach: „Wohl, Bertolf, dann trage ihr auf, die Krähen von dem Saatlande dort zu verjagen; eine Krähe mag leichtlich der andern wehren, den Samen aufzupicken, und zu etwas Anderm iſt ſie ohnedies nicht nütze.“ Bertolf war nur allzu willig, dem böſen Rathe zu folgen, und er ſprach zu Gottliebe: „Gehe und thue, was meine Mutter ſagt, und thuſt du's nicht, ich werde es dir wenig

Dank wiſſen.“ Gottliebe ſprach: „Ich bin gerne bereit, euren Befehlen zu folgen, nur thut es mir leid, daß es euch gereut, mich zu eurer Frau gemacht zu haben, und daß ihr eure Seligkeit um meinetwillen aufs Spiel ſetzet.“ Da rief die Alte: „Ja, ja, da höre nur einer, wie ſie dir eine blaue Kappe aufſetzt,“ und Bertolf fügte hinzu: „Gehe und thue, was dir befohlen iſt.“

Gottliebe gehorſamte, ging zu dem Acker und blieb daſelbſt bis zum Abend; dann kehrte ſie betend nach Hauſe zurück und blieb auch die Nacht im Gebete auf ihren Knien in der Kammer liegen. Morgens ging ſie wieder zu dem Acker und ein Mägdlein aus dem Schloſſe folgte ihr; das klagte und weinte ſehr, daß die edle Jungfrau ſolch geringe Dienſte verrichten mußte, doch Gottliebe beruhigte es und ſprach: ſie habe ſolch Leiden vielleicht von Gott verdient. Indem ſie noch alſo ſprachen, kamen die Krähen in großen Schwärmen und das Mägdlein nahm einen Stock und lief auf den Acker, ihnen zu wehren; aber die heilige Magd hieß es ſtille ſein, denn ſie hörte unfern ein Glöckchen läuten und frug, was das bedeute? Das Mägdlein ſprach: „Man läutet zur Meſſe.“ Da nahm Gottliebe ein Stäbchen von der Erde und beſchwur die Krähen, in eine nahe offene Scheune zu fliegen und dort zu bleiben, bis ſie die Meſſe gehört habe. Die Vögel gehorchten ihr zur Stelle, ſo daß ſie in Ruhe in die Kapelle zur Meſſe gehen konnte. Unterdeß lief das Mägdlein, erſtaunt ob des Wunders, nach Hauſe und erzählte Alles Bertolf und der Alten, welche grade zuſammen Rath hielten, wie ſie die fromme Magd weiter quälen ſollten. Als die Alte das hörte, ſprang ſie vor Wuth hoch auf und ſchrie: „Das iſt gelogen, ſchweige!“ Das Mädchen aber ſprach: „Nein, es iſt nicht gelogen, ich habe es mit meinen eigenen Augen geſehen.“ Da ſchrie die Alte: „Dann iſt es

Zauberei von ihr.“ Bertolf war zuerſt gar erſtaunt, doch als die Alte von Zauberei ſprach, wurde er wieder anderen Sinnes. Das arge Weib aber fuhr fort: „Sie treibt es mit dem Teufel und darum rathe ich dir, ſie keinen Schritt mehr aus dem Hauſe thun zu laſſen, denn ſie würde anders die Leute mit ihren Künſten an ſich ziehen. Damit man dir aber nichts Böſes nachſage, ſende zwei Diener und ein Mädchen zu ihr und laß ihr ſagen, du wollteſt nicht haben, daß ſie allein und ohne Begleitung ausgehe. Haſt du ſie wieder hier im Schloſſe, dann kannſt du mit ihr machen, was du willſt; ſetze ſie dann bei Waſſer und Brot in die Kammer, dann hat ſie Zeit, über ihre Künſte zu ſinnen. Sende aber nur Acca und Lambrecht zu ihr in die Kirche, das ſind getreue Diener. Bertolf war dies zufrieden, die Alte entbot die beiden Knechte und Bertolf ſprach zu ihnen: „Meine Frau ſitzt zu Sniphaten in der Kapelle; gehet hin und holet ſie. Wenn Leute in der Gegend ſind, die das ſehen, dann thuet ehrfürchtig und demüthig gegen ſie; habt ihr ſie aber allein, dann möget ihr ſie beſchimpfen, ſo viel euch beliebt. Wenn ſie hier iſt, ſchließet ſie in ihre Kammer und treibet nebſt den andern Dienſtleuten allen Spott mit ihr, aber nur, ſo lange ihr allein mit ihr ſeid.“

Wie er es geboten hatte, ſo geſchah es. Gottliebe lag noch im Gebete in der Kapelle, als die beiden Knechte dahin kamen. Da viele Leute in der Kirche waren, beugten und neigten die Knechte ſich viel vor ihr und thaten ſo unterwürfig, daß ein Jeder ſagte: „Sehet nur, mit wie viel Liebe Herr Bertolf ſeine Frau behandeln läßt.“ Als ſie aber mit ihr auf dem Felde allein waren, da verhöhnten ſie die fromme Magd. Sie trug dies Alles ganz geduldig und ſprach kein Wort. In dem Schloſſe angekommen, warfen ſie ſie in eine Kammer und began-

nen von neuem ſie mit Schimpfreden zu überladen und zu läſtern. Solches wiederholten ſie jedesmal, wenn ſie ihr die wenige Speiſe brachten, die Bertolfs Mutter ihr noch vergönnte. Gottliebe ſchwieg und litt, ohne daß ein Wort der Klage ihr aus dem Munde gekommen wäre; im Gegentheil, ſie freute ſich ihres Leidens und dankte Gott dafür.

Wie wenig Brot die fromme Magd nun auch empfing, theilte ſie daſſelbe doch noch mit den Armen. Die Dienſtleute der Burg, welche das ſahen, trugen groß Mitleid mit ihr und durch dieſe verbreitete ſich bald in der Gegend das Gerücht von ihrem großen und unverdienten Leiden und ſie wurde von viel frommen Perſonen beſucht und getröſtet.

Bertolf war inzwiſchen lange Zeit herumgereiſt, denn er hatte doch auf der Burg nur Unluſt. Als er endlich zurückkehrte und hörte, daß Gottliebe noch nicht von Hunger und Elend unterlegen war, fluchte er und ſchwur vor Zorn. Die beiden Diener blieſen ſeine Wuth noch mehr an durch eine Menge von Lügen, welche ſie von ihr erzählten. Er hielt mit ſeiner Mutter Rath, und ſie beſchloſſen, Gottlieben fürder nur die Hälfte der Speiſe zu geben, die ſie bis jetzt empfangen. Dabei ließen ſie ihr drohen, dieſelbe noch mehr zu mindern, wenn ſie ferner etwas weggäbe, und ſchärften den Knechten allerlei ein, wie ſie die fromme Jungfrau noch mehr quälen müßten. Das konnten Viele nicht länger anſehen und ſie gaben Gottlieben den Rath, von dem Schloſſe zu fliehen und heimlich zu ihren Eltern zurückzukehren. Sie überlegte das lange und reiflich und beſchloß endlich, dem Rathe zu folgen. Alsdann theilte ſie ihr Vorhaben dem Mägdlein mit, welches ſie zu dem Acker begleitet hatte, und begab ſich auf die Flucht und ſie ging ſo lange, bis ſie zu Longfort ankam. Was da für Leidweſen war,

das kann man ſich leicht vorſtellen, denn Gottliebe war ſo abgemagert und ſo verändert und trug ſo ſchlechte Kleider, daß Keiner aus dem Schloſſe ſie wiedererkannte. Nachdem ſie erzählt hatte, wie ſehr böswillig man mit ihr verfahren war, entbrannte Hemfried in großem Zorne und er hielt alsbald Rath mit ſeinen Freunden, was zu thun ſei. Dieſe ſprachen, er müſſe ſeine Klagen dem Grafen von Flandern vorlegen. Hemfried zögerte nicht lange damit und machte ſich auf den Weg. Der Graf von Flandern war nicht wenig verwundert und betrübt ſolches zu hören; er ſprach zu Hemfried: „Höret, lieber Freund Hemfried. Weil die Ehe eines der ſieben Sacramente iſt, ſo geht die Sache vorerſt die Geiſtlichkeit an. Gehet alſo zu dem Biſchof von Noyon und traget dem eure Klage vor. Steht der euch nicht bei, dann, das ſchwöre ich euch bei meiner Ritterſchaft, dann werde ich mich alſo ins Mittel legen, daß es Bertolf gereuen ſoll." Hemfried bedankte ſich für die Antwort und machte ſich auf den Weg zu dem Biſchof von Noyon. Dieſer verſprach ihm ſogleich ſeinen Beiſtand. Zu der Zeit war nämlich der biſchöfliche Stuhl von Dornyk offen gefallen, darum konnte der Biſchof von Noyon das mit Recht. Dieſe zwei hohen Herren ſchrieben nun an Bertolf einen Brief, worin ſie ihm befahlen und unter Androhung harter weltlicher Strafen und des Bannes der heiligen Kirche ihm auftrugen, ſeine Frau Gottliebe alsbald wieder nach Hauſe zu holen und mit ihr friedlich und einig zu leben, wie es chriſtlichen Eheleuten geziemt.

Bertolf war gleich nach Gottliebens Flucht wieder zu Pferde geſeſſen und ritt hier und da im Lande rund, log allerhand über die fromme Magd und lief zu Zauberern und Wahrſagern, um von denen Rath und Hülfe zu erhalten. Als er zurückkehrte nach Ghiſtel und man ihm den Brief des Biſchofs vorlas, da lachte er laut

auf und ſpottete damit, wollte gar die Boten zwingen, den Brief aufzueſſen, doch da kamen andere Boten mit dem Briefe des Grafen von Flandern. Als er nun hörte, wie dieſer ihm drohte, ihn von Haus und Hof zu jagen und an Leib und Leben zu ſtrafen, da kam er in Furcht und Angſt und wußte lange nicht, was er machen ſollte. Endlich nahm er ſeine Zuflucht zu ſeinen zwei böſen Knechten, Acca und Lambrecht, und bat die, ihm mit Rath und That an die Hand zu gehen. Dieſe ſprachen: „Wollet ihr uns die Sache überlaſſen, wir werden es ſchon machen." Bertolf frug: „Wie wollet ihr denn dabei zu Werke gehen?" Sie ſprachen: „Laſſet uns morgen früh zu Pferde ſitzen und gen Longfort reiten. Da wollen wir thun, als wüßtet ihr noch nichts von den Briefen des Grafen und des Biſchofs, ſagen, es ſei euch von Herzen leid, daß ihr ſo hart gegen Gottliebe geweſen und, auf ihre Güte rechnend, ſie um Verzeihung bätet für Alles, was ihr gegen ſie verbrochen. Ihr bätet ſie, doch wieder nach Hauſe zu kommen, und verſprächet, fürder mit ihr ſo friedlich zu leben, daß ſie nie mehr Urſache finden werde, über euch zu klagen. Habet ihr ſie wieder hier, dann iſt dem Grafen und dem Biſchofe der Mund geſtopft und ihr könnt dann doch mit ihr machen, was ihr wollt." Bertolf war des Rathes froh und ſandte die beiden Böſewichte gleich am folgenden Morgen gen Longfort, wo ſie ſo wohl zu heucheln und ſo ſchön zu ſprechen wußten, daß Hemfried verſöhnt wurde und Gottliebe den beiden Dienern willig wieder nach Hauſe folgte. Bertolf ging ihr eine Strecke Wegs entgegen und empfing ſie ſehr freundlich und minneſam. Als ſie zu Ghiſtel ankam, ging ſie wieder ſtill in ihr Kämmerchen und da brachte man ihr Eſſen und Trinken wie früher, ließ ihr übrigens frei, zu ſprechen und zu thun, was ſie wollte. Bertolf ſah ſie jedoch

nur ſelten und wenn er einmal ihr begegnete, dann ſprach er nur rauhe und rohe Worte gegen ſie.

Es dauerte nicht lange und ein Jeder wußte, daß Bertolf trotz des guten Empfanges, mit welchem er Gottliebe wieder eingeholt hatte, doch der Alte geblieben war und daß er die fromme Magd nicht viel beſſer hielt, als zuvor. Das ärgerte viele ſeiner Freunde und ſie gaben ihm darüber manch bittern Verweis. Dies brachte ihn noch mehr gegen Gottliebe auf und er ſann nun nach, wie er ſich ihrer entſchlagen möchte; denn er fürchtete überdies auch nicht wenig, daß der Graf von Flandern wieder davon höre, wie er Gottliebe behandele, und ihn dann hart darum angehen werde. Er nahm ſeine Zuflucht zu Acca und Lambrecht und trug denen ſeine Gedanken vor; die Böſewichte beſtärkten ihn nur noch mehr darin und er kam mit ihnen dahin überein, daß ſie Gottliebe mit einem Tuche erwürgen (damit man nicht die Spuren eines Strickes ſehe) und ſie dann mit dem Kopfe ſo lange unters Waſſer halten ſollten, bis ſie kein Zeichen von Leben mehr gäbe. Dann ſollten ſie die heilige Magd auf ihr Bett legen und ein Jeder könne nicht anders denken, als daß ſie eines natürlichen Todes geſtorben wäre. Alsbald, nachdem ſie dieſen greulichen Anſchlag gemacht hatten, ging Bertolf mit freundlicher und lachender Miene zu Gottliebe und ſprach: „O meine aberliebſte Frau, ich habe große Reue, daß ich alſo ſehr hart gegen euch war. Ich kam heute Morgen zu einer ehrbaren Frau und die hat mir ſo eindringlich in das Gewiſſen geredet, daß ich beſchloſſen habe, meine Grauſamkeit gegen euch alſo zu beſſern, daß man ewig davon ſprechen ſoll. Ich bitte euch, ſprechet doch einmal mit ihr, ſie wird euch mehr ſagen, als ich euch ſagen kann." Und mit den Worten nahm er Gottliebe in den Arm und zog ſie neben ſich auf ſeinen Stuhl, faßte auch

ihre Hand und trachtete auf alle Weiſe der frommen Magd Zeichen ſeiner Liebe und Reue zu geben. Der Mord und Verrath, welcher aber in ſeinem Herzen wohnte, ließ ihn nicht ganz ruhig ſein und das Zittern und Beben ſeiner Hände ſchien Gottlieben ein Zeugniß, daß er nichts Gutes gegen ſie im Sinne habe. Dann fuhr er fort: „Vergönnet, mein vielliebes Weib, daß die Frau heute Nacht zu euch komme. Bei Tage will ſie das nicht, denn ſie fürchtet, daß ihre guten Werke vor der Welt offenbar werden.“ Gottliebe ſprach: „Ich thue mit Freuden nach eurem Willen, wenn die Frau nur nicht mit Zauberkünſten umgeht.“ Bertolf erwiderte: „Nein, was ſie thut, das thut ſie durch den heiligen Geiſt. Sie iſt ſo fromm und ihre Rede ſo kräftig, daß ſelbſt Acca und Lambrecht zur Buße gebracht hat; dieſe werden heute Nacht mit ihr kommen, um euch auch um Verzeihung zu bitten. Als nun Gottliebe in Alles einwilligte, da küßte er ſie mit ſeinem Judasmunde und ſprach weiter: „Eins nur thut mir leid, nämlich, daß ich heute Nachmittag noch nach Brügge reiſen muß und zwar in einer ſehr wichtigen Angelegenheit. Ich habe aber der Frau Alles bekannt und geſagt und ihr könnet mich alſo wol entbehren.“ Darauf ließ er ſein Pferd bringen, ſaß auf und nahm mit freundlichem Lächeln Abſchied von Gottliebe, welche ihn dem Schutze Gottes und der heiligen Engel befahl. Zuerſt ritt er zu den zwei Böſewichtern und gab dieſen im Voraus eine Hand voll Pfennige, gelobte ihnen noch viel mehr, wenn ſie ihre Sache wohl ausrichteten, dann zog er weiter gen Brügge hin.

Gottliebe hatte den ganzen Tag inbrünſtig gebetet und ſich in Gottes heiligen Willen befohlen. Als die beſtimmte Stunde nun nahte, da klopften Acca und Lambrecht an ihre Thür. Sie frug: „Wer klopft da?“

Die Böſewichter ſprachen: „Frau, wir ſind es, eure Knechte; wir bringen euch die heilige Frau, von der unſer Herr euch geſprochen.“ Solches ſprachen ſie unter vielen Seufzern, gleichwie wenn ſie beſchämt wären und reuig ihrer Miſſethaten wegen. „Stehet um des lieben Gottes willen auf,“ fuhren ſie fort, „die Frau erwartet uns am Thore. Kleidet euch nicht lange, ſondern kommt barhaupt und barfuß, denn es iſt ein gottſelig Werk, was ihr verrichtet.“ Da machte Gottliebe das heilige Kreuzzeichen über ſich, befahl ſich nochmals in Gottes Barmherzigkeit und folgte ihnen gutwillig, wie ein Lämmlein, welches zur Schlachtbank geführt wird. Kaum war ſie aber am Thor, als die Henkersknechte ihr das Tuch um den Hals warfen und an den beiden Enden ſo ſtark zogen, daß ſie nicht um Hülfe rufen konnte; dann ſchmiſſen ſie die heilige Magd zu Boden und ſtießen und traten ſie ſo lange mit Füßen, bis ſie keinen Athem mehr aus ihrem Munde gehen ſahen. Endlich trugen ſie die Märtyrin zu einem nahen Bronn und hielten ſie mit dem Haupte ins Waſſer, bis ſie ihre fromme Seele ganz ausgehaucht hatte. Nun wuſchen ſie ihr den Hals, rieben die Zeichen aus, welche das Tuch gemacht hatte und brachten ſie in ihr Bette zurück, wo ſie ſie fleißig zudeckten, ſo daß man nicht anders meinte, als ſie hätte geſchlafen.

Es geſchahen aber gleich nach ihrem Tode ſchon viel große Wunderzeichen. Die Erde, worauf ſie erwürgt worden war, verwandelte ſich durch Gottes Zulaſſung in einen ſchönen weißen Stein, zum Zeichen ihrer unbefleckten Reinheit. Das Blut, welches in ihren Hals gekommen und in das Waſſer aus demſelben gelaufen war, wurde gleicherweiſe in weißen Kalkſtein verwandelt und der Bronn ſelbſt erhielt von da ab Wunderkraft. Auch hörten alle Umwohnenden in der Stunde ihrer

Marter einen lieblichen Sang; das waren die Engel, welche die heilige Magd gen Himmel trugen.

Als Gottliebe nun am andern Morgen gegen ihre Gewohnheit lange im Bette blieb und es ſchon Mittag wurde, ohne daß man ſie aus ihrer Kammer kommen ſah, traten die Dienſtleute endlich zu ihrem Lager und trachteten, ſie zu wecken; doch ſie bewegte ſich nicht und Alle erkannten, daß ſie verſchieden war. Darob erhob ſich großer Jammer in der Burg und als die Mähr zu den Landleuten kam, welche in der Gegend der Burg wohnten, da liefen Alle mit Thränen und Trauern herbei und klagten um ihren Tod.

Bertolf wußte bald von Gottliebens Tode, eilte nach Ghiſtel und heuchelte da eine große Betrübniß, ließ auch die heilige Leiche mit viel Gepränge in der Kirche begraben. Auch während des Begräbniſſes ereigneten ſich verſchiedene Wunder; ſo ſahen Einige, wie eine Flamme vom Himmel her auf die Todtenlade ſank. Andere, welche Erde von dem Grabe mit ſich genommen hatten, um ſie an einer verborgenen und reinen Stelle zu bewahren, fanden dieſe Erde nach wenigen Tagen in koſtbares Edelgeſtein verwandelt. Ebenſo mehrte ſich das Korn, woraus man die Brote backen wollte, welche für Gottliebens Seelenruhe an die Armen ausgetheilt wurden, dergeſtalt, daß es über die Scheffel lief und als man es zur Mühle ſenden wollte, fand man es ſchon in ſchönes Mehl verwandelt.

Nicht lange nachher hatte Bertolf ſchon eine andere Frau; von dieſer gewann er ein Töchterlein, welches blind zur Welt kam und auch bis zum neunten Jahre blind blieb. Dies Mägdlein hörte häufig, wenn es zu den Leuten kam, wie die unter dem Daumen ſagten, Gott habe es blind laſſen geboren werden, um Bertolf dadurch für ſeine Grauſamkeit gegen Gottliebe zu ſtrafen.

Das nahm es ſich zu Herzen, ging und betete am Grabe Gottliebens und erlangte ſein Geſicht. Der Ruf von dem Wunder verbreitete ſich bald; keiner war aber mehr davon getroffen, als Bertolf, der von da ab begann in ſich zu gehen. In ſeiner Reue über ſeinen treuloſen und ſchändlichen Handel wurde er noch mehr beſtärkt nach dem Tode ſeiner zweiten Frau, welche bald ſtarb, nachdem ſein Töchterchen ſehend geworden war. Er hatte nämlich eines Tages Leinwand gekauft, um ſich davon Hemden machen zu laſſen, und ſandte einen ſeiner Diener damit nach Ghiſtel zu einer Nähfrau. Als der Diener halbwegs war und an einen Scheideweg kam, da wo jetzt ein Kreuz ſteht zwiſchen Ghiſtel und dem Kloſter, fand er unter einem Baume eine ſchöne Jungfrau in weißen Kleidern ſitzen, die hatte neben ſich an den Sonnenſtrahlen ein paar Handſchuhe hängen. Der Diener blieb verwundert ſtehen; die Jungfrau aber frug ihn, wohin er ging? Er ſprach: „Ich trage die Leinwand nach Ghiſtel, wo man daraus Hemden macht für meinen Herrn." Die Jungfrau ſprach: „Gib mir die Leinwand, ich will die Hemden für deinen Herrn ſchon machen. Ich kenne ihn wohl und darum kann ich das beſſer als ein Anderes. Gehe nur kühn nach Hauſe zurück und ſage ihm, was du geſehen und gehört haſt. Iſt er nicht zufrieden, dann komme zurück, du wirſt mich noch hier finden." Der Knecht konnte ihr das nicht wohl abſchlagen, denn ſie ſchien ihm zu ehrbar, er ließ ihr alſo die Leinwand und kehrte nach Hauſe zurück. Als Bertolf ihn ſo ſchnell wiederkommen ſah, fuhr er ihn an, wo er mit der Leinwand geblieben wäre? Der Knecht erzählte Alles, doch Bertolf ſprach: „Gehe alsbald und hole die Leinwand zurück, und bringſt du ſie nicht, dann ſollſt du es entgelten." Der Knecht lief bangen Herzens zurück zu dem Baume, wo die Jungfrau noch ſaß

und fleißig nähte. Er ſprach beſchämt zu ihr: „Jungfrau, mein Herr war böſe, daß ich euch, die ich nicht kenne, die Leinwand ließ, und er befahl mir, ich müſſe ſie wieder holen.“ Darauf erwiderte die ſchöne Magd: „Sei nicht beſorgt, deine Leinwand iſt ſchon genäht und die Hemden ſind gefaltet und bereit für deinen Herrn. Hier nimm ſie und bringe ſie ihm.“ Da ſtand der Knecht ſtumm; endlich frug er die Jungfrau um ihren Namen, damit er den ſeinem Herrn melden könne, doch ſie ſprach: „Darnach frage nicht; wenn du ihm aber die Hemden bringſt, laß ihn die Falten ſehen, vielleicht erinnert er ſich dann gewiſſer Dinge und auch meiner. Sage ihm dabei, ich trage ſtets Sorge für ſein Wohlergehn und wenn er etwas von mir begehre, dann werde ich ihm zeigen, wie ſehr ich ihm zugethan ſei.“ Der Knecht verſprach ihr alles auszurichten, grüßte ſie ehrerbietig und brachte die Hemden ſeinem Herrn. Als aber Bertolf die Falten ſah, da rief er erſchrocken: „O das ſind die Falten meiner Frau Gottliebe!“ und mit den Worten lief er dem Baume zu, unter welchem die Jungfrau geſeſſen, aber er fand Niemand dort. Von da ab begann er große und ſtrenge Buße für ſeine Sünden zu thun; er zog nach Jeruſalem zum Streite gegen die Türken und Heiden und kämpfte da manches Jahr.

Dieſe Aenderung ſeines böſen Sinnes war Niemand mehr willkommen, als ſeiner Tochter. Während er im heiligen Lande war, baute ſie ein Kloſter zu Ehren der heiligen Magd. Auf der Rückkehr von Jeruſalem ging Bertolf zuerſt nach Rom, wo er dem Papſt ſeine Sünden beichtete und Ablaß bekam; dann nach Winnocksbergen, eine Meile von Dünkirchen, wo er im Kloſter die Kutte nahm und Mönch wurde. Nach ſeinem Tode fand man ein Wappenhemd auf ſeinem blo-

ßen Leibe und die Ringe waren ihm in's Fleiſch gewachſen. Damit haben ihn die Mönche in einen bleiernen Sarg gelegt und begraben.

Einige Zeit nach Gottliebens Tode ſandte der Abt von Sankt Andreas bei Brügge einen gottesfürchtigen Mönch Namens Drogo als Pfarrer nach Ghiſtel. Als der nun ſo viel von den Tugenden Gottliebens erzählen hörte, ſchrieb er das auf, auch alle Wunder, die ſich mit ihr zugetragen, und ſandte alles zu dem Biſchofe Radbodus von Noyon. Dieſer verſicherte ſich von der Wahrheit der Sachen und als man ihm alles ebenſo erzählte wie dem Mönche Drogo, trug er es zum Papſte, der Gottliebe zu einer Heiligen machte.

Mit dem Blute Gottliebens, welches in Geſtalt eines weißen Kalkſteines in dem Bronn liegt, haben ſich lange nachher noch wunderbare Dinge zugetragen. Dieſer wurde alle Jahre aus dem Brünnlein genommen und gewaſchen und das Waſſer, womit man ihn wuſch, wurde jedesmal blutroth. Einmal meinte ein Prieſter, der ihn waſchen ſollte, der weiße Stein könne doch kein Blut ſein, und er durchſtach ihn mit einer Pfrieme, doch da lief ſo viel Blut heraus, als ob man einen Ochſen geſchlachtet hätte. Ein andermal gab man dem Brünnlein den Stein nicht gleich nach der Säuberung zurück; da begann der Brunn zu ſtinken, daß es kein Menſch dabei aushalten konnte; als man aber den Kalkſtein wieder hineinlegte, wurde das Waſſer wieder ſüß und gut.

279.

Hildemarka.

Aus mündlicher Quelle mitgetheilt von Dr. Coremans.

Im Soinewalde bei Brüſſel auf der Stelle, wo man nun noch die Trümmer der Jackosburg ſieht, wohnte vor Zeiten ein böſer Waldgeiſt. Dieſer entführte eines Tages eine Jungfrau edeln Geſchlechtes, welche Hildemarka hieß und von ungemeiner Schönheit war. Er wollte ſie zu ſeinem Weibe machen und ſie zwingen, vor dem oberſten Waldgeiſte die Knie zu beugen; doch das wollte Hildemarka nicht. Sie ſprach: „Tödte mich und thu mit mir, was du willſt, ich will gerne den Tod erleiden um Chriſti willen.“ Bei dieſem Entſchluſſe beharrte ſie auch trotz allen Zauberkünſten, welche der Waldgeiſt anwandte, ſie zu verführen. Als er endlich ſah, daß Alles nichts half, verſenkte er ſie in einen ſiebenjährigen Schlaf. Nachdem dieſe Zeit nun um war, fragte er ſie abermals: „Willſt du Chriſtus entſagen und meine Frau werden?“ — „Nein“ ſprach Hildemarka. Da erzürnte der Waldgeiſt und ſandte einen dreimal ſiebenjährigen Schlaf über ſie. Als ſie nun daraus auch wieder erwachte, trat der Waldgeiſt wieder vor ſie und ſprach: „Nun bete unſern Meiſter an und werde meine Frau.“ Doch Hildemarka erwiederte, ſie wolle lieber gleich des Todes ſterben. Nun wurde der Waldgeiſt über die Maßen zornig und wollte ſie in einen ſiebenmal ſiebenjährigen Schlaf werfen; da aber kam ein Engel und führte ſie aus ſeiner Höhle heraus und in ein Kloſter, in welchem ſie in hohem Alter und im Rufe der Heiligkeit ſtarb.

280.

Der Loosberg bei Aachen.

Mündlich.

Als Kaiſer Karl die Stadt Aachen eben gegründet, ritt er einmal ſpazieren und zwar auf einen nahen Berg. Von dieſem um ſich herſchauend, wurde er auf einmal ärgerlich und ſprach:

Hätt' ich es eher bedacht,
Dann hätt' ich dich, Lausberg, in die Mitte
von Aachen gebracht.

Davon bekam der Berg den Namen Lausberg. Andere erzählen, Kaiſer Karl habe einmal Rath gehalten, um Aachen zu einer ſtarken Feſtung zu machen, und ausgerufen: „Das ginge ganz gut, wenn nur der Lausberg nicht wäre.“

281.

Bern.

Sebaſt. Münſters Cosmographia. S. 559.

Bertholf der Vierte von Zähringen baute ſeiner Zeit die beiden Städte Freiburg im Breisgau und Freiburg im Nüchtland. Er war ein ſtrenger und gerechter Mann. Man ſagt von ihm, er habe das Leiſten, ſo nennt man die Geißelſchaft, in das Land gebracht. Damit aber die ſtadthaften Leute, ſo allenthalben in dieſem Land geſeſſen, beſſer Schirm und Frieden hätten, ward er zu Rath, noch eine Stadt in dem Lande zu bauen bei ſeinem Schloſſe Nideck, in einer Gegend, ſo man nennet im Sack, und war daſelbſt ein großer Eichenwald. Auf eine Zeit als Bertholf jagte, ſprach er: „Die neue Stadt ſoll genannt werden nach dem erſten Thier, ſo

gefangen wird.“ Sie fingen aber einen Bären. Auf der Stelle, wo die Stadt gebaut wurde, ſtand viel ſchönes Bauholz, aus dem nicht wenig Häuſer gezimmert wurden. Bei dem Abhauen ward ein Sprichwort unter den Werkleuten, welches alſo hieß:

Holz, laß dich hauen gern,
Die Stadt muß heißen Bern.

282.

Minden.

Krantzii Saxonia.
Münſters Cosmographia. S. 1054.

Die ſächſiſche Chronik erzählet, Widukind, der erſte chriſtliche Fürſt in Sachſen, habe Kaiſer Karlen zugelaſſen, bei ihm in ſeinem Schloſſe an der Weſer einen biſchöflichen Sitz zu machen, denn ſie mochten beide Weite genug darin haben, und ſprach Widukind zum neuen Biſchofe alſo: „Es ſoll mein gut Schloß Viſingen, ſo an der Weſer gelegen, auch mein und dein ſein zu gleichem Recht.“ Daher wurde es nachmals in der ſächſiſchen Sprache Myndyn genannt, aber mit der Zeit iſt aus Myndyn Mynden geworden und das y verwandelt worden in ein e.

283.

Altena.

Die Cronycke van Hollant, Zeelant ende Vrieslant. Delft. 1585. fol. 54 d.

Zu den Zeiten Kaiſer Heinrichs V. im Jahre 1112 lebten zwei Gebrüder aus dem edeln Stamme der Urſi-

nen, deren hieß der Eine Adolf und der Andere Everhard. Dieſe hatte Kaiſer Heinrich überaus lieb gewonnen und um ſie noch mehr an ſich zu feſſeln, ſchenkte er ihnen Wohnplätze in Weſtphalen, die ſie ſich ſelbſt ausgewählt hatten, um daſelbſt ihre Schlöſſer zu bauen. Adolf, der Aeltere, begann alsbald ſeine Burg zu zimmern und das war an einer Stelle, die man die Wolfshecke nannte, ganz nahe den Gränzen der Grafſchaft Arnsberg. Als der Graf von Arnsberg davon hörte, ſandte er Boten an Adolf und ließ ihm ſagen, daß er nicht weiter bauen dürfe, denn das Schloß ſtände ſeiner Grafſchaft Gränzen allzunah. Davon bekam das Schloß den Namen Altena. Die Brüder kehrten ſich aber nicht daran und befeſtigten die Burg ſo ſehr, daß der Graf es vergeblich belagerte und mit Schimpf und Schande abziehen mußte.

284.

Wimpfen.

Antiquarius der Neckar=Main=Moſel= und Lahnſtröme. 182.
G. Schwab Wanderungen durch Schwaben S. 47.

Als König Etzel mit ſeinen Hunnen in Deutſchland wüthete, da flüchteten die Umwohner der nunmehrigen Stadt Wimpfen in die Mauern derſelben und ſuchten da Schutz und Zuflucht vor der Gottesgeißel. Dieſer belagerte das Städtlein und eroberte es nach langem Widerſtande; als er nämlich einmal gegen die Thore ſtürmte, da brach ein Thorflügel und die ganze Macht der Hunnen ſtürzte nun in die Straßen. Mit unmenſchlicher Grauſamkeit wütheten die Barbaren unter der Einwohnerſchaft, beſonders unter den armen Frauen, denen ſie die Brüſte abſchnitten, damit ſie ihre Kinder nicht

fürder ſäugen könnten. Zum Andenken an dieſe ſchaudervolle Marter der Frauen hieß man den Ort von da an Weibpein, woraus ſpäter Wimpfen geworden iſt.

285.
Habdank.

Cromeri de orig. et rebus gestis Polonor. l. XXX. Basil. f. 114.

Kaiſer Heinrich (V) hätte Polenland gerne ſich ſeinem Scepter beugen ſehen und rückte darum mit Heersmacht den Polen immer mehr zu Leibe. Da ſandte Boleslaus eine Geſandtſchaft an ihn und ließ ihn um Frieden gegen billige Bedingungen bitten. Heinrich wollte aber keine andern Bedingungen, als, daß Polen ſich unterwerfe und dem römiſchen Reiche tributär werde. Als die Geſandten das hörten, da ſprachen ſie, zu ſolchem Preiſe glaubten ſie nicht, daß die Polen den Frieden erkaufen wollten. Darob erzürnte der Kaiſer, führte ſie zu ſeinem Schatze und zeigte ihnen denſelben, der unermeßlich war; dann ſprach er: „Sehet, damit will ich Polen ſchon demüthigen.“ Als der Erſte der Geſandten, Graf Skarbik das hörte, zog er einen Ring von mächtig großem Werthe vom Finger, warf ihn zu des Kaiſers Schatz und ſagte: „Dann wollen wir dies Gold noch zu dem Golde fügen.“ Heinrich begriff das Wort wohl, aber er ſprach nichts mehr als: „Habdank.“ Davon blieb dem Grafen der Name Habdank und die Familie iſt noch nicht ausgeſtorben, führt ihn noch immer.

286.

Leonhardi Eſelsritt.

Mündlich in Flandern.

Sankt Leonhard kam einmal durch einen großen Buſch und hörte daſelbſt einige Schritte vom Wege ab ein großes Geweine und Gewimmer. Als er darauf zuging, da war da ein König, der mit ſeiner Königin durch den Wald hatte ziehen wollen, und die Königin war im Walde von Geburtswehen überfallen worden; ſchon hatte man alle Aerzte, die nur zu finden waren, geholt, aber die konnten der Königin nicht helfen. Als die Herren den heil. Leonhard nun ſahen, da ſprachen ſie zum König, er ſolle den erſuchen, daß der für die Königin bete; das werde ihr ſicherlich helfen. Da ging der König zu dem Heiligen und fiel auf die Knie vor ihm und flehte ihn, für die Königin zu beten. Sankt Leonhard kniete nieder und bat zu Gott, daß er der Königin eine gnädige Erlöſung ihrer Frucht ſchenken wolle, und kaum hatte er das Gebet geendet, da gebar ſie glücklich einen jungen Sohn und fühlte bald darauf ſich ſo wohl, als ob ihr nie etwas gefehlt hätte. Der König war ſo erfreut darob, daß er nicht wußte, wie er Sankt Leonhard dafür danken ſolle; er ließ all ſein Gold und Silber holen, was er bei ſich hatte, und alle Edelgeſteine und andere Koſtbarkeiten dazu und wollte die dem heil. Leonhard ſchenken. Der aber ſprach, er bedürfe dieſer Sachen nicht und der König ſolle ſie an Witwen und Waiſen ſchenken, das wäre Gott wohlgefällig. Da ſprach der König: „Dann ſchenke ich euch dieſen ganzen Wald zu einem Eigenthume, dieweil ihr doch nur ein ſtill und einſam Leben begehret.“ Sankt Leonhard antwortete: „Nein, den ganzen Wald will ich nicht, ſondern nur ein Stück davon und zwar ſo viel, als ich in

dieſer Nacht mit meinem Eſelein umreiten mag.“ Deß war der König zufrieden und Abends begann Sankt Leonhard ſeinen Ritt und der König ließ den Weg, den er nahm, mit ſteinernen Säulchen abzeichnen. Später ließ Leonhard noch ein Kirchlein daſelbſt bauen und weihte das ein zur Ehre der heil. Mutter Maria.

287.

Kaiſer Karl und der Rübenkäs.

Mündlich.

Vermaekelyken Klugtvertelder ofte opregten Guychel-Boek. Gent. S. 16.

Als Kaiſer Karl (V) noch jung war, da kam er einmal im Waeslande zu einem Bauer und bat denſelben, ihm etwas zu eſſen zu geben. Der Bauer hatte grade zwei leckere Käſe mit Rüben gefüllt im Hauſe und ſetzte den einen dem Karl vor als das Beſte, was er habe; den anderen gab er ihm mit. Karl wollte ſich dankbar dafür bezeigen und ſchenkte dem Bauer ſo viel Land dafür, als er in zwei Tagen mit zwei Pferden umwerfen könne. Da war nun der Bauer überglücklich und wenige Stunden nachher wußte das ganze Dorf davon. Sein Nachbar aber, ein reicher Gutsbeſitzer dachte, dem Kaiſer etwas Edleres und Schöneres zu verehren als einen Rübenkäs, und kaufte zwei ſchöne Kutſchpferde, zog dem Kaiſer nach und ſchenkte ihm die Pferde. Da dankte der Kaiſer ihm höflich und ließ den einen Rübenkäſe bringen, den er noch ganz hatte, ſchenkte dieſem hinwieder dem Gutsbeſitzer. Der war deß aber wenig zufrieden und murrte vernehmlich darob. „Was murrſt du?“ fragte Karl, „der Käſe hat mir mehr gekoſtet, als dir deine Pferde.“

288.

Recht der Beſenbinder.

Klugtvertelder S. 40.
De heerlyke en vrolyke daden van Keyzer Carel V. S. 52.

Einmal verirrte Kaiſer Karl ſich auf der Jagd und kam nach langem Wandern endlich an eine Bauerhütte; da klopfte er an, der Bauer öffnete ihm und frug, was ſein Begehren wäre. Karl frug ſich fürs Erſte ein wenig Speiſe und Trank und alsbald flog der Bauer mit ſeinem Weib und deckten die Tafel und trugen auf, was ſie hatten. Dann flüſterte der Bauer der Frau in's Ohr: „Sag, ſollen wir dem Herrn nicht ein Stück Hirſch geben?" — „Wie du meinſt," ſprach die Frau und der Bauer ging und holte einen prächtigen Hirſchbraten, ſetzte den dem Karl vor und ſprach: „Herr, da hab ich noch etwas, aber das geb' ich nur unter dem Beding, daß ihr dem Kaiſer nichts davon ſaget." — „Gott bewahre," ſprach der Kaiſer und hieb tüchtig in das Fleiſch, denn er hatte großen Hunger. Als er ſich endlich ſatt gegeſſen und getrunken hatte, gab er dem Bauer eine kleine Verehrung, ließ ſich von ihm auf den rechten Weg führen und nahm Abſchied. Am andern Tage aber ſchickte er wieder zu ihm und ließ ihn an Hof holen. Der Bauer meinte, der fremde Gaſt hätt' ihn beim Kaiſer verrathen, und ſtand Todesangſt aus; als er aber in den Saal kam und den Karl erkannte, da ward es ihm ein bischen beſſer zu Muthe. „Wie ſoll ich dir die Mahlzeit von geſtern vergelten?" frug der Kaiſer und der Bauer antwortete, er begehre nichts mehr, als ſein Lebenlang frei Beſenreis ſchneiden zu mögen. „Gut, und binde viel Beſen und komm morgen wieder," ſprach der Karl.

Am andern Morgen kam der Bauer mit ſeinem

Weib und hatten einen ganzen Karren voll Beſen bei ſich. Da ließ Karl verkündigen, „es dürfe keiner zu ihm kommen, ſonder einen Beſen, der bei dem Bauer gekauft ſein müſſe.“ Nun kauften alle Hofleute ſich Beſen, das Stück zu einer Piſtole und der Bauer bekam ein ſchön Häuflein Geld zuſammen und war ein reicher Mann. Zugleich ließ der Kaiſer an dem Tage ein Gebot ausgehen, „daß von da ab ein Jeglicher frei Beſenreis möge ſchneiden zu ewigen Tagen, nur müſſe er tragen einen Holzſchuh und einen Schlappſchuh oder Schluffen.“

289.

Von den vier Träumen.

Klugtvertelder S. 20.
De heerlyke en vrolyke daden van Keyzer Carel V. S. 62.

Kaiſer Karl war einmal auf der Jagd und hatte ſich zufällig von ſeinem Gefolge etwas entfernt; er kam in eine Herberge, wo vier Räuber wohnten. Denen lachte das Herz, als ſie eine ſo ſchöne Beute in ihren Händen ſahen, und ſie fingen an, untereinander Träumen zu ſpielen. „Mir träumt,“ ſprach der Erſte, „man müſſe dem Grünling da ſeinen Hut vom Kopfe nehmen.“ — „Und mir träumt,“ fuhr der Zweite fort, „man müſſe ihm ſein ſchönes Wamms ausziehen.“ — „Mir träumt,“ hub der Dritte an, „die prächtige Hoſe habe er nicht nöthig und die könne er uns ſchenken.“ — „Und ich habe den beſten Traum,“ ſprach der Vierte, „denn mir träumt, die goldne Kette mit dem ſilbernen Flötchen, die er am Halſe trägt, falle ihm zu ſchwer und wir müßten ihn von derſelben entlaſten.“ — „Das ſind artige Träume,“ ſprach Karl, „aber ehe ich euch das

alles erfüllen kann, laſſet mich noch ein Stückchen auf meinem Flötchen ſpielen, ihr ſollet ſehen, es hat wunderbare Kräfte." Darob wurden die Räuber neugierig und ſie geſtanden ihm das zu. Da ging er an die Thüre und pfiff dreimal aus allen Kräften und augenblicks kam ſein ganz Gefolge zugelaufen. Da ſprach Karl: „Nun iſt die Reihe an mir, daß ich auch träume. Mir träumt nämlich, man müſſe euch alle Viere zur Stunde hier vor dem Hauſe aufhängen." Alſo geſchah es auch und das war das Ende von den vier Träumen.

290.

Der gekrönte Schuh.

Mündlich.

Klugtverfelder S. 18.
De heerlyke en vrolyke daden van Keyzer Karel V. S. 81.

Es geſchah einmal binnen Brüſſel, daß die Frau eines Schuhlappers zu Markte ging und allda eine recht fette Gans kaufte. Kaiſer Karl ſah das und ſandte ihr einen ſeiner Diener nach, um zu erfahren, wo ſie wohne; als er das wußte, ging er Abends zu ihr in ihren Keller, hatte zerriſſene Stiefeln an und bat den Schuſtermeiſter, die Löcher mit ein Paar Stichen zuzunähen. Der Schuhlapper ſprach, er habe den Abend keine Zeit dazu, denn heut wäre ſeine Verganſung und in ſo fröhlicher Zeit nehme er keinen Schuh in die Hand. Inzwiſchen deckte die Frau den Tiſch und ſetzte die Gans darauf und die roch ſo lecker, daß dem Kaiſer der Mund wäſſerte. „Ihr habt mir zwar mein Begehr abgeſchlagen und meine Stiefeln nicht machen wollen," ſprach er zu dem Schuſter, „aber eure Gans riecht mir ſo gut in der Naſe, daß ich euch dafür Dank ſchuldig bin,"

und mit den Worten gab er dem Schuſter ein Stück Geld, um ein Fläſchchen Wein dafür zu kaufen. Früher hatte der Mann zwar den Kaiſer auf die Hobokenheide*) gewünſcht, nun aber war er ſo vergnügt als je, bat ihn niederzuſitzen und legte ihm von der Gans und von allem andern vor, was da war, und Karl aß und trank und erluſtigte ſich weidlich in dem Schuhlapperskeller, ſchied auch erſt ſpät in der Nacht.

Am andern Tage ließ er den Schuſter zu ſich an den Hof entbieten. Im erſten Augenblicke faßte den Meiſter große Furcht, doch überwand er die bald und machte ſich auf den Weg. Als er nun den Kaiſer ſah und ſeinen Gaſt wiedererkannte, da wurde es ihm doch wieder unheimlich zu Muthe, doch der Kaiſer that gar freundlich und fragte ihn, welchen Lohn er für die leckere Abendmahlzeit begehre? Der Meiſter bedachte ſich einen Augenblick und ſprach dann, ſo möge der Kaiſer denn ſeiner Zunft zum Andenken an dieſen Vorfall einen gekrönten Schuh in's Wappen geben, welches Karl zu allgemeiner Freude der ganzen Stadt zugeſtanden.

291.

Der Kauf von Flandern.

Jean D'Hollander, sur la révolte des Gantois en l'an 1539 p. 89—93. 123.

Ph. Blommaert im Kunſt= en Letter=Blad I. S. 71.

Als Kaiſer Heinrich IV. zu Aachen gekrönt wurde, kamen die Lehensträger des Reichs dahin, ihm ihre Huldigung zu bringen. Unter ihnen waren auch die Grafen von Flandern und Holland. Da gab es viele Feſte

*) bei Antwerpen, der deutſche Blocksberg.

und Spiele und Turniere; in einem dieſer letztern warf der Graf von Flandern den von Holland in den Sand. Das ärgerte Floris und er war darob gar ſchlecht auf Balduin zu ſprechen. Am andern Tage traf er ihn im Palaſte und forderte ihn zu einem Spiele Schach auf. „Meine Einlage iſt die Grafſchaft Holland," ſprach er. „Ich wage es," erwiderte Balduin, „ich ſetze Flandern ein, obſchon allein meine Landſchaft Waes mehr werth iſt als euer ganzes Holland." Da ſetzten ſich die Grafen zum Schachtiſche und begannen ihr Spiel. Endlich rief der von Holland plötzlich: „Schach, euer Flandern iſt mein," und Balduin hätte ſeine Grafſchaft verloren gehabt, wäre der Kaiſer nicht dazwiſchengekommen und hätte der nicht eine große Summe Goldes zum Abkauf feſtgeſetzt. Balduin wandte ſich zu den Ständen von Flandern, damit dieſe ihm die Summe bewilligten, doch die ſchlugen es ihm ab. Da bat er die größern Städte ſeines Landes darum, doch auch dieſe weigerten ſich, ſie zu zahlen. In der Noth ſprang die Stadt Gent ihrem Grafen endlich bei und bezahlte allein die ganze Summe. Dafür wollte ſich Balduin dankbar beweiſen und geſtand ihr das große Privilegium zu, welches ſeitdem der „Kauf von Flandern" hieß, worin ſie zur Hauptſtadt des Landes erhoben wurde und der Graf ſich verpflichtete, fortan keine Abgaben in Flandern zu erheben, ohne vorher die Zuſtimmung der Stadt dazu erlangt zu haben.

292.

Heinrichs Spritzchen.

Lenglet-Dufresnoy recueil de dissertat. anc. et nouv. sur les apparitions, les visions et les songes. Avignon 1751, I, p. CXXVIII.

Als Kaiſer Heinrich III. noch ſehr jung war, da ſchenkte ihm einmal ein Prieſter ein kleines ſilbernes

Spritzchen, womit die Kinder gewöhnlich zu ſpielen pfle-
gen; da ſprach der Knabe: „Dafür daß du mir das Spritzchen geſchenkt haſt, will ich dich zum Biſchofe machen, wenn ich einmal Kaiſer bin.“ Des Verſprechens erinnerte ſich Heinrich wohl, als er im Jahre 1039 gekrönt wurde, und er ma chteden Geiſtlichen zum Biſchofe. Das blieb aber nicht lange ungeſtraft, denn der Kaiſer fiel bald darauf in eine heftige Krankheit, worin er drei Tage ohne alle Beſinnung lag; ſein ſchwach nur gehender Puls war das einzige Zeichen von Leben, welches blieb. Alle Biſchöfe, die am Hofe waren, baten den Himmel um des Kaiſers Erhaltung, thaten Gelübde und ordneten Faſten auf drei Tage an, worin ſie ſelbſt den Volke mit ehrenwerthem Beiſpiel vorgingen. Der Kaiſer wurde auch wieder geſund, ließ aber zur Stunde den Prieſter vor ſich kommen, den er ſo ſchnell zum Biſchofe gemacht, ſetzte ihn ab und beraubte ihn ſeiner Würde nach vorher gehaltenem Rathe. Als keiner nun dies wunderliche Urtheil begreifen konnte, da ſprach der Kaiſer, wie er in ſeinem dreitägigen Schlummer von den böſen Geiſtern gequält worden, die ihm mit demſelben ſilbernen Spritzchen, welches der Prieſter ihm geſchenkt, ein ſo heftig Feuer zugeſpritzt hätten, daß alles irdiſche Feuer nicht damit verglichen werden könne. Alsdann ſei aber ein ſchöner Jüngling gekommen, der einen Kelch voll Waſſer über ihn ausgegoſſen, wodurch das Feuer alsbald gelöſcht worden wäre. Darnach habe er ſeine Geſundheit mit ſeiner Beſinnung wiedergewonnen.

293.

Berthold von Wittelsbach.

Caesar. heisterb. dial. miracul. VI. c. 26.

Pfalzgraf Berthold von Wittelsbach war ein überaus ſtrenger Richter und wer auch nur eines Pfenniges Werth geſtohlen hatte, der mußte nicht auf ſeine Gnade rechnen. Ich habe ſelbſt gehört, daß er jedesmal, wenn er ausritt, Stricke an ſeinem Gürtel mit ſich trug, damit der Schuldigen Strafe keine Zögerung leide. Eines Morgens ſtand er früh auf und knüpfte nach Gewohnheit einen Strick an ſeinen Gürtel. Da hörte er eine Stimme aus der Luft, welche ihm zurief: „Berthold, den Erſten, welcher dir vor deinem Schloſſe begegnet, hänge auf mit dem Stricke!" Berthold machte ſich ſchnell fertig und verließ ſein Schloß; der Erſte, der ihm aber begegnete, war einer ſeiner Schulzen. Das that dem Pfalzgrafen leid, denn er hielt viel auf den Mann, und er ſprach zu ihm: „Es iſt mir nicht lieb, daß du mir begegneſt." Darauf frug der Schulze: „Warum denn?" — „Weil ich dich aufhängen werde," antwortete Berthold. Der Schulze frug erſchrocken: „Warum ſoll ich denn aufgehängt werden?" und der Pfalzgraf entgegnete: „Das weiß ich nicht; bringe aber deine Sachen in Ordnung und ſäubere dein Gewiſſen, denn ich kann Gottes Stimme nicht ungehorſam ſein." Als der Schulze nun ſah, daß keine Rettung für ihn war, ſprach er: „Der Herr iſt gerecht; viel Miſſethaten habe ich begangen, manchen Todtſchlag und Raub habe ich auf meiner Seele; euch, Herr Pfalzgraf, war ich nie getreu und der Armen habe ich nie geſchont." Alle die das hörten, ſtanden erſtaunt darob und bewunderten Gottes Rathſchlüſſe.

Weil der Pfalzgraf aber ſtets ſo ohne Gnade rich-

tete, fand er au[illegible] keine Gnade, als Heinrich, der Marſchall des Königs Philipp, welchen Berthold erſchlagen, ihn niederfällte.

294.

Kaiſer Friedrich und die beiden Aebte.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. VI. c. 15.

Unter Kaiſer Friedrich I., des nun lebenden Friedrichs Großvater, fiel eine Abtsſtelle in einer der kaiſerlichen Abteien frei; für dieſe hatte man zwei Mönche gewählt, wußte aber nicht, welchen von beiden man nehmen ſollte. Da ſammelte der Eine eine große Summe Geldes in dem Kloſter und brachte das dem Kaiſer, damit der die Wahl auf ihn möge fallen laſſen, und der Kaiſer nahm es an und verſprach ihm ſeine Hülfe. Bald darauf aber hörte der Kaiſer, daß der andere ein Mann von gar guten Sitten ſei und der Ordensregel treulich folge, und er rief ſeinen Rath zuſammen und frug den, wie er den Unwürdigen von der Stelle ausſchließen und dem Würdigen ſie ſchenken ſolle. Da ſprach einer der Räthe: „Herr, ich habe gehört, daß dieſe Mönche ihrer Regel gemäß ſtets eine Nähnadel mit ſich tragen müſſen. Wenn ihr nun im Kapitel ſitzet, dann bittet den, der euch das Geld gab, euch mit ſeiner Nadel in die Finger zu ſtechen; hat er keine Nadel bei ſich, dann habet ihr Gelegenheit, gegen ihn zu ſtimmen, weil er ſeiner Regel nicht folgt.“

So geſchah es denn auch und nachdem der eine Mönch ſich entſchuldigt, er habe keine Nadel, ſprach der Kaiſer zu dem andern: „Herr, dann leihet ihr mir eure Nadel;“ der zog die Nadel flugs hervor und bot ſie dem Kaiſer. Da ſprach Friedrich: „Ihr ſeid eures Ordens

würdig und auch ſo großer Ehre, wie Einige euch zugedacht. Ich hatte beſchloſſen, die Stelle eurem Gegner zu geben, aber der hat dieſelbe durch ſeine Unordnung verloren. Wenn er in ſo kleinen Dingen ſeine Regel nicht befolgt, wie wird es mit größern und wichtigern erſt ergehen!" So wurde der Mönch durch ſeine Nadel zum Abte.

295.

Der alte Schwan.

Beſchryving der ſtad Ypre. Ms. der Stadtbibliothek zu Ypern. s. a.

Im Jahre 1307 auf den zweiten Tag einer Hochzeit geſchah es in Ypern, daß einige der Hochzeitgäſte nach dem Eſſen in einem kleinen Nachen die Stadtgräben durchfuhren. In dieſen Gräben befanden ſich ſeit drei Jahren zwei große Schwäne, die in einem Schwanhäuschen inmitten des Waſſers wohnten. Während die Gäſte nun ſo herumruderten, ſahen ſie, wie von ferne ein großer, alter Schwan herangeflogen kam, der ſich auf das Waſſer niederließ. Das ſahen die zwei andern Schwäne aber nicht ſobald, als ſie auf ihn zuſchwammen und ihn angriffen. Der große Schwan vertheidigte ſich gar wohl, doch das half ihm wenig, die Gäſte liefen und holten Bogen und Pfeile und ſchoſſen auf ihn, daß er todt ins Waſſer niederſank. Dann zogen ſie ihn aufs Land und gaben ihn den Knechten, um ihm die ſchönſten Federn auszureißen. Da fand man unter den Federn ein Halsband von feinem Golde, welches zwei Daumen breit war und auf dem die Worte ſtanden:

Dieſes Halsband iſt dieſem Schwane umgelegt worden durch Ludwig VI, König von Frankreich, zu Zei-

ten des Todes Karls des Guten zu Ypern im Jahre 1127.

Dieſer Schwan war alſo über 180 Jahre alt, welches nicht ſchwer zu glauben iſt; denn man rechnet die Lebenszeit eines Hundes zehn Jahr und drei Lebensalter eines Hundes auf das eines Pferdes, drei eines Pferdes auf das eines Menſchen, drei Lebensalter eines Menſchens aber auf das eines Schwanes, drei eines Schwanes auf das eines Hirſches und drei eines Hirſches auf das eines Drachen, welches ausmacht 2130 Jahr.

296.

Tauben weiſen den Weg.

M. Steyt, Leven ende mirakelen der heil. Baſinus, Gerulphus en Adelgundis. Gent 1813. (aus hdſchr. und mündlichen Quellen.)

Zu Dronghen bei Gent ſteht in der Abteikirche ein wunderthätig Marienbild; das iſt folgendermaßen dahin gekommen.

Ehedem ſtand es zu Terenburg (Teruanen), wurde daſelbſt fleißig geehrt von einem frommen Mönche. Als der aber ſpäter Biſchof wurde, gedachte er des Bildes nicht mehr ſo viel und das misfiel der heiligen Magd ſo ſehr, daß ſie nicht fürder in der Kirche bleiben wollte, ſondern eines Morgens auf der öſtlichen Kirchenmauer gefunden wurde. Zugleich ſah man zwei weiße Tauben, die mit einer Wolke von Weihrauch hinzuflogen, ſo daß es ſchien, als habe die Kirche in Brand geſtanden. Erſtaunt ob des Wunders, nahm man das Bild und trug es mit viel Ehrerbietung wieder in die Kapelle, doch am folgenden Morgen fand man es wieder auf der Mauer. Da erkannte man, daß das Bild nicht länger da bleiben wollte, und man ließ ein Gebot ausgehen,

daß ein Jeder, der funfzehn und mehr Jahre alt wäre, kommen und einer Prozeſſion beiwohnen ſolle, in welcher man das Bild umtrage und Gott flehe, daß er ein Zeichen gebe, welchen Ort er für das Bild beſtimmt habe. Ein blinder Prieſter hatte inzwiſchen von dem Wunder gehört, nahte dem Bilde mit einem Tuche, womit er zuerſt das Bild und dann ſeine Augen beſtrich, und wurde zur Stunde ſehend. Da nahm der Prieſter das Bild auf und trug es in der Prozeſſion und die zwei Tauben flogen vor den Fahnen her und wieſen den Weg; und ſie flogen weiter und immer weiter bis gen Kortryk. Da verſammelte der Biſchof eine große Menge Volkes und ſie folgten alle dem Bilde nach Grünenthal (Groenendale) und von da nach Sankt Peter zu Gent, von Sankt Peter zu Sankt Bavo in derſelben Stadt. Doch ruhten die weißen Tauben auch da nicht; ſie erhoben ſich wieder und flogen weiter nach Baudeloo und von da nach Saleghem und die Prozeſſion mit dem Bilde folgte ihnen. Zu der Zeit befand der Graf von Flandern ſich juſt zu Baudeloo und Tercluyſen und als er von dem Wunder hörte, gebot auch er, daß Alle, die funfzehn Jahr und mehr zählten, in Leinwand und barfuß dem Bilde folgen ſollten, ſoweit wie die Tauben fliegen würden. Dadurch kam eine ſo große Menge Volkes zuſammen, daß man von Stadt zu Stadt ſandte, um Nahrung zuſammen zu bringen, und immer noch wuchs die Menge. Von Saleghem nun flogen die Tauben weiter in eine Wildniß zu Hülſterloo; da ſetzten ſie ſich auf einen Baum und bauten ein Neſt, gaben alſo zu erkennen, daß dies die von Gott für das Bild erkorene Stätte ſei. Man ſtellte auch das Bild unter den Baum und der Prieſter, der ſehend geworden war, baute unfern eine Siedelei, wo er ſein Leben lang inwohnen blieb und in der ihm viel andere Einſiedler

folgten. Später iſt allda eine Kirche gebaut worden und einige Prämonſtratenſer Abteiherren von Dronghen gingen hin, um des Gottesdienſtes in derſelben zu pflegen.

Das dauerte alſo bis in's 16. Jahrhundert, da kamen die Geuſen, nahmen das Bild und warfen es in ein großes Feuer; es iſt aber nicht verbrannt, obſchon es nur von Holz iſt, nur hier und da ſprang die Farbe ab. Später hat man es von neuem bemalen wollen, doch hat es keine Farbe angenommen.

Als Hülſterloo endlich durch die Gewalt der Waſſer zu Grunde ging, hat man das Bild aus der Kirche genommen und gen Dronghen gebracht, wo es noch zu ſehen iſt. Schwangere Frauen thuen Gelübde dazu, um eine glückliche Niederkunft zu erlangen.

297.

Kukuk täuſcht den Mönch.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. V, c. 17.

Abt Theobald von Eversbach erzählte oft Folgendes. Ein Laienbruder hörte eines Frühlings den Kukuk und zählte, wie oft der Vogel ſeinen Namen ſchrie, und zählte bis zu zweiundzwanzig. „Oh," ſprach er alsdann, „ich habe noch zweiundzwanzig ganzer Jahre zu leben; was ſoll ich all die Zeit im Kloſter thun? Nein, da gehe ich lieber noch für ein Jahr oder zwanzig in die Welt zurück und komme für die zwei letzten Jahre wieder." Das that er auch, aber er fand ſich garſtig von dem argen Satan betrogen, denn er lebte nur noch zwei Jahre und ſtarb alsdann.

298.

Die verjagten Schwalben.

Die Chronicke van Hollant, Zeelant ende Vrieslant. Delft. 1585. f. 70.

Biſchof Egbert las eines Tages Meſſe in Sankt Peters Dom zu Trier, da kam eine Schwalbe und ſchmiß ihm auf ſein Haupt. Da erzürnte der Biſchof und erwarb von Gott, daß keine Schwalbe mehr im trierer Dome leben bleiben konnte. Das befindet ſich noch alſo, wie man ſagt; denn fliegt eine Schwalbe in den Dom, die iſt verwünſcht und ſtirbt von Stund an.

299.

Fröſche verjagt.

Mündlich.

Johann das Lamm betete eines Tages in der Gegend von Namür; doch mitten in ſeinem Gebete begann eine zahlloſe Menge von Fröſchen in der Nähe zu ſchreien Quakquak. Das ſtörte den Heiligen ſo, daß er nicht fürder beten konnte, und in heiligem Zorne beſchwur er die Fröſche, für ewig von dem Orte zu weichen. Die Fröſche ſchwiegen zur Stunde und hüpften alle weg.

300.

Sankt Marten und der Teufel.

Mündlich.

Neben der Kirche der alten Abtei von Ackerghem zu Gent iſt ein kleines Sträßchen, welches nach dem Waſſerthore, Scheiergat genannt, führt. Durch dies Sträß-

chen kam einſt Sankt Marten geritten und der Teufel kam von der andern Seite. „Aus dem Wege!“ rief Sankt Marten, aber der Teufel ſprach: „Ich habe hier ſoviel Recht, als du.“ — „Aus dem Wege!“ rief Sankt Marten zum andern Male, doch der Teufel wollte nicht und ſprach: „Das thue ich nicht.“ — „Aus dem Wege!“ ſchrie Sankt Marten, der nun gewaltig böſe wurde, aber der Teufel lachte und ſprach wieder: „Nein, ich thue es nun einmal nicht.“ Da erzürnte Sankt Marten noch mehr und faßte den Teufel bei der Kehle und drückte ihn dermaßen gegen die Mauer, daß der Böſe durch und durch fuhr. Das Loch, welches dadurch entſtanden, hat man nie zumachen können und iſt daſſelbe noch heutigen Tages zu ſchauen.

301.

Der Wolf des heil. Remaklus.

Mündlich.

In der Umgegend von Stavelo ſieht man häufig auf Wirthshausſchildern Sankt Remaklus und hinter ihm einen Wolf, der zwei mit Erde gefüllte Körbe trägt. Die Sage erzählt, daß, als der Heilige die Fundamente zu der Abtei legte, ein Wolf von ſelbſt kam und ihm Erde und Steine zutrug.

302.

Teufelsſtein zu Cleve.

Mündlich.

Zu Cleve liegt ein großer Stein vor der Kirchthür, darin ſieht man des Teufels Klauen abgedrückt. Es hat folgende Bewandtniß damit.

Ein Pfarrer von Cleve hatte mit dem Teufel gewettet, er wolle eher eine Meſſe leſen, als Satan einen Stein, deſſen man zu einer Säule in der Kirche bedurfte, aus dem Lande jenſeits der See holen könne. Der Teufel ging die Wette ein und der Pfarrer begann die Meſſe, eilte ſich aber ſo ſehr, daß er ſie in drei Minuten geleſen hatte. Es dauerte noch eine Zeit lang, ehe der Teufel mit dem Steine kam; als der aber den Pfarrer an der Kirchthüre ſtehen und ſein warten ſah, ſchmiß er wüthend den Stein hin, indem er ſchrie: „Das iſt nicht zu verwundern; das häßliche Weib, welches auf deinem Altar ſtehet, hat mich zu dreien Malen in die tiefſte Tiefe der See geſtoßen.“ Unter dem häßlichen Weibe aber verſtand er die heilige Mutter Maria, welche dem Pfarrer zu Hülfe gekommen war.

303.

Von dem Maler und dem Teufel.

Vincent. speculum historiale l. VII. c. 104. ed. 1494. f. 82. v.

Ein frommer und durch ſeine Kunſt in ganz Flandern hochberühmter Maler pflegte den Teufel ſtets ſo häßlich und ſo abſcheulich zu malen, als er nur konnte. Darüber erzürnt, erſchien der Satan ihm in einer Nacht und drohte ihm gar ſehr, wenn er das noch ferner thun würde, aber der Maler kehrte ſich nicht daran und malte ihn nun noch viel häßlicher denn zuvor. Eines Tages nun ſollte er in der Vorhalle einer Kirche ein Liebfrauenbild malen und da gab er ſich denn alle Mühe, um das Bild in rechter Pracht und Glorie darzuſtellen. Da nun geſchrieben ſteht: „Und der Schlange ſoll ſie den Kopf zertreten,“ ſo malte er unter der Muttergottes Füße den Teufel und wie immer in finſtern, ſchwarzen Farben

und ſo häßlich, als er es nur vermochte. Darüber wurde der Satan jedoch nicht wenig böſe; er frug und erhielt von Gott die Macht, dem frommen Maler zu ſchaden, aber es fiel zu ſeiner Schande aus, und zur größern Ehre Chriſti und deſſen heiliger Mutter. Eben war nämlich der Maler noch auf ſeinem Gerüſte mit dem Teufelsbilde beſchäftigt, als ein plötzlicher Sturmwind alles untereinander und zu Boden warf. Der Maler konnte nichts anders in dem Augenblicke thun, als Herz und Hand zu der Gottesmutter erheben und ſiehe, nicht vergebens, denn Maria ſtreckte ihre Hand aus und hielt ihn feſt, ſo daß er nicht fallen konnte; worob alle Anweſenden Gott lobten und des Satans ſpotteten.

304.
Ritter Walters Geſicht.

Caesar. heisterb. dial. mirac. XII. c. 5.
Quatuor nouissima cum multis exemplis pulcherrimis. Dauentriae 1489. bl. 52. v.

In einem Dorfe des Bonner Gebietes lebte ein Ritter mit Namen Walter; der war unſerer lieben Frau gar zugethan und eine Ehre ſeines Standes. Dieſer wurde einmal ſchwer krank. Als er eines Tages allein im Bette lag, ſah er den Teufel am Fußende ſtehen; der hatte ein Geſicht, wie eines Affen, und Hörner, gleich einer Ziege. Anfangs erſchrak Herr Walter über die Maßen, doch er ermannte ſich bald und fragte den Satan: „Wer biſt du? Woher kommſt du? Und was ſucheſt du hier?“ Der Böſe antwortete: „Ich bin der Teufel und komme, deine Seele zu holen.“

„Mach dich dann nur auf und davon,“ ſprach der

Ritter, „meine Seele bekommſt du nicht; ich habe mich Chriſto befohlen.“ — „Wenn du mir folgen wollteſt,“ fuhr der Teufel da fort, „und mir dienſtbar werden, dann ſollteſt du nicht nur deine Geſundheit wieder bekommen, ſondern ich würde dich dazu noch reicher machen, als einer deines Geſchlechtes es iſt.“ — „Ich habe genug,“ antwortete Walter, „und bedarf deiner trügeriſchen Güter nicht. Woher wollteſt du denn wol die Schätze nehmen?“ — „Innerhalb deines Burghofes liegen deren unendliche verborgen,“ ſprach der Teufel. Dies Geſpräch hatte den Ritter ermuthigt und er fragte den Böſen: „Sage mir doch, wo iſt die Seele Wilhelms, des Grafen von Jülich, der nur vor einiger Zeit ſtarb?“ Der Teufel fragte hinwieder: „Kenneſt du die benachbarten Schlöſſer Wolkenburg und Drachenfels?“ — „Die kenne ich,“ ſprach der Ritter, und der Böſe fuhr fort: „Dann ſage ich dir bei meiner Treue, wenn dieſe Schlöſſer nebſt den Bergen, auf denen ſie ſtehen, von Eiſen wären und der Stelle nahe kämen, wo Wilhelms Seele ſich befindet, dann ſchmölzen ſie, ehe deine obere Augenwimper die untere berühren könnte. Das iſt aber nur ein Milchbad,“ fügte er lachend hinzu, „die rechte, behörliche Strafe wird er erſt in der Folge empfangen, wenn ſeine Seele den Körper wieder annimmt.“ Da fragte der Ritter weiter, wie es mit der Seele Heinrichs, des Grafen von Sayn ſtände. „Ah, die haben wir natürlicherweiſe,“ antwortete der Teufel; ſagte aber nichts Näheres über deſſen Strafe. „Und die Seele meines Vaters, wie geht es der?“ fragte der Ritter. „Die hatten wir einundzwanzig Jahre“ ſprach der Böſe, „aber die Einäugige und der lauſige Kahlkopf, der auf deinem Speicher liegt, haben ſie uns entriſſen.“ Die Einäugige nannte er nämlich des alten Ritters Frau, die durch ſtetes Weinen ein Auge verloren hatte; lauſigen (pediculo-

sus) Kahlkopf aber ſeinen Sohn Theoderich, der in einen Orden getreten und eben gekommen war, ſeinen Bruder Walter zu beſuchen. Da hätte Walter auch gern etwas gewußt über ſeine Mutter, aber Satan ſprach: „Das Weib iſt zu fromm und zu heilig, die bekommen wir nicht; deinen Bruder Lambert, den Geizhals, der vor einigen Jahren ſtarb, haben wir aber ſo geſattelt, daß er uns nicht mehr entrinnen kann.“

„Wo warſt du denn, ehe du zu mir kamſt?“ fragte der Ritter fürder und Satan entgegnete: „Ich war mit andern Kameraden um eine Aebtiſſin des ſchwarzen Ordens, und wir erwarteten eben ihre Seele.“ — „Wie viel waren eurer denn wol da?“ frug Walter und der Teufel ſprach: „Kenneſt du den Cottinforſt?“ — „Sehr wohl,“ antwortete der Ritter und Satan fuhr fort: „Auf deſſen Bäumen ſind nicht ſo viel Blätter, als der Unſrigen um jene verſammelt waren; und es iſt doch der größte Wald der ganzen Provinz.“ — „Nun, und wie hat es denn gegangen?“ frug Walter. „Schlecht, ſchlecht,“ ſprach der Andere, „es war vorerſt eine Nonne und dann kam der Michael noch hinzu, der mit einem eiſernen Stricke ſo hart auf uns losſchlug, daß wir froh waren, davonzulaufen wie Staub, vom Wirbelwinde getrieben.“ Auf die Frage, ob er auch beim Tode des unlängſt geſtorbenen Abtes Gerhard geweſen, antwortete Satan: „Da waren wir zahlreicher, als der Meeresſand, aber es hat uns auch wenig genützt, denn die Lausmönche lagen, wie Schweine um ihn auf der Erde und grunzten, ſo daß wir ihm nicht nahen konnten. Außerdem haben ſie auch noch ſo ein Brummhaus, das nennen ſie Kapitelhaus, da wird uns Alles wieder genommen, was wir bei ihnen durch Anreizungen vermocht.“ — „Wie konnteſt du Dummkopf es aber auch wagen,“ frug Walter, „zum Sterbebett eines ſolchen Mannes zu kommen?“; —

„Wagen? haha,“ lachte der Böſe, „ich ſaß ja auf einem Arm des Kreuzes, als der Sohn Gottes daran ſtarb.“ — „Da waren eurer auch wol viel zugegen?“ fragte der Ritter und der Teufel ſprach: „Nein, da irrſt du dich; wir ſind da ſchlimm weggekommen und all mit einem Schlag in die Hölle geworfen worden.“

Noch viel mehr erfuhr Ritter Walter von dem Teufel und erzählte es nachher, als er wieder geſundete, ſeinen Freunden.

305.

Teufel kommt vom Conzilium.

Joa. Nideri Formicarium de malefic. deception. c. 9.

Zur Zeit als das große Conzilium von Conſtanz gehalten wurde, gab es in der Stadt eine zahlloſe Menge ſchlechter Frauensperſonen, die von allen Seiten dahin ſtrömten. Eines Tages geſchah es, daß ein Läufer über Feld bei Winterhaur lief; dem kam ein Weibsbild entgegen, ſo ſchön, wie er noch keins geſehen, das ihn verleiten wollte. Der Läufer fragte die Frau, woher ſie käme? und ſie ſprach: „Ich komme vom Conſtanzer Conzilium.“ Als ſie ſah, daß der Läufer auf einen vollen Geldſack ſchaute, den ſie an der Seite trug, fügte ſie noch hinzu: „Und das Gold all habe ich mir mit meinem ſchönen Körper verdient.“ Kaum hatte ſie aber das Wort aus dem Munde, als ſie verſchwand, gleich einem Dampfe, und erkannte nun der Läufer wohl, wen er vor ſich gehabt.

306.

Glöckner vom Teufel verjagt.

Caesar. heisterbacensis dial. miracul. V. c. 56.

In dem Flecken Ammeln, der im Kölner Gebiete liegt, lebte ein Glöckner und der hatte ein Gelübde gethan, eine Wallfahrt zu machen. Er verabredete ſich alſo mit einer Frau des Ortes, die auch des Weges gehen wollte, und die bat ihn, daß er ein wenig früher aufſtehen und die Morgenglocke läuten möchte, denn die Sonne brenne gar heiß. Des Nachts nun kam der Teufel an ſein Bett, ſchüttelte ihn und ſprach: „Geh und läute die Matutin," ging dann wieder weg. Der Glöckner ſtand auf und ſah das Licht in der Kirche brennen, erkannte jedoch bald, daß es noch lange bis zum erſten Hahnenrufe ſei, und ging aus der Kirche, um der Frau zu ſagen, daß ſie ruhig noch ſchlafen könne, da es noch ſehr frühe ſei; er meinte nämlich, die Frau habe ihn aufgeweckt. Indem er ſie aber ſuchte und nicht finden konnte, ſah er plötzlich einen ſchwarzen Ochſen vor ſich ſtehen; der ſtreckte die Zunge heraus, faßte ihn damit und nahm ihn auf den Rücken, flog mit ihm davon durch die Luft und ſetzte ihn endlich auf der Zinne des Schloſſes Iſenburg nieder. Da fragte er ihn: „Haſt du nun noch keine Furcht?" Der Glöckner antwortete: „Durch Zulaſſung Gottes bin ich hierher geführt; du kannſt nichts gegen mich, wenn es der liebe Gott nicht will." Darauf ſprach der Teufel: „Willſt du dich mir ergeben, dann trage ich dich wieder auf die Erde, gebe dir auch viele und große Reichthümer; willſt du das aber nicht, dann magſt du hier vor Hunger ſterben oder herunterſtürzend deinen Tod finden." Der Glöckner entgegnete: „Und ich beſchwöre dich im Namen Jeſu, daß du mir nichts zu Leide thueſt und mich ohne alle Ver-

letzung wieder hinunterbringſt.“ Da faßte ihn der Teufel abermals und fuhr mit ihm nieder, warf ihn ins Feld bei dem Dorfe Gerisheim, wo ihn am Morgen einige Bauern fanden, die mit Fackeln verſehen nach dieſem Dorfe zogen, um der erſten Meſſe beizuwohnen. Denen erzählte er den Vorfall und ſie nahmen ihn mit ſich. Als er vier Tage nachher nach Hauſe zurückkam, beſchrieb er die Burg und die Zinne ſo genau, daß kein Menſch an der Wahrheit der Sache zweifeln konnte.

307.

Gerhard von Hanebach.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. VIII. c. 59.

In dem Dorfe Hanebach wohnte vor längerer Zeit ein Ritter, Namens Gerhard; noch leben mehre ſeiner Enkel und die Geſchichte, welche ich hier erzählen will, weiß jedes Kind in dem Dorfe.

Dieſer Ritter Gerhard hatte eine beſondere Andacht zu dem heiligen Thomas und begehrte ein Armer in dieſes Apoſtels Namen ein Almoſen von ihm, dann weigerte er es nie; auch ließ er zu des Heiligen Ehre viel beten und Meſſen leſen. Eines Tages geſchah es durch Gottes Zulaſſung, daß der Teufel in Geſtalt eines Pilgers an Ritter Gerhards Thür klopfte und um des heiligen Thomas willen ſich Nachtherberge erbat. Er wurde mit Freude aufgenommen, und da es kalt war und er ſehr zu frieren ſchien, gab Gerhard ihm ſelbſt ſeinen guten und wohlgefütterten Ueberwurf, daß er ſich damit Nachts decke und wärme. Am andern Morgen aber war der Pilgrim verſchwunden und Gerhards Weib fuhr den Ritter heftig an und ſchalt ihn, daß er, obgleich ſchon oft betrogen, doch jedem aufs Wort glaube, wer

ihn nur in Thomä Namen um etwas bitte. Gerhard aber ſprach ruhig: „Darüber ſei zufrieden, Sankt Thomas wird uns den Schaden vergüten.“ Einige Zeit nachher trieb es ihm, das Grab des heiligen Thomas zu beſuchen; er rüſtete ſich und trat vor ſein Weib, ſchnitt vor ihren Augen ſeinen goldenen Ring in zwei Theile und gab ihr einen; den andern behielt er. Dann ſprach er: „Dieſem Zeichen ſollſt du glauben und vertrauen, wenn du es ſieheſt. Ich bitte dich aber, erwarte meine Rückkehr fünf Jahre lang; ſind die verlaufen, dann magſt du wieder heirathen.“ Sie gab ihm ihr Wort und er zog hin und kam nach langen Mühen zur Stadt des heiligen Thomas, welche in Indien liegt. Da wurde er von den Bürgern mit ungemeiner Freundlichkeit und Liebe aufgenommen und ſie pflegten ſein, als wäre er einer der Ihrigen. Dann ging er zu dem Heiligthume und bat allda innig und andächtig, befahl dem Apoſtel ſein Weib und ſein Gut und ſich ſelbſt. Inzwiſchen aber war der letzte Tag des fünften Jahres genaht und er ſeufzte in ſich: „Wehe mir, nun wird meine Frau einen Andern heirathen!“ Als er nun ſo traurig da ſaß und um ſich herumſchaute, da ſah er plötzlich den obenerwähnten böſen Geiſt in ſeinem Ueberwurfe unfern ſpazieren. Bald trat der ihm näher und frug ihn: „Kennſt du mich, Gerhard?“ — „Nein,“ ſprach Herr Gerhard, „dich kenne ich nicht, wohl aber meinen Mantel.“ Da ſprach der Teufel: „Ich bin der, der um Thomä, des Apoſtels willen, dich um Herberge bat und dir deinen Mantel nahm. Dafür habe ich ſchwer büßen müſſen.“ Und er fügte bei: „Ich bin der Teufel und mir iſt befohlen, daß ich dich, ehe die Menſchen zur Ruhe gehen, nach Hauſe zurückbringe, denn dein Weib will einen andern Mann heirathen; die Hochzeit iſt ſchon bereitet und ſie ſitzen am Mahle.“ Da faßte er den Ritter und trug

ihn in kurzer Zeit aus Indien nach Deutſchland, aus dem Morgenlande nach dem Abendlande, und gegen Einbruch der Nacht, während der Dämmerung noch, ſetzte er ihn unverletzt auf dem Hofe ſeiner Burg Hanebach nieder. Der Ritter trat in der fremden Kleidung, welche er noch trug, in die Burg und fand da ſeine Frau neben ihrem Bräutigam bei dem Mahle; näher zu ihr tretend, warf er, ſo daß ſie es ſah, die Hälfte ſeines Ringes in ihren Becher und ging wieder weg. Die Frau aber nahm alsbald den halben Ring und hielt ihn zur andern Hälfte, und ſie erkannte, daß ihr Mann zurückgekehrt war; ſie ſprang auf und umarmte und küßte ihn und hieß ihn herzlich willkommen; von ihrem Bräutigame wollte ſie nichts mehr wiſſen. Gerhard aber hielt ihn noch die Nacht bei ſich auf der Burg; am andern Morgen erſt ließ er ihn ziehen.

308.

Spuk auf dem Schlachtfelde.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. XII. c. 16.

In der Nacht, welche dem Tage folgte, an dem das Heer des Herzoges von Löwen von denen von Lüttich geſchlagen und niedergemacht wurde, kam ein Diener des Grafen von Looz in die Gegend von Montenach, wo die Schlacht ſtattgefunden hatte. Es war noch nicht ſpät in der Nacht; er ſah und hörte dort große Kämpfe und gewaltiges Fechten der böſen Geiſter, welche ſonder Zweifel ſich freuten, ſo reiche Beute daſelbſt gemacht zu haben.

309.

Spiel mit dem Teufel.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. V. c. 34.
Barthol. de Spina de confession. maleficorum. p. 205.

In dem Städtchen Soeſt, welches in der Diöceſe Köln in Weſtphalen liegt, lebte ein Ritter, Namens Thymo; der war dem Spiele ſo ſehr ergeben, daß er Tag und Nacht auf nichts anderes ſann und ſein Geldſäckchen überall mit ſich trug, um nur ja niemals ohne Münze zu ſein; er war auch ſo gewandt und ſo glücklich im Spiel, daß er ſtets gewann und ſelten oder nie jemand mit vollem Sacke von ihm abkam. Eines Nachts nun geſchah es, daß ein Menſch in ſein Haus kam, der einen vollen Geldbeutel unter dem Arme trug und Herrn Thymo zum Spiel einlud. Beide ſetzten ſich an der Tafel nieder und begannen zu ſpielen, aber der Fremde verſtand es beſſer als Thymo und gewann ihm alles ab. Darüber erzürnte der Ritter und ſchrie: „Du biſt der Teufel ſelbſt, anders iſt es nicht möglich.“ — „Gerathen,“ ſprach der Andere, „und da es Tag zu werden beginnt, wirſt du mich wol begleiten;“ und damit faßte er ihn beim Kopfe und fuhr mit ihm zum Dach hinaus, ſo daß die Eingeweide an den Ziegeln hängen blieben. Wo der Körper hingekommen iſt, das hat man bis heute nicht erfahren können.

310.

Teufel zieht die Stiefeln aus.

Caſp. Henneberger, Preußiſche große Landtafel S. 268.
H. Schiel, von Geſpenſtern. C. 3. S. 70.
Simon de Vries, Hiſtor. Ocean S. 61.

Ein Bürger aus Marienburg kam eines Abends ſpät nach Haus und war ſo betrunken, als er nur ſein

konnte. Schon hatte er zu wiederholten Malen ſeinen Knecht angerufen, aber der ſchlief ſo feſt, daß man eine Kanone neben ſeinen Ohren hätte abſchießen können, ohne ihn zu wecken. Da fluchte der Bürger endlich in höchſtem Unwillen: „Ei, ſo wollte ich, daß der lebendige Teufel käme und mir die Stiefeln auszöge!“ Kaum hatte er das Wort aus dem Munde und der Gerufene ſtand da und zog ihm wirklich die Stiefeln aus, aber dermaßen, daß er die Strümpfe und ſelbſt das Fleiſch von den Beinen mit wegzog. Zwanzig Wochen lang lag der Mann in den größten Schmerzen und ſtank dermaßen, daß Niemand um ihn ſein mochte, bis er endlich elendiglich ſtarb.

311.

Die verwandelten Fiſche.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. IV. c. 87.

Bruder Gottſchalk von Volmunſtein erzählte mir, der Teufel habe eines Tages dem Mönche Hermann zu Arnsberg in Geſtalt eines dieſem wohlbekannten Mannes eine Schüſſel voll Fiſche gebracht. Da es noch frühe war, ſprach Bruder Hermann, er ſolle die Schüſſel nur hinſetzen. Als aber der Mittag nahte und man die Fiſche zubereiten wollte, fand man anſtatt der Fiſche Pferdekoth auf der Schüſſel.

312.

Des Teufels Plagereien.

P. Greiffenſtein, Fluchteuffel. C. 6. S. 102.
Simon de Vries, Hiſtor. Ocean S. 58.

Ein ſchwediſcher Soldat, der Anno 1642 mit dem Heer in Deutſchland ſtand und von dem man ſelten oder

nie einen Fluch gehört, wurde im Blüthenmonat des genannten Jahres bei ſeinem Hauptmann einer ſchweren Sache angeklagt und mußte, obgleich er unſchuldig war, nicht nur derbe Verweiſe anhören, ſondern auch ſeinen Rücken noch zu tüchtigen Schlägen herhalten. Das brachte ihn in eine alſo raſende Wuth, daß er bei ſich ſelber ſprach: „Ehe es Morgen wird, hat der Hauptmann den Reſt, oder der Teufel plage mich auf alle Art.“ Das trug ſich zu an einem Nachmittag; noch ehe es Abend wurde, ſtieg der Hauptmann zu Pferde und ritt nach einem fünf deutſche Meilen entlegenen Orte, ſo daß der Soldat ſein Vorhaben unmöglich vollführen konnte. Am andern Morgen, als er erwachte, öffnete ſich die Thür ſeines Zimmers, und ein langer ſchwarzer Mann von ſcheußlicher Geſtalt trat herein, trat recht vor ſein Bett und verſchwand. Wie ſehr er darüber in Angſt gerieth, das kann man leicht denken; doch kleidete er ſich an, ſprach Niemanden davon und ging aus, ſeiner Gewohnheit zufolge. In der folgenden Nacht ſah er unerwarteter Weiſe ein Leuchten, wie das einer großen Flamme, um ſeine Bettſtelle herum, und gleich darauf denſelben ſchwarzen Kerl, der ihn jämmerlich ſchlug. Er rief erbärmlich um Hülfe, aber keiner von denen, die um ihn waren, ſah etwas von dem all. Da bat er einen andern Soldaten, in der kommenden Nacht doch bei ihm ſchlafen zu wollen; das that der auch, aber nun wurde der arme Menſch gar aus dem Bette gezogen und bekam noch mehr Schläge als in der verwichenen Nacht, ohne daß jedoch ſein Geſelle etwas davon gewahr wurde; nun wollte weder der, noch ein anderer Soldat ferner noch bei ihm ſchlafen. Oftmals ſah er, wenn er am Tage ausging, einen häßlichen Drachen, einen feurigen Vogel oder ein glühend Rad um ſein Haupt ſchnurren und ſauſen. Einmal entfiel ihm ſein Handſchuh; als er meinte, denſelben auf-

zuheben, faßte er eine große Kröte. Einige Male, wenn er neben andern Soldaten in Reihe und Glied ſtand, bekam er einen ſo harten Schlag an die Ohren, daß er zu Boden ſtürzte; niemand jedoch konnte ſehen, von woher der Schlag gekommen war. Das dauerte etwa vierzehn Tage; nach deren Verlauf fand man ihn eines Morgens todt im Stadtgraben liegen. Ob er ſich ſelbſt hineingeſtürzt, oder von Satan hineingeworfen worden, das weiß man nicht.

313.

Auf des Teufels Geſundheit trinken.

Sebaldi Breviar. histor. p. 384.
Gottfr. Brauer, Morderzählungen. S. 151.
Simon de Vries, Hiſtor. Ocean. S. 353.
Zeilers Sendſchreiben, II. ep. 516 S. 728.
Gottfr. Schulzens neu augirte und continuirte Chronica S. 668.

Im Jahre 1642 lagen zu Staßfurt, im Erzſtifte Magdeburg, einige kaiſerliche Compagnien Soldaten im Quartier. Zwei dieſer Kriegsleute ſaßen eines Tages zuſammen in der Schenke und tranken einander weidlich zu; der eine von ihnen war ein ganz gottloſer Böſewicht, der nach langem unmäßigen Saufen ſich gar erkühnet, einen Trunk auszubringen auf des Teufels Geſundheit, worauf ihm aber der Andere nicht Beſcheid thun wollen; er verließ ihn gar, ſo daß er allein ſitzen blieb. Da kam zur Stunde der böſe Geiſt ſelber und bot ſich an, keinen Trunk zu weigern, doch der Soldat roch den Braten und gedachte ſich ſtill aus dem Staube zu machen, welches Satan anfangs nicht gern zuzugeben ſchien, endlich doch bewilliget. Kaum war der Soldat aber auf der Straße, als ein ſchwarzer Wolf auf ihn zuſtürzte und ihn dermaßen bei der Kehle faßte, daß er zur

Stunde den Geiſt aufgab. Der andere Soldat, welcher nicht Beſcheid thun wollen, doch aber mit dem Böſewicht immer zuſammen geweſen und geſoffen, wurde von dem ſchwarzen Geiſte in den Keller geſchleppt, wo er eine Tafel ſah, voll der allerköſtlichſten Speiſen; verſchiedene Gäſte ſaßen um dieſelbe herum und nöthigten ihn, Platz bei ihnen zu nehmen und mitzueſſen; er aber weigerte ſich deſſen und ſah nur um ſich nach der Treppe, um weg zu flüchten. Als dieſe Teufel das merkten, faßten ſie ihn, riſſen ihm die Kleider vom Leibe und zerſtückelten dieſelben in ganz kleine Läppchen; an ſeinem Leben litt er glücklicherweiſe keinen Schaden, hat ſich im Uebrigen von der Zeit ab vor allem Fluchen und Schwören wohl gehütet.

Zu Bernſtadt in Schleſien hat ſich um das Jahr 1643 ein Aehnliches zugetragen. Da tranken drei trunkene Soldaten des Teufels Geſundheit. Kaum hatten ſie das gethan, als der Böſe durch ein Fenſter in die Kammer fuhr, einen von ihnen bei dem Kopfe griff und ihn mit großer Gewalt gegen den Ofen ſchmiß. In größter Noth rief der Soldat den ſüßen Namen Jeſu aus, welches den Teufel zwang von ihm abzulaſſen; darauf iſt der hölliſche Geiſt oben durchs Dach weggefahren, hat zwei Balken und eine gute Reihe Schiefer noch mit ſich genommen.

314.

Teufel entführt den Jüngling.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. V. c. 27.

Ein junger Lübeckrr hatte einen ſeiner Freunde, der aus Soeſt in Weſtphalen gebürtig war, zu einem Mädchen beſchieden, welches, wie er ſagte, in Liebe für den

Soeſter glühte und um allen Preis ihm ihre Gunſt ſchenken wolle. Als der Soeſter aber kam, fand er ſeinen Freund das Mädchen umarmend und darüber erzürnte er ſo ſehr, daß er ausrief: „So führe mich der Teufel, der mich hierher gebracht, auch wieder weg!“ Kaum hatte er das Wort aus dem Munde, als er ſich ergriffen und durch die Luft hinweggeriſſen fühlte über Häuſer und Kirchen und die ganze Stadt hin, bis an einen See, wo es ihn fallen ließ; da hörte er noch eine Stimme, welche ſprach: „Hätteſt du dich nicht gezeichnet, dann drehte ich dir nun den Hals um.“ Als er aus der ſchweren Ohnmacht, in die er geſunken war, wiedererwachte, ſpie er Blut und war außermaßen ſchwach und elend; doch ſammelte er noch ſeine wenigen Kräfte und ſchleppte ſich zu dem nahen See, wo er ſein blutiges Angeſicht etwas wuſch. Noch ein Jahr nachher konnte er kein Glas in ſeinen Händen halten, ſo zitterte und bebte er.

315.

Herzog Arnulph von Baiern.

S. Münſters Cosmographie S. 773.
Joannes Adelphus in vita Friderici lit. L.
Ichthorii de occultis naturae p. 213.
Ladenburgii de iudiciis dei p. 191.
Michael Sachs Kaiſer-Chronik III. S. 83.
S. de Vries, de Satan S. 306.

Arnulphus, der achte römiſche Kaiſer in Deutſchland, hatte einen Sohn, der gleicher Weiſe Arnulph oder Arnold hieß. Dieſen machte er zum Herzoge von Baiern und er wurde der Stammherr ſowohl der bairiſchen Herzöge, als auch der Pfalzgrafen bei Rhein. Es war ein überaus arger Herr, gottlos, ein Flucher

und Schwörer und aller Untugend voll, weßhalb er auch Malus zubenamt wurde. Als er einſt auf der Brücke zu Scheiern ſtand, entbrannte er in unſinniger Wuth, riß ſeinen Handſchuh aus und warf den hoch in die Luft, indem er ſprach: „Da, Teufel, nimm den Handſchuh zum Unterpfand, daß ich mich ſelbſt und mein Antheil an Baiern dir zum Eigenthum gebe!“ Kaum hatte er die Worte aus dem Munde, als der Handſchuh verſchwand. Doch war der Böſe damit nicht zufrieden, daß er das Pfand hatte, er faßte auch den Pfandgeber beim Kopfe und führte ihn mit ſich weg vor Vieler Augen; nachdem er ihm das Genick gebrochen, warf er den Leichnam in das Ried der Weiher zu Scheiern. Lange nachher iſt es noch an dem Orte umgegangen und erzählte man ſich wunderbare Dinge davon.

316.

Teufel in der Geliebten Geſtalt.

Sifrid. Misnensis und aus ihm
Hieron. Drexelius, vom Richterſtuhl Chriſti C. 9, §. 5.

Im Jahr 1260 hat ſich ein Jüngling zu Meißen ſeine Liebhaberin zu ſehen von einem Zauberer an einen verborgenen Ort des Hauſes führen laſſen. Allda ließ ſich ein Geſpenſt, ſo der Zauberer hinzugebannt, in Geſtalt der geliebten Jungfrauen ſchauen. Der begierige Jüngling wollte ſie umfahen, doch ſo bald er ihr die Hand gereicht, ſchlug ihn der Teufel mit dem Kopf an die Wand, ſo daß er einen erſchrecklichen Tod nahm. Mit dem todten Leib aber ſchlug der Teufel den Zauberer dermaßen nieder, daß er lange für todt dagelegen.

317.

Den Teufel beſchwören.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. V. c. 2.

Ritter Heinrich von Falkenſtein glaubte nicht an den Teufel, ſprach auch öfters darüber mit dem Abte Cäſarius von Prüm, der ihm ſtets vergebens bewies, daß es doch einen Satan gäbe. Einſt hörte Ritter Heinrich von einem Geiſtlichen, Namens Philipp, reden, der ein großer Meiſter war in der ſchwarzen Kunſt, und zu dieſem begab er ſich und bat ihn, daß er ihm doch einmal den Teufel zeigen wolle. Meiſter Philipp ſuchte ihm das auszureden, indem zu viel Gefahr damit verbunden ſei; aber der Ritter mochte von nichts hören und beſtand nur auf ſeiner Bitte. Da verſprach ihm endlich Meiſter Philipp, ſeinem Wunſche zu genügen und beſchied ihn zu dem Ende auf einen Kreuzweg; als der Ritter dahin kam, zog der Meiſter einen Kreis um ihn mit einem Schwerte und ſprach: „Wenn eines von euern Gliedern vor meiner Rückkehr über dieſen Kreis hinaus rührt, dann ſeid ihr verloren," ermahnte ihn auch, daß er nichts von ſich gebe, noch verſpreche, auch daß er ſich nicht bekreuze, und fügte hinzu: „Der Teufel wird dich auf alle Weiſe verſuchen und erſchrecken wollen, doch kann er dir nicht ſchaden, ſo lange du meinem Rathe folgeſt;" mit den Worten verließ er ihn. Als der Ritter nun ſo allein in dem Kreiſe ſaß, ſah er plötzlich gewaltige Fluthen auf ſich zuſtrömen; gleich darauf hörte er Gegrunze von Schweinen, lautes Gewüthe, wie von einem Sturme und anderes Getöſe mehr, womit der Böſe ihn erſchrecken wollte; aber er hielt ſich ſtark und blieb unbeweglich. Zuletzt erſchien in dem nahen Walde ein die höchſten Bäume überragendes Schattengebilde in Menſchengeſtalt und das nahte dem Kreiſe und fragte

den Ritter, was er wolle. Dieſer erkannte alsbald, daß es der Böſe ſei, denn der Rieſe war ganz ſchwarz und übermaßen häßlich und trug ein Kleid, ſo ſchwarz, wie er ſelbſt. Auf die Frage antwortete der Ritter ſonder Zögern: „Du thateſt wohl, zu kommen, denn ich wünſchte herzlich, dich zu ſehen." — „Was willſt du denn von mir?" frug der Böſe weiter und Herr Heinrich entgegnete: „Ich hatte ſtets ſo viel von dir gehört, daß ich neugierig wurde." — „Was haſt du denn von mir gehört?" fuhr der Teufel fort und der Ritter ſprach: „Wenig Gutes und viel Böſes." — „Das konnte ich denken," ſagte der Böſe, „denn die Menſchen richten und verurtheilen mich oft ohne die mindeſte Urſache. Ich ſchade Keinem, thue Keinem Leides, wenn man mich nicht dazu zwingt; deß iſt dein und mein Freund, Meiſter Philipp, Zeuge und den magſt du fragen, ob ich ihm je etwas in den Weg legte. Was er will, das will ich und ſo umgekehrt; auf ſeinen Ruf bin ich auch her zu dir gekommen." Da fragte der Ritter: „Wo warſt du denn, als er dich rief?" und der Böſe antwortete: „So weit auf der andern Seite des Meeres, als es von hier bis zum Meere iſt; da ich nun aber den weiten Weg um deinetwillen machte, wäre es doch wol ſchicklich und Recht, daß du mir ein kleines Geſchenk gäbeſt." — „Was hätteſt du denn gern?" fragte Herr Heinrich und Satan entgegnete: „So gib mir nur deinen Mantel." Da der Ritter den nicht geben wollte, bat der Böſe um den Gürtel und endlich um ein Schaf aus ſeiner Heerde, und als er auch das abſchlug, um den Haushahn. Das wunderte Heinrich und er fragte: „Ei, was willſt du denn mit meinem Haushahne?" Darauf entgegnete der Teufel: „Ich hätte ihn gerne, damit er mir krähe." — „Wie würdeſt du ihn denn holen?" fragte der Ritter weiter und der Böſe

antwortete: „Darum ſorge nicht, gib mir ihn nur.“ Als Herr Heinrich aber darauf ebenſowenig, als auf alles Andre eingehen wollte, wurde der Teufel böſe und ſtreckte ſeine gewaltige Krallenfauſt nach ihm, als ob er ihn faſſen wollte; darüber erſchrak der Ritter ſo, daß er laut um Hülfe ſchrie. In demſelben Augenblicke lief Meiſter Philipp herbei und zugleich verſchwand der Böſe. Seit der Zeit hat Herr Heinrich ſeine frühere friſche und geſunde Farbe ganz verloren und auch in ſeinem ganzen Leben ſelbe nicht wiederbekommen.

318.

Teufel holt den Ungehorſamen.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. V. c. 4.

Ein ander Mal hatten mehre Jünglinge aus Baiern, die in Toledo die ſchwarze Kunſt ſtudirten, den Meiſter Philipp wieder ſo lange gequält, bis er ihnen das Verſprechen gab, den Teufel für ſie zu beſchwören. Er führte ſie alſo zu paſſender Stunde in das Feld und zog den Kreis mit dem Schwerte um ſie, ſchärfte ihnen aber ein, daß ſie nicht den Kreis überſchreiten, keinem etwas geben und ebenſowenig von einem etwas nehmen ſollten. Nachdem der Meiſter kaum ſich entfernt hatte, kamen Ritter und führten Spiele bei dem Kreiſe auf und turnierten luſtig; als ſie das eine Zeitlang getrieben hatten, liefen ſie mit ihren Lanzen und Schwertern gegen die Jünglinge an, um ſie aus dem Kreiſe zu jagen, aber dieſe waren zu klug, um ſich ſo leicht bange machen zu laſſen. Plötzlich verſchwanden die Ritter und es ſtanden an ihrer Stelle liebreizende Jungfrauen; die tanzten um den Kreis herum und ſuchten die Jünglinge zu verlocken.

Vor Allem war eines der Mädchen von ungemeiner Schönheit; dieſes ſchien ſich einen der Jünglinge beſonders erkoren zu haben, denn ſo oft es im Tanze an ihm vorbeiſtrich, nickte es ihm freundlich zu und bot ihm einen goldenen Ring. Dadurch ließ der Unglückliche ſich endlich verleiten und hielt ihr den Finger über den Kreis hin, damit ſie ihm den Ring anſtecke; aber ſie faßte ihn an dem Finger und er verſchwand mit dem Mädchen in einem brauſenden Wirbel. Als die Andern das ſahen, ſchrien ſie jämmerlich und klagten dem herbeiſtürzenden Meiſter, wie ihr Genoſſe von den Geiſtern entführt worden ſei. Da ſprach der Meiſter: „Sehet ihr nun, daß ich euch wohl rieth; der iſt verloren und ihr ſehet ihn nicht wieder.“ Ein ſolcher Troſt behagte den Jünglingen wenig und ſie drohten dem Meiſter, daß ſie ihn ermorden würden, ſchaffe er ihnen den Geſellen nicht zurück. Philipp kannte die Baiern zu wohl als ein entſchloſſenes und heftiges Volk, als daß er nicht Alles von der Drohung gefürchtet hätte, darum ſuchte er einſtweilen die Sache auszuſtellen und ſprach: „Ich will es verſuchen und iſt irgend noch Hoffnung, ihn zu retten, dann ſoll er gerettet werden.“

Er rief alsdann einen der Geiſter zu ſich und erzählte dieſem, wie die Jünglinge ihn tödten wollten, wenn er den Geraubten nicht wiederſchaffe, und der Geiſt ließ ſich erbitten und ſprach: „Morgen werde ich einen Rath an dem und dem Orte zuſammenrufen und da ſoll Alles abgemacht werden. Komm alſo dahin und wir wollen ſehen.“ Als die Sache nun zur Verhandlung kam, da erhob ſich ſogleich ein Gegner und der ſagte, der Jüngling ſei den Geiſtern verfallen, denn er habe dem Meiſter nicht gehorſamt und das Geſetz des Kreiſes übertreten. Andre meinten aber, man müſſe ihn doch freilaſſen, um des Meiſters Leben zu ſchützen, und ſo

ging das lange fort, bis der Vorſitzer ſich an einen wandte, der unmittelbar neben ihm ſaß und den fragte: „Oliver, ſo ſage du mir, was denn hier zu thun iſt.“ Oliver ſtimmte für die Freilaſſung des Jünglings und bald darauf wurde derſelbe auch dem Meiſter zurückgegeben. Das was er alles geſehen, hatte ihn aber ſo ergriffen, daß er nicht lange nachher in ein Kloſter ging, wo er auch ſtarb.

319.

Flucher beſtraft.

Sigismundi Latomi relat. histor. autumn. de anno 1638. p. 46.
Martini Zeileri epistolae n. 229. p. 671.
S. de Vries, de Satan I, 308.

In der Nähe des Städtchens Forſt, welches in der Niederlauſitz gelegen iſt, nahm im Jahre 1638 ein Reiter einem Fleiſcher gegen hundert Reichsthaler an Geld, womit dieſer eben ausgegangen war, um Vieh zu kaufen. Der Beraubte beklagte ſich darüber bei dem Commandanten und der ließ den Reiter alsbald zu ſich entbieten. Auf die Anſchuldigung des Fleiſchers leugnete der Reiter gradeweg und vermaß ſich gar zu ſagen: „Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich auch nur das Allermindeſte darum weiß.“ Flugs erſchien in der Kammer ein feiner Junker mit einem rothen Rocke nach der neueſten Mode; der faßte den Reiter und führte ihn mit ſich weg. Am andern Tage fand man den Leichnam des Räubers an derſelben Stelle, wo er den Raub begangen hatte. Die hundert Reichsthaler lagen aber in der Kammer des Commandanten am Boden.

320.

Teufel in der Bierſchenke.

Sprengers Malleus II, qu. 1. c. 3.

In einem Städtchen bei Landshut waren eines Tages mehre Studenten in einer Bierſchenke verſammelt; ſie beſchloſſen daß der, welcher das zu trinkende Bier zutrage, nichts zu zahlen habe. Einer von ihnen erbot ſich, das Geſchäftchen zu übernehmen; als er aber die Thür öffnete, um Bier zu holen, ſah er einen ſo dichten Nebel vor der Thür, daß er erſchrocken zurücktrat und ſprach, er gehe um keinen Preis Bier holen. Da ſagte ein Andrer, welcher ein kühner und frecher Burſche war: „Ei und wenn der Teufel vor der Thüre ſtände, ich ſchaffe uns Bier;" ging alſo und riß die Thür auf, wurde aber gefaßt und weg durch die Luft geführt, daß Alle ihn ſahen und hörten, wie er jämmerlich ſchrie. Weit von dem Orte ab wurde er auf die Erde niedergeſetzt. Er ging von da an in ſich und iſt ſpäter geiſtlich geworden.

321.

Die ungetaufte Glocke zu Knechtſtein.

Joa. Wieri de praestipiis daemonum. Basil. 1577. col. 44.

In den Thurm der Abtei Knechtſtein bei Köln hatte man eine ungetaufte Glocke aufgehängt. In der folgenden Nacht kam der Teufel, riß ſie heraus und warf ſie in einen nahegelegenen Moor. Daſelbſt hört man ſie in der Weihenacht und in den Quatembernächten noch ſtets läuten.

322.

Kind dem Teufel geopfert.

Sprengers Malleus II, qu. 1 c. 13.

Die Frau eines gewiſſen Bürgers erwartete ihr Kindbett, wollte aber von keiner Hebamme wiſſen, ſprach, ihre Tochter, welche auch Hebamme war, könne helfen. Der Mann fand das gar ſonderlich und um ſich Gewißheit zu verſchaffen, was dabei eigentlich zum Grunde läge, verbarg er ſich in einem Winkel, von wo er Alles ſehen konnte, was in der Frauen Kammer vorging. Da ſah er denn greuliche Dinge, wie das Kind, kaum geboren, dem Teufel geopfert wurde. Das geſchieht nun gewöhnlich, indem man die Kinder unter Herſagung einer gewiſſen Formel in der Küche über dem Herde in die Höhe hebt; dem Kinde hier hatte die Tochter aber etwas angehangen, wodurch es ganz von ſelbſt aufgehoben wurde. Als der Mann nun in die Kammer trat, drang er darauf, das Kind ſolle alsbald getauft werden. Zu dem Ende mußte man es in ein ander Dorf tragen, wo die Pfarrkirche ſtand, und der Weg dahin ging über eine Brücke. Als ſie nun an die Brücke kamen, zog der Mann ſein Schwert und hielt es der Tochter, die das Kind trug, entgegen, ſprach, daß es Pathe und Pathin und noch andre Leute ſahen und hörten: „Ich will nicht, daß du das Kind über die Brücke trageſt, es ſoll allein hinüber, oder ich erſäufe dich in dem Waſſer da. Haſt du, ſchlechtes Weib, das Würmchen früher in die Höhe ſteigen laſſen, dann kannſt du auch machen, daß es nun ohne Jemandes Hülfe über die Brücke kommt." Da war das Mädchen wol gezwungen, zu gehorchen, denn andernfalls ſah ſie nur den Tod vor ſich; ſie legte alſo das Kind auf die Brücke und murmelte eine Beſchwörung und flugs lag es auf der andern Seite des

Waſſers an dem Ende der Brücke. Nun gingen ſie Alle weiter zur Kirche und nach der Taufe wieder nach Hauſe. — Kaum aber war die Zeit der Reinigung der Wöchnerin vorüber, als der Mann Frau und Tochter zugleich dem Gericht anzeigte, wonach Beide auch zugleich verbrannt wurden.

323.

Teufel als Bär.

Erasmi Francisci hölliſcher Proteus.
S. de Vries, de Satan II, S. 369.

Im December des Jahres 1686 ſpielten einige Soldaten im Wachthauſe der königlich däniſchen Feſtung Glückſtadt mit Würfeln. Einer von ihnen verlor dabei faſt all ſein Geld, hielt aber nichtsdeſtoweniger mit Spielen an, wie ſehr auch ſeine Mitſpieler ihm abriethen, fortzufahren. Endlich fuhr er erboſt gar in den greulichen Fluch aus, er wolle des Teufels ſein, wenn er nicht Alles wiedergewinne, was die Andern ihm abgewonnen. Kurz nachher ſchlug die Stunde, in welcher er ſeinen Poſten beziehen mußte. Da ſtand er noch nicht lange, als ein erſchreckliches Unthier auf ihn zurannte in Geſtalt eines Bären. Beim erſten Geräuſch, welches daſſelbe im Herzukommen machte, rief er: „Wer da?“ Darauf antwortete das Unthier: „Ich bin's, dem du dich vor einer Stunde ungefähr zu Eigen gabſt.“ Der Soldat, der das Fluchen bis dahin nur für eine Formel aus der Kriegerrhetorik gehalten und nicht gedacht hatte, daß der Böſe das ſo im Ernſte aufgenommen hätte, ſtand in gewaltiger Angſt da, griff aber bald zum beſten Mittel, welches zu ergreifen war, nämlich zum Gebete, worauf der Bär langſam zurückwich.

324.

Teufel geleitet den Ritter.

Caesar heisterbac. dial. mirac. d X. c. 11.

Ein Abt von Naumburg erzählte dem Cäſarius oft folgende Geſchichte:

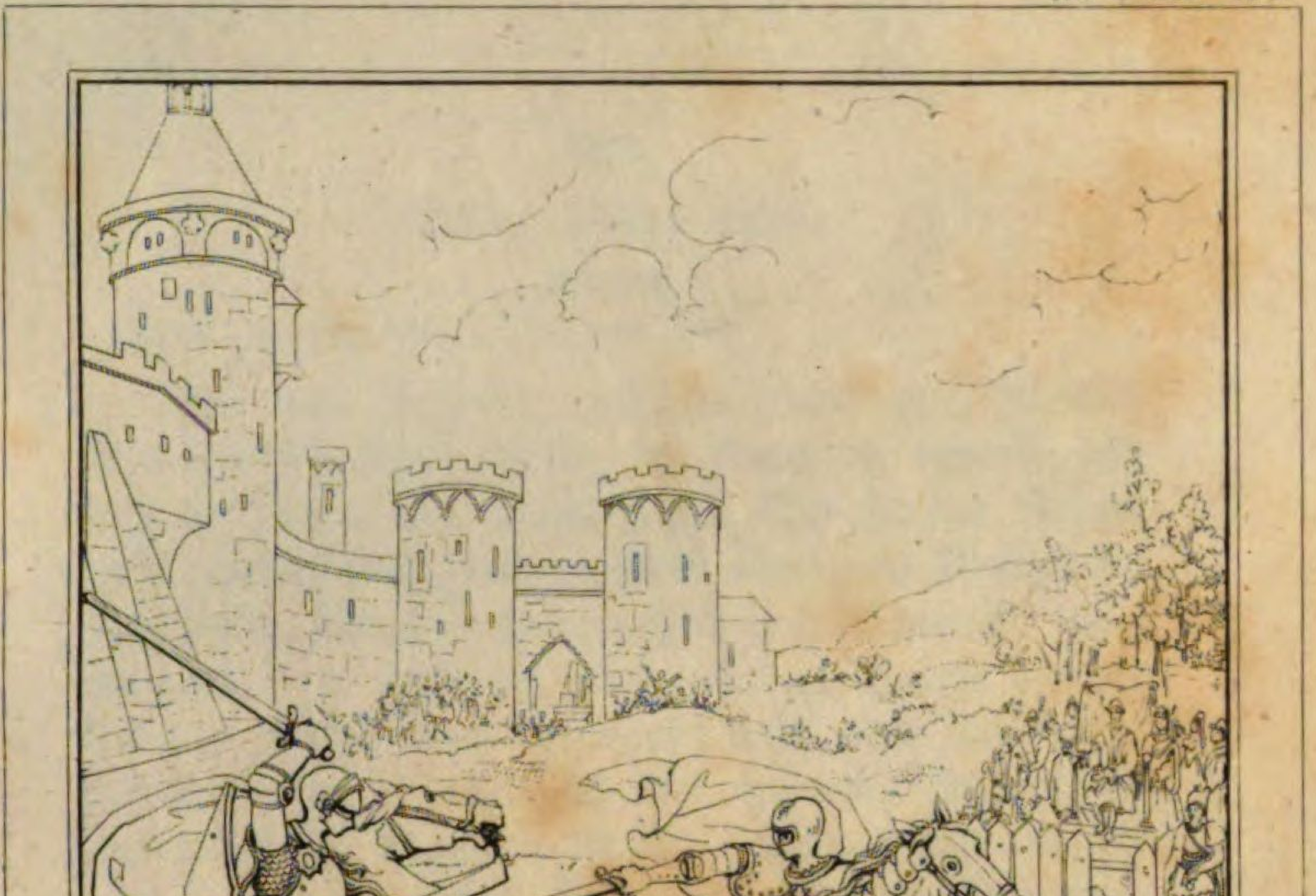
Eine Beſeſſene ſollte in der Kirche überleſen werden, als ſie plötzlich auffuhr und rief: „Er kommt! Er kommt!" Jedermann fragte ſie, wer denn käme, jedoch ſie ſprach nur: „Ihr werdet ihn ſchon ſehen." Als nun bald darauf ein durch ſeine Waffenſtärke weit berühmter Ritter in die Kirche trat, jubelte ſie: „Da iſt ja mein Freund, da iſt er!" Der Ritter erſchrak darob und ſprach: „Was ſagſt du? Bin ich dein Freund?" — „Ja, gewiß," antwortete der Böſe aus des Mädchens Munde, „mein allerbeſter, denn du thuſt ſtets meinen Willen." — „Ei, du biſt doch ein dummer Teufel," ſprach der Ritter lächelnd; „wenn du klüger wäreſt, dann zögſt du mit uns aufs Turnier, wo die Männer ſinken wie Schneeflocken. Da ſitzeſt du aber hier und quälſt das arme, unſchuldige Mädchen." — Biſt du es zufrieden," fragte der Teufel alsdann, „ich gehe mit dir; laß mich nur in dich fahren." Das wollte der Ritter aber keineswegs und ſprach kurz: „Nein, das geht nicht." — „Dann laß mich auf deinem Sattel ſitzen," bat der Teufel; doch auch das wollte der Ritter nicht, ebenſowenig, daß er ſich anderswo aufs Pferd oder auf den Zaum ſetze. Da ſprach der Böſe endlich: „Zu Fuße kann ich nicht laufen, du mußt mir irgend ein Plätzchen geben." Den Ritter jammerte das Mädchen zu ſehr, als daß er dem Teufel die Bitte hätte abſchlagen können, und er wies ihm ein Eckchen in ſeinem Mantel an, aber unter der Bedingung, daß der Böſe ihm nichts zu Leide thue und ſo lange bei ihm bleibe, als die Tur-

niere dauerten. Deß war Satan zufrieden und ſprach: „Ich thue dir nichts, im Gegentheil, ich werde dir nur zum Vortheile ſein.“ — „Und du wirſt von mir weichen, ſobald ich will?“ frug der Ritter weiter, und das gelobte der Böſe auch und ſchwang ſich huſch in des Kämpen Mantel. Seit dem Augenblicke war deſſen Lanze unwiderſtehbar und wer vor ſie kam, ſank; wen er gefangen nehmen wollte, der mußte ſich ergeben.

Wo der Ritter von dem Augenblick an ſtand und ging, da war der Teufel bei ihm, ſprach und unterhielt ſich mit ihm. Betete der Ritter in einer Kirche zu innig, dann raunte ihm der Böſe zu: „Brumm nicht wieder ſo viel;“ und ſprengte ſich derſelbe mit Weihwaſſer, dann hieß es: „Nimm dich in Acht, daß du mir nicht zu nahe kommſt.“ So dauerte das fort bis zur Zeit, wo die Kreuzprediger das Land durchzogen und die Gläubigen zum Zuge gegen die Ungläubigen aufriefen. Da wollte denn der Ritter auch in eine Kirche gehen und ſich mit dem Kreuze zeichnen laſſen, aber der Teufel hielt ihn zurück und ſprach: „Was willſt du da thun?“ — „Gott dienen und dir entſagen,“ antwortete der Ritter; „weiche darum von mir.“ — Das gefiel dem Böſen aber nicht und er ſagte: „Was misfällt dir denn ſo ſehr an mir? Ich habe dir doch nie Uebles gethan, ſondern bin dir immer zu Nutz geweſen; mir verdankſt du deinen glorreichen Namen. Willſt du es aber durchaus, dann muß ich dich laſſen, denn ich habe es dir verſprochen und zugeſchworen.“ — „Ich nehme das Kreuz,“ ſprach der Ritter, „und darum gehe von mir; ich beſchwöre dich in Chriſti Namen.“ Da wich Satan.

Der Ritter aber zog zum heiligen Lande und kämpfte dort zwei Jahre gegen die Ungläubigen und als er zurückkehrte, baute er ein großes Hoſpital für Kranke und Pilger und zog ſich endlich auch dahin mit ſeiner Frau

zu Seite 450.



Ch. Onghena del. & Sculp.

zurück, ſeine noch übrigen Tage dem Dienſte des Herrn zu weihen.

325.

Teufel ſonder Kopf.

Mündlich.

Kunſt- en Letter-Blad. 1843. S. 100.

Auf dem Heerwege zwiſchen Löwen und Bierbeek liegt eine bezauberte Stelle, ein Kreuzweg nämlich, auf dem der Teufel ſich häufig zeigt. Wer da um Mitternacht vorbeikommt, der empfindet ſchon von Weitem einen ſtarken Geruch, wie von Pech und Schwefel; dann übrigens iſt es Zeit, ſich platt mit dem Bauche auf die Erde zu werfen, denn der Teufel naht, und bleibt man aufrecht, dann iſt man ſicherlich verloren. Er erſcheint gewöhnlich in folgender Geſtalt. Einen Kopf hat er nicht, die Augen ſtehen ihm gleich unter den Schultern, und an der Stelle, wo der Magen liegt, befindet ſich ſein Mund, aus dem eine glühende Zunge herausleckt. Sieht der Böſe, daß man platt an der Erde liegt, dann beginnt er ſeine Beute zu ſchlagen und zu rollen, bis man todesmatt kaum noch ein Wort hervorzubringen vermag. Iſt er ſo weit, dann ſchreit er: „Du Höllenbrut, du, ich muß glühende Buttermilch für neunundneunzig Verdammte kochen und du ſollſt der Hundertſte ſein.“ Das iſt aber nur eine letzte Probe und ein letzter Strick, den er ſpannt. Glücklich, wer dann Geiſtesgegenwart genug hat, zu antworten: „Hoho, Freund, du haſt den Kopf gewiß verloren. Mit dir gehe ich wahrlich nicht.“ Gäbe man die Antwort nicht, dann müßte man ſelbſt die Suppe für Neunundneunzig kochen und als Teufel ſonder Kopf umwandeln, bis man einen Stellvertreter

fände; darnach würde man Wärwolf und bliebe dies ſo lange, bis ein Mann im Stande der Gnade uns eine tödtliche Schußwunde zubrächte.

326.

Duiveljong.

Mündlich.

Es gibt viel Menſchen, die vermittelſt teufliſcher Künſte ſich ein Döschen zu verſchaffen wiſſen, worin ſolch eine Teufelsbrut (Duiveljong) liegt. Es iſt dies ein klein, ſchwarz Ding, wie ein Thierchen; dem muß man alle Tage ein rein leinen Tüchel unterlegen und ihm drei Tropfen eignen Blutes geben. Thut man das nicht, dann bekommt man Schläge von unſichtbarer Hand, die nicht enden, bis die Teufelsbrut ihr Blut hat. Will man es los ſein, dann dreht man's nur in ein Taſchentuch und wirft es auf die Straße. Wer es dann aufhebt, der kann es, will er's nicht, auf dieſelbe Weiſe loswerden. Derjenige aber, der es dann aufnimmt, muß es behalten, denn es iſt alsdann in der dritten Hand. Und würfe er es hundert Mal weg, es würde hundert Mal zu ihm zurückkehren.

Eine ſolche Teufelsbrut verſchafft dem, welcher ſie bei ſich trägt, große Kraft. So war einmal ein Flachsſchläger, der ſechs Mal ſo viel Arbeit that, als jeder Andere. Er hatte nämlich in den Handgriff ſeines Schlägels ein Loch gebohrt und die Teufelsbrut dahinein geſteckt.

327.

Alraunen zu Wien.

Monatliche Unterredungen von dem Reich der Geiſter. Neunte Unterredung. S. 287 u. 288.

Der Vorſteher des Bücherſchatzes in der kaiſerlichen Bibliothek in Wien hatte ehedem dort nach dem gewöhnlichen Betzeichen keine Ruhe mehr und wurde oft mit Gewalt herausgetrieben. Abſonderlich war dies der Fall mit demjenigen Zimmer, in welchem unterſchiedene Manuſcripte nebſt andern raren Monumenten aufbewahrt werden. Da befanden ſich auch zwei Alraunen, mit rothem Scharlach bekleidet und gleichſam in ordentlichen Todtenladen nach ihrer Größe liegend. An denſelben befanden ſich beſondere Zeichen, als wenn ſie verſchiedenen Geſchlechtes wären, und hat ſich Kaiſer Rudolphus IV. ihrer bedienet und gar ſeltſame Dinge mit ihnen verübet. Unter andern erzählt man, daß ſie wie kleine Kinder hätten müſſen gebadet werden und zwar mit unverfälſchtem Weine. Wenn dieſes nicht geſchehen, haben ſie ein Geheul angefangen wie neugeborne Kinder, welche erſt vom Mutterleibe kommen, auch nicht eher nachgelaſſen, bis ihnen ihre ordentliche Pflege widerfahren iſt.

328.

Der alte Schrank.

Joa. Nideri formicarium de malefic. deception. c. 2.

In Baſel wohnte nicht lange vor dem zuletzt daſelbſt gehaltenen Concilium ein Mann, der der Zauberei verdächtig war; der hatte eine Tochter, und als er alt zu werden begann, heirathete die ins Haus. Nicht lange nachher erkrankte der Vater, der auch ſchon ziemlich bei

Jahren war, und er ſah wohl voraus, daß er nicht mehr geneſen werde. Eines Tages nun wies er mit dem Finger auf einen alten Schrank und ſprach zu ſeinem Schwiegerſohn und deſſen Frau, ſeiner Tochter: „Laſſet den Schrank ruhig ſtehen, wenn ich ſterben ſollte, und rücket ihn nicht von der Stelle; es würde euch ſehr gereuen.“— Bald darauf ſtarb der Alte. Seine Tochter kümmerte ſich nicht viel um ihres Vaters Warnung wegen des Schrankes, wollte ſelbſt das Haus nicht mehr bewohnen und in ein andres ziehen. Ihr Mann packte alſo den Schrank auf den Rücken, um ihn in die neue Wohnung zu tragen und das ging anfangs wohl und gut, auch war der Schrank nicht ſonderlich ſchwer; je weiter er aber ging, um ſo ſchwerer wurde derſelbe, ſo daß er am Ende ſeine Frau bitten mußte ihm zu helfen; ſo kamen ſie mit dem Schrein in das neue Haus. Ob nun die Frau den Schrank daſelbſt geöffnet hat, oder was damit geſchehen iſt, das weiß man nicht; ſoviel iſt aber ſicher, daß, als ſie mit ihrem Kindlein, welches ſie gewonnen, in das Haus kam, ſie wie wüthend über deſſen Wiege herfiel und das Würmchen tödten wollte. Der Mann ſprang glücklicherweiſe früh genug dazu und hielt ſie davon ab, holte auch einen Geiſtlichen, der ſie belas. Der Teufel rief aber aus ihr, er werde nicht weichen, ohne ſie zu tödten, und ſo geſchah es auch, und ſie ſtarb unter dem Beleſen. Andern Tags ging der Mann über die Straße und ein Stein fiel oben von einer Dachrinne herab, ihm grade ins Geſicht, wodurch er ſo zugerichtet wurde, daß er kaum noch einem Menſchen ähnlich ſah.

329.

Das Fiſchnönnchen zu Löwen.

Lettre de Mr. l'abbé S. a Mlle. de G., beguine d'Anvers, sur l'origine et le progrès de son institut. Paris 1731. 8 p. 42. C. P. Serrure in der Wodana I.

In der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigte man in dem großen Beginenhofe zu Löwen ein kupfernes Becken, deſſen ſich, wie man erzählte, ehedem eine fromme und einfältige Begine bedient hatte, um Fiſche zu fangen. Jedesmal, wenn ſie Luſt hatte, Fiſche zu eſſen, hielt ſie das Becken in der Dyle unter Waſſer und rief den Fiſchen, ſie ſollten hereinkommen. Dieſe gehorſamten alsbald und ſchwammen um die Wette herzu, um ſich in das Becken zu werfen. Wenn dann die Begine ſich genug für ihr Mittagmahl ausgeſucht hatte, ließ ſie die andern wieder ins Waſſer ſpringen unter den Worten: „Wachſet und mehret euch!"

330.

Das Börſenſträßchen zu Ypern.

Beſchryving van Ypern. Ms.

Dies liegt öſtlich von der Südſtraße und erhielt alſo ſeinen Namen. Es wohnte daſelbſt eine Zauberin, welche gewohnt war eine große alte, ſchwarze Börſe von Thierhaut auf dem bloßen Leibe zu tragen. Sie hieß dieſelbe Fortunatus=Börſe, weil ſie ſtets Geld darin hatte. Kam Jemand, der Geld von ihr leihen und ihr ein Stück Geld mehr zurückgeben wollte, als er empfing, zu dem ſagte ſie: „Kommt zu meiner Börſe!" und ſie zählte ihm ſo viel, wie er begehrte, wenn's gleich eine ungeheure Summe geweſen wäre und ſelbſt viel mehr,

wie man hätte denken können, daß in die Börſe gegangen. Das ging natürlich mit Zauberei zu, davon aber bekam das Sträßchen endlich den Namen Börſenſträßchen.

331.
Fliegender Schilling.

Mündlich.

Bei dem Auguſtinerkloſter in Gent liegt ein ſchöner Kreuzweg. Dahin gingen ſonſt viele Leute des Nachts, um ſich einen fliegenden Schilling zu holen. Um den zu bekommen, opferten ſie dem Teufel ein ſchwarzes Huhn oder eine ſchwarze Katze, an denen aber kein weiß Fleckchen ſein durfte; dafür bekamen ſie vom Teufel den fliegenden Schilling. Dann gaben ſie dem Böſen auch ein Tuch, worin mehr denn hundert Knoten waren, und liefen weg, was ſie konnten. Hatte der Teufel die Knoten eher gelöſt, als ſie die Ecke des Auguſtinerkloſters erreichen konnten, dann war es mit ihnen geſchehen und er brach ihnen den Hals; waren ſie ihm aber aus den Augen, dann war es gut. Von Zehnen kamen übrigens kaum Neun mit dem Leben davon. Gaben ſie nun den fliegenden Schilling aus, dann dauerte es keine drei Minuten und er war wieder in ihrer Taſche und hatte alles Geld an ſich hängen, welches er berührt. Dadurch wurden die Leute in kurzer Zeit ungeheuer reich.

Andere ſagen, der Sack, in welchem man dem Teufel das Huhn oder die Katze gegeben habe, ſei mit hundert und mehr Knoten zugebunden geweſen.

332.

Brevier verwandelt.

Delrio disquis. magic. II, XII, fol. 76.

Ein Geiſtlicher ging, ſein Brevier unter dem Arme, über die Straße. Da begegnete ihm ein Zauberer und rief: „Ei, ſo ſehet doch dieſen frommen Mann, der mit einem Spiele Karten unter dem Arme umherläuft!“ Der Geiſtliche griff nach dem Brevier, fand wirklich Karten an deſſen Stelle und ſchmiß ſie auf die Erde in den Koth; doch lag es kaum da, als er ſah, daß er betrogen war, und ſein Brevier wiedererkannte.

333.

Geld verwandelt.

Delrio disquis. magic. II, XII, fol. 79.

Wenn Fauſt oder Agrippa auf Reiſen waren, ſo zahlten ſie immer in ſchöner, blanker Münze; aber der dieſelbe Empfangende war ſtets damit betrogen, denn er fand dieſelbe nach einigen Tagen in ganz gewöhnliche Dinge verwandelt. So ging es unter andern einer Frau an der Moſel: dieſer gab Fauſt ein Beutelchen, wie ſie glaubte, voll Schildthaler, welches ſie in ihre Tiſchlade legte. Als ſie daſſelbe nach einiger Zeit öffnete, fand ſie es gefüllt mit Pferdemiſt.

334.

Dieb gezeichnet.

Mündlich von Frau Courtmans.

In Antwerpen hat ſich einmal folgende Geſchichte zugetragen.

Einem Mädchen war eine goldene Kette geſtohlen worden, und es ging zur Kartenſeherin, um die zu fragen, wer der Dieb ſei. Die Hexe ſprach: „Das will ich euch wol zeigen, aber ihr müßt Muth haben, ſonſt geht es nicht.“ Deß war das Mädchen zufrieden, denn ſie hatte nie Angſt gehabt; und das Weib ſetzte einen Keſſel mit Waſſer auf den Herd und gab dem Mädchen eine große Stopfnadel in die Hand und ſprach: „Nun gebet acht; wenn das Waſſer kocht, hebe ich den Deckel von dem Keſſel und der Dieb ſpringt heraus; dann ſeid ſchnell und zeichnet ihn tüchtig, damit ihr ihn wiedererkennt, wo er euch begegne.“ Als ſie dann noch einige Worte ſtill geflüſtert hatte, begann das Waſſer langſam zu kochen und endlich gar überzulaufen; da hob die Hexe ſchnell den Deckel ab und es ſprang ein Kerl aus dem Keſſel; aber das Mädchen war ſo erſchrocken, daß es nicht ans Zeichnen dachte; ſo entkam der Kerl. Darob war die Hexe wüthend, aber das Mädchen beſänftigte ſie durch ein ſchön Stück Geld und ſie ſetzte den Keſſel noch einmal aufs Feuer. Als der Dieb nun aber herausſprang, da war das Mädchen ſchneller und ſie gab ihm einen tüchtigen Streich über den Backen, ſo daß das Blut herunterlief. „Nun werdet ihr ihn ſchon finden,“ ſprach die Hexe und das Mädchen ging nach Hauſe. Als der Hausknecht ihr die Thüre aufmachte, ſah ſie, daß er ſein Geſicht verbunden hatte. Das kam ihr ſonderbar vor und ſie fragte ihn, was ihm fehle. Da er nicht bekennen wollte, was das ſei, riß ſie ihm das Tuch ab und ſah, daß er es war, dem ſie die Schmarre gegeben hatte.

335.
Auge ausſchlagen.

Delrio disquis. magic. l. IV. c. II. qu. VI. sect. IV.

Ein Mann zu Roſtock hatte Geld an einem gewiſſen Orte in ſeinem Hauſe verborgen. Als er es einige Zeit nachher nicht wiederfinden konnte, dachte er, es ſei ihm geſtohlen worden, ging zu einem Schmied und bat ihn, dem unbekannten Diebe ein Auge auszuſchlagen. Da machte der Schmied einen Kreis und malte ein Auge hinein; ſprach dann einige Worte und ſchlug einen dreieckigen Nagel durch das Auge. Im ſelben Augenblicke aber hatte der Mann ſelbſt ſein Auge verloren.

So hatte das kleine Söhnchen eines Andern einen ſilbernen Löffel in die Ecke unter einen Schrank geworfen; der Vater geht auch zu einem Schmied und läßt das Auge ausſchlagen, aber das arme Kind mußte drunter büßen, wiewol es ganz unſchuldig mit dem Löffel geſpielt und an keinen Diebſtahl gedacht hatte.

336.
Punklers Ring.

Sprengers Malleus malefic. I. qu. 1; c. 16.

Jedermann kennt den Eberhard im Bart, den erſten Herzog von Würtemberg. Zu deſſen Zeit wohnte auf Lindenbrunn ein mächtiger Raubritter, und den zu bekämpfen, zog der Herzog auf die Burg los und belagerte ſie. In ſeinem Gefolge hatte Eberhard einen kunſtreichen Schützen, der hieß Punkler und der that jeden Tag drei Schüſſe, von denen ein jeder einen Mann aus der Beſatzung traf; that er mehr Schüſſe, die waren unge=

wiß. Das merkten die von der Burg bald und Einer rief eines Tages dem Schützen zu: „Punkler, wahrhaftig, willſt du uns denn den Ring am Thore ſelbſt nicht ungeſchändet laſſen?“ Punkler rief ihm hinwieder: „Den hole ich mir und zwar bei hellem Sonnenſchein und an dem Tage, an welchem wir die Burg in unſern Händen haben werden.“ So geſchah es auch; er hatte mit einem begonnen und ſo nach und nach die ganze Mannſchaft zuſammengeſchoſſen, und als darauf das Schloß erobert wurde, nahm er den Ring vom Thore und hing den an die Thüre ſeines Hauſes in Rohrbach, welches in der Wormſer Diözeſe liegt; da kann man denſelben noch ſchauen.

Er hatte aber kein gut Ende, der Punkler; denn er wurde den Bauern langſam verhaßt wegen ſeiner Zaubereien und die überfielen ihn eines Tages und ſchlugen ihn mit ihren Hacken und Schaufeln todt. Man ſagt, er habe auf ein Kreuzbild drei Pfeile geſchoſſen und dadurch vom Teufel die Gabe erlangt, täglich drei ſichere Schüſſe zu thun.

337.

Zauberlohn.

Mündlich.

Ein Mann aus ..... ſchlief mit einem Kameraden in einem Bett. Häufig fand er denſelben Nachts nicht neben ſich und bemerkte, daß derſelbe dann erſt gegen Morgen zurückkam und zwar ganz müde und abgemattet. Daraus ſchloß er mit Recht, daß derſelbe ein Zauberer ſein müſſe. Da er nun ſeinen Kameraden von Herzen gern hatte, auch daneben fürchtete, derſelbe möge ihn

einmal bezaubern, ſprach er ihm ſo lange zu, bis er einwilligte, ſich beleſen zu laſſen und den Teufel abzuſchwören. Sie gingen alſo zuſammen zum Pfarrer und da war die Sache bald abgemacht. Später fragte er den ehemaligen Zauberer einmal, warum er ſich denn eigentlich der Zauberei ergeben habe? Darauf antwortete der Andere: „Nur um ein wenig Geld zu gewinnen, aber es iſt ein erbärmlich Handwerk. Häufig mußten wir bei die tauſend Stunden weit über Land und See; auf dieſer fuhren wir in Eierſchalen. Um in ein Haus dringen zu können, verwandelten wir uns in eine Fliege oder in eine Maus und für alle die Mühe bekamen wir höchſtens einen Schilling oder vier Stüber.“

338.

Nachtfahrt.

Thom. Cantiprat. bonum universale de apibus. II. I. c. 57 §.18.

Ein Graf von Schwanenburg (al. Suavelenberg) hatte eine Tochter, die war in einem Nonnenkloſter erzogen; dies arme Mädchen wurde jede Nacht von dem Teufel für einige Stunden weggeführt; wohin? das wußte niemand. Einer ihrer leiblichen Brüder, der Minoritermönch war, wollte dies erproben, nahm in einer Nacht ſeine Schweſter auf den Schoos und umſchlang ſie feſt mit ſeinen Armen, aber das half ihm all nichts; denn als die Stunde kam, wurde ſie ihm plötzlich von unſichtbarer Macht entriſſen. Dies erzählte Albertus Magnus in Paris, als er vor dem Biſchofe dieſer Stadt über die nächtlichen Entführungen vieler Frauen disputirte.

339.

Die fliegenden Hexen von der Peter=Heidens=Fahrt.

Mündlich.

An der Dürme zwiſchen Sinai und Exaerde liegt eine Stelle, welche man Peter=Heidens=Fahrt nennt; die iſt im Waeslande überall bekannt und berüchtigt wegen der ſonderbaren Erſcheinungen, die man Nachts daſelbſt ſieht. Es erſcheinen daſelbſt nämlich fliegende Hexen in der Geſtalt ſchöner Bauernmädchen, die flie=gen auf ein Wort Stunden weit über Land und haben ſchon manchem Reiſenden auf alle mögliche Weiſe Schrecken und Angſt eingejagt. Ein alter, achtzigjähriger Bauer erzählte u. a. Folgendes von ihnen.

Eines Nachts gegen elf Uhr mußte er noch über die Dürme, denn vor Sonnenaufgang wollte er zu Sankt Nicolas ſein. Er ſchrie aus Leibeskräften nach dem Fährmanne, der auf der andern Seite des kleinen Fluſ=ſes wohnte, aber wie er auch rufen mochte, der Fähr=mann blieb ſchlafen. Schon hatte er eine halbe Stunde lang alſo dageſtanden, als er plötzlich jenſeits ein Weibs=bild am Ufer ſtehen ſah, das ſprach nur: „Ripp!“ und es ſtand auch ſchon neben ihm. „Ripp!“ wiederholte es und es ſtand wieder auf dem andern Ufer. Da er=muthigte der Bauer ſich und ſprach: „Es wäre kein ſchlecht Ding für mich, lieb Mädchen, könnt' ich ſo ſchnell wie du über das Waſſer kommen.“ Da ſprach das Weibsbild: „Ei, dann ſprich nur Ripp und du biſt hier bei mir.“ Der Bauer erwiderte: „Wenn ich denn aber nun zweimal Ripp ſage, was dann?“ — „Ach,“ ſprach die Andere, „dann wärſt du ſchon eine halbe Stunde näher der Stadt.“ — „Das will ich doch einmal ver=ſuchen,“ ſprach er und rief: „Ripp, Ripp!“ und ſo=gleich flog er über Wald und Wieſe pfeilſchnell dahin;

in ſeiner Angſt trachtete er zu Boden zu kommen, meinte, er müſſe auch dafür nun das Wort ausſprechen und hielt ſich dran: „Ripp, Ripp Rrrrrrrripp!" Aber da kam er ſchön an, denn er flog Stunden weit immer fort und fort, bis er endlich in einer Haide zu Boden fiel, daß er meinte, er habe keine Rippe im Leibe ganz behalten. Zugleich hörte er ein ſchallend Gelächter hinter ſich; er ſah um, aber ſchon war Alles verſchwunden.

340.

Der Todten Gang zum Rheine.

Caesar. heisterb. dial. mirac. XI. c. 33.

Es iſt noch kein Jahr gelitten (Cäſarius lebte gegen 1250), da war Lambertus, einer unſerer Mönche (in Heiſterbach bei Bonn), eines Nachts im Chore eingeſchlafen und ſah, wie unſer Kellermeiſter Richwinus, der vor mehren Jahren geſtorben war, in den Chor trat, ihm mit der Hand zuwinkte und ſprach: „Bruder Lambert, komm, laß uns zum Rheine gehen." Lambertus aber, der den Kellermeiſter wohl gekannt und wußte, daß er ſeit lange todt war, ſchüttelte verneinend mit dem Kopfe und ſprach: „Ich gehe nicht mit dir, das glaube nur." Da ging Richwinus nach der andern Seite des Chores, wo ein alter Mönch, mit Namen Konrad, ſaß, der ſchon ſeit funfzig Jahren in dem Orden war, und lud den auf gleiche Weiſe ein, mit zum Rheine zu gehen. Konrad warf ſeine Kaputze über den Kopf und folgte alsbald dem Kellermeiſter. Am folgenden Tage rief der Prior einige von uns nach dem Mittagmahle zu ſich, unter denen war auch Konrad und Lambert. Da hörte ich, wie Lambert dem Bruder Konrad in's Ohr flüſterte: „Wahrlich, Bruder Konrad, du wirſt bald ſter-

ben; ich habe heute Nacht geſehen, wie du in dieſer Kutte mit Richwin aus dem Chore und zum Rheine gegangen biſt;" und er erzählte ihm die ganze Erſcheinung. Konrad antwortete: „Deß habe ich wenig Sorge, ich wünſchte, ich ſtürbe nun ſchon." Am folgenden Tage begann er auch zu kränkeln, ſtarb in wenig Tagen und wurde in derſelben Kutte begraben, welche er an jenem Tage trug.

341.

Todesgeſpenſt.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. XI. c. 64.

Zu Bonn hat ſich das Folgende begeben. Eines Tages nach der Veſper ſpielten die Schüler im Kloſtergarten und ſahen, wie aus einem Grabe, in welchem die Kanonichen begraben zu werden pflegten, eine Geſtalt hervortrat, mehre andere Gräber überſchritt und in einem gewiſſen Grabe verſchwand. Einige Zeit nachher ſtarb ein Kanonich und wurde in dem Grabe eingeſenkt, aus welchem das Geſpenſt hervorgekommen war; einige Tage ſpäter ſtarb ein anderer Kanonich derſelben Kirche und wurde da begraben, wo das Geſpenſt verſchwunden war.

342.

Ritt zum Hexentanz.

Mündlich von Frau Courtmans.

Auf einem Meierhofe in Oſtflandern wohnte ein Mädchen, welches ſeine Arbeit immer beſſer und ſchneller

verrichtete, als die andern. Das kam dem Bauer wunderlich vor, denn das Mädchen hatte auch außerdem ſo etwas Sonderbares in ſeinen Manieren, daß er nicht wußte, wie er mit ihm daran war; er hieß darum ſeinem Töchterchen, einmal eine Nacht bei der Magd zu ſchlafen, und wohl Acht zu geben, was ſie vornehmen würde.

Als das Töchterchen nun bei ihr im' Bette lag, da ſah es, wie ſie gegen elf Uhr aufſtand und zur Thüre hinausging; aber, was dabei unerklärlich war, die Magd lag zu gleicher Zeit auch im Bette. Das Kind wurde bang und wollte ſie wecken, aber ſie lag wie todt und gab kein Lebenszeichen von ſich. Das dauerte bis vier Uhr Morgens; da ſah das Kind die Magd wieder zur Thüre hereinkommen und ſich ins Bett legen; im ſelben Augenblicke verſchwand die Geſtalt, die bis dahin neben dem Kinde gelegen hatte, und gleich darauf erwachte die Magd. Da fragte das Töchterchen, wo ſie geweſen ſei und ſie antwortete: „Das will ich dir die künftige Nacht zeigen, wenn du uns nicht verrathen willſt;" und deß war das Kind gern zufrieden.

In der nächſten Nacht gegen elf Uhr weckte die Magd das Töchterchen und beide gingen vorſichtig aus der Stube und in den Hof: da ſtand ein großer Hund und das Mädchen und das Kind ſetzten ſich auf deſſen Schwanz und der Hund rannte mit ihnen weg bis an ein großes Waſſer, da ſprang er hinein und ſchwamm über. Nachdem er noch eine kleine Strecke im Felde fortgelaufen war, fanden ſich die Beiden plötzlich in einer großen Geſellſchaft prächtig gekleideter Frauen, deren jede ausſah wie eine Königin, und die tanzten und ſangen zu der allerſchönſten Muſik, die man nur hören kann. Als das Kind das ſah, rief es entzückt aus: „Herr Jeſus, was iſt das für eine Freude;" aber das war ſein Unglück, denn im ſelben Augenblicke verſchwand

die ganze Geſellſchaft und das Kind fand ſich allein in der düſtern Nacht auf einem öden Felde. Am andern Tage Morgens ſprach es die Leute an, die vorbeikamen, und bat ſie um ein Stückchen Brot, aber keiner verſtand es, denn alle redeten eine ganz fremde Sprache. So ſaß das Kind den ganzen Tag bis Abends elf Uhr; da kamen all die ſchönen Frauen wieder und bald darauf auch die Magd auf des Hundes Schwanz. „Nun ſprich dieſen Abend nur kein Wort," ſprach die Magd, „denn ſonſt iſt es um dich geſchehen, und man bricht dir den Nacken." Das gelobte das Kind gern, ſah auch noch wunderbare Dinge in der Nacht. So wurde eine Frau zur Hexe geſchlagen und das ging alſo zu.

Man entkleidete ſie ganz und gar und als das geſchehen war, da traten Einige zu ihr mit langen Peitſchen und geißelten ſie, daß ihr das Blut den Leib herunterlief; das hielt ſie auch ganz geduldig aus und verzog keine Miene dabei. Darnach faßten andre ſie und warfen ſie in eine große Bütte mit Waſſer, wuſchen und rieben ſie, trockneten ſie ſäuberlich ab und zogen ihr alsdann ſo ſchöne Kleider an, wie all die andern trugen; darauf tanzten ſie alleſammt, bis der Hahn krähte. Beim erſten Rufe deſſelben kam der Hund wieder und das Kind und das Mädchen ſetzten ſich auf ſeinen Schwanz und ritten auf demſelben Wege, den ſie gekommen waren, nach Hauſe zurück.

343.

Glocke bricht den Zauber.

P. Binsfeld tractatus de confessionibus maleficorum et sagarum. Col. Agr. 1623. ed. 4. p. 215 und 313.

Ein Bauer, Namens Johannes, aus dem Dorfe Salmenroer im trierer Gebiete, war eines Donnerſtages

zum Tanze auf der Hetzenroderheide geritten, wo bis zu unſern Zeiten noch viel Hexenwerk getrieben und viel Teufelsſpuk gehört wird. Nach Beendigung des Tanzes hielt man Rath über allerhand Unheil, was Der oder Jener ſtiften müſſe, und verſpätete ſich alſo, daß der Tag bereits anbrach. Nun beeilte ſich ein Jeder fortzukommen und auch der Bauer; aber der war noch unterwegs, als in einer nahen Kapelle das Morgenglöckchen zu läuten begann. Zu gleicher Zeit ſchüttelte der Bock, den er ritt, ihn ab und er fiel nieder auf die Erde und zufälligerweiſe auf ein Stück Land, welches ſein gehörte und auf dem ſeine Magd eben Gras für die Kühe ſchnitt. Das Mädchen erſchrak gewaltig, als es ſeinen Herrn aus der Luft fallen ſah, und rief: „Herr Gott, Oheim, wo kommt ihr her?“ Der Bauer erzählte es ihr offenherzig, gebot ihr aber, es nur ja für ſich zu behalten. Es iſt aber ſpäter doch ausgekommen und der Bauer verbrannt worden. — Noch viel Andere haben ähnliches durch die Glocken erfahren und darum ſagen ſie auch, wenn ſie läuten hören: „Horch, die Hunde bellen.“

Ebenſo hat der Bock ein Weib, Namens Gertrud, die auf derſelben Heide getanzt hatte, zur Erde geworfen, weil ſie zufällig den Namen Gottes ausgeſprochen. Unglücklicherweiſe fiel ſie in ein Dorngebüſch, wo ſie ſich ſtark verwundete. Als ſie am andern Tage ſpät nach Hauſe kam, ſprach ſie zu ihren Nachbarinnen, ſie habe eine Wallfahrt nach der Eberhardsklauſe gemacht.

344.

Schavackenſtauen.

Mündlich von Frau Courtmans.

Die Zipzeneſſen, deren ehedem eine große Menge in Belgien rundlief, waren ein gar gefährlich Volk. Wenn

ſie Luſt bekamen zu den Bauernjungen, dann ſprachen ſie zu ihnen: „Kommt, wir gehen Schavackenſtauen (?), kommt mit, ihr ſollt Freude haben.“ Dann folgten die Jungen ihnen und zwar ſo weit, bis ſie an einen großen Baum kamen; darum machten die Zipzeneſſen ein großes Feuer und tanzten um daſſelbe und gaben den Jungen Wein und wenn dieſelben trunken waren, thaten ſie ihren Willen mit ihnen. War das geſchehen, dann ſprach eine von den Zipzeneſſen: „Nun bleibt hier ein wenig ſitzen, Burſche; wir wollen gehen und aufjagen;“ und mit den Worten lief ſie weg und die andern alle ihr nach und die Jungen ſchliefen ermüdet ein. Wachten ſie am andern Morgen auf, dann ſahen ſie von den Zipzeneſſen keine Spur mehr und fanden ſich wol tauſend Meilen von ihrem Dorfe in einem ganz fremden Lande.

345.

Aalmutter.

(Palingsmoeder.) Mündlich von Frau Courtmans.

So hieß eine alte Zipzeneſſe, die zu Auderem bei Dendermonde wohnte. Als ſie krank wurde und am Sterben lag, nahmen die andern Zipzeneſſen ſie und ſteckten ſie ins Waſſer, indem ſie ſprachen: „Du haſt in deinem ganzen Leben ſo gern Aal gegeſſen, iß nun auch ſo viel dir beliebt;“ und mit den Worten erſäuften ſie die alte Aalmutter.

346.

Prieſter zum Hexentanz entführt.

Joa. Franc. Pici Comit. Mirandulae strix sive de ludificat. daem. dial. III. Argent. 1612. p. 151.
Thyraei Daemoniaci h. e. de obsessis a spirit. daemon. homin. p. 167.

Zu den Zeiten Maximilians des Erſten lebte in den rhätiſchen Alpen ein gar frommer und gottesfürchtiger Prieſter. Der wurde eines Abends gerufen, einem fernwohnenden Kranken die Wegzehrung zu bringen; damit er nun um ſo ſchneller den Weg zurücklegen möchte, ſchloß er die Hoſtie in ein Büchschen, hing das an den Hals und beſtieg ein Pferd, welches einen guten Trab ging. Als er ſo ein Streckchen geritten war, da kam ihm Einer entgegen, der lud ihn ein, von dem Pferde zu ſteigen und ein Schauſpiel zu ſchauen, wunderbarer, als je etwas geweſen wäre. Der Prieſter war unklug und neugierig genug, der Einladung zu folgen, und ſtieg vom Pferde, doch im ſelben Augenblicke fühlte er ſich mit dem Andern in die Luft gehoben und dahergetragen bis auf die Spitze eines hohen Berges: da ſah er eine große und anmuthige Ebene, beſchattet von ſchönem Baumwerk und umgürtet mit ſtarrenden Felſen: in der Mitte derſelben tanzten unzählige Reihen, ſpielte man Spiele aller Art und ſtanden mit den ausgeſuchteſten Speiſen beladene Tiſche; liebliche Geſänge tönten dazu und kurzum es war da Alles, was nur eines Menſchen Herz erfreuen kann. Der Prieſter ſtand noch ganz ſtumm darob, als der Geleitsmann wieder zu ihm trat und ihn fragte, ob er nicht der Königin ſeine Verehrung und ein Geſchenk darbringen wolle? Die Königin nämlich ſaß auf einem hohen und prächtigen Throne und war ſchön und wohlgebildet über die Maßen. Alle nahten ihr nach der Reihe, warfen ſich vor ihr nieder und reichten ihr

ein Geſchenk. Der Prieſter dachte bei ſich, das könne Niemand anders ſein, als Chriſti Mutter, die benedeite Jungfrau Maria und der könne er kein lieberes Geſchenk bringen, als ihres lieben Sohnes heiligen Leib. Als nun die Reihe an ihm war, da trat er auch gar demüthig zu ihrem Throne und legte ihr das Büchslein mit den Hoſtien auf den Schoos, aber im ſelben Augenblicke verſchwand ſie mit den andern Allen und den Prieſter umgab dickes Dunkel. Er rief Gottes Hülfe und Beiſtand an und ſuchte ſich mit vieler Mühe einen Weg durch Wälder und Büſche und fand nach langem Wandern einen Hirten, von dem er erfuhr, daß er über hundert Meilen von dem Orte entfernt ſei, wohin er die heilige Wegzehrung hatte bringen ſollen.

347.

Das Paradies im Berge.

Thom. Cantiprat. bonum univers. de apibus. l. II. c. 57. §. 23 p. 555.

Als im Jahre 1231 Magiſter Conrad in Deutſchland gegen die Ketzer predigte, wollte einer derſelben den Meiſter zur Ketzerei verleiten; als er nun nach vielem Reden Conrad immer noch nicht überzeugen konnte, ſprach er endlich zu ihm: „Du biſt gar hartnäckig in deinem Glauben und haſt doch in deinen Büchern kein einziges Zeugniß, worauf du ſicher bauen könnteſt. Wollteſt du meinen Worten aber vertrauen, ich führte dich zu Chriſtus und ſeiner Mutter, daß du ſie mit deinen leiblichen Augen ſchauen könnteſt.“ Der Meiſter ahnte alsbald einen Teufelstrug, doch wollte er ſehen, was an der Sache wäre, und antwortete: „Könnteſt du das, dann müßte ich dir natürlich glauben.“ Darob war der Ketzer

hocherfreut und ſetzte dem Meiſter Tag und Stunde feſt, wo ſie zuſammen gehen wollten. Conrad gelobte zu kommen, kam auch, aber trug unter ſeiner Ordenskappe ein Büchslein mit einer geweihten Hoſtie bei ſich. Der Ketzer führte ihn nun in eine Berghöhle und da ſahen ſie einen ungeheuern Palaſt, der in wunderbarer Klarheit ſchimmerte. Als ſie in den innern Theil dieſes Palaſtes kamen, erblickten ſie Throne, die leuchteten, als wären ſie vom reinſten Golde geweſen; auf ihnen ſaß ein König, umgeben vom hellſten Glanze, und neben dem eine Königin von unendlicher Schönheit, die mit dem freundlichſten Blicke auf die Eintretenden ſchaute. Zu beiden Seiten der Throne ſtanden Seſſel und prächtige Stühle, auf denen Greiſe ſaßen, die Patriarchen und Apoſtel ſchienen; den übrigen Raum füllten unzählige Scharen von Engeln. Kaum ſah der Ketzer dies alles, als er auf ſein Angeſicht niederfiel und anbetend liegen blieb während langer Zeit. Meiſter Conrad aber ſtand ſtumm und verwundert da, denn was er da erblickte, das übertraf ſeine Erwartung. Endlich erhob ſich der Ketzer und fuhr ihn an: „Warum beteſt du nicht an, da du doch vor Gottes Sohne ſteheſt? Gehe ſchnell und bringe ihm den Zoll deiner Verehrung, damit du aus ſeinem Munde des wahren Glaubens Geheimniſſe erfährſt.“ Da ſchritt der Meiſter alsbald näher, zog das Büchslein aus der Kutte und reichte es der Königin, die auf dem Throne ſaß, unter dieſen Worten dar: „Biſt du wahrhaft Chriſti Mutter, dann nimm hier deinen Sohn und ich werde dich als Gebärerin unſeres Heiles erkennen und ehren.“ — Kaum aber hatte Conrad das Wort aus dem Munde, als die Erſcheinung ſchwand und er mit dem Ketzer in ſo großer Dunkelheit ſaß, daß ſie ſich nur mit vieler Mühe wieder aus dem Berge

herausfinden konnten. Der Ketzer ſah nun den Teufelstrug ein und bekehrte ſich.

348.

Die zwei buckligen Muſikanten zu Aachen.

Mündlich.
Alfr. Reumont Aachens Liederkranz und Sagenwelt. S. 333.

Am Tage Sankt Matthäi im Jahre 1549 kam ein armer buckliger Spielmann ſpät in der Nacht von einem Dorfe zurück, woſelbſt er bei einer Hochzeit aufgeſpielt hatte. Halb im Taumel bekümmerte ihn weder Zeit noch Ort und ſo ging er denn wohlgemuthet am Münſter vorbei, als eben die Thurmglocke Mitternacht brummte. Da aber erſchrak er umſomehr, als er nun hörte, wie ſpät es in der Nacht ſei und dazu ſich in der Luft ein ſeltſames Geſchwirr, wie von Eulen- und Fledermausflügeln vernehmen ließ. Schnellen Schrittes eilte er, dem Graus der Geiſterſtunde und ihrem Spuke zu entfliehen, und beugte ſchüchtern in die Schmiedſtraße ein, um durch ſie zu ſeiner Wohnung zu gelangen, welche in der Jakobſtraße gelegen. Was begegnete ihm aber, als er das Perviſch (Fiſchmarkt) betrat! Alle Fiſchbänke ſchimmerten von unzähligen Lichtern, welche weithin die dunkle Nacht erhellten; köſtliche Speiſen waren in goldenen und ſilbernen Schüſſeln aufgetragen und perlender Wein blinkte in großen Kryſtallkrügen. Um alles herum aber ſaß eine Menge der reichſtgekleideten Damen und ließen es ſich trefflich ſchmecken. Erſchrocken drückte ſich der Spielmann in eine Ecke, denn nun erinnerte er ſich entſetzt der Quatembernacht und ihres Hexenſpukes. — Doch es war zu ſpät: eine der zunächſt ſitzenden Damen hatte ihn bereits bemerkt und führte ihn zum Tiſche. Dann aber ſprach ſie zu dem Spielmann, der mit vor

Angſt klappernden Zähnen und ſchlotternden Knien daſtand: „Fürchte dich nicht und ſpiele uns eine luſtige Weiſe auf; wir werden dir deſſen Dank wiſſen.“ Und indem ſie ſo ſprach, reichte ſie dem Zagenden einen Pokal, mit würzigem Weine gefüllt; dieſer ermuthigte wunderſam den Spielmann, der nun ihr nicht ſobald den Becher, bis auf die Nagelprobe geleert, zurückgab, als er auch ſeine Geige zur Hand nahm und luſtig zu fiedeln begann.

Da wurden eilig die Bänke mit Allem, was darauf ſtand, bei Seite geſchafft und die Damen, unter denen er manche vornehme Frau aus der Stadt zu erkennen glaubte, erhobeu ſich allzumal bei dem Ton ſeiner Geige, und bald wirbelten die Paare durcheinander. Nun aber ging es immer ſchneller und ſchneller und der Spielmann geigte, wie von unſichtbarer Gewalt getrieben, immer toller darauf los, ſo daß er mehrmals vermeinte, die Saiten müßten in tauſend Stücke zerſpringen und ihm Hören und Sehen vergehn. Indeſſen ſauſten die Paare noch immer durcheinander, während ſein Arm kräftig den Bogen führte und ſein Spiel von ſelbſt aus einer Weiſe in die andere überging und oft ſo ſtark wurde, daß es ihn bedünkte, als ſei ein ganzes Concert von Geigen und gellenden Flöten hinter ihm aufgeſtellt, welche alle in ſeine Töne einſtimmten, und ihm das Ganze wie ein wirrer Traum vorkam. Da ſummte endlich die Thurmuhr drei Viertel auf Eins und plötzlich hielten die Paare in ſichtbarer Erſchöpfung inne, alles wurde wieder mit einem Male ruhig und in ſeine vorige Ordnung gerückt. Unentſchloſſen ſtand aber der Spielmann da, nicht wiſſend, ob er bleiben müſſe oder ſcheiden dürfe. Da trat die frühere Dame wieder zu ihm und ſprach: „Braver Spielmann, du haſt uns wacker vergnügt, darum ſoll dir auch nun des Lohnes werden.“ Und da-

mit hatte ſie ihm bereits ſein Wamms ausgezogen, und ehe er noch recht zur Beſinnung kommen konnte, war ſie ſchon hinter ihn getreten und hatte ihm mit einem Griffe ſeinen Höcker abgenommen. Wer war froher, als unſer erleichterter Spielmann! Dankdurchdrungen wollte er niederfallen vor ſeiner Wohlthäterin, — da aber ſchlug es Eins und Damen und Lichter und Schüſſeln waren verſchwunden und nur der Spielmann ſtand noch allein in der dunkeln Nacht. Der aber fühlte einmal nach ſeinem Rücken, denn ihm war es noch immer zu Muthe, als ſei ſein ganzes Abenteuer ein wirrer Traum geweſen. Doch nein, es war Wirklichkeit, er war gerade und ſchlank und ſein Höcker verſchwunden. Wer vermöchte wo ldie Freude ſeines Herzens zu beſchreiben, in welcher er nun nach ſeinem Wamms griff, das vor ihm auf der Erde liegen geblieben! Doch noch eine zweite Freude war ihm beſchieden, denn als er daſſelbe aufnahm, kam es ihm ungewöhnlich ſchwer vor; und als er nach der Urſache dieſer außergewöhnlichen Gewichtigkeit ſuchte, fand er deſſen beide Taſchen mit Geld gefüllt, und eilte als ein zweifach glücklicher Mann zu ſeiner Wohnung.

Dort aber erkannte die harrende Frau ihren verwandelten Mann faſt nicht mehr wieder, bis ihr ſeine Erzählung von dem Begegniſſe der Nacht den Hergang erklärte. Da ſtaunte die fromme Frau ſehr und pries den Himmel, der das Alles noch ſo glücklich gefügt.

Am andern Morgen aber wurde die Geige, die all das Glück in's Haus gebracht, unter das Bild des Schutzpatrones aufgehängt und fortan zum ewigen Gedächtniß für Kinder und Kindeskinder als ein Heiligthum bewahrt. —

Des armen Spielmanns Glück wurde nicht ſobald in der Nachbarſchaft bekannt, als es auch viele Neider erregte, unter denen ſich vorzüglich ein anderer ebenfalls

buckliger Muſikant durch ſeinen giftigen Groll auszeichnete. Seines vormaligen Geſellen nunmehriger Vorzug quälte ihn Tag und Nacht und richtete ſein ganzes Sinnen und Trachten nur nach der Möglichkeit, es jenem gleich oder noch zuvor thun zu können. Deswegen übte er ſich den ganzen Tag die ſchönſten Weiſen ein und begab ſich auf St. Gerhardi Nacht um die zwölfte Stunde nach dem Perviſch. Dort fand er auch richtig daſſelbe Gelage und ward bald darauf zum Spielen aufgefordert; aber welch ein Unterſchied! — Kaum hatte er in ſtolzem Selbſtvertrauen ſeine luſtig künſtlichen Melodien angehoben und die Damen ſich zum Tanze geſchickt, als er auf einmal aus der Tanzweiſe in ein Sterbelied fiel und eine ſo traurige und herzbrechende Weiſe auffiedelte, daß hölliſches Gepfeife und Geziſche ſich um ihn erhob und die Paare ſich trübſelig darunter her bewegten. Der Spielmann aber, noch immer vermeinend, ſeine beſten Melodien vorzutragen, muſicirte tüchtig darauf los und erwartete, als der Tanz geendet hatte, nichts weniger, als einen noch reichern Lohn denn ſein Vorgänger, trat daher, Rock und Weſte ausziehend, keck zum Tiſche. „Ei, ei, veſte Frau!“ rief er ſpöttiſch, da er in der oben am Ehrenplatze der Tafel ſitzenden Dame die geſtrenge Frau Bürgermeiſterin zu erkennen glaubte, die hier in aller Pracht und Herrlichkeit dem ſonderbaren Male präſidirte, „was würde wol der Herr Gemahl ſagen, wenn er Sie hier auf der Beſenſtielfeſtlichkeit anträfe? Aber laſſen Eure Gnaden mich nicht allzulange hier ohne Lohn ſtehen, denn die Nacht iſt kalt und es ſchlottern mir alle Knochen in der Herbſtluft. Ich denke, mein Spiel iſt doch wol noch eines beſſern Preiſes werth, als das des Stümpers, der euch beim letzten Feſte die Ohren gellen machte.“ Doch wie ſollte er ſich täuſchen! Die Dame nahm im Nu den Deckel von einer der ſil-

bernen Schüſſeln und ehe er ſich's verſah, klebte der darin aufbewahrte Höcker ſeines Geſellen vor ſeiner Bruſt. So ſtand denn der Neidhard mit doppeltem Bollwerk umgeben und traute ſeinen Augen nicht, bis in einem Momente beim Schlage der Morgenſtunde der Spuk verſchwand und er ſich unter zweifacher Laſt nach Hauſe trollen mußte.

349.

Der Doppelbuckel zu Calkaer.

Mündlich aus Wettern.

Zu Calkaer (in Oſtflandern) wohnte ein Buckel, ein luſtig Kerlchen und dem Spiele ſehr ergeben. Der war eines Tages in ein nahes Dorf gegangen und dort bis zum ſpäten Abend geblieben. Auf dem Heimwege fand er eine Herberge, die er ſonſt nie geſehen, ging hinein und ſah, daß die Stube voll munterer Gäſte war, die ſpielten und ſangen. Er ſetzte ſich alsbald zu einer Gruppe von Spielern und ſpielte ſo wacker drauf zu, daß er nicht nur ſein Geld verlor, ſondern auch Jacke, Weſte, Stiefeln und Strümpfe und ſelbſt die Hoſe; nur das Hemde blieb ihm übrig. „Nun iſt es Zeit, daß ich mich nach Hauſe begebe," ſprach er zu ſich ſelbſt „denn lauf' ich ohne Hoſe am hellen Tag umher, dann lacht man mich aus," und er nahm Abſchied von ſeinen Spielgenoſſen und machte ſich auf den Weg. Noch war er keine hundert Schritte weit, als er an einem kleinen Hügel eine Menge von Katzen fand, die im Kreiſe herumſprangen und ſangen:

Pfot' an Pfot', Schwanz an Schwanz,
Kätzchen tanzt 'nen luſtigen Tanz.

Als ſie ihn ſahen, ſprach eine der Katzen zu ihm: „Tanz mit, tanz mit, Freund!" und der Buckel ließ ſich das nicht zweimal ſagen, griff die Pfoten der Katze

und walzte mit ihr; die andern ſahen das nicht, ohne herzlich zu lachen, denn er ſprang ſo tapfer, daß ſein Buckel wackelte und ſchlotterte. Als er ausgetanzt hatte, fragte eine große Katze: „Wollen wir ihm nicht ſeinen Lohn dafür geben?“ — „Gewiß, gewiß,“ antworteten die andern und ſie nahmen ihn und ſetzten ihn auf den Hügel mit dem Rücken gegen eine Grube und die große Katze rief: „Schlagt ihn ins Geſicht, daß ihm ſein Buckel abfällt.“ Im ſelben Augenblicke fühlte er einen Schlag auf dem Backen und zugleich rollte ſein Buckel in die Grube; hocherfreut dankte er den gütigen Katzen und lief, was er konnte, nach Hauſe. Am andern Morgen, als er ausging, kannte ihn faſt kein Menſch mehr, denn keiner konnte begreifen, wie er ſeinen Buckel los geworden, am wenigſten ſein neidiſcher Nachbar, der auch bucklig war, wie er einſt; der quälte ihn ſo lange mit Fragen und Bitten, bis er von der Herberge und den Katzen erzählte. „Nun werde ich meinen Buckel auch bald los ſein,“ ſprach der Nachbar und ſchritt Abends luſtig auf die Herberge zu; da fand er dieſelbe Geſellſchaft, ſetzte ſich zu ihr und verſpielte auch Jacke, Weſte, Stiefeln und Strümpfe; dann aber hörte er auf, denn ſeine Hoſe hatte er erſt ſeit acht Tagen neu gekauft und die däuchte ihm zu koſtbar, als daß er ſie im Spiele darangeben ſollte. Kaum aus der Thüre ſah er ſchon die Katzen tanzen, ging auf ſie zu und wurde auch zum Tanz eingeladen: „Ja, ein Sprünglein will ich wol mitſpringen,“ ſprach er, „aber es muß nicht lang dauern, denn mein Buckel iſt nicht leicht.“ Die Katze ſprang mit ihm herum, aber er trat ihr jeden Augenblick auf die Füße, oder er ſtolperte oder machte anders eine Ungeſchicklichkeit, wurde deß auch bald müde und ſtand ſtill und wollte nicht mehr tanzen. „Wollen wir ihm nicht ſeinen Lohn geben?“ fragte die große Katze wieder und

die andern fingen an zu lachen und riefen: „Gewiß, gewiß! Vollauf, vollauf!“

Nun führten ſie ihn auch auf den Hügel, ſtellten ihn aber mit dem Geſicht nach der Grube; dann ſprach die große Katze: „Schlagt ihm ins Geſicht und ſetzt ihm einen Buckel drunter,“ und augenblicks fühlte er mit dem Schlage etwas auf ſeine Bruſt ſich ſetzen, und als er näher darnach griff, erkannte er zu ſeinem Schrecken, daß das ein zweiter Buckel war. Wüthend wollte er ſich umkehren, um unter die Katzen zu fahren, aber die Dillekensjagd ſauſte ſchon durch die Luft davon und er ſtand im Dunkel allein. In dem Dorfe durfte er ſich ſeit der Zeit nicht mehr ſehen laſſen, denn Alt und Jung neckte ihn und die Kinder liefen ihm ziſchend auf der Straße nach; er zog alſo weg und man weiß nicht, wo er geblieben iſt.

350.

Der Hexenverſammlung zuſchauen.

Barth. de Spina in Ponzinibium de lamiis apolog. l. c. 9. Mallei malefic. ed. lugd. 1669 II. 155.

Ein Mann aus der Gegend von Brixen ging Nachts einmal auf das Feld und kam auf einen Hügel, ſah von demſelben aus eine große Verſammlung von Männern und Frauen, die bei hellem Lichterſcheine ſich unten auf der Straße erging; viele von denſelben kannte er, wurde auch hinwieder von ihnen erkannt; er war aber zu bange, mit ihnen zu ſprechen. Am andern Morgen begegnete er einer Frau, die er auch unter der Menge geſehen hatte, und dieſe ſagte ihm: „Heute Nacht warſt du in großer Gefahr, als du uns zugeſchaut haſt; hüte dich, noch einmal um dieſe Stunde an der Stelle zu ſein.“

351.

Der Holzhacker und die drei Katzen.

Sprengers Malleus II. qu. 1 c. 9.

In der Gegend von Strasburg liegt ein Städtchen, deſſen Namen wir nicht nennen wollen. Darin war einmal ein Werkmann beſchäftigt, in ſeinem Hauſe Brennholz zu ſchneiden, als ihm plötzlich eine Katze auf den Leib ſprang und ihm auf alle mögliche Weiſe läſtig wurde. Als er, deß müde, ſie endlich von ſich wegjagte, da kam noch eine zweite zu der erſten, und als er nun die zwei wegtreiben wollte, da kam gar noch eine dritte und alle ſprangen ihm ins Geſicht und kratzten und biſſen ihn an den Beinen. Nie hatte der Mann eine größere Angſt ausgeſtanden; doch faßte er ſich, machte ſchnell ein Kreuz und als die Katzen ihm dann noch nach dem Geſicht und der Kehle ſprangen, packte er ein Stück Holz und ſchlug auf ſie los; die eine traf er am Kopf, die andre an den Beinen, die dritte auf dem Rücken, ſo daß ſie flüchteten und nicht wiederkehrten. Er ging wieder an ſeine Arbeit und ſetzte die noch eine Stunde lang fort; da drangen auf einmal zwei Gerichtsdiener in ſein Haus, faßten ihn und führten ihn vor den Richter. Der ſchaute ihn lange und ſtarren Blickes an, wollte kein Wort der Vertheidigung hören und befahl, ihn in einen tiefen Thurm zu werfen. Da ſaß nun der arme Holzhacker, heulte und ſchrie, was er denn gethan habe, daß es den Wächtern ſelbſt leid that und die den Richter angingen, dem Manne doch Gehör zu geben. Der Richter aber erzürnte ob der Bitte, ſprach, wie es möglich wäre, daß ein ſo arger Zauberer noch nicht zur Erkenntniß ſeiner Verbrechen kommen wolle und ſich noch unſchuldig nennen könnte, da doch Alles offenbar gegen ihn ſpräche. Endlich wurde der Richter durch anderer Raths-

herren Zuſprechen bewogen, dem Manne Gehör zu geben. Als man ihn nun aus dem Kerker und in den Gerichtsſaal brachte, da fiel er auf beide Knie nieder und bat mit Thränen, man möge ihm doch ſagen, warum er gefangen genommen worden, denn er wiſſe ſich keines Verbrechens ſchuldig. Da brach der Richter los und ſprach: „Du ſcheußlichſter aller Verbrecher, du willſt noch nicht bekennen? Haſt du nicht an dem Tage und zu der Stunde drei der vornehmſten Frauen der Stadt ſo mit Schlägen zugerichtet, daß ſie ſich bis heute nicht rühren noch regen können?“ Da dachte der Holzhacker nach über die Sache und antwortete: „Ich habe mein Lebetage keiner Frau etwas zu Leide gethan, noch eine geſchlagen, kann auch durch Zeugen beweiſen, daß ich an dem Tage und zu der Stunde mit Holzſchneiden beſchäftigt geweſen. Haben doch eure Diener mich eine Stunde drauf noch an derſelben Arbeit gefunden.“ Da wurde der Richter noch zorniger und ſchrie: „Da ſeht, wie er ſeine Schandthaten bemänteln will, und die drei Frauen liegen auch krank von ſeinen Schlägen zu Bette.“ — „Ja, ich habe wol gewiſſe Geſchöpfe zu jener Stunde geſchlagen,“ ſprach der Holzhacker darauf, „das waren aber keine Frauen.‘ Darob ſtanden Alle, die im Saale waren, ſtumm und fragten, was das denn für Geſchöpfe geweſen wären? „Drei Katzen waren es,“ ſprach der Mann und erzählte alles, wie es geſchehen war. Da gab man dem Manne gute Worte, er möge doch von der Sache nicht weiter ſprechen und Keinem davon ſagen und ließ ihn frei und ungehindert ſeiner Wege gehen.

352.

Wettermachen.

I.

Remigii daemonolatria c. 25.

Ein Bauer im trierer Gebiete war mit ſeinem Töchterchen im Garten und beſchäftigt, Kohl zu pflanzen. Weil das Kind ſich ſo gut anſchickte, hatte der Vater Freude an ihm und ſprach: „Du verſteheſt das ja ganz prächtig, plag' dich nur ſchön." „Ei," antwortete das Kind darauf, „das iſt auch eine ſchöne Kunſt, ich kann doch noch andre Sachen, die viel wunderbarer ſind, als das." Da fragte der Vater, was das denn wäre, und das Kind ſprach: „Gehe nur ein wenig ſeitwärts und ſage mir, auf welchem Theil des Gartens es regnen ſoll." — „Thu' es nur einmal," entgegnete der Bauer, ,'ich will ſchon weggehen." Als er nun zur Seite getreten war, machte das Kind ein Grübchen in die Erde und ließ ſein Waſſer hinein; das rührte es mit einem Stäbchen und murmelte einige Worte dazu und im ſelben Augenblicke fiel der reichſte Regen in den Garten nieder. Da ſtand der Bauer ſtumm vor Staunen und Schrecken und fragte das Kind unter Beben und Zittern: „Aber wer hat dich denn das gelehrt." „Meine Mutter," antwortete das Töchterchen, „die weiß auch noch viel andere Sachen der Art."

Der Bauer ließ ſich nichts merken, ſprach aber zu ſeinem Weib, er wäre über einige Tage auf eine Hochzeit geladen und ſie möge ſich dazu bereit machen. An dem beſtimmten Tage ſpannte er ſeinen Karren an, die Frau ſetzte ſich darauf und er fuhr ſie in die Stadt und überlieferte ſie dem Gerichte. Nachher iſt ſie verbrannt worden.

353.

II.

Delrio disquis. mag. p. 747.

In der ſtrasburger Diöceſe unweit Schlettſtadt war eine Zauberfrau gefangen worden, die durch keine Martern zum Geſtändniſſe ihrer Verbrechen zu bringen war. Da ſagte man ihr endlich, der Caſtellan vom Schloſſe, darin ſie ſaß, ſei verreiſt, und man führte drei von ihren Freundinnen zu ihr, welche ſie ausfragen ſollten. Die verſprachen ihr vollſtändige Freiheit, wenn ſie ihnen bekennen wollte, auf welche Art und Weiſe ſie ihre Zaubereien vollbracht hätte; aber das Zauberweib war gar klug und ſprach: ſie wäre unſchuldig, deß man ſie anklage, und es ſei gar nicht ſchön, daß ihre Freundinnen kämen und ſie verrathen wollten. Endlich aber fragte ſie, was man denn von ihr wiſſen wollte, und da ſprach eine von den drei Frauen: ſie möchte gern wiſſen, wie man Unwetter machen könnte. Da ſprach die Zauberfrau, das iſt gar leicht, und wies auf eine Schüſſel mit Waſſer und ſagte der Freundin, daß ſie darin mit dem Finger rühren ſollte, während ſie ſelbſt ihre Zauberworte murmelte. Und kaum war das geſchehen, da erhob ſich ein alſo greulicher Sturm mit Donner und Hagel und Regen, wie ſich die älteſten Leute der Gegend nicht erinnern konnten, erlebt zu haben.

354.

Kurlenhorſt.

Joh. Weichard topographiſch-hiſtoriſche Beſchreibung des Herzogthums Crain l. VII. c. 16.

Zwei mannſüchtige Bauernmädchen gingen in der Chriſtnacht in einen kleinen Wald, um dort im hellen

Spiegel eines Brünnleins zu ſehen, wer ihr zukünftiger Bräutigam ſein ſolle. Ein junger Bauer hatte davon gehört, und weil er gern eines der Mädchen zur Frau gehabt hätte, ging er heimlich früher an die bezeichnete Stelle und kletterte auf einen Baum, der den Brunnen beſchattete, um dem Mädchen von da ſein Geſicht im Waſſer zu zeigen; denn, meinte er, wenn ſie ihn in dem Brunnen geſehen hätte, dann würde ſie nicht anſtehen, ihn zum Manne zu nehmen. Er ſaß nicht lange da, als die beiden Mädchen auch kamen. Er hielt umſomehr dafür, daß ſein Anſchlag glücken müſſe, weil er ihnen abgelauſcht hatte, daß ſie bei dem ganzen Unternehmen kein Wort ſprechen, nicht nach oben und nicht hinter ſich ſehen dürften; ſo nämlich hatte die alte Hexe, welche ihnen den Handel angerathen, ſie gelehrt. Während die Mädchen nun in das Waſſer ſchauten, um ihres Zukünftigen Geſicht darin zu entdecken, reckte er ſich, ſo viel er konnte, von ſeinem Aſte herüber, damit ſie ſein Geſicht recht deutlich ſehen ſollten. Indem aber wurde der Aſt, der vielleicht von Alter gebrechlich und ſchwach, vielleicht auch von Natur nicht ſtark genug war, eine ſolche Laſt zu tragen, ihm ungetreu und brach plötzlich, ſo daß er mit dem Bauer nieder und ins Waſſer fiel. Das gab aber einen ſo gewaltigen Plumps und das Waſſer ſpritzte ſo ſehr den fleißig zuſchauenden Dirnen in die Augen, daß dieſe nicht anders meinten, als der Teufel ſelber habe ſich hineingeworfen, und ſo ſchnell ſie konnten, dem Dorfe wieder zuliefen. Sie fielen durch den ausgeſtandenen Schreck beide in eine ſchwere Krankheit, an der eine von ihnen auch ſtarb.

Von dieſer Begebenheit hieß man ſeit der Zeit den Wald Kurlenhorſt, d. i. H.r.nhorſt.

355.

Geſicht auf dem Kreuzwege.

Erasmi Francisci holliſcher Proteus S. 809.
S. de Vries, de Satan, II. p. 374.

Im Jahre 1666 ließ ſich in einer gewiſſen Stadt ein junges Mädchen bereden, bei Nacht und Unzeit auf einen Kreuzweg zu gehen, um dort ihren zukünftigen Liebſten zu ſchauen. Morgens aber fand man ſie dort bleich und entſtellt, mehr todt als lebendig. Man frug ſie wol, was ihr begegnet, aber man konnte nichts aus ihr herausbringen bis gegen den dritten Tag; da erholte ſie ſich in etwas und rief: „Ach Herr, vergib es der Alten! Wie hat ſie mich armes Kind verleitet!" Man fragte ſie nun aus und ſie erzählte, daß ſie, als ſie auf dem Kreuzwege die gewöhnlichen Worte ausgeſprochen, auf dem Dache eines ihr gegenüberliegenden Hauſes eine feurige Todtenlade geſehen, worüber ſie dermaßen erſchrocken, daß ſie wie todt zur Erde gefallen.

356.

Die Bräutigamsſchau.

Erasmi Francisci holliſcher Proteus S. 815.
S. de Vries, de Satan II, p. 375.

Auf einem Schloſſe, nahe bei Wien, beſchwatzte einſt eine alte Magd die drei jungen Edelfräulein, auszuklügeln, welches ihre Bräutigame ſein würden, und gab ihnen dazu folgendes Mittel an die Hand. Von ihrem Mittag= und Abendeſſen ſollten ſie ein wenig übrig laſſen und dies nebſt einem Trunke Wein und einem Spiel Karten auf einen Tiſch legen, dann gewiſſe Worte ſprechen und ſie würden ihre Bräutigame ſehen. Dem

Allen kamen die Edelfräulein aufs allerfleißigſte nach und kaum hatten ſie die Ceremonien verrichtet, als auch drei Junker in die Kammer traten, ſich an den Tiſch ſetzten und von den drei Tellern aßen, ein jeder von dem Teller derjenigen, deren Zukünftiger er war. Als dies geſchehen, fingen ſie an zu ſpielen. Einem von ihnen aber entfiel zufällig ein Kartenblatt; da trat eines der Edelfräulein höflichkeitshalber zu dem Tiſche und bückte ſich, um daſſelbe aufzunehmen, doch da gewahrte ſie zu ihrem allergrößten Schrecken, daß der vermeinte Junker abſcheuliche Bocksfüße hatte. Darüber erſchrak ſie ſo ſehr, daß ſie die Bedingung, kein Wort zu ſprechen, vergaß und laut aufſchrie: „O Herr Jeſus, ſei mir gnädig!“ Mit den Worten ſtürzte ſie aus dem Zimmer und nach der Schlafſtube ihrer Mutter. Ihr Junker lief ihr wol nach, mußte aber vor der Stubenthür ſtehen bleiben und verſchwand auch daſelbſt. Die zwei andern Edelfräulein und die alte Magd fand man am andern Morgen todt und jämmerlich zugerichtet am Boden liegen.

357.

Andreasnacht.

Erasmi Francisci hölliſcher Proteus.
S. de Vries, de Satan. II, 376.

Ein vornehmes Mädchen erzählte häufig Folgendes:

Als ſie kaum zwölf Jahre zählte, rieth ihr eine Magd, ſie ſolle ſich in der Andreasnacht ganz allein bei dem Herde niederſetzen und das Vaterunſer rückwärts herſagen, dann werde ihr zukünftiger Bräutigam ihr erſcheinen. Das Mädchen that ſolches und augenblicklich öffnete ſich die Küchenthüre und eine weiße Geſtalt trat

herein. Sie meinte, es wäre die Magd, welche ein wei-ßes Leinentuch umgehangen, um ſie damit zu erſchrecken, rief darum: „Du Närrin, meinſt du, ich wüßte nicht, wer du biſt?" Aber das weiße Bild trat ihr näher und ſie ſah, daß deſſen Angeſicht todtenbleich war, wie das einer Leiche. Da ſchrie ſie in ihrer Angſt und rief die Magd, welche draußen ſtand, ihr zu Hülfe zu kommen; zugleich wich die weiße Geſtalt in eine Ecke zurück und verſchwand. Die Magd eilte herbei und beruhigte ſie, ſagte, ſie habe nichts zu fürchten. Das Mädchen er-zählte nun von ihrem Geſichte und die Magd legte das ſo aus, daß ihr Bräutigam der Tod ſein werde. Nach-dem hat dies Mädchen immer ſehr tugendſam und fromm gelebt, auch ein Alter von ſiebenzig Jahren erreicht. Mehre Male wurde ſie zur Ehe gefragt, aber immer ging das wieder hinter ſich und kamen Mühen und Be-ſchwerniſſe dazwiſchen, ſo daß ſie bis zu ihrem Tode un-verheirathet blieb.

358.

Abrahel.

Le livre des prodiges. p. 97.

Im Jahre 1581 hat ſich zu Dalhem, einem Dorfe zwiſchen der Moſel und der Saar, folgende merkwürdige Geſchichte zugetragen.

Der Hirte des Dorfes, ein Mann, der Frau und Kind hatte, faßte eine glühende Liebe für ein junges Mädchen aus ſeiner Nachbarſchaft. Eines Tages, wo grade all ſein Sinnen und Denken auf ſie gerichtet war, erſchien ſie plötzlich vor ihm im Felde, oder vielmehr nicht ſie, ſondern ein Geiſt in ihrer Geſtalt. Der Hirte be-kannte ihr ſeine Liebe und ſie empfing das Geſtändniß

mit Freuden unter der Bedingung, daß er ſich ihr übergebe und ihr in allen Dingen gehorche. Der Hirte war deß ſehr zufrieden und that ſeinen Willen mit ihr. Einige Tage ſpäter verlangte Abrahel, denn dieſen Namen hatte der Geiſt angenommen, daß er ihr ſein einzig Söhnchen opfere, als Pfand ſeiner Liebe, und ſie gab ihm einen Apfel, damit er das Kind davon eſſen laſſe. Der Knabe hatte aber kaum hineingebiſſen, als er todt hinſtürzte. Man kann leicht denken, wie untröſtlich Vater und Mutter darob waren.

Am andern Tage ſtand Abrahel wieder vor dem Hirten und verſprach ihm, daß ſie dem Kinde das Leben zurückgeben wolle, wenn er ihr dieſe Gnade auf den Knien und, ſie gleich Gott anbetend, abflehen wolle. Der Hirte warf ſich augenblicklich auf die Knie, betete ſie an und das Kind erwachte in derſelben Minute zum Leben. Es öffnete die Augen, man wärmte es, rieb ihm die Glieder und es begann zu gehen und zu ſprechen; kurz, es war ganz, wie vordem, nur magerer, blaſſer, eingefallener; die Augen waren matt und lagen gar tief; ſeine Bewegungen waren langſam und ſchwerfällig, ſein Geiſt dumpf. So blieb es ein Jahr lang, da hörte man eines Tages plötzlich einen großen Knall, zugleich ſank der Knabe hin und man ſah, daß ſein Leib ganz faul und von Würmern zerfreſſen war; er ſtank auch unerträglich. Der böſe Geiſt, welcher denſelben belebt, hatte ihn nämlich verlaſſen. Man zog ihn mit einer Miſtgabel aus des Hirten Hauſe und begrub ihn ohne Gebet und Geſang in ungeweihte Erde.

359.

Schönes Frauenbild im Traume geſchaut.

S. de Vries, de Satan II. S. 173.

Ein gottſeliger Mann in Holland hatte einen Bruder, der ſich einem wilden und wüſten Leben hingegeben hatte und weder nach Gott noch Gebot fragte. Durch viele Ermahnungen und frommes Zureden kam derſelbe doch endlich wieder zur Beſſerung und wurde ein ganz anderer Menſch. Schon ein ganzes Jahr lang war er auf dem Wege des Guten fortgeſchritten, als ihm in einer Nacht träumte, er wäre auf einer gewiſſen Stelle außerhalb der Stadt und fände daſelbſt ein Frauenbild von übermenſchlicher Schönheit, die ihm zu ſich winke, damit er ſich mit ihr erluſtige. Zwei Tage nachher hatte er denſelben Traum und das ſchöne Weib wollte ihm nicht mehr aus den Gedanken. Abermals zwei Tage ſpäter ſah er ſie noch einmal und zwar immer auf derſelben Stelle und, wie es ihm ſchien, in der Abenddämmerung. Dies machte ihn neugierig und gegen Abend machte er ſich auf und ging aus dem Thore und dem Orte zu, wo er ſie geſchaut, und ſiehe da, er fand ſie wirklich da und noch ſchöner, als ſie ihm im Traume erſchienen war. Sie winkte ihm freundlich und er nahte ihr zutraulich, doch da fiel ihm ein, daß ſein Bruder ihm geſagt, der Teufel nähme häufig derlei Geſtalten an und Anderes mehr, und das ängſtigte ihn dergeſtalt, daß er, ſo ſchnell er konnte, weglief und ſich nach Hauſe begab. Noch zweimal ſah er das ſchöne Bild in ſeinen Träumen, aber er hütete ſich wohl, noch einmal nach der Stelle zu gehen.

360.

Schwarze Mahr.

Heurnius, de morb. capitis. c. 30.

Ein glaubwürdiger Mann erzählte Folgendes: Als ich noch ein Knabe war, ſollte ich in einer Nacht neben einer ſehr tugendreichen und frommen Matrone ſchlafen. Während ſie bereits ſchlummerte, ſah ich einen langen ſchwarzen Mann, der ſich über ſie auf die Decke zu werfen ſchien. Am andern Morgen klagte ſie, daß die Nachtmahr ſie geplagt habe. Ich war, wie geſagt, noch jung und durfte von dem ſchwarzen Kerl nichts ſagen, denn er hatte mir ſehr gedroht, wenn ich auch nur das Mindeſte davon offenbare.

361.

Nachtmahr.

Erasmi Franciſci hölliſcher Proteus S. 103 ff.
S. de Vries, de Satan II, 299.

In einer anſehnlichen Stadt Deutſchlands bezogen zwei begüterte Mädchen ein Haus, in welchem es, wie man allgemein ſagte, umging; ſie wußten aber davon nichts, als ſie daſſelbe gemiethet. Als ſie nun da wohnten, geſchah es häufig und ſelbſt zwei und dreimal in der Woche, daß Nachts, ſobald ſie ſich zu Bette gelegt, etwas auf ſie fiel, welches ſie ſo drückte, als hätte eine ſchwere Laſt auf ihnen gelegen; obſchon ſie davon zu erſticken meinten, konnten ſie doch nicht ein Wörtlein einander zurufen oder Hülfe ſchreien. Dies begegnete ihnen nicht nur, wenn ſie ſchliefen, ſondern ſelbſt, während ſie noch ganz wach waren. Mehremale ſahen ſie beim hellen Mondſchein, wie ein dunkles Schattenbild

kommen, welches ſich über ſie warf. Sie klagten darüber bitterlich bei einem verſtändigen und ehrlichen Manne, doch der ſprach, das wäre nur Einbildung und käme von ſchwerem Blute, und ſie ſollten einen Arzt darum berathſchlagen. Das war aber nicht alſo und ſchweres Blut konnte nicht ſchuld ſein, denn ſie hatten dieſe Geſichte nicht allein bei Nacht, ſondern auch am hellen Tage. Da nämlich hörten ſie ſehr häufig ein ſeltſam Gepolter in ihrer Schlafkammer ſowohl, wie in andern Zimmern. Wenn ſie die Treppen herauf oder herabgingen, ſahen ſie oft einen ſchwarzen, langen und häßlichen Mann, der ihnen auch einigemal nachfolgte, wenn ſie ſich aus der Küche in ein anderes Zimmer begaben. Einmal hatten ſie eine Frau zum Beſuche und während ſie mit derſelben ſprachen, erhob ſich in der Küche ein ſolch Geraſſel, Gepolter und Getreibe, daß die Frau in Angſtſchweis gebadet daſaß und ſeitdem das Haus nicht mehr betrat. Da ſprach man endlich den Prediger über die Sache, und dieſer rieth ihnen zu fleißigem Beten, doch half das anfangs gar wenig; doch als ſie damit fleißig anhielten, ging es beſſer, der Spuk hörte aber nicht eher auf, ſie zu quälen, bis ſie ein ander Haus bezogen.

362.

Von der Mahr befreit.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. II. c. 8.

In der Pfarre des heiligen Remig zu Bonn lebte ein Prieſter, der eine ſchöne Tochter hatte; er hieß Arnoldus. Da er dieſelbe über Maßen liebte und ſtets Verführung von Seiten der Kanonichen fürchtete, ſo ſchloß er ſie jedesmal ſorgfältig ein, wenn er ſein Haus verließ. Eines Tages erſchien dem Mädchen ein ſchöner Mann

und der beredete ſie zu ſeiner Liebe und ſagte ihr ſo viel Schmeichelworte, daß ſie ihm ihre Gunſt ſchenkte. Das dauerte ſo einige Zeit fort; als der Prieſter aber einmal wiederkehrte und in das Gemach des Mädchens trat, fand er ſie in Thränen und Schluchzen und fragte mit väterlicher Beſorgniß, was ihr fehle. Da bekannte ſie Herrn Arnold alles und wie ſie von dem argen Geiſte verführet worden, und das ergriff ſie ſo ſehr, daß ſie ihren Verſtand darüber verlor. Der trübe Vater wußte kein ander Mittel, als ſie auf die andere Seite des Rheines zu ſchicken, denn er dachte ſicherlich, daß der Fluß die Mahr abhalten würde, noch ferner dem Mädchen etwas anzuhaben. So that er auch, aber kaum war das geſchehen, als der Geiſt ihm erſchien und zu ihm ſprach: „O du arger Prieſter, warum haſt du mir mein Weib genommen? Wahrlich, das iſt dein eigener Schade!“ Und mit den Worten ſtieß er den Mann dermaßen auf die Bruſt, daß derſelbe alsbald Blut ſpie und am dritten Tage nachher ſtarb.

363.
Blutſauger.

Mündlich in Flandern.

Dies ſind eine Art von krötenähnlichen Thieren, die beſonders gern in unſchuldiger Mädchen Leib fahren. Eine ſolche Unglückliche meinet dann, ſie ſei ſchwanger, der Leib ſchwillt ihr an und wird immer ſtärker während neun ganzer Monate. Glaubt ſie die Stunde der Geburt nahe, dann entſchlüpft der Blutſauger ihrem Leibe ebenſoſchnell, wie er kam, und ſucht in einer Andern Leib zu fahren. Man kann ihn fangen, aber dazu gehört viel Behendigkeit und noch mehr Vorſicht, denn

auch das allerkleinſte Löchelchen in der Thüre, am Fenſter oder anderswo genügt ihm, zu entwiſchen. Am beſten iſt es, ihn gleich todtzuſchlagen und zu begraben.

364.

Schlange und Kröte.

Mündlich.

In einem alten Hauſe zu Gent wohnten ein paar bejahrte Leutchen, die konnten kein Eſſen in ihrem Brotſchranke über Nacht verwahren. Das klagten ſie einſt ihrem Schwiegerſohne und der ſprach, er wolle es ſchon machen In der folgenden Nacht verſteckte er ſich unter den Tiſch und da ſah er denn, wie um Mitternacht ein Schlänglein unter den Boden herauskroch und nach dem Schranke ſchlich. Gleich darauf kam eine Kröte aus einem andern Loche und die machte ſich gleichfalls nach dem Schranke zu. Als das Schlänglein an das Schloß rührte, ſprang dies auf und die beiden Thiere theilten ſich in den Vorrath von Eſſen, den ſie fanden. Der Schwiegerſohn nahm aber ſtill einen Hammer und ſchlug ſie auf die Köpfe, daß ſie todt blieben. Seitdem konnten die Alten ruhig ihr Eſſen in den Schrank ſtellen.

365.

Schlange warnt.

G. Anderſen Orient. Reiſen. I, c. 17.
De Vries, Satan. I, 183.

Im Jahre 1645 gegen den Anfang Decembers ging der holländiſche Viſitator zu Brotſchia in Surate

mit einem Unterkaufmann, Namens Mylens, im Gemüſegarten der Factorei ſpazieren. Indem ſah der Viſitator eine große Schlange im Graſe liegen, rief in aller Haſt einen ſeiner Diener und befahl ihm, das Thier todtzuſchießen. Mylens warf ſich aber dazwiſchen und bat um Chriſti willen, man möge doch der Schlange nichts zu Leide thun, denn ſie habe ihm einmal das Leben gerettet, und er glaube, es ſei ein guter Geiſt, den Gott ihm in den heidniſchen Gegenden zum Schutze geſandt. Darauf erzählte er das Folgende: Ungefähr vor drei Monaten legte ich mich in meinem Garten nieder, um zu ſchlafen. Ich lag noch nicht lange da, als dieſe Schlange mir nahte und ſo lange um mich herumlief, bis ich wach wurde. Beim Anblicke des Thieres erſchrak ich und rief: O Gott, hilf mir! hörte aber darauf eine Stimme, wie von der Schlange, welche zu mir ſprach: „Steh auf, nimm deine Flinte und gehe nach Hauſe, denn es iſt ein Dieb daſelbſt eingebrochen, der bereits deinem Söhnlein den Hals abgeſchnitten hat.“ Ich ſtand flugs auf, eilte nach Hauſe und der Dieb flüchtete. Leider fand ich es zu wahr, was die Schlange mir über meinen Sohn geſagt hatte.

366.

Frau ſäugt die Schlange.

Loyſae de Borges, Hebammenbuch I. C. 49 S. 171.
Grundmann, Geiſt= und Weltliche Geſchichtsſchule I. S. 408.

In einem gewiſſen Dorfe, zwei Meilen von Strasburg, lebte ein Winzer mit ſeiner Frau und einem kleinen Kinde. Eines Tages arbeitete der Mann in dem Weinberge und die Frau ging vor ihm her und rupfte das Unkraut aus; das Kind hatten ſie mit ſich genom=

men und auf ein wenig Stroh gelegt. Nach einiger Zeit erwachte es und begann zu ſchreien und die Frau eilte zu ihm und legte es an die Bruſt. Während ſie nun alſo da ſaß, ſank ſie in einen tiefen Schlaf und das Kind desgleichen, nachdem es vorher die Bruſt losgelaſſen und ſein Köpfchen nach der andern Seite gekehrt hatte. Indem ſchlich eine Schlange leiſe herzu, faßte die Bruſt mit ihrem Maule und ſog an derſelben, ließ auch nicht wieder los, ſondern hielt ſich feſt, worüber die Frau endlich wach wurde. In höchſtem Schrecken rief ſie ihrem Manne, daß er ihr helfe, doch der ſah nicht ab, was da zu machen ſei, nahm das Kind auf den Arm und brachte ſie nach Hauſe; da ließ er alsbald einen Arzt kommen, der auch alle Mittel anwandte, aber ohne Nutzen, denn die Schlange ließ nicht von der Bruſt und ſie wegreißen durfte man nicht, denn anders hätte ſie beißen können und dann wäre die Frau vergiftet geweſen. Selbſt half es nicht, daß der Arzt der Frau etwas gab, wodurch ihre Milch ganz bitter wurde. So blieb der armen Frau denn nichts übrig, als das Thier an der Bruſt hangen zu laſſen und dies dauerte zehn ganzer Monate. Alle Milch ſchoß nach der einen Bruſt; in der andern hatte die Frau keine, ſo daß ſie ihr Kind nicht mehr zu ſäugen vermochte und eine Amme für daſſelbe nehmen mußte. Endlich rieth ihr Jemand, ſich an einen Schlangenbeſchwörer zu wenden, der mehr denn zehn deutſche Meilen von da wohnte; dem Rathe folgte ſie auch und machte ſich mit ihrer Schachtel, in der ſie die Schlange zu tragen gewohnt war, am Halſe, auf den Weg. Der Beſchwörer machte ſich alsbald ans Werk und die Schlange ließ die Bruſt los und ſpielte mit andern Schlangen, die in der Kammer umherkrochen; als ſie das eine Weile gethan hatte, ringelte ſie ſich und ſtellte ſich auf ihren Schwanz, worauf der Beſchwörer

ſie packte, ihr ein Stückchen Scharlach ins Maul ſteckte und ihr die Zähne ausriß. Die arme Frau war ſo ängſtlich, daß ſie weglaufen wollte, doch der Mann ſprach, das wäre nicht nöthig; die Schlange werde ihr nichts mehr thun. Der Mann, der das erzählte, hatte die Schlange an der Frau Bruſt geſehen, ſo im Anfang, wo ſie noch ganz klein war, als auch ſpäter, wo ſie ſo groß geworden, daß Niemand je ihres Gleichen geſehen.

367.

Krötenſtein.

Weber, Quellen der Unterredungskunſt. I, S. 430.
S. de Vries, Hiſtor. Ocean S. 569.

Am 27. Juli 1473 ging ein Mann aus Hopſtag, Namens Berthold Gratter, gegen Mittag in einen nahen Buſch, das Diepacher Thal genannt, um daſelbſt Holz zu hauen. In dem Walde angelangt, hörte er an dem hindurchfließenden Bache ein ſtark Geziſche, Pfeifen und ähnlich ſonderlich Geräuſch, ſtand deßhalb von ferne ſtill und ſchaute nach der Gegend hin, von wo er es hörte. Da ſah er denn eine unglaubliche Menge von Schlangen, Nattern, Kröten und anderm giftigen Ungeziefer, welche alle auf einem Haufen durcheinander und übereinander krochen; es waren ihrer ſo viel, daß man eine große Tonne damit hätte füllen können. Zu ängſtlich, um näher zu treten, ſteckte er nur einen Stock in die Erde, um die Stelle zu zeichnen, und entfernte ſich ſtill. Noch zweimal kehrte er am ſelben Tage zurück, um zu ſehen, ob das Schlangengezücht noch nicht gewichen wäre, er fand ſie aber noch da, ging darum nach vollendeter Arbeit nach Hauſe, wo er die Sache

für ſich hielt und keinem Menſchen auch nur das leiſeſte Wörtlein davon ſagte. Drei Tage nachher endlich ging er noch einmal auf die Stelle und ſah denn, daß die Schlangen alle weg waren; nur eine todte Schlange noch fand er und daneben eine getödtete Kröte, beide umgeben von dickem leimartigen Schleim. Neben der Kröte fand er einen ſogenannten Krötenſtein, der ihm nicht wenig Freude machte; er nahm ihn auf, reinigte ihn und trug ihn mit ſich nach Hauſe, in der Hoffnung, daraus einigen Nutzen zu ziehen. Und darin betrog er ſich nicht, denn dieſe Steine ſind ein vortrefflich Mittel gegen alle vergifteten und entzündeten Geſchwülſte und Beulen. Der Mann machte ihn nur in einem Säckchen warm und rieb alsdann damit über die wunde Stelle. Noch iſt der Stein in Beſitz der Familie, deren Aelteſter ihn jedesmal in Verwahr hat und ihn auch nur gegen eine große Summe Geldes ausleiht.

368.

Drachenſtein zu Luzern.

Kircheri mundus subterran. VII, 4. 1.

Ein Bauer, der bei Luzern mit Mähen beſchäftigt war, ſah plötzlich einen Drachen über ſich, der nach dem Pilatusberge flog. Unterm Fliegen enttröpfelte dem Ungeheuer eine Feuchtigkeit, die gleich friſchem Blut auf dem ſchwarzen Boden anzuſehen war, und in der Feuchtigkeit fand der Bauer einen vielfarbigen Stein, der noch zu Luzern bewahrt wird und ein kräftig Heilmittel iſt gegen peſtartige Krankheiten; daß ſich das oft bewährt hat, davon zeugen die Stadtbücher, worin es beſchrieben iſt.

369.

Die böſen Spinnen.

Mündlich.

In der langen Münze zu Gent war ein Wirthshaus und darin eine Kammer, worin kein Menſch übernachten wollte, denn es war noch keiner lebend daraus zurückgekommen. Ein kühner Kerl verſuchte es doch, legte eine Strohpuppe ins Bett, verbarg ſich unter den Tiſch und wartete ſo ab, was kommen würde. Um Mitternacht ſah er, wie zwei fauſtgroße Spinnen hinter einem alten Bilde hervorkrochen und zu dem Bette eilten. Da ſetzten ſie ſich auf den Kopf der Strohpuppe, ſonder Zweifel, um ihr Gift darauf auszugießen, aber der Burſche unterm Tiſche nahm eine Bürſte, die er zufällig fand, und ſprang zu dem Bette, wo er die Spinnen todtſchlug. Seitdem war es in der Kammer geheuer.

370.

Haſe erſchreckt ein ganzes Heer.

Meyeri annales Flandriae l. XII. 129 v.

Nachdem Ratger, mit denen von Brügge, die vier Aemter wieder zu gewinnen, von Eecloo nach Aſſenede gezogen war, ordnete er im Süden dieſes Ortes ſeine Reihen zur Schlacht. An Anzahl war ſein Heer dem der Gentner weit überlegen, doch fiel ihm ſchon der Muth, als er hörte, daß Vilain der Gentner Führer war; vor Allem aber ſchien es den Bruggern ein ſchlechtes Zeichen, daß ein Haſe mitten durch das Lager gelaufen kam. Ratger erbleichte darob und als die Schlacht begann, hielten die Seinen ihm wenig Stand und kehrten alsbald den Gentnern den Rücken.

371.

Die Teufelshaſen zu Magdeburg.

Camerarii horae subcisivae p. 390.

Als im Jahre 1631 Magdeburg belagert war, ſo hörte ich von vielen Augenzeugen erzählen, ſah man häufig Haſen in Menge zwiſchen dem Lager und der Stadt einherlaufen und die Soldaten wie mit ſich locken. Man ſah aber bald, daß dies ein Teufelsſpiel war; denn alle, welche die Haſen verfolgten, fielen in die Hände der Beſatzung und kamen alſo gar ſchlecht weg mit ihrer Jagd.

372.

Der Mönch zu Dresden.

P. C. Hilſcher Nachricht von einem gewiſſen Mönche zu Dresden, welcher ſich als eine böſe Vorbedeutung jezuweilen ſoll ſehen laſſen. Dresden 1729.

Wenn ein Unglück, allermeiſt aber ein Todesfall, an dem Hofe in Dresden erfolgen ſollte, dann pflegte, fürnehmlich auf den Baſteien der Stadt ein Mönch mit einem Laternchen in der Hand und ſeinen Kopf unterm Arme tragend, herum zu gehen zu Jedermanns höchſtem Schrecken.

373.

Petermännchen.

Mündlich.

In Schwerin auf dem alten Schloſſe geht das Petermännchen um. Es trägt gewöhnlich ein rothes Mützchen und ein rothes Jäckchen. Steht dem Fürſtenhauſe

aber eine Trauer bevor, dann hat man es ſtets vorher ſchwarz gekleidet erſcheinen ſehen.

374.

Klopfer zu Rechberg.

Mündlich.

G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben. S. 102.

Ulrich II. von Rechberg wurde im Jahre 1496 vergeblich von ſeiner Gemahlin, Anna von Wenningen, von ferner Fahrt erwartet. Früher hatte er ſeinen treuen Hund von Zeit zu Zeit mit Briefen geſchickt; jetzt blieb auch dieſer aus. Endlich, als ſie einmal brünſtig in der Burgkapelle für ihren fernen Gatten betete, ſtörte ſie im Beten ein lautes Pochen, ſo daß ſie unmuthig ausrief: „Ich wollte, du müßteſt ewig klopfen!" Als ſie das Thor öffnete, ſtand der Hund davor, aber ohne Brief. Sein Herr war todt und bald brachte man ſeine Leiche. Die Frau unterlag dem Kummer; auf dem Sterbelager hörte ſie ein Pochen, bis ihr Auge ſich ſchloß.

Seitdem hört man jedesmal, wenn einer aus der nun in den Grafenſtand erhobenen Familie der Rechberger ſterben ſoll, einige Zeit vorher ein lautes Geklopfe in den Hallen des alten Schloſſes.

375.

Vorſpuk vor der Sporenſchlacht.

Van Velthem Spiegel hiſtorial IV. 24 S. 242.
Vgl. Meyeri annal. Flandr. l. X. a. 1302.

Der Graf von Atrecht ſollte die vierte Schar der Franzoſen führen. Als er merkte, wie die Fläminge

ſich zum Streite rüſteten, da ließ er ſich waffnen. Indem man ihm nun ſein Gewaffen bereitete, kam ein Wolf dahergegangen, der war gezähmt und hieß Brune und der Graf hatte ihn ſchon lange; als das Thier ſah, daß ſein Herr ſich kampffertig machte zu dem gewaltigen Streite, ſiehe, da ſprang es mitten in den Ring der Knappen und wenn dieſe dem Grafen ein Stück anzogen, dann riß der Wolf es wieder mit ſeinen Klauen oder Zähnen herab. Der von Atrecht wehrte dem Wolfe und ſprach: „Brun, was iſt dir geſchehen? Solcher Dinge pflegteſt du nie zu thun und nie ſah ich Aehnliches von dir.“ Der Wolf wollte aber nicht weg. „Brun, Brun!“ ſprach der von Atrecht wieder, „wenn du das noch mehr thuſt, dann ſind wir nicht lange mehr zuſammen.“ Da ſah Brun, daß nichts ihm half, und er ging weg; man hat ihn auch nicht wiedergeſehn.

Noch andre Wunder geſchahen in der Stunde. Atrecht wollte Meſſe hören und ließ das ſeinem Kapellane wiſſen, und auch daß er Chriſti Leib empfangen wollt', ehe er zu dem Kampfe ritt. Als nun die Meſſe beendet war und Atrecht das Sacrament nehmen wollte, da war dies verſchwunden. Der Pfaffe hatte großen Zorn darob und ſprach: „Herr, was iſt uns geſchehen! Ich finde Gottes Leib nicht mehr.“ Atrecht erſchrak nicht wenig, als er das hörte, aber er ſprach: „Was ich begonnen, das will ich heute auch enden, komme mir davon, was auch kommen möge. Wenn der Streit gethan iſt, dann will ich das Sacrament empfangen.“ Dieſes Troſtes mochte der Graf aber nicht mehr genießen.

Auch kam eine Kröte gekrochen, die war ganz grau, kam vom flämiſchen Heer. Man ließ ſie kriechen, um zu ſehen, was es bedeuten ſollte. Sie kroch durch die Scharen durch und recht auf die Welſchen zu. Da blieb ſie ſtehen und blies mit den Backen auf die Welſchen

und ſchoß lange Zeit ihr Gift auf ſie zu; dann kehrte ſie ſchnell wieder zurück.

Ein Roß auch hatte der von Atrecht, das ritt er ſelbſt. Tauſend Pfund hatte der König von Frankreich ihm dafür geboten und hundert Pfund jährlicher Renten. Es war vierzehn Fuß lang und gefährlich mit dem Zügel zu führen; zwei Kämpfe ſchon hatte er durch des Roſſes Kraft gewonnen. Als nun ſein Banner entfaltet war, da ſchlug er es mit den Sporen, aber anſtatt hin zu rennen mit ihm, ſtürzte es zur Erde nieder, dreimal nach einander. Er rief: „Morel, was iſt dir geſchehen? Solcher Dinge pflegteſt du nie. Du haſt mich in ſchwerem Streite getragen und willſt mir nun treulos werden, wo ich deiner mehr bedarf als je?"

Das waren alles gar ſchlimme Vorzeichen, aber Atrecht hörte nicht darauf. Zwei Mönche ſchlugen ihn von ſeinem hohen Roſſe, da bat er um Gnade und wollte ſich in der Fläminge Hände geben, aber die hörten nicht darauf und ſprachen: „Und wärſt du ein noch einmal ſo großer Herr Graf, ſterben mußt du." Als er dann nach einem Edeln fragte, der ſich ſeiner annähme, riefen die Fläminge: „Hier iſt kein Edler noch Bauer, der dein Welſch verſteht," und ſie ſchlugen ihn todt und einer von Brügge ſchnitt ihm die Zunge aus dem Munde.

376.

Wolf und Adler vor der Schlacht.

Adr. van Meerbeeck S. 362.
J. de Grieck, de heerlyke en vrolyke daden van Keizer Carel V.

Als Kaiſer Karl den Krieg in Deutſchland gegen die Neugläubigen begann, da ſah man einen Adler, der

in der Luft über des Kaiſers Heer ſtand, auch kam aus dem nahen Walde ein Wolf gelaufen und lief zwiſchen der Spanier Fußvolk. Daraus hat man ſogleich auf Sieg geſchloſſen. Ludwig Davila ſchreibt, die Sonne habe auch einige Zeit ſtill geſtanden und die ganze Luft in Feuer geglänzt, die Sonne aber roth, wie Blut.

377.

Zeichen vor der Schlacht von Rooſebeeke.

Meyeri annal. Flandr. l. XIII. p. 190 a.

Nachdem Artevelde ſich mit ſeinem Heere bei Rooſebeeke gelagert, erwartete man für den folgenden Tag eine Schlacht. Obgleich das Heer der Fläminge ſehr klein und der Franzoſen Heer ſehr groß war, fürchtete Artevelde nicht im Mindeſten, den Sieg zu gewinnen. „Hier haben wir faſt den ganzen Adel der Welſchen," ſprach er. „Keiner von euch ſchone ihrer, keiner nehme einen von ihnen zum Gefangenen; nur des Königes ſollt ihr ſchonen; er iſt noch Knabe und weiß nicht, was er thut; er geht, wohin man ihn leitet. Wir aber wollen ihn nach Gent leiten, damit er dort Flämiſch lerne. Die Herzoge, Grafen und alle Uebrigen machet nieder; ihr werdet dadurch den Städten Frankreichs einen großen Dienſt erweiſen, denn ſie wünſchen nichts ſo ſehr, als daß dieſe nie wieder nach Hauſe zurückkehren."

In der Nacht, welche der Schlacht vorherging, hörte man in dem Goldberge, welcher die beiden Heere von einander ſchied, ein großes Geräuſch, Waffengeklirre und wie Stimmen ſtreitender Männer. Als die Wachen Artevelde's das vernahmen, fürchteten ſie, der Feind möge ſie unerwartet überrumpeln, und ſandten darum einige Kundſchafter nach dem Berge; doch die hörten

und ſahen nichts daſelbſt. Da weckte ein Weib, welches mit Artevelde gekommen war, dieſen vom Schlafe auf und auch er hörte den Tumult und das Weib hörte ihn und Alle, welche wachten. Alle waren ſehr erſtaunt darob, doch als ſie ſahen, daß nichts davon zu fürchten war, begaben ſie ſich wieder zur Ruhe. Man glaubt, es ſeien böſe Geiſter geweſen, welche erfreut ob der Beute, die ſie da machen ſollten, ein Vorſpiel der Schlacht geſpielt hätten. Ueberhaupt gingen noch keiner Schlacht ſo viele Zeichen vorher. So war ſchon eine Menge von Raben den Flämingen von Audenaerde aus nachgezogen, nun kam dieſer Tumult, ſpäter ſah man Raben in unzählbaren Scharen über beiden Heeren fliegen, auch ſoll ein ſchwarzer Nebel durch die Oriflamme geſcheucht worden ſein. Froiſſard erzählt: eine weiße Taube ſei über der Welſchen Heer erſchienen und habe ſich nach langem Fliegen endlich auf eine ihrer Fahnen niedergelaſſen.

Dies alles waren ſchlimme Zeichen für das flämiſche Heer, welches auch den gehofften Sieg nicht davontrug und ſelbſt ſeinen Führer, Artevelde, verlor.

378.

Todesverkündigung.

Delrio disquis. mag. l. IV. c. II. qu. VII. sect. II.

In einigen Klöſtern finden die Mönche, welche bald ſterben ſollen, eine weiße Roſe auf ihren Sitzen, in andern ſieht man ſie wenige Tage vor ihrem Tode ohne Kopf auf ihren Stühlen.

(Gobel. Persona in vit. Si. Meinulphi.)

So bewahrt man im Kloſter Bodken (?) ein wun-

derbares Glockenſpiel; dieſes beginnt jeglichesmal von ſelbſt zu läuten, wenn eine Nonne des Kloſters ſterben ſoll.

379.

Die Geiſterſchau in Lübeck.

Krantzius l. 8 Vandaliae, cap. 29.
Thyraeus de lovis infestis. p. 74.

Im Jahre 1351 wüthete in Deutſchland eine große Peſt und da iſt es geſchehen im Kloſter der Prediger-herren zu Lübeck, daß der Bruder, welcher die Küche zu beſorgen hatte, in einer Nacht ein Geräuſch in dem Gaſthauſe hörte. Gleich darauf vernahm er eine Stimme am Küchenfenſter, welche ſprach: „Koch, ſteh auf und mach das Eſſen fertig für die Brüder, die fortgehn wollen.“ Darauf fragte er: „Wie viel ſind deren denn?“ und die Stimme antwortete: „Sechs und dreißig aus dem Kloſter und zwei Gäſte, die mit ihnen verreiſen.“ Verwundert über dieſen Ruf bei Nacht und Unzeit, erhob er ſich aus dem Bette und ſchaute durch ein kleines Loch in das Gaſthaus. Da ſah er nun gerade ſo viel Brüder um den Tiſch ſitzen, aber die trugen alle weiße Kleider und hatten die Stirn mit einem weißen Tuch umwunden, gerade wie man das den Geſtorbenen zu thun pflegt. In Schauder und Schrecken kehrte der Bruder wieder in ſein Bett zurück. Als aber alles ſich alſo zugetragen und die Sechsunddreißig alle todt waren, da hat der Koch alles öffentlich erzählt.

380.

Das ſchwarze Schiff.

Tilm. Bredenb. sacr. collat. l. VIII. c. 12.
Hieron. Drexelius, vom Richterſtuhl Chriſti C. 9, §. 3.

Als einſtmals einer vom Adel, Gualterus van Meer, Kaiſer Karls des Fünften Hofjunker, gegen Island ſchiffte, begegnete ihm ein Schiff, mit großer Gewalt daherrauſchend, darauf er ein erſchreckliches Geſpenſt, wie einen ſchwarzen Mohren als Schiffspatron geſehen. Des Gualteri Steuermann ſchrie an, wie gebräuchlich, frug, was ſie führten, wohin ſie wollten? Der ſchwarze Schiffmann antwortete: „Wir führen den Erzbiſchof .... und eilen zu dem Berg Hekla.“ Als Gualterus das hörte, ging er in ſich, und als er zurückkam, ging er zu Leyden in den Franziskanerorden.

381.

Der Todten Gebet.

Henr. Caesarii Zielen-Hemel en Hel p. 225.
S. de Vries, de Satan II. S. 386.

Ein Choral eines Stiftes in Salt-Bommel (Geldern) ging zu Zeiten einer ſchweren Peſt frühmorgens in die Kirche, um mit den Kanonichen und den Suppoſten die Metten zu ſingen. Er zog ſein Chorkleid an und wollte eben in den hohen Chor treten, als er vier Prieſter in die Kirche treten ſah, die, wie er nicht anders meinte und wußte, an der Peſt krank lagen; ſie gingen nach ihren Stühlen, hielten da mit vieler Andacht ihr Gebet und entfernten ſich durch die ſüdliche Thüre der Kirche. Der Choral war nicht wenig erſtaunt darob, ging weiter auf dem Chore und auf die Stelle,

wo er zu ſtehen gewohnt war, nämlich vor dem Geſtühl des Dekanes, und ſchlug daſelbſt die beiden Bücher auf, das Geſangbuch und die Pſalmen Davids. Außer ihm befand ſich noch Niemand in der Kirche. Kaum aber hatte er die Bücher geöffnet, als die Kerze, welche vor ihm auf einem Leuchter brannte, plötzlich ausgeblaſen wurde. Er ging in die Sakriſtei zum Küſter und zündete ſeine Kerze wieder an, kam wieder zu ſeinem Stuhl, doch ſiehe, da ſchlugen die Bücher ihm vor der Naſe zu und die Kerze wurde abermals ausgeblaſen. Als er in die Sakriſtei kam, ſchalt der Küſter mit ihm, meinte, der Choral habe ihn zum Narren halten wollen, wie ihm das nicht ſelten geſchah. Der Knabe entſchuldigte ſich beſtens, ging wieder auf ſeine Stelle, doch die Bücher fuhren zum andernmal und mit mehr Gewalt noch zu und die Kerze erloſch wieder. Des Küſters Schelten fürchtend, trat der Choral zu der Gotteslampe, um an dieſer die Kerze anzuzünden, aber die Lampe wurde mit Gewalt zu mehrenmalen auf und niedergezogen, ſo daß es unmöglich war, die Kerze daran zu bringen. Da erfaßte den Knaben eine furchtbare Angſt und er lief, ſo ſchnell er konnte, in die Sakriſtei, kroch unter des Küſters Chorrock. Inzwiſchen kamen die Kanonichen in die Kirche, er erzählte ihnen alles und ſie machten große Augen darob, ſteckten die Köpfe zuſammen, ſprachen ihm dann aber Muth ein und er ging mit ihnen die Metten ſingen. Nachdem dieſe geendet, kam die Zeitung in die Kirche, daß jene Prieſter, welche der Choral in der Kirche geſehen, zur ſelben Stunde, wo ſie ihm erſchienen, geſtorben waren.

382.

Todtenlade kommt durchs Fenſter.

Dominicus Neuhaus, vom Beiſtand Gottes S. 131.

Ein frommer, ehrlicher Bürger mußte eine Reiſe machen, ließ ſeine Frau geſegneten Leibes zurück, hoffend, daß er noch vor der Zeit ihrer Entbindung zurückſein werde. In einer Nacht aber konnte er nicht ſchlafen; da ſah er beim hellen Mondſchein, wie das Fenſter ſeiner Schlafkammer ſich öffnete, eine Todtenlade hereinſchwebte und vor ſeinem Bette anhielt; auch gleich darauf, wie eine Frau darin lag, ſeiner Ehefrau ganz und gar ähnlich, und endlich noch, wie ein klein Kind ihr in den Arm gelegt wurde. Erſchrocken flüchtete er aus dem Bette und lief der Thüre zu, da ſchaute er noch einmal um und ſah die Todtenlade noch daſtehen. Morgens früh packte er ſeine Sachen zuſammen und eilte nach Hauſe zurück; da erzählte man ihm, daß ſeine Frau in derſelben Stunde von einer unzeitigen Frucht entbunden worden und geſtorben ſei.

383.

Die Kindesmörderin.

Erasmi Francisci hölliſcher Proteus. S. 400.
S. de Vries, de Satan. II, S. 402.

Eine Wittib ging kurz nach dem Läuten der Feierglocke mit einem ihr bekannten Mädchen an einer Stelle vorbei, wo ſie beim Mondſchein die Geſtalt eines Frauenzimmers ſahen, welches ſein Haupt in der Hand hielt. Das Mädchen, welches auswendig viel reiner war, als inwendig, und noch für eine Jungfrau durchgehen wollte, wies der Wittib die Geſtalt, indem ſie ſprach: „Sehet

doch, was ſtehet da für ein ſchön Müſterchen!“ Die Frau wurde aber ängſtlich und ſprach: „Laſſet uns machen, daß wir hier wegkommen, das bedeutet nicht viel Gutes;“ worüber die vermeſſene Dirne aber ſpöttiſch lachte. Endlich gingen ſie zuſammen weiter und das Mädchen konnte nicht aufhören zu ſpotten über das Geſicht, beſonders, da ihre Geſellin ihr bemerkte, daß die Geſtalt eine ſo geblümte Schürze und Ueberrock getragen, wie ſie, die Dirne. Nicht lange nachher genas das Mädchen eines unehlichen Kindes, und da ſie fürchtete, daß dadurch eine Heirath, die eben im Plane ſtand, rückgängig würde, ermordete ſie daſſelbe, meinte alſo ihr unzüchtig Treiben vor der Welt verborgen zu halten. Es hatte aber Jemand geſehen, wie ſie das todte Kind unter die Erde ſcharrte, und der zeigte das der Obrigkeit an, worauf das Menſch des Todes ſchuldig erklärt und öffentlich enthauptet wurde.

384.

Doppelte Geſtalt.

S. de Vries, de Satan. II. S. 421.

Ein gelehrter Profeſſor an der hohen Schule zu Utrecht hatte häufig die Gewohnheit, Nachts, wenn ſeine Frau bereits lange zu Bett war, noch das Eine oder Andere an einem Tiſchchen in der Nähe des Bettes ſitzend aufzuzeichnen. Eines Abends hatten die beiden Eheleute ſich zugleich zu Bette gelegt. Einige Stunden ſpäter erwachte die Frau und erſchrak nicht wenig, als ſie in dem Schlafzimmer Licht bemerkte. Sie erhob ſich im Bette und ſah ihren Mann an dem Tiſchchen ſchreiben. „Wie, ſollte der noch aufgeſtanden ſein?“ dachte ſie und fühlte einmal neben ſich, doch da lag ihr Mann auch

neben ihr; zugleich verſchwand die andere Geſtalt und das Licht. Nicht lange nachher wurde der Profeſſor krank und ſtarb.

385.
Das Lichtchen.

Mündlich.

Bei Brüſſel war ein Kind geſtorben, hatte aber keine Ruhe und konnte keine finden. In jeder Nacht nämlich, die Gott erſchuf, ſah der Vater deſſelben ein Lichtchen vor ſeinem Bette auf und abſchweben; einſt bemerkte er ſelbſt, wie es durch das Schlüſſelloch der feſtverriegelten Thüre drang und nach Eins auch wieder da verſchwand. Er erkannte, das müſſe ſeines Kindes Geiſt ſein, und betete fleißig für deſſen Ruhe; nach einiger Zeit auch blieb das Lichtchen weg und kehrte nicht wieder.

Es iſt oft und anderswo noch geſchehen, daß ſich Geiſter in Form eines Lämpchens gezeigt haben.

386.
Wie die Todten dankbar ſind.

Van den trooſt der Zielen in't Vaghevier. S. 139.
Den dobbelen Zielentrooſt S. 58.

Da war ein Ritter, der ging nie über einen Kirchhof, ſonder die Seelchen in dieſer Weiſe zu grüßen:

Gott grüß euch, ihr Seelchen all zuſammen,
Ich kenne nicht all eure Namen,
Doch bitt ich Gott durch Jeſu Blut,
Daß er euch ſchenk' das ewig Gut.

Nun geſchah es einmal, daß er in der Nähe des Kirchhofs faſt in ſeiner Feinde Hand fiel, denn dieſe kamen plötzlich aus einem Hinterhalte auf ihn zu. Erſchrocken lief er dem Kirchhofe zu, vergaß aber nicht ſeines gewöhnlichen Gebetchens, ſondern ſprach dieſes, wie er immer that. Da ſtand mit einem Male der Kirchhof voll von Männern, die Hämmer, Hacken, Schaufeln und anderes Handwerksgeräthe — viele führten auch Waffen — in den Händen hielten und auf des Ritters Feinde anrückten. Dieſe liefen erſchrocken davon und wagten ſeitdem nicht mehr, dem Ritter etwas anzuhaben.

Es war auch ein Schreiber, der dieſelbe löbliche Gewohnheit, wie der Ritter, hatte. Als man den begraben ſollte und der Geiſtliche am Grabe ſtehend ſprach: **Requiescat in pace!** da riefen all die Seelchen: „Amen."

387.

Die weißen Reiter.

Van den trooſt der Zielen in't Vaghevier. S. 141, wahrſcheinlich aus Thomas Cantiprat. II. 53, 30.

Da war einmal ein reicher und mächtiger Herzog, der lebte anfangs in allen weltlichen Gelüſten, bekehrte ſich aber endlich und wurde ein frommer Mann. Als das ſeine Edeln ſahen, da wurden ſie unwillig und ſie reizten einen König gegen ihn auf, der ihm ſein Herzogthum abnehmen wollte. Da flüchtete er auf ein ſtarkes Schloß und befahl ſich daſelbſt in Gottes Hand. Am Morgen des Tages, wo der König zur Belagerung des Schloſſes heranrückte, ſah der Herzog aus dem Fenſter und erblickte ein großes Heer von weißen Rittern die auf weißen Roſſen näher kamen; einer der Ritter ritt bis vor das Fenſter und ſprach zu dem Herzoge:

„Fürchtet den König nicht, Herr Herzog, wir ſtehen euch bei; wir ſind allzumal Seelchen, denen ihr durch eure Gebete und Almoſen geholfen habet.“ Bald darauf erſchien der König mit ſeinem Heere und der Herzog rückte ihm kühnlich entgegen mit wenigen Soldaten; die weißen Reiter ſcharten ſich aber gleich zu ihm. Als der König dieſe ſah, da erſchrak er und nahm mit all ſeinen Streitern die Flucht.

Ganz daſſelbe geſchah auch dem Herzoge Euſebius von Sardinien, als der mit dem Herzoge Oſtergius von Sicilien in Krieg war, wie das ein frommer Abt erzählte, der grade zu der Zeit von den Soldaten des Letztern gefangen genommen worden.

388.

Die Kinder in der Krypta von St. Bavo.

Mündlich.

Man hatte einmal einen Leichendienſt in der Bavoskrypta gehalten und nach Beendigung deſſelben die Thüren wieder geſchloſſen. Drei Kinder, die während des Dienſtes da herumgeſtrichen waren und ſich die alten Gräber beſchaut hatten, verſpäteten ſich und wurden ſo eingeſperrt, und da Nachmittags nichts in der Kirche zu thun war, ſo konnte man ihr Klopfen und jämmerliches Schreien nicht hören und ſie waren gezwungen, die Nacht über da zu bleiben. Aengſtlich krochen alle drei unter eine Todtenbahre, über die das Leichentuch noch hing. Gegen zwölf Uhr Nachts regte es ſich aller Orten und Enden in der Krypta und eine Menge von Prieſtern und Chorknaben erſchienen, die ſangen und gingen in Prozeſſionen rund. Als der Küſter Morgens in die Krypta kam, fand er die Kinder noch unter der

Bahre, das eine aber war vor Schreck geſtorben, das zweite wurde am ſelben Tage noch tödtlich krank und ſtarb bald nachher; das dritte allein blieb am Leben und erzählte ſpäter noch häufig den Vorfall. Seitdem klopfte der Küſter vor dem Kirchenſchluſſe dreimal an die Thüren der Krypta.

389.

Geſpenſter in der Dünenabtei.

Mündlich.

Eine Magd, die längere Zeit bei dem Meier, der in den Ruinen der Dünenabtei wohnt, gedient hatte, wollte eines Tages nicht länger bleiben und verließ noch am ſelben Abende den Pachthof. Lange quälte man ſie, die Urſache davon zu ſagen, aber ſie wollte es nicht; endlich ließ ſie ſich doch überreden und erzählte Folgendes.

Eines Abends ging ich mit einem andern Mädchen in den Baumgarten. Da ſahen wir deutlich ſich Nebel zwiſchen den Bäumen ſammeln und immer dichter und endlich ſo dicht werden, daß das Mädchen ſprach: „Sieh doch, Trine, dieſen Abend nebelt es ſtärker, als ich mich zu erinnern weiß, je geſehen zu haben." Ich ſtand auch verwundert darob; aber bald ſahen wir Dinge, die ich nie vergeſſen werde. Es erſchien nämlich eine Todtenlade, mit einem weißen Bahrtuche überdeckt; die wurde getragen, ohne daß man ſah, von wem, und ſchwebte ſo durch den ganzen Baumgarten. Ich zog das Mädchen am Aermel und ſprach: „Komm, komm, ich ſterbe vor Angſt," und wir wollten weglaufen nach dem Hofe zu; indem aber war es auf einmal, als ſtände der ganze Baumgarten in Flammen und damit verſchwand die Todtenlade. Im Hauſe hatten wir aber

keine Ruhe und das Mädchen ging nach dem Hinterfenſter, um zu ſehen, ob ſich nichts mehr zeigte. Plötzlich ſchrie ſie: „Trine, ach Gott, die Schweine ſind los und laufen im Hofe herum; wenn ſie am jungen Kohl nagen, dann wird die Pächterin böſe und wir haben keine Ruhe im Hauſe. Komm ſchnell, damit wir ſie in den Stall treiben.“ Wir eilten in den Hof und ſahen die Schweine vor uns, hörten ſie auch grunzen und gingen ihnen nach, um ſie zurück in den Stall zu bringen, aber ſie liefen dem Felde zu; als wir ihnen nachſetzten, verſchwanden ſie in einem Augenblick ſammt und ſonders vor unſern Augen. „Das geht nicht mit richtigen Dingen zu,“ ſprach ich, „komm doch einmal nach dem Stalle.“ Wir gingen dahin und ſiehe, der Stall war geſchloſſen; die Schweine lagen alle ruhig darin. Von dem Augenblicke ab wollte ich nicht mehr da dienen und am andern Morgen ſchnürte ich mein Bündel.“

390.

Scheinſoldaten.

Scherertzius de spectris in fin. admon. 10.
S. de Vries, de Satan. II. S. 438.

Unter des Königs Guſtav Adolf Reiterei war ein Offizier, der, wenn er auf eine Expedition ausging und einem ſtärkern Haufen, als der ſeine war, begegnete, alsbald ein paar Compagnien oder auch ein ganzes Regiment Reiter erſcheinen ließ, bei deren Anblick die Feinde ſogleich die Flucht nahmen. So jagte er oft mit wenigen natürlichen und wirklichen, einen großen Haufen aber der Scheinſoldaten, eine ganze Abtheilung von Feinden aus ihren Quartieren.

Scherertzius hörte desgleichen von zwei Kriegsober-

ſten, die, wenn ſie ein Dorf ausplündern wollten, die Bauern zuvor mit einem Regimente ſolcher Scheinſoldaten in die Flucht trieben. Später haben ſie das herzlich bereut und Kirchenbuße dafür gethan.

×391.

Geſchütz kehrt ſich um.

Joach. Francius de bello german. p. 98.

Während des dreißigjährigen Krieges bemerkte man zu Erfurt, daß mehres Geſchütz und Gewehr in dem Arſenal ſich von ſelbſt bewegte. Ein Kanone, die auf dem Walle lag, kehrte ſich ſelbſt um und wandte die Mündung der Stadt zu. Das erweckte viel Staunen und Verwunderung, doch kannte man die Bedeutung der Erſcheinung zuerſt nicht, bis die Stadt nicht lange nachher eingenommen wurde; da ſah man, was das hatte bedeuten ſollen.

×392.

Der Rabe.

Mündlich.

C. P. Serrure im Kunſt- en Letter-Blad. 1843 No. 7.

Auf dem Friedhofe von Scherpenheuvel hatte man einen Mann begraben, der ein ſehr ſchlechtes Leben geführt. Die nächſte Nacht und alle folgenden Nächte wurden die Nachbarn des Kirchhofes durch ein ſchreckliches Geräuſch aus dem Schlafe geweckt; gerne hätte man gewußt, von woher das komme, aber man konnte nichts anderes bemerken, als einen Raben, der von Zeit zu Zeit kam und ſich auf das Grab jenes Mannes niederließ.

Daraus ſchloß man natürlicherweiſe, daß das Gelärme nur von dem Letztbegrabenen herrühren könne. Man holte die Leiche wieder aus der Erde und warf ſie in einen Graben, den Raubvögeln zur Atzung. Seitdem erſchien der Rabe nicht mehr und war es auf dem Friedhofe ruhig.

393.
Straße geſperrt.

Phil. Ericii virga Dei in Germania. p. 451.

Ein gewiſſer Hans Jacob, Soldat im kaiſerlichen Heere gegen die Schweden (1636), war von früheſter Jugend an ein ganz abſcheulicher Flucher. Eines Abends hatte er mit mehren Andern lang in der Schenke geſeſſen und geſpielt, auch bei jedem verlornen Spiele nach Gewohnheit geflucht, und ging ſpät erſt mit einem ſeiner Geſellen nach Hauſe. Da ſahen beide im Mondſchein ein großes ſchwarzes Ding, welches quer über die Straße lag. Hans Jacob frug ſeinen Geſellen, was das doch ſein möge? und der antwortete, es wäre wahrſcheinlich der Schatten eines Baumes oder Pfahles. So gingen ſie weiter. Als ſie dem Dinge aber nahe gekommen waren, da ſtieg daſſelbe plötzlich vor ihren Augen auf, und ſie ſahen, daß es eine rieſige Geſtalt war mit Augen, wie feurige Bomben und Hundsohren, die länger als zwei Spannen auf jeder Seite vom Kopfe herabhingen, überhaupt ſo fürchterlich und abſcheulich anzuſehen, daß es mit keiner Feder zu beſchreiben iſt. Dieſe Geſtalt faßte den Flucher, führte ihn auf Mannslänge in der Luft ein paar Ruthen weit mit ſich fort und ließ ihn alsdann gar unſanft niederfallen. Sein Geſell hatte glücklicherweiſe noch ſo viel Geiſtesgegenwart, daß er zu

der Schenke zurücklief und ein paar Kameraden holte, mit deren Hülfe er den andern unter Dach brachte. Eine Zeit lang blieb der noch ohnmächtig daliegen, erholte ſich dann aber langſam und führte von da an ein ganz anderes Leben.

394.

Reiter ſonder Haupt.

Erasmi Francisci hölliſcher Proteus. S. 472.
S. de Vries, de Satan II. S. 332.

Ein gefreiter Corporal ging eines Tages von Weingarten nach Heidelberg. Als er bei der Stadt ankam, fand er das Thor bereits geſchloſſen, nahm darum ſeinen Weg einem andern Thor zu, welches er noch offen zu finden hoffte. Während er nun ſo ſchnell als möglich am Stadtgraben vorbeilief, hörte er plötzlich einen Reiter hinter ſich, der in ſtarkem Trabe auf ihn zukam; da er meinte, der Reiter wolle, gleich ihm, auch noch in die Stadt, ſo ſchaute er um und ſah denſelben von weitem auf einem weißen Pferde herbeijagen; als er ihm aber näher kam, gewahrte er, daß es ein ſchwarzer Kerl ſonder Haupt war. An der Stelle, wo er ſich juſt befand und der Andere ritt, war das Ausweichen ſchwer; das machte den Corporal umſomehr ängſtlich, als es klar war, daß das kein natürlicher Reiter ſein konnte. In der Verlegenheit zog er endlich den Degen und bot dem auf ihn friſch Zurückenden die Spitze. Da verſchwand der Reiter zwar, doch der Corporal wurde von einem heftigen Winde erfaßt und kam ſtark in Gefahr, in den Stadtgraben geſchmiſſen zu werden, doch leiſtete er tüchtig Widerſtand und hielt ſich je länger, je weiter vom Waſſer ab. Da flog ihm der Hut plötzlich vom

Kopfe und zugleich fühlte er ſich bei den Haaren ergriffen und von der Erde aufgehoben. Nun wuchs ſeine Angſt noch mehr; er nahm all ſeine Kraft zuſammen und floh, ſo ſchnell er konnte, dem nächſten Dorfe zu, wo er die Nacht über blieb.

395.

Die Kalberſtraße und die Rothe-See-Straße zu Ypern.

Beſchryving van Ypern. Ms.

Zu der Zeit, als zu Ypern noch Götzendiener wohnten, gab es in der Kalberſtraße einen reichen Mann, der ein kupfernes vergoldetes Kalb anbetete. Alle Samstage opferte er demſelben ein lebendes Kalb und theilte Sonntags das Fleiſch an Alle aus, die deſſen haben wollten. Nach ſeinem Tode aber war er verwünſcht, in Geſtalt eines ſchwarzen Kalbes zu ſpuken, und er ſprang alſo immer kreuz und quer in der Kalberſtraße herum und Jedem, dem er begegnete, auf den Leib, meiſt auf den Rücken. Endlich hat ein Prieſter, deß müde, ihm aufgepaßt und ihn durch Beſchwörungen in die rothe See verwünſcht und das iſt in der letztern Straße geſchehen.

396.

Das Pantoffelſträßchen zu Ypern.

Beſchryving van Ypern. Ms.

Eine engliſche Frau, die koſtbare Pantoffeln trug, iſt vorzeiten von der Brücke in dieſer Straße geſtürzt oder geſtürzt worden, das weiß man nicht. Nach ihrem

Tode aber ſah man jede Nacht eine weibliche Geſtalt in dieſer Straße erſcheinen, die auf Pantoffeln ſchlappte, und das Klatſchen der Pantoffeln hörte man die ganze Straße durch, ſah aber weiter nichts, als einen leicht vorbeifliegenden hellen Schein.

397.

Spuk zu Bouchoute und Aſſenede.

Mündlich.

Auf dem Taxanberge bei Bouchoute ſtand ehedem ein ſtarkes Schloß; noch ſieht man die breiten Gräben und Wälle und die geräumigen Keller. In den letztern wandelt es um.

Der Steiartshof zu Aſſenede war ehedem ein Templerſchloß. Von da geht ein Gang bis zur Kirche, und in dem Gange ſpukt es auch.

398.

Der gebundne Teufel.

Mündlich von Frau Courtmans.

In dem Kloſter Sander kam der Teufel häufig die Paters quälen und plagen. Deß wurden dieſe endlich müde und ſie beſchwuren ihn und legten ihn in einen Keller, wo ſie ihn mit eiſernen Ketten banden. Als ſie ihn zwangen, ſeinen Namen zu nennen, ſagte er, er heiße B o r n u s. Noch heutzutage findet er ſich in dem Keller und Viele erzählen, ihn geſehen zu haben.

399.

Spuk auf der Schädelſtätte.

Mündlich.

In Münſter auf der Schädelſtätte läßt ſich jede Nacht eine glühende Geſtalt ſehen, die ein glühendes Beil in der Hand führt. Damit ſchlägt ſie um eins ein Kreuz und verſchwindet.

400.

Drei Enten.

Mündlich.

Auf dem Mühlenteiche zu Münſter erſcheinen Nachts zwiſchen zwölf und eins drei Enten: ein Wirk, eine ſchwarze und eine weiße. Die ſchwimmen dreimal um den Teich und kommen ſie an der Mühle vorbei, dann ſprechen ſie: „Gott erlöſe uns.“

401.

Geiſt im Pfarrhaus.

Le livre des prodiges p. 154.

Im Jahre 1726 übernahm ein Geiſtlicher Namens Bayer die Seelſorge in Rutheim und bezog die dortige Pfarrerwohnung. Einen Monat nachher wurde er auf eine jämmerliche Weiſe gequält von einem böſen Geiſte. Dieſer kam zuerſt in Geſtalt eines ſchlechtgekleideten und gar verdächtig ausſehenden Bauern, der dazu noch ſcheuß=lich roch, an das Pfarrhaus und klopfte. Man führte ihn in die Stube und da ſagte er, er komme von Sei=ten eines Beamten des Fürſtbiſchofes von Conſtanz und

habe einen Auftrag, der aber auf den erſten Blick ſchon unwahrſcheinlich klang. Darnach verlangte er zu eſſen und man ſetzte ihm Fleiſch, Brot und Wein vor. Das Fleiſch packte er mit beiden Händen und verſchlang es mit den Knochen, indem er ſprach: „Da ſeht, wie ich die Knochen miteſſe; das thuet mir einmal nach.“ Dann nahm er den Krug mit Wein und leerte ihn in einem Zuge, verlangte noch mehr zu trinken und trank das auf gleiche Weiſe, worauf er wegging, ohne ein Wort zu ſagen, ohne ſich auch nur im Mindeſten zu bedanken. Die Magd, welche ihn bis zur Thür geleitete, frug ihn, wer er wäre? Darauf antwortete er: „Ich bin aus Ruthingen und heiße Georg Raulin.“ Das war aber auch nicht wahr. Dem Pfarrer drohte er im Weggehen noch: „Warte nur, ich werde dir ſchon zeigen, wer ich bin.“

Den ganzen Tag blieb er im Dorfe, wo Jedermann ihn ſah. Gegen Mitternacht kehrte er wieder zur Thüre des Pfarrers und ſchrie da dreimal mit ſchrecklicher Stimme: „Bayer, Bayer! Ich will dich lehren, wer ich bin.“ Während drei ganzer Jahre kam er ſo jeden Tag gegen vier Uhr Nachmittags und Nachts an das Pfarrhaus, aber nicht ſtets in derſelben Geſtalt. Bald erſchien er als ein bärtiger Hund, bald als ein Löwe oder als ein anderes grauſames Thier; nun wieder als ein Mann, dann als ein ſchönes Mädchen, um den Pfarrer zur Unkeuſchheit zu verleiten. Oft auch machte er in dem Hauſe einen Lärm, als hätte ein Küfer an einem Faſſe gearbeitet, und nicht ſelten trieb er's damit ſo arg, daß man meinte, das ganze Haus ſtürze zuſammen. Der Pfarrer rief oft die Kirchmeiſter und andere Perſonen des Dorfes in ſein Haus, aber man entdeckte gewöhnlich keine andere Spur von dem Geiſte,

als den unerträglichen Geſtank, den er ſchon bei ſeinem erſten Beſuche als Bauer um ſich verbreitet hatte.

Da nahm der Pfarrer endlich ſeine Zuflucht zu Beſchwörungen, doch dieſe hatten keinen Erfolg. Beſſer wirkte folgendes Mittel: der Geiſtliche nahm einen Zweig geweihter Palme und einen geſegneten Degen und ging damit dem Spuk zu Leibe; das hatte er kaum dreimal gethan, da blieb er aus und ließ ſich nicht fürder ſehen.

402.

Junker Ludwig.

Eraſmi Franciſci hölliſcher Proteus.
S. de Vries, de Satan I. S. 448.

Auf einem Felde dicht bei der Stadt Eger läßt ſich häufig ein Geſpenſt ſehen in Geſtalt eines Mannes mittlerer Größe. Das Volk nennt daſſelbe Junker Ludwig und erzählt, daß vormals einer des Namens da gewohnt und die Grenzſteine betrügeriſcher Weiſe verſetzet, dafür auch nach ſeinem Tode habe umwandeln müſſen. Ein Mädchen ging einmal allein außerhalb des Thores von Eger ſpazieren, kam auf die Stelle, wo das Geſpenſt ſich zu zeigen pflegte. Da trat ein Kerl auf ſie zu, den ſie alsbald als den Junker Ludwig erkannte, der griff ihr mit der Fauſt an die Bruſt, die dadurch ganz ſchwarz wurde, wie verbrannt, und verſchwand alsdann. Sie ging nach Hauſe und erzählte, was ihr begegnet, fügte auch hinzu: „Ich habe mein Theil weg,“ legte ſich zu Bette und ſtarb am dritten Tage nachher.

403.

Der Trogſchrapper zu Zwevezeele.

Mündlich.

Janſens im Kunſt= en Letter=Blad. 1843. S. 104.

Zu Zwevezeele bei Thorhout hörte man ehedem in der Nähe einer Stelle, welche de drie Kaven heißt, Nachts ein Geſchrappe, als hätte Jemand einen Backtrog ausgekratzt. Dies Geräuſch machte ein Geiſt, den man übrigens nicht fürchtete, denn nie erſchien er Jemanden, that auch Keinem etwas zu Leide. Einmal aber wollte ein Bauer, Namens Jan Runhout, Spott mit ihm treiben; es war dies ein Pferdehändler, der oft mit Hexen und Spuken zu thun gehabt und wegen ſeiner Kühnheit berühmt war. Als er an dem erwähnten Orte das Schrappen hörte, rief er laut: „Ei, du ſchrappſt da ewig zu, aber du bäckſt nie; back mir einmal, bis ich rückkehre, einen ſchönen Pfannkuchen." Mit den Worten ging Runhout von dannen, verrichtete ſeine Geſchäfte und kehrte nach einigen Stunden zurück. Der Geiſt hatte wohl gehört, was Runhout geſagt, das bewies ſich nun; denn an den drie Kaven fand unſer Pferdehändler ein reinlich und hübſch gedecktes Tiſchlein mit zwei brennenden Kerzen darauf und zwiſchen denſelben einen friſch gebackenen, luſtig dampfenden Kuchen. Im erſten Augenblick ſtand Runhout ſtumm vor Schrecken, dann aber zog er ſein Meſſer, ſchnitt ein Stück von dem Kuchen und warf das ſeinem Hunde zu, der es gierig aufſchluckte, aber auch plötzlich todt hinſtürzte. Runhout ſah das nicht ſobald, als er die Flucht ergriff und nicht eher raſtete, als bis er in der Schenke des nächſten Dorfes war.

404.

Spuk im Kloſter der Tempelherren zu Ypern.

Beſchryving der ſtad Ypern. Ms.

Im Jahre 1320 am achten des Blüthemonates begann man zu Ypern mit dem Abbruche der Kirche und des Kloſters der ehemaligen Tempelherren, welches in in der Vorſtadt vor dem Templerthore ſtand. Dieſes Kloſter war an einen Bauern, Namens Koppen Goeman, vermiethet geweſen, der viele Knechte und Mägde und eine Menge Vieh hatte. In den erſten Tagen, wo er in dem Kloſter wohnte, hörten und ſahen ſie häufig Spukereien, und das nahm immer mehr und mehr zu. Oft vernahmen ſie, beſonders bei der Nacht, auf allen Zimmern ein groß Geräuſch, wie wenn viele Menſchen daſelbſt rundgegangen oder gelaufen wären, hörten auch dazwiſchen klärlich rufen: „Mord! Mord! Mord!“ Häufig ſahen ſie Tempelherren den Kopf durch die Speicherfenſter ſtecken. Es iſt auch geſchehen, daß, als einmal eine der Kühe ein Kalb geworfen hatte, dies Kalb zur ſelben Stunde aus dem Stalle lief und gleich einem Affen auf einen hohen Eichbaum kletterte, wo es in der Krone ſitzen blieb; man hat es nur mit großer Mühe wieder herabholen können. Wenn man in der Küche Mehlbrei machte, dann wurde meiſtens von unſichtbarer Hand ein Templerſchuh *) mit ſolcher Gewalt hineingeworfen, daß der Brei allen Herumſtehenden oder Sitzenden in das Geſicht flog. Ein andermal wollte die Bäuerin Waffeln backen, aber der Teig gohr ſo ſtark, daß er drohte über den Rand des Mengbacks zu laufen, und als ſie davon in andere Keſſel und Töpfe ausſchöpfte,

*) Große Schuhe, an den Zehen breit, platt und mit hohen Abſätzen.

ſtieg er in all dieſen gleichfalls bis zum Rande und als alles Geſchirr voll war, da gohr er ſo lange, bis er alle auf der Erde lag. Oft wenn die Magd die Kuh melkte, wurde das arme Thier plötzlich auf den Rücken geworfen und aus den vier Eutern ſprang die Milch empor wie aus vier Springbrunnen. Einmal wurde das Kuhmädchen ſelbſt von unſichtbarer Hand rittlings auf den Rücken der Kuh geſetzt, die alsdann wie toll zwanzig bis dreißig Mal alſo rund rannte auf der Weide, ſchneller als das ſchnellſte Poſtpferd und zuletzt das Mädchen abſchüttelte. Der Schäfer kam eines Morgens in den Stall, aber da war kein Schaf zu ſehen; da hörte er ſie draußen ſchreien, trat vor die Thüre und ſiehe, all die Schafe ſaßen rittlings auf dem Firſt des Daches, von wo ſie nur mit großer Mühe wieder herabgeholt werden konnten.

Nicht ſelten hörte man Nachts alle Thüren des Hauſes mit ſolcher Gewalt auf und zuſchlagen, daß das ganze Gebäude erbebte. Im Sommer wurden häufig die Aepfel und Birnen alle von den Bäumen geriſſen und damit die Fenſter eingeworfen, ſo daß es wie Früchte hagelte und die Glasſtücke klingend links und rechts ſtoben, ohne daß man jedoch Jemand in dem Baumgarten ſah. Trat man dann aber ſpäter zu den Fenſtern, dann war nicht eine Scheibe zerbrochen und die Früchte hingen alle wieder auf den Bäumen.

Da es auf die Weiſe kein Menſch in dem Kloſter aushalten konnte, war man endlich wol genöthigt, es abzubrechen. Nachdem hat man von keinen Spukereien auf der Stelle mehr gehört.

405.

Pferde in dem Heuſchober.

Mündlich.

Im Norden von Zwevezeele, im ſogenannten Freien, zeigt man neben einem Pachthofe noch eine Stelle, wo ſich das Folgende zugetragen hat. Eines Morgens fand man die Pferde der Meierei oben in dem Heuſchober und ſie ſchauten mit den Köpfen durch die Dachfenſter. Als die Leute ihnen nahen wollten, ſprangen ſie aus den Fenſtern und ſtürzten todt auf die Erde hin. Eine Hexe im Dorfe hatte es ihnen angethan.

406.

Feuriges Schiff.

Mündlich.

Lanſens im Kunſt- en Letter-Blad. 1843. S. 96.

Zu Wenduine zwiſchen den Dünen und dem berühmten Grafjansdyck ſieht man einige Hütten, die von Muſchelfängern und Krabbenfiſchern bewohnt werden. Dieſe Leute erzählen, daß ſie häufig, wenn ſie ſich zufällig Nachts auf den Dünen befanden, ein glühendes Schiff ſahen, welches weit und breit die Wellen beſtrahlte. Auf demſelben konnten ſie deutlich eine ſchwarze menſchliche Geſtalt erkennen, und ſie glauben, daß das der berühmte Capitain Jan Bart iſt. Erſt ſeit zehn Jahren hat dieſe Erſcheinung aufgehört. Nun ſieht man nichts mehr davon.

407.

Das Feuer geißeln.

S. de Vries hiſtoriſch. Ocean. S. 454.

In der Gegend von Lüttich findet man eine Menge von Steinkohlengruben, deren Gänge häufig viele Meilen weit unter der Erde hin ſich erſtrecken. Nicht ſelten geſchieht es, daß die Arbeiter in denſelben durch ein wunderliches Feuer verfolgt werden, welches beſonders diejenigen anfällt, welche neue, noch nicht gewaſchene Kittel von rother Leinwand anhaben. Man kann ſich dieſes Feuers auf keine andere Weiſe erwehren, als indem man wacker mit Stricken, Ruthen oder Stöcken auf daſſelbe zugeißelt; dann entfernt es ſich wol, kehrt jedoch meiſt wieder zu Denen zurück, die rothe Kittel tragen.

408.

Hellſeher.

Phil. Camerarii meditationes historicae t. I. l. IV. c. 10.

Camerarius hörte oft von einem Manne ſprechen, der einen ſeltſamen Geiſt zu Gebote hatte. Wenn Jemand, den er ſelbſt nie geſehen, ihn beſuchen kam, ſo grüßte er den bei Namen und Zunamen, ſprach ihm von Verwandten und Freunden, von ſeinem Wappen und Wahlſpruche, wie wenn er Zeitlebens in des Fremden Hauſe verkehrt hätte. In der Zeit der pariſer Bluthochzeit, nämlich am 24. Auguſt 1572, hatte er beſonders merkwürdige Dinge geredet. Unter andern rief er: „Sehet, ſehet! Haufen von Teufeln ſammeln ſich aus allen Landen, jubeln und tanzen, denn ſie haben eine arge Sache nach Begehren zu Wege gebracht, die ſchon

lange bei ihnen im Werke geweſen. Das iſt aber nicht in Deutſchand, was ſie ausgeführt haben."

409.

Vorherſchauen.

Micraelii Pomer. I. VI. 579.
Zeilers Handbuch I. S. 246.

Anno 1584 in der Pfingſtwoche zündete der Blitz die Stadt Stargard an und in drei Tagen brannte ſie faſt halb nieder. Anton Remelding, ein Prediger daſelbſt, verkündete dies Unheil auf ſeinem Todesbette, vier Wochen, ehe es geſchah. Er ſah nämlich einen Mann, hinter dem ein Feuer aufging und zugleich eine Menſchenhand, welche übernatürlicher Weiſe an die Mauer ſchrieb.

410.

Des römiſchen Königs Grab.

Cuspinian.
Chronicon Augustense apud Marquard. Freher.
Camerarii horae subcisivae.

Nach dem Tode des römiſchen Königs Heinrich, welcher ein Landgraf war in Thüringen und Heſſen, kure man Wilhelm, den König von Holland. Dieſer hatte einen Krieg mit den Frieſen, welche er auch ſich unterwarf. Als er dabei in die Nähe einer gewiſſen Stadt kam, fand er daſelbſt ein prächtig erbautes Grabmal. Er fragte, wer darin ruhe, aber die Bürger antworteten, darin ruhe bis dahin noch Keiner, doch ſei es vom Schickſale einem römiſchen Könige beſtimmt, daß er darin begraben werden ſolle.

Bald darauf verließ der König Friesland als Sieger, aber die Frieſen waren deß nicht zufrieden und rächten ſich bald. Eines Tages ritt er mit geringem Gefolge über Eis, dies brach und er ſtürzte mit dem Pferde ins Waſſer. Das ſahen einige hinter Hecken verborgen lauſchende Frieſen und ehe noch Jemand ihm zu Hülfe kommen konnte, hatten ſie ihn ſchon getödtet. Dann ſcharten ſie ein ganzes Heer der Ihrigen zu ſich und ſchlugen und tödteten die Holländer. König Wilhelm aber wurde in jenem Grabe beſtattet und alſo ging die alte Sage von demſelben in Erfüllung.

411.

Die geizige Magd.

Flämiſcher Bilderzettel.

Zu einem frommen und gottesfürchtigen Pfarrer kam eines Tages frühmorgens ein armer Bettler; der bat ihn um die Erlaubniß, ihm bei der Meſſe dienen zu mögen. Der Pfarrer war deß ganz zufrieden und als die Meſſe zu Ende war, lud er den Bettler ein, bei ihm zu Mittag zu bleiben. Das hörte die Köchin des Pfarrers aber nur mit Unwillen und ſie machte ihrem Herrn große Vorwürfe, daß er den Bettler mitgebracht; der Paſtor befahl ihr aber nichtsdeſtoweniger, für ein gutes Mahl Sorge zu haben, und als daſſelbe bereitet war, ſetzte er ſich mit dem Bettler zu Tiſche. Die Köchin wußte lange nicht, wie ſie ihren Aerger an dem Bettler auslaſſen ſollte; endlich meinte ſie doch, es gefunden zu haben: ſie holte nämlich die Eſſigflaſche und goß dem Bettler Eſſig ſtatt Wein in ſein Glas. Als der Pfarrer bemerkte, daß der arme Mann nur einmal am Glaſe

nippte und es dann für immer ſtehen ließ, fragte er ihn: „Warum trinket ihr nicht, Freund?“ — „Weil eure Magd mir Eſſig in mein Glas goß,“ antwortete der Bettler. Darüber erzürnte der Pfarrer höchlich und hieß dem Mädchen alsbald des beſten Weines bringen und den Bettler bedienen. Während die Magd nun erbittert in den Keller ſtieg, frug der Pfarrer unter anderen: „Sagt mir doch, Freund, ihr kommet überall herum, wiſſet ihr denn nicht etwas zu erzählen.“ — „Doch wol,“ ſprach der Bettler, „dies Jahr wird eins der fruchtbarſten ſein, die noch waren, und Alles wohl gerathen und von Gott geſegnet ſein.“ — „Wie könnet ihr das wiſſen, Freund?“ frug der Pfarrer und der Bettler antwortete: „Das weiß ich ebenſowol, als ich auch weiß, daß eure Magd in dieſem Augenblicke von fünf Schlangen im Keller verſchlungen wird.“ Erſchrocken ſtand der Pfarrer auf und lief zum Keller, wo er die Wahrheit der Ausſage des Bettlers befand; als er aber in ſeine Kammer zurückkehrte, war der Mann verſchwunden.

412.

Sankt Bavo's Thurm zu Gent.

Mündlich.

Sankt Bavo's Thurm wurde um das Jahr 1460 aufgebaut und hieß die Kirche zu der Zeit noch Sankt Janskirche. Der Baumeiſter hatte aber im Anfang viele Mühe und wußte lange nicht, wie er es machen ſollte, um feſte Fundamente zu gewinnen; wie tief er auch graben ließ, er ſtieß immer nur auf Sand; eine Schicht folgte der andern. Nun ſaß er einmal drei Tage lang und ſann über ein Mittel nach; in der Nacht des drit-

ten Tages endlich fiel ihm eins ein und am Morgen des vierten Tages ſprang er ſeelenfroh zu ſeines Sohnes Kammer und erzählte dieſem, wie er endlich ein Mittel gefunden, feſten Grund zu gewinnen, empfahl ihm aber an, keinem Menſchen etwas davon zu ſagen, indem er ſelbſt es den Werkleuten mittheilen wolle. Der Sohn aber, aufgeblaſen von falſchem Stolz, wollte den Werkleuten gern glauben machen, er habe das Mittel zuerſt gefunden, ging zu ihnen und eröffnete ihnen das ganze Geheimniß. Bald darauf kam der Vater und verſammelte die Geſellen alle und verkündete ihnen auch, auf welche Weiſe er dazu zu kommen gedenke, den Bau zu beginnen und fleißig weiter zu führen; die Werkleute ſprachen aber, das wäre ihnen keine Neuigkeit, das Mittel habe ſein Sohn ja ausgefunden. Da dunkelte des Alten Auge; nur einen Blick des Zornes warf er auf den Sohn, erfaßte mit gewaltigen Fäuſten einen naheliegenden Balken und erſchlug den ſtolzen Schwätzer.

413.

Zwei Kirchen.

Mündlich.

Bei Pervyſe ſieht man zwei Kirchen auf Bogenſchußweite von einander ſtehen; die erſte iſt groß und ſtattlich gebaut, die zweite dagegen nur eine Kapelle. Ueber der letzteren Urſprung geht folgende Sage.

In Pervyſe wohnten vor Zeiten einmal zwei Schweſtern. Dieſe bekamen Streit unter einander und ihre Feindſchaft und ihr Haß wurden ſo groß, daß ſie ſelbſt nicht mehr in eine und dieſelbe Kirche gehen wollten. Eines Tages, als die Bauern ſich nach der Kirche mit Vogelſchießen beluſtigten, nahm eine der Schweſtern ei-

nen Bogen, legte einen Pfeil darauf und ſchoß denſelben mit den Worten ab: „Da, wo du hinfällſt, dahin baue ich eine andere Kirche, wohin ich zur Meſſe gehen kann, ohne meine Schweſter zu ſehen.“ Das that ſie auch wirklich und ſo entſtand jenes Kapellchen.

Andere erzählen, eine jede der beiden Schweſtern habe den erſten Platz in der Kirche haben wollen und um ſich nicht weiter darum zu zanken, habe eine den Entſchluß gefaßt, eine Kirche für ſich allein zu bauen.

414.

Wulveringhem und Vinchem.

Heinderícx Annalen von Veurne. Mſc. des Stadtarchivs von Veurne. Mündliche Erzählungen.

Gegen das Jahr 700 wohnte zu Wulveringhem ein mächtiger und reicher Ritter, Namens Wulferius; von dem hat das Dorf ſeinen Namen. Eine Prinzeſſin aus ſeinem Geſchlecht ſtand einmal auf dem Thurme ihres Schloſſes; da that ſie fromm das Gelübde, ſie wolle eine Kirche ſtiften auf der Stelle, wo Gott den Pfeil werde niederfallen laſſen, den ſie von ihrem Bogen abſchieße. Damit nahm ſie den Bogen, ſpannte ihn, ſchoß und rief den Untenſtehenden zu: „Vindt hem!“ das iſt, findet ihn, nämlich den Pfeil. Die Stelle, wo er niedergefallen war, bezeichnete man, und da ließ die Prinzeſſin eine Kirche bauen, welche nach dem Rufe der Stifterin die Kirche von Vindthem genannt wurde. Das Vindthem iſt nun durch die Länge der Zeit Vinchem geworden. Um die Kirche herum bauten ſich ſpäter Leute an und ſo entſtand das Dorf Vinchem.

Es iſt zu bemerken, daß dieſe Kirche nur auf Bogenſchußweite von dem Dorfe Wulveringhem ſteht.

415.

Das unvollendete Kloſter.

Mündlich.

G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben. S. 23.

Zu den Zeiten, wo das Fauſtrecht herrſchte, wurde die Gegend, wo ſpäter Kloſter Maulbronn ſich erhob, häufig von Räuberhorden beſucht und der friedliche Wanderer betrat nur mit Angſt die verrufene Gegend. Gegen dieſe Schrecken vermochte nur ein Mittel zu ſchützen, die Errichtung eines Heiligenwohnſitzes, eines Kloſters in der unwirthlichen Einſamkeit. Der Klang einer nahen Kloſterglocke wies jedes Schwert in die Scheide und kehrte ſelbſt das Herz des roheſten Räubers um. Darum faßte der Edle, Walther von Lomersheim, den Entſchluß, in der Mitte des Waldes ein Kloſter zu bauen, damit hinfort freier Verkehr in dieſer Gegend ſich beleben könnte. Schon wurde rings umher der Wald gelichtet, Wege wurden nach allen Seiten hin gebahnt und aus den nahen Steingruben mächtige Quadern gehauen. Schon wölbte ſich auf dem ſtarken Grunde der ſchöne Kreuzgang, ſchon ſtrömten Mönche herbei, den vollendeten Theil des Kloſters zu bewohnen, und der Grundſtein zur Kirche wurde eben gelegt, als die Räuber, die es verdroß, aus ihrer ſo günſtig gelegenen Gegend vertrieben zu werden, hereinbrachen, den Arbeitern Stilleſtand auflegten und die Mönche zu ſprechen begehrten. Ihnen erklärten ſie ihren feſten Entſchluß, den Kloſterbau nicht vollenden zu laſſen und drohten mit Niederreißung des Gebäudes. Da trat ein ſchlauer Mönch hervor und ſprach mit freundlichen Worten: „Gebt euch die Mühe nicht, wir ſelbſt wollen euch geloben, den Bau nicht zu vollenden.“ Die Räuber ließen ſich einen Eid darauf ſchwören und zogen arglos von dannen. Die Mönche aber bauten

an der Kirche fort, als wenn nichts geſchehen wäre, bis an der linken Seitenwand noch ein einziger Stein fehlte: den ließen ſie mit Wohlbedacht unten am Boden liegen. Weit durch den Wald hallte nun die Klosterglocke und auf dieſes Zeichen des Treubruchs eilten die Räuber aufs neue herbei, ſtrenge Rechenſchaft von den Mönchen zu fordern. Dieſe öffneten ihre ſchöne Kloſterkirche und führten die Räuber durch die linke Seitenhalle zu der Stelle, da der Stein am Boden lag und oben die Oeffnung war. „Ihr ſehet,“ ſprachen ſie, „die Kirche wartet noch den heutigen Tag auf ihre Vollendung und ſoll unſerm Eide gemäß warten bis auf den jüngſten Tag.“ So ſahen ſich die Räuber durch die Schlauheit der Mönche hintergangen, doch konnten ſie dieſelben eines Eidbruches nicht beſchuldigen, fürchteten die mächtigen Beſchirmer des jungen Kloſters und mieden fortan dieſe Wälder.

Noch zeigt man in der linken Seitenhalle der ehrwürdigen Kloſterkirche von Maulbronn die Steinplatte am Boden unterhalb der Oeffnung, welche die klugen Mönche gelaſſen hatten. Nicht weit davon iſt in Stein ausgehauen Mörtel, Spaten und Hacken zu ſehen und darüber eine ſchwörende Hand mit drei aufgehobenen Fingern, zum bleibenden Zeichen, wie die Mönche ihr Wort gehalten.

416.

Der Teufelsthurm zu Nieupoort.

Mündlich.

Kunſt- en Letter-Blad. 1843. Nr. 11.

Ein Lehnsherr von Nieupoort ging eines Tages aus und begegnete auf dem Felde einem fremden Herrn, der ſich

mit ihm in ein Geſpräch einließ und endlich ſagte: „Aber, Herr, ihr müßtet doch eine Kirche hier bauen laſſen." — „Dazu habe ich nicht Geld genug," antwortete der Lehensmann, „anders thäte ich das wol gern." — „O, wenn es nur des Geldes wegen iſt," ſprach der Fremde, „dann laſſet es euch nicht anfechten, ich will euch bis morgen früh eine Kirche hinſtellen, ſonder daß ihr mir einen Pfennig zu geben braucht; dagegen bedinge ich mir nur euer Handzeichen aus." — „Das will ich euch geben," entgegnete der Lehnsherr, „aber an der Kirche darf kein Haar fehlen, anders iſt unſer Handel null und nichts." — „Ganz wohl, ganz recht," ſprach der Fremde und ſchied.

Am andern Morgen kam der Lehnsherr auf die Stelle zurück und fand zu ſeiner großen Verwunderung die Kirche fix und fertig da ſtehen, nur etwas gebrach ihr. Bald trat der Fremde zu ihm und ſprach hochmüthig und triumphirend: „Nun, Freundchen, wie ſtehts? Seid ihr mit meiner Arbeit zufrieden? beſchaut ſie nur, da fehlt kein Titelchen." — „Da fehlt nichts? meint ihr," fragte der Lehensmann, „da ſeid ihr ſtark in Irrthum, da fehlt etwas ſehr Weſentliches." — „Und was denn?" frug der Fremde erſtaunt. „Das Kreuz auf dem Thurm," antwortete der Andere. „Kreuze machen iſt meine Sache nicht!" ſchrie der Fremde, erhob ſich einem Wirbelwind gleich in die Luft und warf ſich aus höchſter Höhe auf die Kirche, ſo daß dieſelbe einbrach und zuſammenſtürzte. Nur der Thurm blieb verſchont, und der ſteht auch noch bis heute und iſt in der ganzen Gegend bekannt unter dem Namen: der Teufelsthurm.

zu Seite 535.

417.

Der Hochaltar zu Blaubeuern.

G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben. S. 90. aus mündlicher Quelle.

Der ſchöne Altar in der Kloſterkirche von Blaubeuern rührt von dem Ulmer Meiſter Georg Sürlin her. Als er dies Kunſtwerk vollendet hatte, fragten ihn die Mönche, ob er ſich wol getraue, einen noch ſchönern Altar zu fertigen. Das bejahte der Meiſter in freudigem Gefühle ſeiner Kraft, aber ach, dies Ja war ſein Unglück; denn die neidiſchen Mönche wollten nicht, daß es einen ſchönern Altar, als den in der Welt geben ſollte, darum ſtachen ſie dem kunſtreichen Meiſter beide Augen aus und hielten ihn dazu noch im Kloſter feſt, damit die Schandthat nicht ans Licht der Sonne käm. Das that es aber doch, denn Sürlin ſetzte ſich nun ſtill und heimlich in den fernſten Kirchenſtuhl und ſchnitzte da in das Holz ſein eigen Bild, wie er ſo traurig ob ſeiner Blindheit gebücket daſaß. Frühe ſtarb er, aber das Bild lebte, ein ewiger Zeuge des Frevels der unfrommen Mönche.

418.

Der Keſſel in der Liebfrauenkirche zu Brügge.

Mündlich.

F. de Hondt in den Annales de la Société d'emulation pour l'histoire et les antiquités de la Flandre occidentale. II, p. 88.

Zu der Zeit, als die Liebfrauenkirche in Brügge gebaut wurde, ſchlug man nur einmal im Jahre, und zwar im November, einen Ochſen und der mußte für das ganze Jahr genügen, denn man ſalzte das Fleiſch

ein und bewahrte es alſo in großen Fäſſern. Die Frau eines der Maurer hatte es aber ein bischen zu üppig getrieben mit dem Fleiſche und ſo geſchah es, daß ſie den Boden des Faſſes eher ſah, als ſie es eigentlich gewünſcht hätte. Sie minderte darum die Portion, die ſie ihrem Manne in die Kirche tragen mußte, tagtäglich mehr, aber der Kunſtgriff half doch nicht lange und es blieben ihr endlich nur zwei Knochen noch übrig. Die bereitete ſie mit einer koſtbaren Sauce und brachte ſie nebſt einem guten Antheil gelber Rüben am folgenden Tage in einem eiſernen Keſſel ihrem Manne. Der ſaß eben oben auf dem Gerüſte; ſie ſtieg alſo zu ihm herauf und ſetzte ihm demüthig und nicht ohne Herzklopfen das Eſſen vor. Der Maurer hatte aber bald die Sauce durchſchaut und die leeren Knochen entdeckt und er entbrannte darob in ſolchem Zorn, daß er, allen verſchwenderiſchen und nicht haushaltenden Frauen zum Exempel, den Löffel und den Keſſel nahm und beides zur Stunde einmauerte; ſeine Mauerkelle ſetzte er darüber und auf beide Seiten derſelben die zwei unglücklichen Knochen, die zu einem Wahrzeichen der Geſchichte noch heutigen Tages daſelbſt zu ſehen ſind.

419.

Die Rochenſtecher von Weert.

Mündlich.

Ein Bauer hatte einen Schubkarren voll Rochen geladen, wollte damit in die Stadt, wo man die Fiſche ſehr gern iſſet. Unterwegs ſchlief er aber ein und die Sonne brannte ſo lange auf die Rochen, bis ſie ſtanken wie die Peſt, ſo daß kein Menſch mehr davon genießen

konnte. Das war in der Gegend von Weert. Als der Bauer nun aufwachte und den Schaden roch, da ſtürzte er den Karren um und warf die faulen Fiſche alle auf die Landſtraße. Des Abends kamen einige Weerter des Weges, ſahen die Fiſche und weil ſie nie alſo gräuliche Thiere geſehen, meinten ſie, das wären lauter Teufel und liefen zum Pfarrer. Der kam alsbald mit Weihwaſſer und belas die Rochen, aber die regten und bewegten ſich nicht. Da faßte ein kühner Weerter ſich großen Muth, betete ein klein Stoßgebet und ſtach alsdann mit kräftiger Hand und zitterndem Herzen ſeine Miſtgabel in einen der Fiſche. Nun meinten Alle, ſie wären ſicherlich und ohne Rettung verloren und wollten ſich ſchon auf die Flucht begeben; als ſie aber ſahen, daß die Rochen ſich noch nicht bewegten, da durchfuhr Alle der heldenmüthige Entſchluß, darauf loszuſtechen, und das thaten ſie auch redlich und wären die Rochen nicht todt geweſen, ſie wären ſicherlich von den Stichen geſtorben. Von dieſer denkwürdigen That her haben die Weerter den Namen Rochenſtecher behalten.

420.

Deren.

Mündlich.

Deren iſt eine kleine Gemeinde im alten Amte Beurn. Ehedem muß das Dorf viel ausgedehnter geweſen ſein, das beweiſen mindeſtens die vielen Fundamente von Häuſern, auf die man immer noch in der Umgegend ſtößt. Man erzählt auch, daß es ehedem ein großer Pfarrſprengel geweſen, der Maegdendael geheißen, das iſt Jungfrauenthal. Den ſchönen Namen verlor es aber durch das dazu gar nicht paſſende Betra-

gen ſeiner Bewohner. Zu ein und derſelben Zeit nämlich waren vier Mädchen in dem Dorfe in Schande gefallen und darüber gab es ſoviel Redens in der Umgegend, daß man der Gemeinde ſeitdem den Namen gab, den ſie nun trägt.

421.

Karl verfolgt den Bär.

Het leven ende wonderheden van de h. maegd Gudula. S. 49.

Kaiſer Karl jagte einmal im Buſch bei Moorſſel und da ſtieß ihm ein gewaltig großer Bär auf; den verfolgte er zur Stunde mit großer Haſt und vielem Eifer. Lange Zeit ſchoß er nach ihm, konnt ihn aber nicht treffen, und der Bär lief immer weiter bis gen Moorſſel in das Kloſter, da kroch er unter Sankt Gudulen Grab; er verlor augenblicks daſelbſt ſeine natürliche Wildheit und leckte freundlich und zärtlich der Nonnen Füße gleich einem Hündlein. Als Karl Mang deß Wiſſen bekam, befahl er, daß keiner den Bären hindre oder verjage, ſondern daß man ihn im Kloſter halte und pflege zum Dienſt der heiligen Magd, die ihn bewahrt hatte. Der Bär hat lang im Kloſter gewohnt und ſich ſo zahm bewieſen als ein Lämmchen.

Karl hatte eine ſonderlich große Liebe zu der h. Gudula; das Kloſter zu Moorſſel hat er ihr gebaut und mit viel goldnen und ſilbernen Gefäßen, auch koſtbaren Kleidern und anderm Kirchengut beſchenkt.

422.

Drack-Ramillies.

Le Carpentier histoire de Cambrai. II, 513.

Eine Linie des altadligen Hauſes Ramillies führt den Namen Drachen-Ramillies und der ſchreibt ſich her von der folgenden Geſchichte.

Das Land um Cameryk wurde vor Zeiten einmal von einem großen Drachen verwüſtet; tagtäglich klagte man aufs neue und hatte eine Familie den Tod eines der Ihrigen zu betrauern. Das hörte ein Herr von Ramillies; er bewaffnete ſich zur Stunde und ging zur Drachenhöhle, deren Umgebung, einem Friedhofe nicht unähnlich, mit weißen Menſchengebeinen wie beſäet war. Bald erſchien der Drache und ſtürzte auf den Ritter los, der aber lief ihm kühn entgegen und ſtieß ihm unter dem Rufe St. Gery die Lanze in den weitoffenen Rachen. Das ganze Land benedeite den Helden ob dieſer That; als die Mönche der Abtei St. Gery aber davon hörten, da nahmen ſie zum ewigen Gedächtniß einen feuerſpeienden Drachen als Wappenzeichen an.

423.

Das Drachenſträßchen zu Zomergem.

Mündlich.

In dem Sträßchen, welches dieſen Namen trägt, wohnte vor einigen Hundert Jahren ein reicher Pachter; den beneideten ſeine Nachbarn nicht wenig und aus Neid beſchädigten ſie ihm eine Menge von Bäumchen, die er auf ſeinen Aeckern gepflanzt hatte, und hieben ſie ſelbſt nieder. Darüber wurde der Mann nicht wenig böſe; er entbrannte aber in höchſter Wuth, als er einmal auf

Dreikönigentag einige Ulmen, welche er ganz nahe bei ſeinem Hauſe gepflanzt und ſorgfältig ſtets gepflegt hatte, auch abgehauen fand. Tauſendmal verwünſchte er es, daß er in der Nacht nicht beſſer gewacht, und ſchrie endlich gar: „Der Teufel hole mich, wenn die Hunde mir noch einen Baum ungeſtraft anrühren.“ Wie ſehr ſcharf er den Böswilligen von da ab aber auch aufpaßte, mußte er doch wenige Tage nachher zu ſeinem Aerger ſehen, daß wieder mehre kleine Eichen abgehauen waren. Das machte ihn ungemein mißmuthig und mit Thränen in den Augen wollte er eben die Stämmchen zu ſeinem Holzſchober tragen, als ein ſchwarz gekleideter Herr zu ihm trat und ihn anredete: „Nicht wahr, Pachter, ihr ſeid ein ehrlicher Mann und man darf ſich auf euer Wort verlaſſen.“ — „Das verſteht ſich,“ entgegnete er; „ich breche mein Wort nicht und ſchenkte man mir die ganze Welt.“ — „Brav,“ ſprach der Andre. „Vor drei Wochen habt ihr dem Teufel eure Seele verpfändet, wenn man euch noch einen einzigen Baum ungeſtraft anrührte. Ich hoffe, ihr werdet das nicht widerrufen.“ Mit den Worten packte der Fremde ihn bei den Schultern, der Bauer beſchaute ihn einmal recht und ſah, daß er Pferdeklauen hatte. Der Muth fiel ihm aber nicht und er begann mit dem Schwarzen zu handeln und der geſtand ihm noch zwanzig Jahre zu und gab ihm zugleich einen Drachen, der all ſein Eigenthum bewachte. Als die Leute im Dorfe den Wächter ſahen, wollte keiner mehr mit dem Pachter zu ſchaffen haben. Das machte ihn traurig und er zehrte ab wie eine Kerze und ſtarb lange vorher, ehe die zwanzig Jahre um waren. Man ſagt, er habe ſich in ſeinen letzten Tagen bekehrt.

424.

Sankt Georg.

Mündlich von Frau Courtmans.

In der Nähe von Audenaerde liegt eine Kapelle, die „de Keſel“ heißt; da hing bis vor zehn Jahren noch die Haut eines Drachen und mit der hatte es folgende Bewandtniß.

Vor vielen Hundert Jahren hauſte ein grimmer Drache in der Gegend und dem mußten die Leute jeden Tag einen Menſchen zum Opfer bringen. Endlich fiel das Loos auch auf die Königstochter und man führte ſie in die Nähe des Waſſers, wo der Drache wohnte, und ließ ſie allein. Während ſie nun da ſo ſaß und über ihr ſchrecklich Geſchick nachdachte, kam ein feiner Rittersmann geritten und fragte ſie, warum ſie alſo klage; und die Jungfrau erzählte ihm Alles. Da ſprach der Ritter — welcher niemand anders war, als Sankt Georg — er werde ſie retten und den Drachen tödten und er ließ ſie mit dem Pferde allein und ging zum Waſſer. Er war noch nicht lange da, als der Drache herausſprang und aus ſeinem großen Maule Feuer und Flammen auf Sankt Georg ſpie, aber das ſchreckte den Ritter nicht; der wickelte vielmehr ſchnell ſeine linke Fauſt in den Mantel und ſtieß ſie ſo dem Drachen ins Maul; dann faßte er ſein Schwert mit der Rechten und ſtieß ihm das in den Bauch, ſo daß das Ungeheuer todt zu Boden ſtürzte.

Zum Danke für dieſe wunderbare Rettung baute der König die Kapelle und hing das Drachenfell darin auf.

425.

Bürgermeiſter Gryn.

Mündlich.

Koelhoffſche Chronik von Köln.
E. Weiden Kölns Vorzeit.

Im Jahre 1262, nachdem Erzbiſchof Engelbert wiederum mit der Stadt Köln ausgeſöhnt war, hatte er einen jungen Löwen, den ihm zwei Domherren aufzogen. Dieſe hatten einen großen Haß auf den Bürgermeiſter Hermann Gryn, weil er immer es mit den Bürgern und mit der Gemeinde hielt und nicht mit dem Biſchofe; darum dachten ſie, wie ſie Herrn Gryn durch den Löwen umbringen möchten. Sie ließen das Thier lange faſten, ſo daß es ſehr hungrig wurde, dann luden ſie den Bürgermeiſter zu Gaſte. Als nun die Zeit kam, da man eſſen ſollte, kam der Bürgermeiſter in der Pfaffen Haus und wähnte mit ihnen fröhlich zu ſein. Da führten ſie ihn zu der Kammer, wo der Löwe lag, wie wenn ſie ihm den Löwen zeigen wollten. Als er aber in guter Treu in die Kammer zu treten gedachte, ſtießen ſie ihn behendig an den Rücken, ſo daß er hinein ſtürzte, und ſchlugen die Thür zu. Sie meinten, der Löwe werde Herrn Gryn zerreißen und tödten, doch Gott fügte das anders. Als der Löwe nämlich zu ihm heranſprang und das Maul öffnete, ihn zu beißen, wickelte er ſchnell ſeinen Mantel um die linke Hand und fuhr damit dem Löwen in den Rachen; mit der Rechten aber zog er ſein gutes Schwert und hieb das Unthier, daß es todt hinfiel. Alſo kam Herr Hermann aus der Noth und ging wieder heim. Zur Stunde ließ er die beiden Pfaffen antaſten und fangen; bei dem Domkloſter unter dem Thore ließ er ſie an einen Balken hängen, der noch oben in dem Thore liegt; man ſieht auch noch zwei Löcher durch denſelben gehen, wodurch die Stricke gezo-

gen waren. Von der Zeit ab hieß das Thor das Pfaffenthor. Auch hat man zu ewigem Gedächtniß dieſes Vorfalles ein in Stein gehauen Bildniß Hermann Gryns und des Löwen auf einen von den Pfeilern vor dem Rathhauſe geſetzt und es iſt dieſe Geſchichte auch gemalt in der Klagherren Kammer in dem Rathhauſe.

426.

Der Mann mit den Spiegeln.

Mündlich.

Vom alten Schloſſe der Grafen von Flandern zu Gent geht ein Gang unter der Erde hin bis nach Mariakerke (Marienkirchen.) Das wußte man wol, aber keiner wollte es wagen hinabzuſteigen, denn wer immer noch hinabgeſtiegen war, der war nicht zurückgekehrt. Endlich erbot ſich ein zum Tode verurtheilter Verbrecher dazu, „denn" ſprach er, „ob ich gehangen werde, oder ob die Schlangen und Kröten in dem Gange mich todt beißen, das iſt am Ende daſſelbe." Er war aber ſo klug und ließ ſich einen Rock und eine Hoſe machen, die ganz voll von Spiegeln waren, ſo daß er, als er die Kleider angezogen hatte, wie ein großer Spiegel ausſah. Dann nahm er eine Fackel und ſtieg in den Gang. Da kamen ihm bald unzählige Schlangen entgegen, aber als die ihr eignes Bild in den Spiegeln ſchauten, ſchlichen ſie wieder zurück, wie ſie gekommen waren. So konnte der Verbrecher ſich den ganzen Gang beſchauen; er fand viele Gerippe darin von Menſchen, die vor ihm das Wagſtück gemacht hatten, und kam geſund und wohlbehalten zu Mariakerke an, wo ihn die Gerichtsherren ſchon erwarteten und ihm ſeinen Freibrief gaben.

427.

Finger abgebiſſen.

Mündlich.

In Weſtflandern ſtecken die Kinder häufig den Finger durch das Schlüſſelloch der Kirchhofthüre und rufen:

Grip, grap, grou
Wilt gi mi biten,
Bit mi nou.

Aber ſie ziehen die Finger wohlweiſe zurück, ehe ſie das Sprüchlein ausgeſprochen haben, denn einmal hat der Teufel einem Schulkinde, welches kühn ſein wollte und den Finger darin ließ, dieſen abgebiſſen.

428.

Der eiſerne Ring zu Heidelberg.

Mündlich.

Am großen Thore des heidelberger Schloſſes hängt ein ſchwerer eiſerner Ring; von dem geht die Sage, daß wer ihn durchbeiße, Herr des Schloſſes ſein werde. Eine Hexe hat das einmal verſucht, aber ſie konnte es nicht ganz fertig bringen. Noch heutzutage ſieht man den Biß in dem Ringe.

429.

Der goldene Wagen im Schloſſe Tomburg.

Mündlich.

Wenige Stunden von Münſtereiffel liegen die Trümmer des ehemals feſten Schloſſes Tomburg. In denſelben ſieht man einen Brunnen von unendlicher Tiefe;

auf deſſen Boden liegt ein Wagen von purem Golde, den bis jetzt noch kein Menſch da herauszuholen gewagt hat.

430.

Waſſer im Keller.

Mündlich.

Gegenüber dem Kloſter Himmelsthal in Brügge liegt ein Haus, in dem es vor Zeiten einmal lange und arg ſpukte und das zwar zumeiſt im Keller. Die Leute, welche da wohnten, dachten bald an einen Schatz, der an dem Orte vergraben ſein müſſe, und ſie begannen zu graben, kamen auch an eine große eiſerne Kiſte, die ſie heraushoben. Als ſie aber ſich darüber hermachten, um dieſelbe zu öffnen, drang aus dem Loche, welches ſie gegraben, eine ſo große Menge Waſſer, daß es ihnen in zwei Minuten ſchon bis an den Hals ging und ſie kaum noch Zeit genug fanden, zu flüchten, ſo ſchnell ſie konnten. Als ſie aus dem Keller waren, verlor ſich das Waſſer eben ſo ſchnell, als es gekommen war; mit ihm war aber auch die Kiſte verſchwunden und hat ſeitdem auch keiner gewagt, weiter nach ihr noch zu ſuchen.

431.

Geld in der Kirche verborgen.

Mündlich.

In Wettern waren einmal alle Leute in Unruhe und Angſt und Sorge wegen eines Geiſtes, der jede Nacht an der Kirchthüre erſchien, ſobald es zwölf geſchlagen hatte; von oben trug er prieſterliche Kleider, von unten aber, und zwar von der Hälfte des Leibes ab,

brannte er wie glühend Feuer. Zwei beherzte Leute unternahmen es endlich, ihn abzufragen; es war der Küſter und noch ein wohlhabender Bauer; ſie ſtellten ſich denn gegen zwölf an die Kirchhofthüre und erwarteten daſelbſt die Mitternachtglocke. Kaum hatte die geſchlagen, da ſtand der Geiſt auch ſchon da und rief: „Wer wird mir zur Meſſe dienen! Wer wird mir zur Meſſe dienen!" — „Das wollen wir ſchon thun," antworteten die zwei und gingen auf den Geiſt zu. „Dann macht die Thüre auf," ſprach dieſer, und der Küſter ſteckte den Schlüſſel ein, aber er vermochte nicht, ihn umzudrehen, und ſagte zu dem Geiſte: „Ich kann's nicht; im Namen des Herrn, mach' du auf." Da flog die Thüre krachkrach auf und der Geiſt ſprach: „Nun gehet vor in die Kirche," aber der Küſter war klug und entgegnete: „Im Namen des Herrn, gehe ſelber vor." Das that der Geiſt und ging in die Sakriſtei, zog da das Meßgewand an und begann am Hochaltar die Meſſe zu leſen und der Küſter diente ihm dazu. Als die Meſſe zu Ende war und der Geiſt ſich wieder ausgezogen hatte, ſprach er: „Ich danke euch von Herzen, Freunde, ihr habt mich erlöſt, nun gehet vor und ich will euch einen Schatz zeigen, den ich hier verborgen habe in meinem Leben und der aus lauter Geld beſteht, wofür ich keine Meſſen las." Der Küſter hütete ſich aber wohl vorzugehen, ſondern ſprach: „Im Namen des Herrn, gehe du vor;" und das that der Geiſt auch und führte ſie an einen Stein, der los in der Mauer lag. „Nehmt den Stein heraus," ſprach er, doch der Küſter antwortete: „Nein, nein, nimm du ihn heraus;" der Geiſt folgte und ſie ſahen ein Loch in der Mauer und einen großen Topf mit Geld in dem Loche. „Nehmet euch den Topf," ſprach der Geiſt und der Küſter entgegnete, wie immer: „Im Namen des Herrn, thu du's."

Nun faßte der Geiſt den Topf und ſtülpte ihn um und es rollten ganze Haufen von Goldſtücken heraus; dann ſprach er: „Zwei Theile davon ſind für euch, ein Theil iſt für die Kirche und ein Theil für die Armen; theilt es redlich und es wird gedeihen.“ Damit verſchwand er und die Zwei ſaßen im Dunkel. Sie krochen alsdann jeder in einen Beichtſtuhl und erwarteten da den Morgen, wo ſie das Geld aufs gewiſſenhafteſte theilten und Beide ſteinreiche Leute dadurch wurden.

432.

Der Hund zu Sankt Denys.

Mündlich.

Nachts von zwölf bis eins geht ein Hund zu Sankt Denys um die Kirche. Keiner wagt ſich um dieſe Stunde in die Nähe derſelben. Ein Zimmermann war einmal eine Wette eingegangen, er wolle den Hund ſchon zahm kriegen; ging und nahm ſeinen ſchwerſten Hammer und hielt gegen zwölf Uhr Wache an der Kirche. Bald nahte der Hund ihm, er erhob den Hammer und meinte dem Thiere damit den Kopf einzuſchlagen; aber er betrog ſich, denn der Hammer ſchwirrte durch des Hundes Kopf hindurch, während das Geſpenſt ſich dem Frevler auf den Rücken warf und ſich alſo von ihm tragen ließ bis an die Thüre der Schenke, wo die Zechbrüder, welche mit gewettet, des Zimmermannes harrten. Da war nun die Wette nicht nur verloren, ſondern der Mann fiel noch dazu in eine Krankheit, an der er acht Tage nachher ſtarb.

433.

Der umwandelnde Hund zu Werden.

Mündlich.

Um Werden läuft Abends von neun Uhr an ein Hund, der drei glühende Ketten dreimal um den Hals geſchlungen trägt. Er rennt dreimal um den Ort und ſpringt den ihm Begegnenden auf den Rücken. Manchen hat er auch ſchon zerfleiſcht.

434.

Stock zerbrochen.

Caesar. heisterbac. dial mirac. V. c. 39.

Zwei kölner Bürger, recht ehrenfeſte Männer und nebenbei ganz innige Freunde, deren einer Siſtapp und der andre Gotfried hieß, reiſten zuſammen nach Compoſtella. Eines Tages, als ſie ſo allein dahinritten, brach auf einmal der dicke Reiſeſtock, den Gotfried auf dem Rücken hangen hatte, in zwei Theile. Da Gotfried, um ſich ſchauend, ſich allein mit ſeinem Freunde fand, rief er dieſem zu: „Aber, Bruder, was fällt dir ein, daß du mir meinen Stock zerbrichſt?“ Das verneinte Siſtapp und beſchwur ſelbſt mit dem heiligſten Eide, daß er nicht an den Stock gerührt habe; aber Gotfried wollte von nichts hören und hätte faſt auf ſeinen Freund losgeſchlagen, wäre er nicht im ſelben Augenblicke zur Erkenntniß ſeines Unrechtes gekommen.

435.
Der Tod des Biſchofes Eberhard von Trier.

Wilh. Kyriander in annal. Aug. Trevir. in vita Eberhardi.
M. Zeileri epistolae t. II. n. 227. p. 663.
Brauweri Chronicon f. 306.

Eberhardus war der ſieben und ſiebenzigſte Biſchof von Trier und bei den Juden ungemein gehaßt. Um ihm ſchmerzlicherweiſe aus dem Leben zu helfen, bereiteten ſie durch Zauberkünſte ein wächſern Bild und ließen daſſelbe taufen von einem Prieſter der Kirche Sankti Paulini. Alsdann machten ſie ein Feuer an und ſchmolzen darin das Bild ſo langſam wie nur möglich, und zur ſelben Zeit zehrte der Biſchof ſchnell hin.

436.
Die Königin von Egypten zu Tilly.

Mündlich.

Tilly iſt ein Dörfchen, zwei Stunden von Geldenaken; vor wenigen Jahren ſah man daſelbſt noch ein ſehr altes Schloß, das iſt nun aber zerſtört. Es gehörte ehedem den Fürſten von Moorbeek und von einem aus der Familie erzählt man ſich noch im Dorfe folgende Geſchichte.

Der war mit den Kreuzrittern nach Paläſtina gezogen und hatte ſich da ſo tapfer gehalten, daß er eine Königin von Egypten, die zur Hülfe der Heiden herbeigeeilt war, zur Gefangenen machte. Von ihrer wunderbaren Schönheit bezaubert, behielt er ſie bei ſich und führte ſie ſpäter mit auf ſein Schloß Tilly. Da gab er ſich nun alle Mühe, ihr Herz für ſich zu gewinnen, aber nichts wollte ihm helfen und am Ende vergiftete ſich die Gefangene, müde der Zudringlichkeiten des Für-

ſten, durch ein ſtarkes und feines Gift, welches ſie, in einem Fingerringe eingeſchloſſen, ſtets mit ſich geführt hatte. Der Fürſt von Moorbeek war untröſtlich über ihren Tod; er ließ ihre Leiche einbalſamiren und zwar auf die Weiſe, deren ſich die Egypter bedienen, baute eine Kapelle ihr zu Ehren und ließ den Körper daſelbſt unter dem Hochaltare in einen gläſernen Kaſten legen, ſo daß Jedermann ſie ſehen konnte.

Bis vor funfzig Jahren lag die Königin ungeſtört an dem Plätzchen, welches der Herr von Moorbeek ihr einſt geweiht; als aber die franzöſiſchen Räuberbanden ins Land fielen, da riſſen ſie mit ihren grabſchänderiſchen Händen den Leib aus ſeinem ſtillen Ruheorte; was aus ihm geworden iſt, weiß man nicht.

437.

Die Frau von Ziegenberg.

Mündlich.

Ziegenberg (Chevremont) war ein alt und feſt Schloß, gelegen auf dem gleichnamigen Berge zwei Stunden von Lüttich. Die Ritter, welche daſſelbe bewohnten, ſtanden in beſtändigem Kriege mit dem Biſchofe von Lüttich. Eines Tages wurde das Schloß plötzlich von dem letztern belagert und nach langem Widerſtande genommen; der Ritter floh, ſeine heldenmüthige Frau wehrte ſich wacker, wurde aber endlich in einen tiefen Brunnen geworfen. Bald jedoch erhob ſie ſich auf wunderbare Weiſe aus demſelben und belebte, von Kopf bis zu Fuß gewaffnet, durch ihren eignen Muth den faſt ſinkenden Muth der Schloßknechte, ſo daß ſie die Oberhand behielt und die Pfaffenknechte das Weite ſuchen mußten.

438.

Die beiden Brüder zu Laerne.

Mündlich.

Zwei Stunden von Gent liegt das Dorf Laerne; da ſieht man noch ein altes Schloß mit einem großen Garten. Vor viel hundert Jahren bewohnten zwei Brüder das Schloß: der älteſte war höchſt adelſtolz und hatte ſich eine Frau aus einem der erſten Geſchlechter des Landes gewählt; der jüngere hatte ganz das Gegentheil von ſeines Bruders Charakter; er liebte ein ganz gewöhnlich Bauermädchen und hätte dieſe auch geheirathet, wäre ſein Bruder ihm nicht ſtets drohend in den Weg getreten, ſobald er nur von einer Verbindung mit der ſchlichten Bäurin begann. Eines Tages war der Aeltere zu einem Zuge ausgeritten, den ein benachbarter Ritter unternommen hatte; dieſen Augenblick benutzte der Jüngere, vollzog öffentlich ſeine ſo lange gewünſchte und immer doch wieder aufgeſchobene Verbindung mit der Bauersmaid und verließ am andern Tage das Schloß, um fern von ſeinem Bruder ſein Glück ungeſtört genießen zu können.

Seit lange ſchon war der Aeltere von dem Zuge zurückgekommen, als den Jüngern die Sehnſucht nach dem Orte, wo er geboren war, ſo ſehr zu ſtacheln begann, daß er ſeinen Bruder um Verzeihung und um Erlaubniß bat, auf das Schloß Laerne zurückkehren zu dürfen. Der Aeltere empfing mit heuchleriſcher Freude dieſe Botſchaft und ſprach, er habe nie einen ſehnlichern Wunſch gehabt. Der Tag der Rückkehr des Jüngern wurde mit ungemeinen Feſten begangen und Abends brannten unzählige Fackeln in dem weiten Schloßgarten. Da lud der Aeltere den Bruder ein, einen Spaziergang mit ihm in den Park zu machen, und Beide begaben ſich,

gefolgt von einigen andern Herrn und Rittern, auf den Weg. An einer einſamen Stelle angekommen, gab der Aeltere aber den nachfolgenden Rittern ein Zeichen, worauf ſie den Jüngern überfielen und ihn ſeiner Mannheit beraubten.

Noch zeigt man im Park von Laerne die Stelle, wo dies ſcheußliche Verbrechen verübt wurde.

439.

Die Ritterskehr zu Nukerke.

Mündlich.

Bei Nukerke, ganz nahe bei dem Muſikberge, iſt ein Knock oder Kreuzweg, der heißt die Ritterskehr. Unfern von da ſtanden ehedem die Schlöſſer dreier Gebrüder, welche Ritter waren; wenn dieſe Ritter ſich zu Haus befanden, dann beſuchten ſie einander jeden Tag und gingen beim Abſchiede zuſammen bis an den Kreuzweg; da trennten ſie ſich und davon heißt der Ort die Ritterskehr. Später ſind ſie einmal in ferne Lande zum Kriege gezogen und keiner von ihnen kam mehr zurück.

In dem Muſikberge hat man eine Menge von Urnen und andern Sachen gefunden.

440.

Sprung von der Brücke.

Mündlich.

Ecreviſſe in Naemſch. Belgie.

Zu Maeſtricht geht eine prächtige ſteinerne Brücke über die Maas, deren Mittelbogen achtzig Fuß hoch über

dem Waſſer ſteht. Vor viel Hundert Jahren lebte in Maeſtricht eine reiche Gräfin von Duwerkerke, die viel Freier hatte, aber ſich zu keinem von allen entſchließen konnte. Als ihr einer derſelben einmal recht läſtig wurde, ſprach ſie: „Nun, ich will deinen Liebesbetheurungen glauben, aber du mußt mir eine Probe geben, daß du es wahrhaftig ſo meinſt, wie du ſprichſt. Springe mit deinem Pferde von dem Mittelbogen der Brücke herab. Wenn du das wagſt für deine Liebe, dann glaub ich dir.“ Das that der Freier wirklich und wohlbehalten kam er mit ſeinem Pferde ein wenig unterhalb der Stadt ans Land; doch als ſie ihm entgegenkam, um ihn zu begrüßen und in ihre Arme zu drücken, da wandte er den Kopf und hat ſie nie wieder angeſehn.

441.

Wunderkind zu Waſeme.

Fliegendes Blatt.

In dem Dorfe Waſeme bei Ryſſel lebte eine tugendſame Frau mit ihrem Manne. Lange hatten ſie ſich ſchon ein Kind gewünſcht; endlich wurde dieſer Wunſch erhört und die Frau fühlte ſich guter Hoffnung. Nach Verlauf ihrer Schwangerſchaft brachte ſie ſonder alle Pein ein Kind zur Welt, auf deſſen Leibe ein Regenbogen ſtand, worauf Chriſtus thronte. Die Hebamme erſchrak ſehr, als ſie ſolches ſah, und rief die Nachbarn zu, die alle vor Verwunderung nicht wußten, was ſagen. Da öffnete das Kind plötzlich den Mund und ſprach: „Verwundert euch nicht ſo ſehr über mich, fürchtet vielmehr, daß bald eine große Strafe euch treffe.“ Noch mehr erſchrocken eilten einige von den Nachbarn zum Pfarrer, um dem zu ſagen, daß er das Kind taufen

müſſe, und Nachmittags trug man es in die Kirche, wo der Pfarrer ſchon wartete. Als er das Kind ſah, ſchüttelte er mit dem Kopf und fragte: „Iſt das wirklich wahr, daß das Kind die Worte geſprochen hat?“ — „Ja, das iſt wahr,“ antwortete es ſelbſt, „und ſo wahr, als daß meine Mutter in dieſem Augenblicke geſtorben iſt.“ Wirklich kamen gleich darauf einige Leute, die das beſtätigten, und kaum war das Kind getauft, als es auch ſeinen letzten Seufzer gab und ſeiner Mutter folgte.

442.

Der Pferdefuß.

Mündlich.

In der Nähe des Kloſters Himmelsthal in Brügge ſpielten eines Tages mehre Knaben zuſammen, als plötzlich ein ihnen ganz unbekannter Junge kam und ſich in ihre Spiele miſchen wollte. Da er aber immer darauf ausging, Streit zu ſtiften, wollten die andern nichts mit ihm zu thun haben und ſprachen, er ſolle ſie in Ruhe laſſen. Während deſſen ſchrie einer von den Knaben, der dem Fremden nach den Füßen geſchaut hatte, plötzlich: „Er hat einen Pferdefuß, er hat einen Pferdefuß!“ und alle liefen ſo ſchnell weg, wie ſie nur konnten. Der Fremde folgte ihnen, aber nur bis zum erſten Muttergottesbilde, da verſchwand er und man hat nie mehr etwas von ihm gehört noch geſehen.

443.

Teufel holt den Spieler.

Thomas Cantiprat. l. II. c. 55 p. 3.

In einer Schenke ſaßen drei Spieler zuſammen und darunter war einer, der ſo gottlos war, daß er das

Fortleben der Seele nach dem Tode leugnete und noch andere Läſterungen ſprach. Als ſie ſo eine Zeit lang zuſammengeſeſſen hatten, kam ein anderer noch herein und ſetzte ſich vertraulich zu ihnen und fragte, wovon denn die Rede ſei? Das ſagten ihm die Spieler und er drehte das Geſpräch ſo lange, bis er mit dem Läſterer übereinkam, daß der ihm ſeine Seele gegen eine gewiſſe Summe Geldes verkaufen ſolle. Der Fremde zahlte das Geld aus und es wurde vertrunken. Schon war die Nacht ziemlich vorgerückt, als der Fremde aufſtand und ſprach, er müſſe nun gehen, doch zuvor ihnen Allen noch eine Frage ſtellen, und die Frage war: „Wenn Jemand ein Pferd kauft, welches an einen Strick gebunden iſt, gehört dann der Strick nicht ebenſogut dem Käufer, als auch das Pferd?" Darauf antworteten die Spieler, das verſtände ſich wol von ſelbſt. Zu gleicher Zeit aber faßte der Fremde den, deſſen Seele er gekauft hatte und flog mit ihm dahin durch die Luft; da ſahen die andern wohl, mit wem ſie zu thun gehabt.

444.

Teufel ſchmuggelt.

P. Binsfeld tractatus de confessionibus maleficorum p. 214.

Im Frühling des Jahres 1584 war in Trier große Hungersnoth zu befürchten und der Magiſtrat gebot darum, daß kein Getreide aus der Stadt geführt werden dürfe, weil die Bürger deſſelben zu ſehr bedürften. Ein gewiſſer Martin von Corlingen hätte trotzdem gern ein Handelchen mit Getreide nach außen gemacht und wie er denn ein großer Teufelskünſtler war, ſo ging er in die Nähe des alten Thores ſtehen und beſchwur den Böſen daſelbſt, der ihn dann mit ſeinem Sacke in die

Luft hob, mit ihm über Mauern und Gräben flog und ihn ins Feld niederſetzte, worauf Martin dann ruhig und ungeſtört nach Hauſe ging.

445.

Teufel holt den Verliebten.

De Loger discours des spectres ou visions et apparitions d'esprits. 2. ed. Par. 1608, p. 316.

Zu den Zeiten Kaiſer Friedrichs des Zweiten dieſes Namens lebte in der Stadt Freiburg ein Student, der war in großer Liebe entbrannt für ein Mädchen, konnte aber nicht zu ihrem Beſitze kommen. Darüber troſtlos, begab er ſich endlich zu einem Zauberkundigen und verſprach dem eine große Summe Geldes, wenn er ihn der Liebe jenes Mädchens genießen laſſen könne. Der Zauberer verſprach das, empfing das Geld und führte den Studenten Nachts an eine geheime Stelle, wo er einen Kreis zog und ſeine magiſchen Figuren machte. Dann hieß er den Studenten in den Kreis treten und begann ſeine Beſchwörungen. Bald erſchienen nun die Teufel in allerhand Formen und Geſtalten; zuletzt kam der klügſte von all den böſen Geiſtern und der hatte die Geſtalt des Mädchens angenommen und lief ſehr freudig auf den Kreis zu; darüber war der Student ſo ſehr erfreut, daß er ſeine Arme außerhalb des Kreiſes ſtreckte, um ſeine Liebſte zu umhalſen, aber das war ſein Unglück; denn der Teufel ergriff ihn bei den Armen, zog ihn aus dem Kreiſe, ſchwang ihn drei bis viermal rund und ſchlug ihn dann mit dem Kopfe dergeſtalt gegen eine nahe Mauer, daß ihm die Hirnſchale entzweibrach; den todten Körper warf er auf den Zauberer und verſchwand mit den andern Geiſtern.

Der Zauberer wagte während der ganzen Nacht nicht, den Kreis zu verlaſſen; als es Morgen geworden war, da ſchrie und heulte er ſo jämmerlich, daß bald mehre Leute, die ſich zufällig in der Nähe befanden, herbeieilten; die halfen ihm auf und er mochte ſich wol Glück wünſchen, noch mit dem Leben davongekommen zu ſein.

446.

In Kienruß geworfen.

Hieronymus Drexelius vom Richterſtuhl Chriſti. C. 9. § 5.

Ein wohlbekannter Prediger erzählt folgende friſche Geſchichte. Vor wenigen Jahren wurde zu Wien ein unrein, verwegen Venuskind vom Teufel bei nächtlicher Weil aus ſeinem Schlafbett zum Fenſter hinaus in freie Luft bis in eines fürnehmen Herrn Stallung geführt. Die Pferde fingen allda an zu ſchwitzen und zu ſtampfen, die Stallknechte liefen mit dem Licht zu. Inzwiſchen fuhr der böſe Feind mit ſeinem Raub davon in einen Keller; dort warf er ihn in einen Zuber voll Kienruß hinein. Ein ſolch Bad gehört für ſolche Geſellen. Die zulaufenden Leute zogen den elenden Tropf heraus und ließen ihn im Spital kuriren. Dieſe Geſchichte iſt zu Wien männiglichen wohl bewußt.

447.

Der Teufel mit dem Sandberg.

Mündlich.

Alfred Reumont Aachens Liederkranz und Sagenwelt S. 321.

Wie der Teufel ſo artig angeführt wurde bei dem Baue des Münſters von Aachen, das weiß ein Je-

der;*) auch, wie Kaiſer Karl, vom Papſte und 365 Biſchöfen begleitet, das Münſter eingeweiht hat.**) Der Satan wollte den Streich, welcher ihm geſpielt worden, aber nicht ungerochen laſſen und flog darum nach dem Geſtade der See, wo er eine große Düne gleich einem Mehlſacke auf den Rücken lud; mit der Laſt machte er ſich alsbald wieder gen Aachen, um die Stadt gänzlich zu verſchütten und unter dem Sande zu begraben. Alſo war er ſchon über die Maas gekommen und ſtand endlich nicht weit mehr von der Stadt im Soersthale; da trieb ihm ein plötzlicher Wind ſo viel des Sandes in die Augen, daß er die Gegend nicht recht erkennen konnte und ein altes Weib, welches eben vorbeiſchritt, fragen mußte, wo er denn eigentlich wäre und wie weit er noch bis Aachen hätte? Die Alte ſchaute ihm einmal ins Geſicht und erkannte ihn alsbald wieder, denn ſie hatte ihn früher oft beim Baue des Münſters geſehn; auch durchblickte ſie ſchnell ſeine Abſicht, als ſie den Sandberg auf ſeinen Schultern ſah, und ſie ſprach ſchlau: „Ach, da ſeid ihr ja ganz vom Wege abgekommen, lieber Herr. Schauet nur auf mein Fußzeug; ich habe die Schuhe in Aachen neu angezogen und jetzt ſind die Sohlen mir von der langen Reiſe bis hierher ſchon ganz zerriſſen.“

Da fluchte der Teufel einen gräulichen Fluch und ſchrie zornig: „Ich bin der Schlepperei müde: für jetzt mag das betrügeriſche Neſt meinem Grimme entgehen, ich werde mich doch noch an ihm zu rächen wiſſen.“ Und mit den Worten warf er den Sandberg nieder auf die

---

*) Vgl. u. a. Langbeins Legende: der Kirchenbau in Aachen und Grimm deutſche Sagen.

**) Vgl. No. 70 meiner Niederdeutſchen Sagen.

Erde und fuhr unter Rücklaſſung eines übernatürlichen Geſtankes weg.

Noch kann man den Sandhaufen ſehen: er iſt durch den gewaltigen Stoß, den der Teufel der Düne gegeben, in der Mitte geſpalten und bildet ſo eigentlich zwei Berge, von denen einer der Loosberg heißt, weil das alte Weib dem Teufel ſelbſt zu loos (loſe, ſchlau) war.

448.

Die verſchwundenen Ferkel.

Moby du Rondchamp, le Cabinet historial, Liége 1610. p. 156.
C. P. Serrure im Kunſt= en Letter=Blad. 1843 Nr. 12.

In der Chriſtmeßnacht des Jahres 1606 verſchwanden in einem vornehmen Hauſe plötzlich drei Ferkel, die in einem Keſſel ſiedenden Waſſers über dem Herdfeuer hingen. Keiner hatte weiter etwas davon gemerkt, außer der Tochter des Hauſes, die in dem Augenblicke ein ſonderbar Geräuſch in dem Schornſtein vernommen hatte.

449.

Teufelspredigt und Engelspredigt.

G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben S. 217.
Vgl. Grimm No. 190.

Auf der Teufelskanzel oberhalb Gernsbach predigte einſt der Fürſt der Hölle vor zahlreichen Zuhörern, bis ein Engel vom Himmel geſandt ward, auf dem entgegengeſetzten Berge bei Eberſtein ſeine Kanzel zu errichten und die Menſchen mit himmliſcher Beredtſamkeit auf den guten Weg zu leiten. Das verdroß den Satan, er tobte in ſieben Felſenkammern des Hochgebirges oberhalb Loffenau, wie ein Erdbeben, ſpielte mit den ungeheuern Blöcken Ball, baute in der Nähe der Wolken die Teu=

felsmühle, legte ſich, ermüdet von der Arbeit, ſo ſchwer in ein Felſenbett nieder, daß ſeine Geſtalt noch ausgedrückt in dem Geſtein mit Pferdehuf und Schweife ſichtbar iſt; er ſtampfte, raſſelte, tobte in ſeiner Mühle, ſo oft der Engel drüben predigte. Von der Herrenwieſe ſah Gott der Vater dem Unweſen zu und ſchleuderte den gefallenen Engel in ſeine eigene Teufelsmühle hinab, ſo gewaltig, daß auf dem Hochgebirge der Fußtritt des Stürzenden (?) noch ſichtbar iſt.

450.

Die Glocke zu Haueneberſtein.

Mündlich.

In der Nähe von Strasburg liegt das Dörfchen Haueneberſtein; da wühlten vor undenklichen Zeiten ein paar Schweine eine Glocke heraus, welche einen ſo ſtarken und hellen Klang hatte, daß man ſie bis Strasburg hörte. Die von Strasburg beneideten die Haueneberſteiner darum und boten ihnen große Summen Geldes, doch umſonſt. Da die Strasburger immer mehr auf den Handel drangen, je länger ſie das ſchöne Glöckchen hörten, ſchlugen die Dörfler einen Nagel hinein und dadurch verlor es viel von ſeinem Klange. Bis 1795 hat es im Thurme der Kirche gehangen; dann ſind die Franzoſen gekommen und ſeit der Zeit hat man nichts mehr davon gehört.

451.

Das Sauglöckchen zu Köln.

Mündlich.

Zu Zeiten des heiligen Biſchofes Kunibert hat eine Sau aus einem Pfuhle in Köln ein Glöckchen herausgewühlt. Das hatte einen gar hellen Klang und man hing es in der Cäcilienkirche auf, wo es heutzutage noch hängt und unter dem Namen das Sauglöckchen männiglich bekannt iſt.

452.

Mithrem zu Daesdonk.

Mündlich.

Zu Daesdonk wohnte vor viel hundert Jahren ein Tapetenweber, ein ſehr geſchliffener Kopf und beliebt bei Jung und Alt im Dorfe. Wenn der — was er alle Abende that — etwas erzählte, dann flocht er jeden Augenblick das Wort Mithrem ein. Ein großer Kriegsheld war für ihn ein mithremſcher Kerl; ein Trunkenbold ein mithremſch Schwein, ein Geizhals eine mithremſche Haut. Das machte, daß die Bauern ihm am Ende ſelbſt den Namen Mithrem gaben und darüber ſeinen Familiennamen am Ende ganz vergaßen. Als er ſtarb, vermachte er ſein ganz Vermögen den Armen und das machte ſein Andenken denen von Daesdonk noch werther. Um das zu verewigen, nannten ſie die Hauptſchenke des Dorfes, welche bis dahin zur Linde hieß, von nun ab zum Mithrem und beſchloſſen alle Jahr auf Mithrems Sterbetag eine Kirmeß zu halten, das iſt nämlich auf den 11. November. Bei der Kirmeß ſah man im Dachfenſter der Hauptſchenke Mithrems Bild in Holz

mit Schleiern und Stricken und Bändern prunken. Noch heute feiert man zu Daesdonk am erſten Montag nach Allerheiligen die Mithremskirmeß. Das Bild wird auch dabei noch ſtets ausgeſtellt.

453.

Die Eidechſen.

Aus mündlicher Quelle mitgetheilt von Dr. Coremans.

Ueber den Urſprung der Eidechſen geht folgende Sage. Es war einmal ein junges Mädchen, welches ſo eitel war, daß es nicht zu ſagen iſt. Um Schmuck zu bekommen, gab es ſich ſelbſt dem Teufel hin und lebte mit ihm wie Frau und Mann. Nach einigen Monaten gebar es zwei Thierchen, eins männlichen und eins weiblichen Geſchlechtes, und das waren Eidechſen. Von dieſen ſtammen alle Eidechſen ab.

Nachleſe.

mit Schnüren und Streifen von Schätzen prunken. Noch heute sieht man zu [illegible] am ersten Montag nach Michaelis die Kirchweih [illegible]. Das Bild wird auch dabei noch jetzt ausgestellt.

453.

Die Eidechſen.

Aus mündlicher Quelle mitgetheilt von Dr. [illegible]

Ueber den Urſprung der Eidechſen geht folgende Sage. Es war einmal ein ſchönes Mädchen, welches ſo eitel war, daß es nicht zu ſagen iſt. Um Schmuck zu bekommen, gab es ſich ſelbſt dem Teufel hin und lebte mit ihm wie Mann und Frau. Nach einigen Monaten gebar es zwei Pärchen, eins männlichen und eins weiblichen Geſchlechtes, und das waren Eidechſen. Von dieſen ſtammen alle Eidechſen ab.

454.

Wandernde Kannen.

Mündlich.

Bei Lich in der Wetterau ſtand vor alten Zeiten auf dem nahen Breuerberg eine Ritterburg; auf dem Erlesberg, jenem gegenüber, ein Nonnenkloſter. Da hatten die frommen Nonnen viel von ihren wilden Nachbarn auszuſtehn; ja endlich ging deren Frechheit ſo weit, daß ſie die geweihten Gefäße, die zum Gebrauche beim heiligen Abendmahle beſtimmt waren, von ihnen erpreßten, um bei rohen Zechgelagen Hohn damit zu treiben. Später war das Ritterſchloß zerſtört und das Kloſter zerfallen, bis man zuletzt von beiden nichts mehr gewahrte; aber noch immer ſahen die Landleute nächtlicher Weile die ſilbernen Kannen im Thalgrunde zwiſchen beiden Bergen glänzen, wie ſie von der gottloſen Ritterburg zum Kloſter zurückwanderten.

455.

Der Mann mit dem Briefe.

Mündlich.

Im Walde bei Lich iſt ſchon Vielen ein uralter Mann mit einer Pelzkappe erſchienen, der ihnen mit bittender Geberde und ſehr trauriger Miene einen ſchwarz

geſiegelten Brief darreichte. Wer ihm dieſen abnimmt, hat ihn erlöſt; aber noch nie hat es Einer gewagt und der Mann iſt immer mit noch viel traurigerem Geſichte verſunken; denn alsdann muß er wieder eine lange Zeit warten, bis er einen neuen Verſuch zu ſeiner Erlöſung machen darf. Was es aber mit dem Briefe für eine Bewandtniß hat und was eigentlich darin ſteht, hat noch kein Menſch gewußt; man vermuthet aber, daß er Mittel enthält, eine ſchwere Schuld, die der Mann bei Leibes Leben auf ſich geladen, auszuſühnen.

456.

Die quakenden Fröſche zu Freienſee.

Mündlich.

Freienſee iſt ein wohlhabender Flecken im Vogelsberge. Vor funfzig Jahren, als noch die Frohndienſte an der Ordnung geweſen, waren die Bauern daſelbſt freie Leute. Das hat folgende Urſache. Als vor Zeiten einmal der Kaiſer in die Gegend kam, nahm er ſeinen Sitz in dieſem Dorfe; aber vor dem Quaken der Fröſche im nahen See konnte er Nachts nicht ſchlafen. Da gingen die dienſtwilligen Bauern jede Nacht zum See und ſtörten mit langen Stangen die Fröſche im Geniſt auf, ſodaß ſie vor Schrecken das Muſiciren vergaßen. Zum Danke dafür ſchenkte ihnen der Kaiſer die Freiheit, gab ihnen ins Wappen einen Froſch und verehrte ihnen dazu einen goldenen Froſch, der noch im Rathhaus aufbewahrt wird. Davon iſt auch der Ort Freienſee genannt worden, da er ſonſt wahrſcheinlich Seen hieß.

457.

Die Frau von Roſenberg.

Mündlich.

Auf dem Schloſſe Boxberg in Franken im Taubergrunde ſaßen die Herren von Roſenberg. Einer von ihnen hatte einmal ein gar tugendſames, frommes Gemahl; aber, wie es oft geht, ihr Herr plagte ſie ſehr mit Eiferſucht, und da ſie oft allein ausging, meinte er zuletzt, ſie gehe auf böſen Wegen. Um ſie zu belauſchen, ſchlich er ihr eines Tages unbemerkt nach; aber er fand ſie, wie ſie aus einem Körbchen Gaben an Arme vertheilte. Er erkannte die Reinheit und Gottesfurcht der Frau und zur Buße ſeiner Eiferſucht bauete er auf derſelben Stelle eine Kirche, an deren Trümmern man noch zwei Steinbilder bemerkt, die ihn und ſein Gemahl mit einem Körbchen darſtellen.

458.

Die Peſt zu Frankfurt.

Mündlich.

Als einmal in Frankfurt am Main die Peſt hauſte, wußte man lange nicht, wie ihrer los werden. Endlich rieth ein weiſer Mann, ſie unter Zeichen und Sprüchen in ein Loch der Stadtmauer einzumauern. Dies geſchah, und ſeit dem iſt nichts mehr von der Peſt dort verſpürt worden. Als aber zur welſchen Zeit Fürſt Dalberg die Stadtmauer niederreißen ließ, fürchtete man ſehr, ſie möchte herauskommen und von neuem in der Stadt wüthen. Doch es geſchah nicht, und man weiß nicht, was in dem Loche aus der Peſt geworden iſt.

459.

Breiberg.

Mündlich.

Schloß Breiberg im Odenwalde hat von folgender Begebenheit den Namen. Als es einmal belagert wurde, ſetzte ſich die Mannſchaft der Veſte zum Hohn der Feinde auf die Ringmauer um einen großen Topf mit Brei, den ſie in aller Gemüthsruhe verzehrte. Die erbitterten Feinde warfen einen Stein hinauf, der gerade in den Topf fiel und den Brei verſpritzte. Aber ein luſtiger Kauz von der Beſatzung ließ ſich nicht ſtören, leckte das Uebrige gründlich aus dem Topfe und ſtreckte zum Ueberfluß den Feinden die Zunge heraus. Das Geſicht mit der ausgeſtreckten Zunge iſt in Stein gehauen am Schloßthor noch jetzt zu ſehen. Die Veſte aber hieß von da an der Breiberg.

460.

Der Petersſee.

Mündlich.

Bei Lich war früher ein Teich, Petersſee genannt, der jetzt ausgetrocknet iſt; er lag im wilden Walde, ganz von hohen ſchönen Bäumen umgeben, die ſtets ihren Schatten ſo über ihn warfen, daß die ſtille Flut ſchauerlich ſchwarz anzuſehen war.

Das Volk betrachtete ihn mit unheimlicher Scheu; viele Landleute, die bei Nacht des Weges kamen und zwiſchen Furcht und Neugier einen Blick nach dem See warfen, haben feurige Flämmchen auf dem Waſſer umherſchweben ſehen, in deſſen dunkler Fläche der bleiche Mond ſich magiſch ſpiegelte. Unzählige Geiſter, ſo ging

die Sage, bewohnten den See und zeigten ſich um Mitternacht in jener Feuergeſtalt: abgeſchiedene Seelen, die eine ſchwere Schuld mit in die Ewigkeit genommen hatten und, von Angſt gepeinigt, zum Schrecken der Menſchen zurückgekehrt waren. Wenn nämlich ein Geiſt umherirrte, dann war der Gebrauch im Volke, durch Einen, der ſolcher Werke kundig war, den Geiſt bannen zu laſſen, der alsdann, in einen Sack verwahrt, in die geheimnißvollen Wellen des Peterſees verſenkt wurde.

461.

Hahn beim Schatze.

Neue Sammlung merkwürdiger Geſchichten von unterirdiſchen Schätzen u. ſ. w., zuſammengetragen von C. E. F. S. 41.

Vor einigen Jahren iſt daſelbſt ſelig verſtorben der Herzogl. Gothaiſche Major Eckart, welcher vorher Hofverwalter auf dem Schloß Friedenſtein geweſen. Bei dieſer ſeiner Station hat es ſich oft zugetragen, daß er bei Solennitäten bis in die ſpäte Nacht bei Hofe bleiben müſſen, da er denn manchmal die übrige Nacht droben geblieben, ſich in einer Hofſtube auf eine Bank gelegt und darauf geſchlafen. Einsmals ſtößet ihn etwas an, daß er darüber erwacht. In der Stube war er ganz allein geweſen und ein brennend Licht hatte auf dem Tiſche geſtanden. Er erblickt vor ſich einen Geiſt, welcher ihm durch Winken und allerhand Zeichen zu verſtehen gibt, er ſolle ihm nachfolgen. Der Herr Hofverwalter Eckart, als ein beherzter Mann, der vorher, ehe er in ſolche Station kommen, einige Jahre in Italien bei den herz. goth. Truppen gedient, wagt es, nimmt das Licht vom Tiſche und geht dem Geiſte nach. Dieſer führet ihn durch unterſchiedliche Gänge in ein finſteres

Gewölbe, worin er einen großen Keſſel voll Goldſtücke erblickt, und der Geiſt ermahnt ihn, daß er zugreifen und dieſen Schatz heben ſollte. Es kommt ihm aber plötzlich ein Grauen und Entſetzen an, und retiriret ſich, ſo geſchwinde er kann. Der Geiſt gehet ihm nach bis in die Hofſtube, und ermahnt mit ſehr beweglichen Geberden, er ſolle wieder mit ihm zurückkehren und ſolchen Schatz heben; dabei läſſet er ſich vernehmen: er ſolle zwei Theile davon ſeiner fürſtlich gnädigſten Herrſchaft zuſtellen, den dritten Theil aber für ſich behalten, da würde er daran ſeine Lebtage genug haben. Er will aber durchaus nicht wieder mitgehen. Endlich verläßt ihn der Geiſt ganz wehmüthig. Den Tag darauf eröffnet er ſolches ſeinem gnädigſten Fürſten und Herrn, dem hochſel. Herzoge, Friderico II, und bittet unterthänigſt um einen Verhaltungsbefehl, wenn dieſer Geiſt etwa wiederkommen und ihn mitzugehn anhalten ſollte. Dieſer preiswürdigſte Herzog ſpricht: er wolle es ihm nicht befehlen, daß er mitgehn ſollte; wenn er aus eigenem Triebe mitgehn wollte, ſo möchte er es auf ſeine Gefahr thun. Einige Zeit träget es ſich zu, daß er wieder über Nacht in ſolcher Hofſtube bleibet. Des Morgens findet man ſelbige feſt verſchloſſen. Die Hofbedienten, welche gewußt, daß er über Nacht in ſelbiger geblieben, klopfen an, es will aber Niemand hören. Als es ſchon hoch am Tage, klopfen ſie noch ſtärker an, und als Niemand hören will, rufen ſie ſo ſtark, als ſie können, es will aber kein Herr Hofverwalter hören. Endlich kommt es dahin, daß die Thür muß aufgebrochen werden. Da ſie nun hineinkommen, finden ſie ihn mit dem Kopfe auf dem Tiſche liegend. Sie richten ihn in die Höhe und ſpüren, daß er noch lebe, ſie halten ihm einen ſtarken Spiritum vor, daß er ſich endlich wieder ermuntert; es kann aber Niemand aus ihm bringen, was ihm begegnet wäre.

So viel hat man erfahren, daß er einer gewiſſen vornehmen geiſtlichen Perſon in Gotha eröffnet: der Geiſt wäre wieder zu ihm gekommen und habe ſehr wehmüthig angehalten, er ſolle mitgehen und den Schatz heben, er wäre ihm beſcheeret und er könnte nicht eher Ruhe haben, bis ſolcher Schatz von ihm gehoben worden. Er ſolle ſich vor nichts fürchten. Es würde ſich dabei nur eine Figur präſentiren, wie ein welſcher Hahn, der würde ihm zwiſchen den Beinen hinfahren, aber keinen Schaden thun. Hierauf würde er ungehindert den Schatz fortſchaffen können, welcher am Werthe 40,000 Thaler betrage. Als er ſich nun durchaus nicht zum Mitgehen bequemen wollen, habe der Geiſt ſolche wehmüthige und entſetzliche Geberden gemacht, daß er darüber in eine Ohnmacht gerathen und weiter nicht wiſſe, was mit ihm vorgegangen, bis man ihn wieder durch Anſtreichen zu ſich ſelbſt gebracht habe. Er habe hierauf dieſe geiſtliche Perſon um Rath gefragt, wie er ſich verhalten ſolle, wenn er etwa noch einmal in ſolche Verſuchung geführt werden ſollte, ob er ſolle mitgehen oder nicht. Dieſer Geiſtliche aber hat ihm durchaus nicht zum Mitgehn rathen wollen. Nachgehends iſt er niemals mehr über Nacht in ſolcher Hofſtube geblieben, ſondern allezeit, wenn es auch noch ſo ſpät in der Nacht geweſen, nach Hauſe gegangen. Dieſes alles hat mir eine in einem öffentlichen Lehramte ſtehende glaubwürdige Perſon erzählt, welche mit dem ſel. Herrn Major Eckart in naher Blutsverwandtſchaft geſtanden.

462.

Schwarzer Bock geopfert.

Uhuhu oder Hexen=, Geſpenſter=, Schatzgräber= und Erſcheinungsgeſchichten. Viertes Packt, S. 185.

Ein Bauer vergrub in Gegenwart ſeines Knechtes eine große Menge Geldes, trug dem Teufel die Hut darüber auf und band ihm ein, den Schatz nicht eher fahren zu laſſen, bis man ihm einen ſchwarzen Ziegenbock würde gebracht haben. Der Knecht reiſte nach Holland, wo er lange Jahre blieb, der Bauer ſtarb mit dem Geheimniſſe dahin und ſeine Nachkommen verarmten. Der Knecht kam endlich wieder, fand den Hof heruntergebracht, erinnerte ſich des vergrabenen Schatzes und des ſchwarzen Ziegenbocks, und war ſo ehrlich, den rechten Erben mit einem aufgefundenen ſchwarzen Bocke zu dem Ihrigen zu verhelfen. Dieſe Geſchichte wird noch immer wie ein Evangelium geglaubt und erhält den Glauben an die Schatzgräberei immer neu.

463.

Blaues Licht beim Schatze.

Neue Sammlung merkwürdiger Geſchichten von unterirdiſchen Schätzen u. ſ. w., zuſammengetragen von C. E. F. S. 198 aus Unterredungen vom Reiche der Geiſter. S. 524.

Sieben Meilen von Wien iſt ein großer Flecken nebſt einem ſchönen Schloſſe an den ungariſchen Grenzen, Peternell genannt, welcher vor Alters eine ſehr berühmte Stadt war, wie man aus dem eingefallenen Gemäuer zur Genüge ſehen kann. Es haben ſich daher viele Schatzgräber hier eingefunden, um ihre Kunſt zu probiren, in Hoffnung, große Schätze zu finden; ſie ſind aber meines Wiſſens mit Wind alle wieder zurückgewie=

ſen worden. Einſtmals ging ein Bürger aus Preßburg durch ſelbige Gegend, welcher von einem übeln Schuldner ein gewiſſes Geld, worauf er lange Staat gemacht, eincaſſiren wollte, um ſeine ſchwere Wirthſchaft damit zu unterhalten. Er mußte ſich aber, wie es zu gehen pflegt, mit leeren Worten abſpeiſen laſſen und alſo mit traurigen Gedanken wieder zurückkehren. Als er nun an dieſen Ort kommt, ſetzt er ſich auf einen großen Stein nieder, um ein wenig auszuruhen; da ſiehet er von ungefähr eine Oeffnung von einem eingefallenen Keller, welche er ſonſt niemals, ſo oft er dieſen Weg gegangen, wahrgenommen hatte. Er dachte bei ſich ſelbſt, es möchte ihm hier vielleicht etwas beſcheert ſein, weil man doch ſo vieles davon zu ſprechen wiſſe, daß in dieſer Gegend herum große Schätze ſollten vergraben ſein. Er kniete nieder, betete ein andächtig Vater Unſer, zog ſeinen Rock aus, ging in die Oeffnung hinein und ſah ſich, wiewol nicht ohne Grauen, darin um. Da erblickte er in einer Ecke des großen Kellers ein kleines Licht, welches ganz blau brannte. Er ging auf ſelbiges zu und warf ſeinen Hut darauf, wie dergleichen einfältige Leute zu thun pflegen, wenn ſie in der Hoffnung ſtehen, einen Schatz zu finden, griff darauf um ſich herum, nachdem das Licht verloſchen, und bekam unterſchiedene Sorten von Münzen in ſeine Hand, welche er aber im Finſtern nicht erkennen konnte, ſteckte ſie alſo zu ſich, griff weiter und bekam noch etliche Hände voll, mit welchen er ſeinen Hut ausfüllte. Mit dieſer Ausbeute ging er nun nach Hauſe, wies ſie dieſem und jenem, aber niemand wollte dieſe Münzen kennen, bis endlich die Sache vor die ungariſche Canzlei gelangte, vor welche er citirt wurde und die Sache nach allen ihren Umſtänden erzählen mußte. Darum wurden ihm gewiſſe Deputirte von der Stadt zugeordnet, welche mit ihm

nach dem Orte, wo er dieſen Schatz gefunden, gehn ſollten. Als ſie aber dahin gekommen, iſt ihnen nicht möglich geweſen, dieſen Ort wieder zu finden. Die Münzen, welche benanntem Bürger beſcheert geweſen, waren alte römiſche Stücke und trugen am Werthe 309 Florin aus. Sie wurden ihm ausgewechſelt und in verſchiedene Medaillen-Cabinette geſchickt.

464.

Der Scheibenberg.

Neue Sammlung merkwürdiger Geſchichten von unterirdiſchen Schätzen. S. 302.

Anno 1605 bekam M. Laurentius Schwabe, Pfarrer in Scheibenberg, etliche Gäſte von Annaberg. Deſſen Eheweib führet etliche Matronen, ihre Gäſte und Freundinnen, über und um den Scheibenberg, ihnen deſſen Gegend zu zeigen. Sie treffen aber ein Loch an, darein drei Stufen gingen, und lag darin ein glänzender Klumpen, wie glühendes Gold. Darüber erſchraken ſie, gingen eilends heim, führten den Pfarrer ſammt den Gäſten hinaus, allein ſie konnten das Loch nicht wiederfinden.

Anno 1648 ſtarb Hans Haß, ein alter ehrlicher Bürger daſelbſt, welcher mir auf ſeinem Siechbette ſeine Armuth im Anfange ſeines Eheſtandes und zugleich auch dieſes erzählte: Als Wolf Köhler ſeine Tochter Eliſabeth weggab, wären wir junge Eheleute gern mit zu Ehren gezogen, aber wir hatten kein Geſchenk. Wir gingen am Berge graſen und wurden eines Loches gewahr, das gleichſam mit einer eichenen Thür verſchloſſen war, und gingen etliche Stufen hinein. Da wir Wunders halben hineinſahen, liegt ein Fuchs auf einer Stufe. Wir er-

ſchraken darüber; gleichwol, weil ſich der Fuchs nicht rührte, gaben wir ihm einen Stoß, und fanden, daß er todt war. Ich verkaufte den abgeſtreiften Balg, wir gingen auf die Hochzeit und waren luſtig. Aber nach ſelbiger Zeit habe ich das Loch nicht wiederfinden können, wie fleißig ich auch danach geſucht habe.

465.

Perlenſchoten.

Neue Sammlung merkwürdiger Geſchichten von unterirdiſchen Schätzen, Höhlen, Gängen, von C. E. F. Breslau und Leipzig 1756. S. 300; aus Chr. Lehmann's hiſtoriſchem Schauplatz derer natürlichen Merkwürdigkeiten in dem meißneriſchen Obererzgebirge. 9. Einth. 5. Cap.

Abenteuerlich und dennoch wahrhaftig iſt, was ſich mit gewachſenen Perlenſchoten in Neuſtadt-Wieſenthal Anno 1626 zugetragen. Nach dem großen Sterben ſelbiger Zeit wohnte in gedachtem Bergſtädtlein Michael Rohdörfer, ein Exulant von Lutitz aus Böhmen, welcher mit ſeiner Frau und ſieben kleinen Kindern wunderbarer Weiſe den Religionsfeinden entkommen. Sein Töchterlein von ſieben Jahren hatte vom Schutthaufen eines ausgegrabenen alten Kellers etliche Kapſamen-Strünklein aufgeleſen und in ihres Vaters Garten geſteckt. Da nun ſolche wohl fortgekommen und gereifet, nimmt ſie die Schötchen ab und klopft ſie aus, findet aber mit Verwunderung weiße Körnchen, die ſie, unwiſſend, was es ſei, dem Vater weiſet und ſpricht: „He, Vater, ſehet, was finde ich für Patterlein?" Der Vater ſah, daß es rechte Perlen, ſuchet und findet ſie in den Schötchen ſelbſt, alſo, daß in noch zwei Samenkörnchen eine wahrhafte Perle lag, und ſammelten ſie dieſes Samens und Perlen ein Käsnäpſchen voll. Viele Edelleute die ſich da-

mals in Wieſenthal als Exulanten aufhielten, haben es ſelbſt in Augenſchein genommen, auch einige dieſer Perlen dem Töchterlein abgeſchwatzt und zur Rarität aufgehoben. Eine Gräfin von Hauenſtein kam von Annaberg, hielt mit dem Wagen vor des erwähnten Exulanten Thür, breitete ihr Haartuch in den Schoos und bat, das Mägdlein ſollte ihr etliche Samenſchötlein aufmachen, welches auch geſchah, und ſie befand, daß es wahrhaftige Perlen waren. Verſprach darauf, wenn der Vater einwilligen wollte, dieſes glückſelige Kind auf- und anzunehmen. Endlich machte die Gräfin etliche Schoten eigenhändig auf, aber die Perlen zerſchmolzen ihr unter den Fingern, wie es denn auch zuvor andern Leuten, die ſie ſelbſt aufgemacht, begegnet war. Darauf ſagte ſie: „Ei, ſo iſt's eine wunderbare Gnade von Gott, derer wir nicht würdig ſind.“ Ein frommer Edelmann aus Böhmen, der auch daſelbſt im Exil lebte, ließ den Vater mit allen ſieben Kindern vor ſich kommen, betrachtete und fand das Wunder augenſcheinlich und kleidete die armen Kinder alle neu. Dieſes habe ich aus dieſer Perlenfinderin Munde, da ſie nun 74 Jahre alt war, aufgezeichnet.

466.

Der Greifenſtein

Lehmann's hiſtor. Schauplatz. Daraus die neue Sammlung merkwürdiger Geſchichten von Schätzen. S. 381.

Unter einem großen Fels, wo der Vermuthung nach das alte Schloß Greifenſtein geſtanden, iſt ein offenes Loch zu ſehen, darein eine Mannsperſon gemächlich kriechen kann, wie in meinem Beiſein ein Steinmetz hineinkroch, aber darin nichts fand, als eine Weite, ſo dem Anſehen nach von Bergleuten gemacht worden. Von

ſolchem Loch aber ſollen alte Leute erzählet haben, daß einſt eine Magd, die ſonſt, wenn ſie des Orts gegraſet, öfters daſelbſt mit Namen gerufen worden, in Beiſein einer andern Magd, auf abermaliges Rufen hineingegangen wäre, mit dem Verlaß, daß, wenn ſie ſchreien würde, ihr die andere zu Hülfe kommen ſollte. Es hätte aber die hineingehende einen großen Kaſten mit Gold und Geld und einen Hund dabei liegend angetroffen und auf Befehl einer Stimme das Grastuch damit angefüllet. Als aber inzwiſchen der Eingang ganz enge worden wäre, daß ſie die andere Magd um Hülfe gerufen, wäre der Hund auf ſie losgeſprungen, und hätte alles eingefaßte wieder aus dem Grastuch geſcharrt, darauf ſie voller Schrecken von der andern herausgezogen worden, und des dritten Tages darauf wäre ſie geſtorben. Ob's wol einem Mährlein ähnlich, jedoch, weil es für wahr ausgegeben worden, habe ich's nicht präteriren wollen, insgeſammt aber bejaheten die Anweſenden, daß es die Leute um ſolche Felſen öfters verführe und auch bei hellem Tage. Der alte Chriſtoph Hackebeil ſei einſt verführet worden, daß er des Nachts über in einer Höhle bleiben müſſen. Es hat das Anſehen, daß vor alten Zeiten der Platz zwiſchen zwei hohen Felſen mit Mauern eingeſchloſſen geweſen, wie man denn die Rudera des alten Gemäuers ſehen kann, auch bisweilen dicke Scherben von Töpfen, Nägel, Eiſenwerk, Pfitzſchpfeile, Todtengebeine, Schweinszähne, alte unbekannte Schlüſſel findet.

467.

Die Teufelsmauern, der wilde Jäger und Frau Holla.

Neue Sammlung merkwürdiger Geſchichten von Schätzen S. 358. aus Döderlein, Antiquitates in Nordgavia Romana, p. 34.

Ich bin von einer ſonſt wohl reſolvirten Perſon verſichert worden, daß, als ſie zwiſchen Ober-Hochſtatt und Burg Salach, auf daſiger ordentlichen Straße, der Römer Vallum, die Teufelsmauer insgemein genannt, mit einem guten Pferde nächtlicher Weile paſſirt, ſo habe das Pferd ungemein geſchnaubet und geſchnarcht und ganz ungemeine Poſituren und Sätze gemacht. Ingleichen erzählet man, alſo fährt belobter Herr Döderlein fort, daß zu gewiſſen Zeiten in der Gegend Theilenhofen und Riedern, bei dem dicken Walde, Herleshohe genannt, zum öftern ein abſcheuliches und fürchterliches Jagdgetöſe, bellende Hunde, nebſt einem gräßlichen Geheul, Schreien und Rufen der Jäger, und was ſonſt bei hitzigen, zumal Parforcejagden vorgeht, gehört werde, welches bei einem furieuſen Trieb bald nahe, bald in der Ferne zu ſein erachtet wird. Ich ſelbſt bin einſt durch dieſe Gegend gereiſt, und da hat mir ein Bauer erzählt, daß ihm dieſes wüthende Heer einſt bei Tage aufgeſtoßen ſei. Er habe nämlich von ferne lauter Schatten auf ſich zukommen ſehen; da ſei er nun aus dem Wege getreten, weil den Bauern dieſes Blendwerk nicht unbekannt, und habe Pferde, Jagdhunde und Menſchen mit Spießen, doch aber nur im Schatten und ohne Geſchrei wahrgenommen. Daher halten die gemeinen Leute dafür, wenn eine Weibsperſon den Tag vor Weihnachten ihren Rocken nicht abſpinne, ſo käme die Frau Holla und thäte ihr einen ſtinkenden Poſſen darein. Weil ſie für die heidniſche Diana oder Jagdgöttin gehalten wird, ſo

gibt man auch von ihr vor, ſie durchſtreiche das Land mit einem wilden oder wüthenden Heer, bei welchem man Hunde bellen, Jagdhörner, Jägergeſchrei u. dgl. m. höre, aber meiſtentheils nur bloßen Schatten ſehe.

468.

Die wilde Jagd zu Annaberg.

Neue Sammlung merkwürdiger Geſchichten. S. 361.

Anno 1626 ritt Junker Rudolf von Schmertzing, Erbſaß auf dem Hammergut Förßel halbtrunken von Annaberg ganz allein, und vermeinte, den geraden Weg über Schlettau auf die Scheidenbergiſchen Mühlen durch die Unter=Scheibner Räume zu nehmen. Es verführte ihn aber eine Jagd von Jägergeſchrei und Hundegebell, welchem er nachritt, und verfiel mit ſeinem Pferde in einen Moraſt, darinnen das Pferd halb verſunken ſtecken blieb. Er würckte ſich gefährlich los, lief auf die benachbarten Fuhrwerke, kleidete ſich aus und ließ Leute auftreiben, die das Pferd mit Stangen und Seilen aus dem Moraſte ziehen und gewinnen mußten.

Dieſes iſt auch begegnet einem alten Prieſter, der von Wieſenthal ſehr frühe durch den Wald nach Annaberg zu gereiſet, da ſich mitten im Walde ein ungemein großes Jägergetöne erhoben, um welche Zeit doch kein Arbeiter noch Jäger auf dem Walde zu finden geweſen. Der Fuhrmann beſann ſich bald darauf und ſagte: Herr, es iſt das wüthende Heer, wir wollen im Namen Gottes fahren, er kann uns nicht ſchaden.

469.

Das weiße Pferd.

Neue Sammlung merkwürdiger Geſchichten. S. 364.

Anno 1624 wollte Andreá Jlling's Vater am Willenauer Berge mit ſeinem Pferd arbeiten, da kam ein fremdes weißes Pferd mit allem Geſchirr gelaufen und ſpannte ſich ſelbſt an, und nachdem es eine Weile hurtig umgegangen, ahnet dem Ackermann nichts Gutes, will ausſpannen und Mittag machen: da läufet das wilde Pferd mit Hacken und dem andern Pferd auf den Tümpel zu. Der Ackermann hängt ſich an ſein Pferd, ſchreit und gibt gute und böſe Worte, bis das Geſpenſt ſich verloren, und er mit ſeinem Pferde in großer Beſtürzung gelaſſen worden.

470.

Sage von der Sterbeglocke zu Wiener-Neuſtadt.

Vid. Commentar. brev. et jucund. itineris etc. edit. per Stanislaum Pawlowsky Olomuc. 1577. Oſt und Weſt 1844. p. 101.

Auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien 1465 — 1467 kam der böhmiſche Freiherr Lew von Rozmital und Blatna auch durch Wiener-Neuſtadt, wo er auf Einladung der Kaiſerin einige Tage ſich aufhielt. Man führte ihn unter andern in die Kirche der Ciſterzienſerabtei. Hier ſah er die Grabſtätte Kaiſer Friedrichs IV., den bereit liegenden Gruftdeckel, der allein 1100 Goldgulden gekoſtet haben ſoll, und auf dem Thurm dieſer Kirche eine Glocke mit goldenen Streifen. Von ihrem Urſprunge erzählte man folgende Sage: Ein reicher Handelsherr ver-

traute auf ſeiner Durchreiſe einem hieſigen Bürger große Maſſen Erz zur Aufbewahrung an. Eben damals ſollte für die Kloſterkirche eine neue Glocke gegoſſen werden, und Alles war zum Guſſe bereit, als es ſich ergab, daß das vorräthige Metall nicht ausreichen werde. In dieſer Verlegenheit erfuhr der Stadtrath, daß im Hauſe jenes Bürgers das nöthige Metall vorhanden ſei, bewog ihn gegen Erlegung des Werthes das anvertraute Gut auszuliefern, und der Guß ging glücklich von ſtatten. — Nach einiger Zeit kam der Handelsherr wieder; vom Bürger über den eigentlichen Sachverhalt belehrt, eilte er auf den Thurm, wo ſich auch alsbald die Rathsherren einfanden. Nachdem er die Glocke lange betrachtet und die Anweſenden auf die goldglänzenden Streifen aufmerkſam gemacht hatte, begann er: „Wiſſet denn, daß ich in jene Metallmaſſen den größten Theil meines Goldes verborgen hatte, und ſagt ſelbſt, ob dieſe Stadt im Stande iſt, mir meinen Verluſt zu erſetzen? — Doch was geſchehen iſt, iſt geſchehen und ich begehre keinen andern Erſatz als den, daß dieſe Glocke von nun an zu meinem Andenken für Jedermann, reich oder arm, unentgeltlich geläutet werde.“ — So erzählt Saſek von Mezyhor, der Reiſegefährte und Sekretair Lew's.

471.

Alte Weibchen bei den Hünebetten.

Mündlich aus Wapſerveen in Drenthe.

Man erzählt, daß bei den Hünebetten in der Gegend von Wapſerveen alte Weibchen mit goldenen Spinnrädern ſitzen und ſpinnen; ſie zu beleidigen ſei gefährlich. Ein Bauernknecht aber wagte es doch einmal, ſprach,

er wolle die Weibchen necken; um aber ſchneller wegzukommen, beſtieg er ein Pferd. An der Stelle angekommen, rief er:

Old wiſien platvoet,
Komſtoe mar oet,
As 't kwaad dut!

Darüber geriethen die Weibchen in Zorn, er ritt eiligſt weg, doch ſie ſetzten ihm nach und warfen ihn mit grünen Blotten (Knochen) nach. Glücklich erreichte der Knecht den Stall; einer der Knochen nur traf des Pferdes Fuß und dies war dadurch zeitlebens lahm; hätte der Knochen ihn getroffen, er wäre des Todes geweſen.

472.

Das Flachsbündel in der Kirche zu Havelte.

Zu Havelte lebte vor Zeiten ein Mann, der ſeine Frau, trotz dem, daß ſie ihm mit herzlicher Liebe zugethan war, doch tagtäglich mißhandelte. Sie unterlag dem endlich; da kam der Mann wohl zur Reue, doch es war zu ſpät. Eines Nachts lag er nachdenkend über dies Alles zu Bette, als es plötzlich laut an ſeine Thür klopfte. Er frug, wer da ſei, und bekam zur Antwort: „Ich bin es, deine Frau.“ Da ſprach er: „Das glaube ich ſo wenig, als auch, daß die Pferde von ſelbſt durch die Banden (Scheunenthüren) gehen.“ Kaum aber hatte er das Wort geſprochen, da hörte er die Pferde den Stall verlaſſen und durch die Scheunenthüren heraustrappeln. Da ſtand er auf, öffnete und es war ſeine Frau lebenden und geſunden Leibes. Noch lange Jahre lebten Beide glücklich und vergnügt zuſammen und

die Frau ſpann während dem an einem Bündel Flachs, welches man noch heute in der Kirche zu Havelte bewahrt.

473.
Schlangenrache.

Mündlich.

Es geht die gemeine Sage in Drenthe, daß man unter den Schlangen einige finde, welche ein Krönlein auf dem Haupte trügen und die bei den andern Schlangen in großer Verehrung ſtänden. Eine ſolche Schlange zu tödten, bringt das größte Unglück; man würde überall von den Thieren verfolgt, das Haus würde voll davon und ſie ließen nicht eher ab, bis ſie den Mörder ihres Königs oder ihrer Königin auch getödtet hätten. So erzählt man ſich, daß ein Mann einmal ſolch eine Schlange getödtet habe; er ſei gleich gezwungen geweſen, ſein Haus zu verlaſſen, denn er habe vor den Schlangen weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen können. Da zog er aus der Gegend weg, weit weg nach einem andern Orte, hatte auch einige Tage Ruhe, doch da rückten ſeine Verfolger ihm wieder ſo zu Leibe, daß er ein Pferd beſtieg, um nach einem Ort zu reiten, wo es gar keine Schlangen gab; doch vergebens, denn einige der Schlangen hatten ſich an das Pferd feſtgebiſſen und umwanden und tödteten ihn, als er zum erſtenmale ſtill hielt.

474.

Unfruchtbare Stelle.

Mündlich.

Auf dem Steerenveen in Drenthe in den Wäldern des Herrn Tuimelaer zeigt man eine Stelle in Geſtalt eines Kreuzes, auf der kein Pflänzchen gedeihen kann. Da haben in alten Zeiten zwei Ritter, Brüder, einander ermordet.

475.

Groote Pier.

Petri Thaboritae kronyk van Friesland ausgezogen in dem Archief voor vaderlandsche geschiedenis door H. W. C. A. Visscher en H. Amersfoordt. Stuck II. p. 262.

S. A. Gubbema verhaal van de stadt Leeuwarden. 1701. p. 344.

Nachdem um 1519 dem großen Peter (groote Pier) der Anſchlag auf Emmerick mißglückt war, hatte er an dem Ufer des Rheins, den er wieder überſchiffte, eine ſonderbare Erſcheinung. Es wohnte nämlich in der Zeit zu Sneek ein Tagelöhner, der war nicht wohl bei Sinnen und oft ſtach man den Drachen mit ihm (hielt man ihn zum Narren); gewöhnlich nannte man ihn den Grafen von Richlenborg. Während Peter mit den Seinen auf dem gemeldeten Zuge war, wurde der Graf in Sneek todtgeſchlagen. Als Peter nun Morgens gegen Anbruch des Tages über den Rhein geſetzt hatte oder doch überſetzen wollte, trat der Graf ihm entgegen. Peter faßte ihn bei der Hand und ſprach: „Nun Graf, ſeit ihr auch da? Wo wollet ihr hin?“ Darauf antwortete der Andere: „Zu meinem Herrn.“

Auch ein Anderer, Namens Sybren Hertmans nahm den Grafen bei der Hand. Als ſie aber nach Hauſe kamen, wunderten ſie ſich ſehr ob der Nachricht, der Graf ſei todt und ſie erſchraken nicht wenig. Groote Pier ſah ein, daß er ein Vorbote ſeines Todes geweſen und ſtarb auch noch im ſelben Jahre. Sybren Hertmans wurde im Jahre darauf vor Haſſel todtgeſchoſſen.

476.

Zauberfamilien in Drenthe.

Mündlich.

In verſchiedenen Orten der Landſchaft Drenthe (Friesland) gibt es Familien, deren Umgang von andern gemieden wird, weil ſie im Rufe ſtehen, zaubern zu können. Die Angſt vor den Mitgliedern einer ſolchen Familie iſt ſo ſtark, daß man froh iſt, ihrer los zu ſein, wenn man ſie zufällig trifft; in ihrer Gegenwart zu eſſen, wäre das Schrecklichſte, was man ſich denken könnte, da ſie die Macht haben, alle Speiſen in verderbenbringende Dinge zu verwandeln. Sie ſind, ſagt man, ſtets in ſich gekehrt und dringen gern Jemanden etwas auf, um alſo ihrer Kunſt ſich bedienen zu können. Eine Ehe mit dem älteſten Sohne wird verabſcheut, denn die Macht zu zaubern, vererbt ſich nur auf den älteſten Sohn. So lange die Eltern leben, ſind alle Familienglieder im Verdachte, nach dem Tode des Vaters aber und beſonders, wenn der Sohn einen eigenen Haushalt ſich einrichtet, fürchtet man die Uebrigen nicht mehr ſo ſehr, denn die Macht geht nur auf jenen und ſeine Kinder über.

477.

Schiff verſchwindet.

Petri Thaboritae kronyk by Visscher en Amersfoordt p. 266.

Am Tage des heil. Poncianus 1521 trug ſich zu Edens (Friesland, Grieteny, Hernaarderadeel) ein wunderbarer Vorfall zu. Es wohnte da ein reicher Eigenerbe, Namens Benedix Haghens, deſſen Tochter war mit einem alten, reichen Manne zu Franeker verlobt. Als man bei der Gelegenheit ein kleines Feſt feierte, befürchteten die von Franeker, die feindlichen Gelderſchen möchten ihnen einen Streich ſpielen, denn das Land war in zwei Parteien getheilt; doch tröſteten ſie ſich wieder mit dem Waffenſtillſtande, den man abgeſchloſſen. Benedix ſah eben mit noch ein paar Andern zum Fenſter hinaus, da erblickte er ein großes Ruderſchiff voll Mannſchaft, gegen 15 bis 16, welche alle niederſaßen, zwei ausgenommen, die ſchoben, der eine vorn und der andere hinten. Da bat Benedix die, welche bei ihm ſtanden, ſich ſtill zu halten; er wolle hinausgehen und die Mannſchaft freundlich bewillkommnen, dann, meinte er, würden ſie ihnen wol nichts zu Leide thun. Als er nun draußen ans Ufer kam, warf er ſein Auge auf den Hinterſten, denn das war ein großer, kräftiger und ſchöner Mann, ſodaß Benedix bei ſich dachte: „Freund, kämeſt du in mein Haus, ich tränke dir ein volles Horn zu.“ Er wunderte ſich aber gar ſehr, daß er nicht Einen von der Mannſchaft kannte. Da ſah er, wie das Schiff anlegte und Alle aufſtanden, wie wenn ſie an Wall hätten treten wollen; er ſchritt vor, ſtreckte die Hand aus und rief ihnen zu: „Seied Gott und uns Allen willkommen.“ (Weest God en ons allen welkom!) Kaum aber hatte er das Wort aus dem Munde und Gottes Namen genannt, als das Schiff mit der ganzen Mannſchaft

verſchwand, ſodaß er nichts mehr davon ſah. Darob erſchrak er ſehr, ging nach Hauſe und legte ſich zu Bette, ſchlief ein paar Stunden und war dann wieder möglichſt fröhlich.

Bevor das Schiff ankam, lag einer von Benedix' Nachbarsknechten mit ſeinem Schiffe in der Fahrt, ſah auch, wie das andere heranfuhr. Es ſchien ihm gleich kein reines Werk und in der That, es waren ja auch alles böſe Geiſter; der Knecht fuhr darum in einen Schloot (Seitenfahrt) und ließ das Schiff vorbei. Er ſagte auch, er habe deutlich geſehen, wie ſie auf Benedix' Zuſprache mit einer feurigen Flamme weggeflogen wären.

478.
Eelke Liaukama.

Sibrandi Leonis vitae et res gestae abbatum in Lidlum apud Matth. Analect. 8. VI. p. 188.
Poet. behandelt von A. van Halmaelje im frieſiſchen Volksalmanach 1836. S. 32.

Ten jare 1332 was Eelke Liaukama abt van het rijke klooster Lidlum. Behalve anderen behoorde ook oan dit klooster een uithof, niet verre van Boxum gelegen en (ook noch heden) ter Poorte genaamd. De hier wonende monniken en conversen brachten hun leven in weelde en ledigheid door en bedreven allerlei ontucht en onmatigheid. Dit ter ooren van den abt gekomen zijnde, besluit hij tegen Paasschen zich naar ter Poorte te begeven, om de overtreders te vermanen en op den goeden weg terug te brengen. Hij reist dan heen en wordt door de monniken eervol ontfangen en op een maaltijd onthaald. Men bracht een zwaren

en sterken drank, om hem dronken te maken, doch hij, onthoudend, matig en van de dronkenschap een' afkeer hebbende, gaat naar buiten over de brug, opend de naburige stins en de deur van zyn nachtverblijf sluitende, legt hij zich te bedde en begeeft zich, na tot God gebeden te hebben, te slapen. De booze, verstokte, terugblij vende monniken, beraadslagen met elkander en besluiten, den abt te dooden, daar er juist eene zoo schoone gelegenheid is. In razende woede de brug overvliegende, vinden zij de deur van de stins gesloten en zijn genoodzaakt door de vensters in te breken, om bij den abt te komen. Deze, door het gedruisch ontwaakt, spreekt hen met de hem angeborene zachtheid en zoete woorden aan, vragende, wat zij wilden? waarop men hem met vele scheldwoorden toevoerde, dat men hem zocht, dat hij gekomen was, om hen te bestraffen, als of zij booswichten, hoereerders en dronkaarts waren, maar dat hij zelf een godlooze zwelger was. Als nu de brave man over deze onverwachte gewelddadigheden verbaasd, hen vroeg, of een hunner hem beschonken had gezien? duwden zij hem toe, dat zij hem dronken hadden zien uitgaan, dat hij gebraakt en dit in zijne wijde mouwen had verborgen; waarop hij antwoordde: „Welnu, keert de mouwen om!“ Maar als nu de booswichten de mouwen van het kleed aanvatteden, vonden zij in plaats van het genoemd vuil, niets dan enkel rozen, schoone rozen. Nu tot razernij en dolheid overslaande, schelden zy hem voor een toovenaar en duivelskunstenaar en slaan hem met een' zwaren stok zoodanig op het hoofd, dat het bloed de wanden bespat en de abt dood nedervalt. Men werpt het lichaam ten venster uit in de gracht, waar

het den volgenden morgen door eene vrouw wordt ontdekt. De daders ontfingen hun verdiend loon. *).

---

*) Gleich den vorhergehenden Sagen von No. 471 ab, mitgetheilt durch den für frieſiſche Sprache und Alterthümer eifrigſt bemühten Herrn T. R. Dykſtra in Leeuwarden, dem wir bald weitere und wichtigere Beiträge werden zu danken haben. Er fügt hinzu: „Iets anders vint men dit verhaal by Ocka fol. 38. Ubbo Emmius rerum Fris. histor. fol. 197 en Schotanus de geschiedenissen van Vrieslant fol. 176. Deze verhalen, dat de abt, misleid door de monniken, die beterschap veinsden, hun verzoek, om dien avond een' vrolijken dronk na den eten met hen te drinken, niet heeft kunnen afslaan, doch dat de goede man, wiens lichaan geen sterken dronk kon verdragen, tot braken gedwongen, dit in de wijde mouwen van zijn opperkleed trachtte te verbergen, om geene ergernis te geven en tevens het oogmerk der monniken merkende, om hem geheel dronken te maken, zich ter ruste begaf, doch dat hij weldra door de razende hoop gevolgd werd, die hem de teekenen van onmatigheid uit de mouwen van zijn tabbaert wilden toonen, doch tot hunnen schrick en woede louter rozen vonden.“

Anmerkungen.

(M. = Deutſche Mythologie von Jacob Grimm. RA. = Rechtsalterthümer Deſſ. DS. = Deutſche Sagen der Gebrüder Grimm. KM. = Derſelben Verfaſſer Kindermärchen. NS. = Niederländiſche Sagen.)

1. **Das goldene Schloß.** NS. Nr. 791 mahnte ich ſchon an Asgard mit ſeiner Goldbedeckung. Der Zauberſpiegel iſt offenbar dem Throne Hlidhſkiálf verwandt. Wie wenn in dem Märchen ein Mythus ſteckte von einer Wanderung Wuotans? Die Eintheilung der Thiere in kriechende, laufende und fliegende iſt gar alterthümlich; Schlange, Katze und Storch waren unſerer Vorzeit heilig, wie der letztere der Mutter die Kinder, ſo bringt er hier der Königin den verlorenen Mann zurück. An anderer Stelle gedenke ich das Märchen ausführlicher zu beſprechen. (Der Mittheiler iſt H. Van de Velde.)

2. **Vom dummen Peter.** Das Hämmerchen ſchlägt ſtark an den alles zerſchmetternden Miölnir an; Peter, der Apoſtelfürſt, nach Chriſtus der Kirche Oberhaupt, erinnert an den zweitoberſten der Götter, Donar, Thórr. In Nr. 31 vertritt er auch dieſes Stelle. (Von Jaek Van de Velde.)

3. **Das wilde Schwein.** Verwandt iſt der Schluß mit NS. Nr. 503, wo der Wärwolf auf gleiche Weiſe erlöſt wird; auch die Katze aus der gleichfolgenden Nr. 14 S. 71 gehört hierher. Die letzte Sage genießt der allgemeinſten Verbreitung in Belgien. Vgl. KM. II, 264. M. 1052. (Von H. Van de Velde.)

4. **Das verrathene Geheimniß.** Ein Verwandtes in den KM., doch ſind die Thiere dort, ſo ich nicht irre, Raben. Bär, Fuchs und Wolf, die Hauptthiere der Fabel, ſcheinen mir alterthümlicher.

5. **Jan der Dieb.** Vgl. die Probeſtücke des Meiſterdiebes in Bechſtein's Märchenbuch. Auch im Pentamerone findet ſich ein verwandtes Märchen. (Von A. Van de Velde.)

9. **Das kleine alte Männlein.** In den KM. wird eine verwandte chineſiſche Sage nachgewieſen.

11. **Die betrogenen Schelme.** Aus dem Hennegau; ich hörte es als Kind in Köln, doch mit der Variante, daß die wiederkehrende Geis durch einen ſelbſtkochenden Keſſel erſetzt war.

12. **Der fleißige und der faule Fiſcher.** Den erſten Theil des Märchens brachten ſchon die NS. Nr. 506; ſeitdem erzählte man mir in Oſtende auch den andern Theil. Vgl. DS. Nr. 52. M. 465.

13. Der Zwergenberg. Das Mützchen iſt wol die Tarnkappe. Vgl. M. 431. Das Märchen iſt aus der Gegend von Münſter.

14. Von dem glücklichen Schäfer. Der Schwanz auf dem Waſſer iſt daſſelbe mit den Schweineſchwänzchen, welche Dreizehn pflanzt. Nr. 22.

16. Jan im Himmel. Gleicherweiſe wirft Sankt Peter KM. 35 einen Stempel vom Stuhle des Herrn zur Erde nieder. Vgl. M. 124.

17. Von Elig dem Schmiede. Elip iſt Druckfehler. Es gehört in eine Reihe mit NS. Nr. 579 und vorliegender Sammlung Nr. 8, 30, 31, 32. Vgl. M. XXXV, wo (aus Fornmanna-Sögur 9, 56, 175) Odhinn beim Schmiede einkehrt und ſein Roß beſchlagen läßt. Auch in norwegiſchen Märchen (XXXVI) übertrifft der Heiland ſeines Wirthes Kunſtfertigkeit. Ueber alle dieſe Sagen ſ. Weiteres bei Grimm a. a. O.

18. Die Eiſenkerle. Gleich 13 aus der Gegend von Münſter.

19. Die beiden Bräute Ein ganz ähnliches ſteht in den KM. In Köln ſcheint es auch bekannt zu ſein, wenigſtens ſchreckt man dort die Kinder mit der „ſchwatze Margriet."

20. Ohneſeele. Von Van Duyſe aus Gent, der es in Veurne gehört haben will. Es ſcheint mir in etwas apokryph, wiewol alle Züge darin echt ſind, ſo das Loosziehen, das Ausgebot des Königs, die Theilung des todten Pferdes, die Seele im Kiſtchen (unterm Topfe), die menſchenfreſſenden Winde, die Berufung der Fiſche (Vgl. Nr. 1), das Rücklingswerfen der Seele. Der Mittheiler iſt nicht allzu zuverläſſig und ich zweifle; wenigſtens hat der Körper ohne Seele keinen Verwandten.

22. Dreizehn. Eine rechte Heldenſage. Das Tragen des Keſſels möchte noch mehr an den keſſeltragenden Thörr in Hymisqvida erinnern, als Hans im Kindermärchen, der ſich die Glocke als Mütze aufſetzt. M. 170.

24. Jack mit ſeinem Flötchen. Flämiſches Volksbüchlein. Das Krähen ſetzte ich an die Stelle einer derbern Strafe.

27. Das Feuerſchloß hat Verwandte in der Tauſend und einen Nacht. Auch der Brynhildr und der Menglödh Skialdborg war mit „vafrlogi" umgeben. Snorri 139. Edda Saem. 110a. M. 395.

29. Herr Halewein. Flämiſches Volkslied. Es erinnert an das Mordſchloß. Auch den Schweſtern in Nr. 15 ſteht es frei, ſich eine Todesart zu wählen. Mehre Verſionen des Liedes brachten das Belgiſche Muſeum von Willems, Mone's Anzeiger und Uhland's Sammlung deutſcher Volkslieder; eine Uebertragung: die „Belgiſchen Sagen von Maria Ploennies."

30. Die ſchlimme Herberge. Iſt wol der nordiſche Mythus von dem Wiederholen des Keſſels, wenigſtens ſtimmt der erſte Theil des Märchens ganz dazu, ſowie Nr.

31. Vom Schelfiſch zu Snorri 46.

32. Hühnchen mit einem Bein. Vgl. darüber M. XXXVI.

34—36. Aus Cäſarius.

41. **Wie Albertus Magnus einen Neugierigen ſtrafte.** Ganz treu der ſo oft erſcheinende Knüttel aus dem Sack.

42. **Mutterthränen.** Dieſelbe Sage iſt auch muhammedaniſch; doch muß ich leider die nähern Nachweiſe darüber für ein anderes Mal erſparen. Vgl. M. 884, 885.

43. Vgl. NS. Nr. 578.

49. **Der Teufelspütz zu Aerſeele.** NS. Nr. 180, 197, 461, 462, 463, 464, 580.

50. **Der Teufelspütz zu Oultre.** Ebenſo beſchäftigt Fauſt den Teufel NS. Nr. 266. Das hineingeſchüttete Mehl iſt wol nur ein Opfer, der Brunnengottheit gebracht.

52. **Der ſchwere Hund zu Lübeck.** Sollte der nicht zu dem wüthenden Heere gehört haben, nicht ein Hund der Frau Gauden ſein? M. 877 ff.

53 — 55. **Kaninchenſagen.** Menzel ſieht in den Katzen und Kaninchen der belgiſchen Sagen Katten und Kaninefaten, doch da kann ich ihm unmöglich beiſtimmen; es ſind weiter nichts als Thiere, in welche die Seele überging, wie dies dieſe drei Sagen ganz deutlich beweiſen. Vgl. M. 621.

56. **Seele als Vogel.** Vgl. M. 788. Viel alterthümlicher erſcheint in der folgenden Sage

57. **Geiſt erlöſt die Seele als weißer Schwan.** Sankt Benedikt ſah ſeiner Schweſter Seele als Taube entfliegen.

59. **Roſe aus des Todten Mund.** Hier fällt das Begräbniß (M. 787) weg und die Seele ſcheint unmittelbar in die Roſen übergegangen.

60. **Goldwurz blutet.** Vgl. M. 618.

61. **Spinnweibchen in der Linde.** Die Frau ſcheint eine der Norni zu ſein. Vgl. M. 618 die Hafsfeu.

65. **Der Elben und Zwerge Töpfe und Pfeifchen.** Die Alvenberge ſind Grabhügel, ein neuer Beweis dafür, wie nahe ſich Seelen und Elbe ſtehen. Vgl. M. 869.

69. **Die Lappländer zu Langdorf.** Wahrſcheinlich erhielten die Kobolde dieſen Namen von ihrer unförmlichen Geſtalt. Sie begegnen ſich hier faſt mit den Zippeneſſen oder Zigeunerinnen, denen man auch derartiges gefahrloſes Feuermachen in Scheunen zuſchreibt, die gleichfalls derlei Meſſer in die Tiſche ſtießen.

71. **Der Hinzenthurm in Aachen.** Der Jäger ſpricht von der Erſcheinung und verſchwindet. Vgl. 75 und 76.

77. **Waſſerteufel im Tabakfelde.** Die Zwerge und Elbe ſtellen zwar den Erbſenfeldern nach M. 434. Hier wäre aber wol eher an den Pilwig zu denken ~~ſein~~. M. 441 ff.

80. **Das Stroh des Nixes verwandelt ſich in Gold**, gerade wie die ſcheinbar geringfügigen Geſchenke anderer göttlichen und halbgöttlichen Weſen, z. B. die Späne vom Wagen der Holda und des wilden Jägers. Aehnliche Sagen vom Nix brachten die DS.

81. **Des Nixes Füße.** Die Schwanjungfrau läßt ihren Schwanfuß, andere bei Kuhn (ſo ich mich recht erinnere) ihre gelben Pantoffeln nicht gern ſehen.

38 *

89. **Sage vom glücklichen Berge.** Das Tiſchchen deck' dich der deutſchen Märchen, welchem auch das Schächtelchen in Nr. 115 verwandt iſt.

91. **Der lange Mann bei Köln.** Darf man in ihm, den mit dem Wirbelwind Davonfahrenden, einen Wuotan ſehen?

92. **Rieſen zu Wetteren und Laerne.** Noch alljährlich werden auch in Brüſſel Rieſenbilder in feierlichen Umzügen (Cavalcaden) umgeführt, ebenſo in den meiſten andern Städten von Belgien; mit ihnen Schiffe, große Drachen, das Glücksrad, Löwen, Wallfiſche ꝛc. und auf eigenthümlichen Triumphwagen Vorſtellungen aus der heiligen oder Profangeſchichte. Rieſen, Schiffe, Drachen und Glücksrad könnten ältern Urſprunges ſein, das Uebrige kam wol erſt ſpäter hinzu. Die Namen der Rieſenbilder ſind meiſt unbedeutend z. B Janneke in Brüſſel; das in Cameryk heißt Gambrin, wie der halbmythiſche König, der das Bierbrauen erfand. Vielleicht brächten nähere Unterſuchungen ältere und wichtige Rieſennamen zu Tage.

95 — 96. Iſt der Tod hier mit Hel verwechſelt? Sie war Lokis und einer R i e ſ i n Tochter. Bei Keysler vertritt ſie ja auch die Peſt.

97. **Tod vorherſagender Weiher.** Den Traumbüchern und einem allgemein verbreiteten Aberglauben zufolge, bedeutet von Fiſchen träumen baldigen Tod eines Verwandten oder Freundes. Vgl. Nr. 102.

100. **Das fromme Knäbchen zu Speier.** Nahe verwandt mit der kölniſchen Sage von Herrmann Joſeph. M. 103 Note iſt hier zu vergleichen.

104. **Pilgrim ſtirbt.** Dies wunderthätige Gnadenbild des mons acutis wurde von einem Hirten daſelbſt an einer E i c h e gefunden und zwar ſchon im zwölften Jahrhundert. (NS. Nr. 172.) Wie, wenn hier ein Menſchenopfer zu Grunde läge?

105 — 106. Vgl. NS. Nr. 313 und Anm.

107. **Wie Graf Wilhelm von Jülich ſtarb.** Der Topf in der Hölle erinnert an die Töpfe, unter welchen der Nickus die Seelen der Ertrunkenen gefangen hält. Vgl. Nr. 12 u. Anm. Auch in den KM. erſcheint der Keſſel.

109. **Feindſchaft auch nach dem Tode.** Der heil. Einſiedler Thomas flüchtete mehrmal aus ſeinem Grabe, weil man ihn neben unfrommen Menſchen beerdigt hatte. NS. Nr. 156 Anm.

113. **Getreide gelobt und nicht gegeben.** Auf ähnliche Weiſe ſteigt der Donnerkeil jedes Jahr um einen Fuß höher aus der Tiefe, in die er fuhr.

114. **Das Schloß von Binderhouthem.** Hier tritt wieder das Kaninchen ganz wie das klagende und ſeufzende Licht auf, als Hülle einer Seele.

117. **Selbſtmörder kehrt wieder.** Klingt ſchon an die Vampyre der Slawen an.

118. **Des todten Wucherers Speiſe.** Scheint Reſt einer Sage vom wüthenden Heere, wenigſtens wird in ſolchem ebenſo das Viertel eines grünen Moosweibchens oder eines ſchon faulen Ochſen an der Thür aufgehangen. Ich vermuthe dieſen Zuſammenhang um ſo mehr,

da der Wucherer nicht in den Himmel kann und folglich mit umfahren muß.

119. **Wie es der Seele des Landgrafen Ludwig erging.** Der Brunnen iſt wol nichts anderes, als der in Nr. 12 und Nr. 107 vorkommende Topf und Keſſel.

122. **Spukender Mönch.** Es iſt bemerkenswerth, daß der Geiſt hier aus dem Ofen kommt, wie es ſcheint; warum anders die Helle vor ſeinem Auftreten? Er wäre ſomit wol ein Herdgeiſt? Kuhn hält die Hausgeiſter für Feuergottheiten.

123. **Der verwünſchte Bürgermeiſter.** Der Bürgermeiſter erſcheint durchaus als Kobold oder dienſtbarer Hausgeiſt; ein neues Zeugniß für den Zuſammenhang zwiſchen Seelen und elbiſchen Weſen. Vgl. Anm. zu Nr. 65.

124. **Entmann Timphut.** Sollte Entmann nicht an Katermann (M. 471) erinnern? Der Timphut iſt die Tarnkappe des Geiſtes.

125. **Stiefel.** Auch die DS. kennen einen ſolchen Geiſt.

129. **Das alte Mütterlein und die Katzen** mahnt ſtark an Frau Gauden und ihre vierundzwanzig Hündinnen. M. 877.

130. **Verbannter Geiſt.** Gehört mit Nr. 113 in eine Reihe.

131. **Spukgeiſt im Kloſter Wertet.** Das Salz wurde zur Taufe von Thieren mißbraucht und die zauberkundigen Rieſinnen (Snorri 146, 147) machten Unwetter damit. M. 1002. Wie hier die Kobolde, denn als ſolche erſcheinen die Neckgeiſter ganz, durch Salz ins Kloſter, ſo kommen ſie ins Haus durch Späne und Unflat, den ſie in die Milch warfen.

132. **Gib mir meinen Kopf wieder!**
133. **Dieb will ſeine Haut wieder haben.** } Vgl. NS. Nr. 330.

134. **Doppelgänger.**
135. **Geſpenſt als Ehemann.** } Vgl. DS. Der Teufel iſt in den Hexenakten immer kalt wie Eis, darum wol, weil er in den Leib todter Menſchen fahren muß? Vgl. NS. Nr. 86, 264 nebſt Anm. S. 690 und in gegenwärtiger Sammlung Nr. 358.

138. **Der Spielmann zu St. Gallen** erinnert an das Malagyspferdchen NS. Nr. 380. Bemerkenswerth iſt des Pferdes Farbe, weiß. Sleipnir war auch weiß, gleichwie ebenfalls der Wod. M. 876, der wilde Jäger bei Arndt M. 880 und der meißniſche Hans Jagenteufel M. 883 weiße Pferde haben.

139. **Beſchwörer in Strasburg.** Auch der Storch in Nr. 1 will das erſte Kind; gleichfalls in vielen Märchen erſcheint der Zug.

140. **Wagen mit Katzen beſpannt.** Da hätten wir denn einen Ueberreſt von der Freyja Wagen. Ob nicht in andern Hexenakten mehre dieſer Katzengeſpanne aufzuſpüren wären?

141. **Hufeiſen auf Händen und Füßen.** Vgl. NS. Nr. 389.

143. **Siebente Hand.** Vgl. Nr. 326.

145. **Das Zauberweib zu Aſſenede.** Vgl. NS. Nr. 274.

146. **Dukaten verloren.** So wird ein Mann von dem Waſſergeiſt gerettet, weil er ſich ſeine Morgenkoſt ſegnen ließ. Greg. turon. de glor. confess. c. 31. M. 466.

150. **Lichtchen auf dem Baum.** Klabau iſt auch der Name der Kobolde und Zwerge und ſteht für Klaboutermanneken, Koboldmännchen. Ueberhaupt ſcheinen mir die Namen der Perſonen, welche als Zeugen in Sagen auftreten, nicht unwichtig. So findet ſich in einer andern ein Bauer R u n h o u t, Runenholz, Runenſtab?

151. **Die Katzenlinde zu Auweghem.** Auch das Spinnweibchen in Nr. 61 ſitzt unter einer Linde. In Köln heißt eine Straße neben dem Kinderbrunnen an St. Kunibert: an der Linde.

152. **Kätzchen unter der Bütte.** Das Kätzchen ſpielt hier ganz die Rolle des Hundes, der vom wüthenden Heere zurückbleibt. M. 873, 879.

155. **Der Spielmann auf dem Galgen.** Vgl. NS. Nr. 245, 246, 247, 381, 382, 383, 384. DS. Nr. 251, 278, 174. M. 1025.

158. **Hexenpütz.** Das iſt der Alf (NS. Nr. 484), der die Leute irreführt; eine neue Berührung der Hexen mit den Elben; vgl. auch Nr. 150 und 154 vorl. Samml.

159. **Zaubernadeln.** Auf ähnliche Weiſe wird NS. Nr. 403 das Zauberweib auf den Stuhl gebannt.

165. **Klagende Stimme.** Auch dieſe mahnt an den winſelnden Hund der Frau Gaude, der Krankheit und Tod ins Haus bringt.

167. 168. **Sagen von Albertus Magnus.** NS. Nr. 48 theilte ich gleichfalls eine Sage über Albertus mit, der ich das Folgende nachtragen will. Le Loyer erzählt in ſeinem Discours des spectres p. 129: „Les banquets du magicien Pases estoient magnifiques, somptueux et plantureux de viandes et se voyoient force serviteurs, qui se presentoient pour servir les conviez et neantmoins les viandes, mets, entremets, cuisiniers, apprets n'estoient que choses vaines."

171. **Hecke und Alene.** Karl der Große bricht Amalbergen den Arm NS. Nr. 112. Sollte dies nicht ein Reſt einer Heldenſage ſein und ſtatt Hecke Ecke geleſen werden müſſen? Heggedor ſtatt Eggedor weiſt Grimm M. 219 nach. In Adriani de But Cronic. monasterii de Dunis ed. Carton. Brugis 1839 finde ich die Eigennamen: E g g o f r i d u s (a. 1194), E g g e l i n (a. 1255).

172. **Unſchuldige gehangen.** Ernſt Weiden erzählte mir eine ähnliche, nächſtens mitzutheilende Sage von zwei kölner Bürgern, die zu Sankt Jacob nach Compoſtella gewallfahrtet.

177. **Das Kreuz in der St. Georgskirche zu Köln.** Vgl. NS. Nr. 568 und Anm. S. 707.

180. **Das Kreuz zu Wenduine.** Ebenſo machte es unſere liebe Frau von Hülſterloo Nr. 296. In der Moſchee Omar zu Jeruſalem befindet ſich in einer Art von Kapelle ein Stein: „A l'entendre cette pierre avait été autrefois enlevée par les Grecs, mais à peine était elle hors de Jérusalem, qu'elle avait eu le bon esprit de revenir d'elle même à l'endroit, où elle est aujourdhui." De Geramb, Pélerinage à Jérusalem et au mont Sinai, II. ed. de Brux. 1839. I, 281.

181. **Der hölzerne Gott zu Paſſchendale.** Kehrt auf dieſelbe Weiſe auf ſeine alte Stelle zurück.' Iſt es ein heidniſcher Gott, der nicht in dem engen Tempel wohnen will, ſondern im freien, luftigen Walde? Ceterum *nec cohibere parietibus Deos*, neque in ullam humani oris speciem adsimulare *ex magnitudine coelestium arbitrantur.* Germ. 39. Und ſtand das Bild nicht auf einem Eichenſtumpf? Erſt als ſeine heilige Eiche gefällt iſt, bleibt es, wie gezwungen dazu, in der Kirche, doch ſein Geiſt irrt noch an der Eiche umher. Welches andere Bild hätte denn einen Geiſt und gar noch einen ſo bösartigen? Gewiß kein *Ecce homo*. Für Houtengodboſch leſe ich ohne Anſtand Oudengodsboſch. *Le vieux dieu*, aen den ouden God heißen manche Stellen in Belgien, ſo u. a. die letzte Eiſenbahnſtation vor Antwerpen. (ſ. Nr. 236.) Auch die dem Ecce homo ähnliche Geſtalt ſcheint der Berückſichtigung werth. Wahrſcheinlich hatte es die Hände übereinandergelegt; ſo aber finden wir eine Menge von Götzenbildchen dargeſtellt, beſonders orientaliſche. Der Priap zu Antwerpen hielt die Arme über dem Kopf ausgebreitet.

182. **Die auswandernden Heiligen.** Mit dem Abbé Thiers (Superstitions qui regardent les saints sacrements II. 405) und E. de Groote bin ich geneigt, in der Urſulalegende einen ſchönen Roman zu ſehen, wenigſtens ſcheinen die 11,000 Jungfrauen ſehr bedenklich. Auch hütet ſich die Kirche wohl, der 11,000 zu gedenken, und in allen Breviarien und Miſſalen iſt nur die Rede von S. Urſula und ihrer Geſellſchaft (Sancta Ursula et sociae eius oder et eius societas). Daß der Marterſtätte nahe Eigelſteinsthor und die Eigelſteinsſtraße erklärt E. d. Groote aus aigle, aquila; dies ſcheint mir gewagt. Jedenfalls war die ganze Gegend ein römiſcher Begräbnißplatz. — In der Legende treten die Jungfrauen recht heidniſch auf, zürnend (S. 295), daß man ſie nicht verehre und endlich, gleich dem „alten Gotte," zurückkehrend dahin, wo ſie geweſen und wo man ſie höher hielt. Auch der Zug mit dem Kamme iſt ganz eigenthümlich. Die Nixen und Brunnenjungfrauen ſtrählen ſich ſo oft die langen Haare.

183. **St. Michael fliegt vom Wudinsberge weg.** In Sankt Michael ſehe ich ohne Bedenken den Wuotan. Vgl. M. 797.

> Heiligen engel, ſinte Michiel,
> Ik beveel u myn lyf en ziel,

beten die Kinder in Flandern. Der Berg war zu heilig, als daß Menſchen ſich dort hätten anbauen dürfen; als dies dennoch geſchah, wich der Gott.

184. 185. 186. 188. 189. 190. Vgl. M. 103.

186. **Die Magdalena im Park zu Brüſſel.** Auch Erasmus von Rotterdam wendet die Blätter ſeines Buches. NS. Nr. 267.

187. **Das Kreuzchen im Weißen-Frauenkloſter zu Köln.** NS. Nr. 353.

195. **Sankt Gudulen Grab beſtohlen.** NS. Nr. 64.

198. **Kind aus dem Knie.** Die Einwohner von Madagaskar erzählen, Adam habe ſtark gegeſſen und in Folge deſſen einem natür-

lichen Bedürfniſſe genügen müſſen, was ſich aber gleich im Paradies durch den Geruch verrathen. Darob ſei er vom Teufel verklagt worden und Gott habe ihn aus dem Paradieſe geworfen. Einige Zeit nachher wäre ſein Bein aufgeſchwollen und man habe ein jung Mädchen herausgeholt, welches er geheirathet. (d'Herbelot Bibliothèque orientale.)

199. **Von Mäuſen gefreſſen.** Die Hatto'sſage iſt bekannt, nicht weniger die von dem Polenkönig, der, nachdem er ſeine Brüder vergiften laſſen, gleichfalls von Mäuſen aufgefreſſen wurde.

200. **Peſt zu Trier.** Vgl. Peſt zu Frankfurt, am Schluſſe der Sammlung. Auch M. 1135 ff.

203. **Wagen in der Luft.** Der Hund erinnert wieder an den des Wod und der Frau Gaude. M. 873. 879.

204. **Der Höllenwagen zu Zelſate.** Iſt das ein Höllenwagen, Seelenwagen, oder ein hölliſcher Wagen, der zur wilden Jagd gehört?

205. **Die Nonne ohne Kopf zu Köln.** Jeder Miſſethäter, deſſen Verbrechen vor ſeinem Tode nicht herauskommt, muß mit dem Kopf unterm Arm umgehen. Abergl. 605 in der erſten Ausg. der Mythologie. Vgl. 2. Ausg. 896, 901. Kopfloſe ſind im Gefolge des wilden Jägers.

215. **Das Weib im Walde.** Iſt wol nur eine eingekuttete Norne.

218. Verirrte ſich hierhin.

220. **Feurige Landmeſſer.** Auch die Eule ruft Lik, Lyk oder Lich, wenn ſie am Fenſter den Tod anmeldet.

221. **Die weißen Frauen necken.** Vgl. Nr. 471 und NS. Nr. 212.

222. **Der Kuhkopf zu Altenberge.** Das iſt ein Opfer der Kuh, deren Kopf nur aufbewahrt wird. M. 41 ff. Vgl. auch 1095. Ein ähnliches Opfer, dem Hausgeiſte gebracht, erſcheint in Nr. 219.

229. **Trappler zu Cootscamp.** Ein kopfloſes Pferd erſcheint auch M. 881.

232. **Kobolde verjagt.** Aehnlich lautet die Klage des wegziehenden Flerus NS. Nr. 216.

234. **Die Kaboutermännchen zu Linden.** Hier ſcheint ſich faſt der wilde Jäger mit Kobolden zu berühren.

237. **Der ſprechende Bock.** Das Poſterli erſcheint in Geſtalt einer Ziege. M. 886, 868.

238. **Die rothen Zwerge zu Gyſeghem.** Vgl. die Sagen von den Rothmützchen. NS. Nr. 474, 475. Auch die folgende Nr. 239.

240. **Rübezahls Pferde.** Auch die des Fauſt, Zyto's und die Schweine des grauen Mannes bei Langbein verwandeln ſich in Strohwiſche.

242. Der Nicker zu Lichtervelde. Vgl. M. 868 und Anm. zu NS. Nr. 487—489. S. 705. Gleichfalls M. 458.

246. Seebiſchof. Auch in NS. Nr. 511 iſt der Nix ſchon chriſtlich, denn ſeine Frau kann nicht zur Meſſe gehen, weil ein geſtrandetes Schiff ſeine Hausthüre ſperrt. Auch der ſchwediſche Neck will die Seligkeit zugeſagt haben M. 888 und 461.

250. Der Schatz zu Hummelshauſen. Wie der Donnerkeil jedes Jahr der Oberfläche um einen Fuß näher rückt, ſo ſinkt der Schatz umgekehrt immer tiefer; die Zwerge und Kobolde ziehen ihn wohl immer mehr ihrem Reiche nahe?

251. Schatz im Keller. Die Frau iſt weiß gekleidet, auch das Mütterchen in Nr. 255, die Nonne in Nr. 254 wol nur eine Umwandlung der weißen Frau? in 210 und 211 erſcheinen auch weiße Jungfrauen und gleichgekleidet war gewiß die Jungfrau auf der Ziege. Man halte dazu M. 914 ff.

259. Geiſt an den Eichen. Das ſcheinbare Zerſchlagen des Hausrathes ließe wol auf einen Kobold ſchließen, doch die heiligen Eichen am Weiher müſſen einer höhern Gottheit geweiht geweſen ſein.

260. Die Wundereiche zwiſchen Sichem und Dieſt. Reiner Baumcult. Vgl. NS. Nr. 167 ff.

262. Sankt Gudulen-Baum. Das Vöglein iſt wol die Seele? Vgl. Nr. 56, 57, 58. Auch der Baum iſt mit ihr verwandt, da er erſt nach dem Begräbniß geſehen worden.

263. Wunderbare Quellen. In der Nähe des Thales Joſaphat liegt der Brunnen der Nehemia: „Malgré son extrême profondeur quelquefois il se remplit au point, qu'il déborde et c'est dans l'opinion commune un signe certain que l'année sera fertile . . . les habitans de Jérusalem y lavent alors leurs tapis, leurs vêtemens; c'est une espèce de fête publique. De Geramb, Pélerinage à Jérusalem et au mont Sinai. II. ed. de Brux. 1839. I, 255.

264. Gottliebenbrünnlein zu Ghiſtel. In dem Märchen fällt die Spindel in den Brunnen.

273. Karl läßt einen Brunnen graben. Immer wieder die alte Sage vom dürſtenden Heere, die wir auch ſchon, obwohl mehr variirt, auf den Grafen Arnold III. übertragen erblickten. NS. Nr. 34. Vgl. daſ. 19. M. 890.

278. Gottliebe. Die Holzſpäne mahnen an die in Roſen verwandelten Speiſen der heiligen Eliſabeth; eine ähnliche wunderbare Verwandlung ſcheint urſprünglich auch bei Nr. 457 ſich gefunden zu haben. Die böſe Mutter berührt ſich mit Matabruna im Ritter mit dem Schwan. Die in Gold verwandelte Erde iſt ächt mythiſch und erinnert an die unſcheinbaren Geſchenke der alten Göttinnen, welche ſich ſpäter in koſtbares Gold verwandeln. Nicht weniger nahe ſteht Gottliebe dieſen in ihrer Erſcheinung als nähende (ſpinnende, weiße) Jungfrau, unter dem Baume, am Scheidewege. Die Handſchuhe, welche an den Sonnenſtrahlen hängen, fanden wir NS. Nr. 336

ſchon als Kutten; ähnliches berichtet die Legende vom heil. Goar. Nimmt man zu dieſem allen noch den heiligen Brunnen (Vgl. Nr. 264), dann ſieht die ganze Gottliebenſage wie aus verchriſtlichten Mythen zuſammengeſetzt aus. Uebertrug das Volk vielleicht alte Mythen auf Gottliebe? Als ſchenkende, ſpinnende, weiße Brunnenfrau gleicht ſie Holda auf ein Haar.

279. **Hildemarka.** NS. S. 684 wies ich ſchon eine quercus Jesu und eine quercus diabolica im Comenwalde nach; eine Menge Klöſter befanden ſich in demſelben. Dies Alles ſcheint auf alte Heiligkeit des Waldes zu deuten. Wie mag ſein Name in ältern Urkunden ſein? Zonienbosch und forêt de Soignies ſcheinen nicht mythiſchen Anklanges. Der Name Jackosburg iſt bemerkenswerth, denn in NS. Nr. 260 ruft der wilde Jäger Jakko! Jacko! Jacko! Wodel ſteht für Wode, Wodelbier. (M. 142) Ließe ſich noch eine Verwandlung des H. in J. rechtfertigen, dann hätten wir in Jakko den Hakel, (M. 875), Hakelberend (daſ. 133, 875, 873) und in der Jackosburg eine Hakelsburg (Hakelberg.).

286. **Leonhardi Eſelsritt.** Vgl. NA. 86—92. NS. Nr. 81, 339.

287. **Kaiſer Karl und der Rübenkäs.** Vgl. NA. 86—92. NS. Nr. 81, 339.

295. **Der alte Schwan.** Vgl. NS. Nr. 50 und Anm. S. 675.

296. **Tauben weiſen den Weg.** Eine Auswanderungsſage? Vgl. M. 1093, 1094.

299. **Fröſche verjagt.** Vgl. Nr. 456 die quakenden Fröſche.

303. **Von dem Maler und dem Teufel.** Vgl. Nr. 100 und Anm., ferner Nr. 177, Anm. zu Nr. 184.

304. **Ritter Walters Geſicht.** Vgl. M. 796.

311. **Die verwandelten Fiſche.** Das iſt ein reiner Koboldſtreich, den wir in NS. Nr. 497 wiederfinden; er erinnert an das Erſcheinen des Nichus in Pferdegeſtalt.

317. **Den Teufel beſchwören.** Der Böſe fodert ein Opfer; Lamm und Hahn waren Opferthiere.

318. **Teufel holt den Ungehorſamen.** In Nr. 317 erſcheinen zuerſt Schweine (Eber), dann Getöſe, faſt wie das der wilden Jagd, zuletzt der ſchwarze Rieſe; hier verlobt der Jüngling ſich gleichſam der ſchönen Jungfrau, die im Wirbel mit ihm entflieht. Dürfen wir Gottheiten in den beſchworenen Geiſtern ſehen?

325. **Teufel ſonder Kopf.** Scheint eine Geſtalt aus dem wüthenden Heere.

326. **Duiveljong, Alraun.** — Ebenſo gehts mit der Zauberei in der ſiebenten Hand (Nr. 143). Vgl. M. 480.

334. **Dieb gezeichnet.** Er fiel wol durch den Kamin herab, wie in vielen andern Sagen?

337. **Zauberlohn.** Die Ueberfahrt in Eierſchalen iſt wieder ganz elbiſch.

340. **Der Todten Gang zum Rheine.** Die Heiſterbacher Mönche wurden nicht auf der andern Seite des Rheins, ſondern neben dem Kloſter, oder in der Kirche begraben; der Gang zum Rheine ſpielt alſo auf eine Seelenüberfahrt an.

342. **Ritt zum Hexentanze.** Die Magd und das Kind reiten auf des Hundes Schwanz. Setz dich auf meinen Schwanz! ruft der Wind dem Zauberer zu. NS. S. 688.

344. **Schavackenſtauen.** Man konnte mir nirgend Auskunft geben, was das heiße.

345. **Aalmutter.** — Sunt et alii Tartari quidam, inter alios Christiani quidem, sed pessimi, quorum filii, cum patres suos senescere vident ac tedio senectutis aggravari, dant eis comedere pinguia quaedam, ut caudas arietum et hujusmodi, quibus oppressi de facili valeant suffocari. Cumque sic mortui fuerint, corpora eorum comburunt ac pulverem eorum colligentes, quasi preciosum quoddam custodiunt. Indeque quotidie, quando comedunt, cibaria sua ex hoc pulvere spargunt. Vincent. Bellovac. spec. histor. 29. c. 86. Vgl. NS. Nr. 208.

346. **Prieſter zum Hexentanze entführt.**
347. **Das Paradies im Berge.**
} Das iſt der Palaſt, der dem Könige Radbod nach ſeinem Tode bereitet war; beides ſind nur andere Wendungen jener Sage und Valhöll iſt in ihnen nicht zu verkennen.

358. Vgl. NS. der Schüler des Agrippa und Anm. zu Nr. 134 und 135.

363. **Blutſauger**, die „im Leib krebs- oder krötenähnlich umkriechende Bermutter.“ Schmeller 1, 188 und Höfer 1, 78 bei Grimm, M. 1132.

364. **Schlange und Kröte.** Iſt das nicht ein Opfer?

370. **Haſe erſchreckt ein ganzes Heer.** Den Haſen ſehen, bringt Unglück. M. 1079.

375. **Vorſpuk vor der Sporenſchlacht.** Der Name des Wolfes, des Odhinn geweihten, Brun, iſt zu bemerken. Er und der NS. Nr. 547 vorkommende Reim ſcheinen mir neue Beſtätigungen für die Brunepierre bei Hollain zu ſein. Hier wehrt der Wolf ſeinem Herrn, in die Schlacht zu gehen, weil der Sieg nicht auf ſeiner Seite war.

376. **Wolf und Adler vor der Schlacht.** Auch hier tritt der Wolf wieder ſiegbringend auf, mit ihm der Adler. Vgl. M. 1082. In der Vita Sancti Bertulphi bei Surius (5. Jan.) erſcheint dem heil. Baubert ein guter Engel in der Geſtalt eines Aars. Die Luft glänzte in Feuer: kam das von den ſie durcheilenden Walkyrjen?

377. **Zeichen vor der Schlacht bei Rooſebeeke.** Woher mag der mons aureus ſeinen Namen haben? Sonderbar, daß gerade in

ihm, der ſo ſehr an Asgard anſchlägt, das Waffengeklirr und Geräuſch ſtreitender Männer war.

385. Das Lichtchen. In dem Märchen hat der Tod eine große Kammer mit Lichtern. Vgl. Nr. 114.

386. Wie die Todten dankbar ſind. } Vgl. NS. Nr. 318.
387. Die weißen Reiter. }

388. Die Kinder in der Krypta von Sankt Bavo. Vgl. Nr. 121. Schön bearbeitet wurde die Sage neuerdings von Frau Luiſe von Ploennies in „Ein September in Belgien. Reiſeerinnerungen."

394. Reiter ſonder Haupt. Schon wieder das weiße Roß. M. 890, 892, 896, 897. Vgl. unten Nr. 469.

396. Das Pantoffelſträßchen zu Ypern. Vgl. M. 917, 920.

398. Der gebundene Teufel. Bornus iſt wol monoculus, franz. borgne, alſo Wuotan?

401. Geiſt im Pfarrhaus. Das Knocheneſſen erinnert an Thôrrs Fahrt nach Jötunheimr, und Logi. (Snorri 54, 60.)

403. Der Trogſchrapper in Zwevezeele. Vgl. NS. Nr. 181.

405. Pferde in dem Heuſchober. Mahnt an Frau Richmuth von der Aduſt, DS. Nr. 174, die Pferde zu Dünkirchen, NS. 536, und das Flachs in der Kirche zu Havelte ſ. unten Nr. 472.

406. Feuriges Schiff. Vgl. Schiff verſchwindet, unter Nr. 477.

412. Sankt Bavo's Thurm zu Gent. Vgl. NS. Nr. 37.

413. Zwei Kirchen. } Vgl. M. 511.
414. Wulveringhem und Vinchem. }

415. Das unvollendete Kloſter. Vgl. NS. Nr. 186, 187 und Anm.

416. Der Teufelsthurm zu Nieuport. Vgl. M. 515; auch die Sage vom Baue des aachener Münſters u. a. m.

417. Der Hochaltar zu Blaubeuern. Vgl. NS. 372.

435. Der Tod des Biſchofes Eberhard von Trier. Vgl. M. 1045.

454. Wandernde Kannen. Dieſe erinnern an wandernde Reliquienkäſtchen in Nr. 183. Nebſt den folgenden 455 — 460 danke ich dieſe Sage der freundlichen Mittheilung des Herrn Max Rieger in Darmſtadt.

456. Die quakenden Fröſche zu Freienſee. Eine genau verwandte Sage muß ſich in dem NA. finden.

457. Die Frau von Roſenberg. Soll der Ritter nicht Roſen ſtatt der Speiſen gefunden haben? Die Verwandtſchaft mit der Sage von St. Eliſabeth iſt offenbar.

458. Die Peſt zu Frankfurt. „Einſt wüthete die Peſt im Odenwalde und zeigte ſich als blaues Flämmchen an der Sakriſtei der

Stadtkirche zu Erbach, wo ſie eingemauert wurde.“ M. 1135, wo noch mehre Beiſpiel der Art angeführt ſind.

460. Der Petersſee, erinnert ſtark an die in den niederländiſchen Sagen ſtets wiederkehrende rothe See, wohin auch die Geiſter gebannt werden. Thörr iſt einer der Götter, zu dem die Seelen gehen; das roth ſtimmt zu ihm, Sankt Peter und Donar ſcheinen auch verwandt. (Vgl. Anm. zu Nr. 2.)

476. Zauberfamilien in Drenthe. Sollten hier nicht Prieſterfamilien im Spiele ſein?

478. Eelke Liaukama. Eine derbe Verwandtſchaft der Roſen der heil. Eliſabeth, der Hobelſpäne Gottliebens. Vgl. auch NS. Nr. 301: die wunderbaren Roſen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler.

S.	77	Z.	14	lies	Elig, gleichfalls wo es weiter noch vorkommt.
„	179	„	6	„	Hermans
„	207	„	12	„	Mostrovius
„	308	„	13	„	Wladsloo
„	336	„	27	„	Hirsaugiense
„	—	„	28	„	Schadtboek
„	348	„	3	„	Gyſeghem
„	—	„	5	„	„
„	361	„	1	v. u.	lies einen Klafter
„	378	„	12	lies	unſern
„	404	„	3	„	Sonienwalde
„	446	„	20	„	praestigiis
„	467	„	30	„	Zippeneſſen ꝛc.
„	468	„	5	„	„
„	—	„	9	„	„
„	—	„	14	„	„
„	—	„	19	„	„
„	—	„	21	„	„
„	517	„	6	„	Kälberſtraße
„	—	„	10	„	„
„	—	„	16	„	„
„	556	„	6	„	Le Loyer

Wolf, Johann Wilhelm, 1817-1855 [Herausgeber]

Deutsche Märchen und Sagen mit drei Kupfern

Leipzig 1845

P.o.germ. 1636 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123684-3